

This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + Make non-commercial use of the files We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + Refrain from automated querying Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + Maintain attribution The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + Keep it legal Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

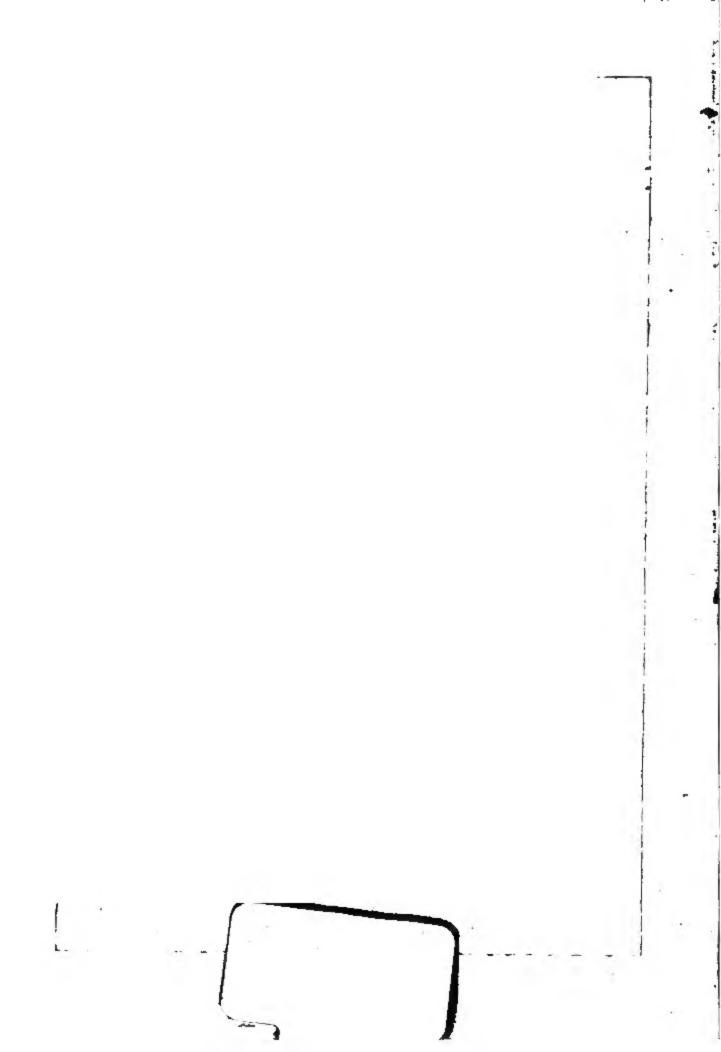
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

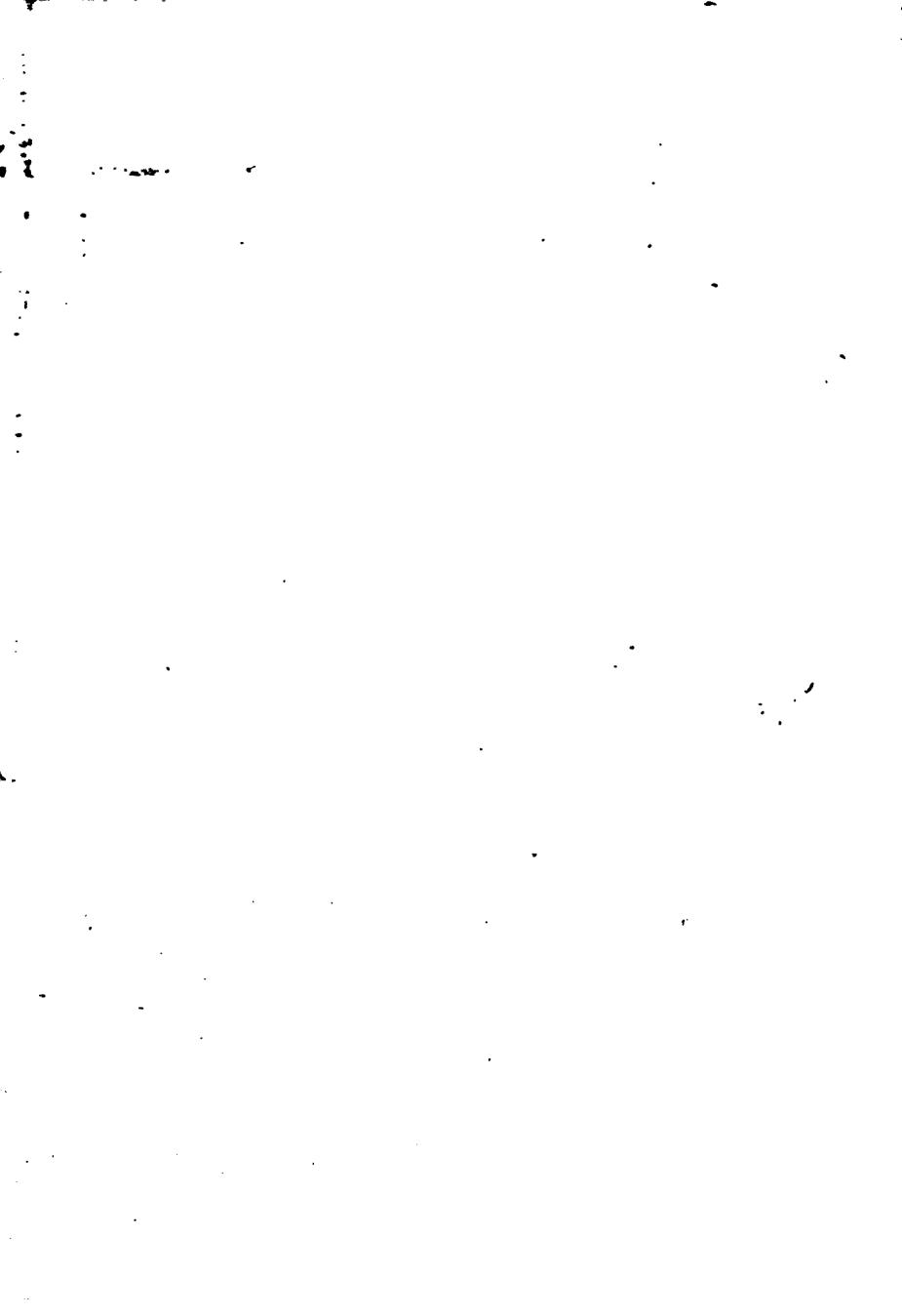
Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

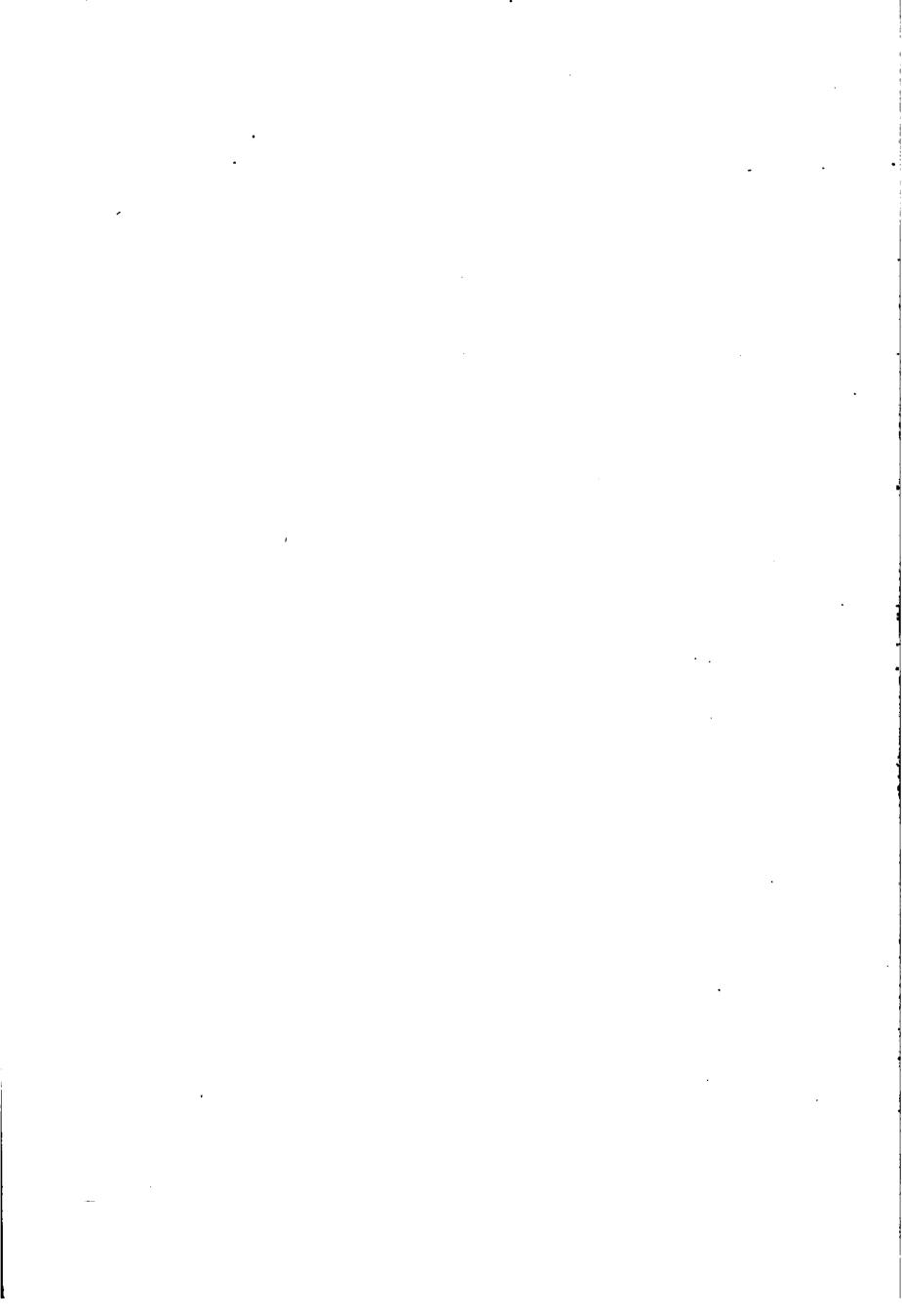
- Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + Keine automatisierten Abfragen Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + Beibehaltung von Google-Markenelementen Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

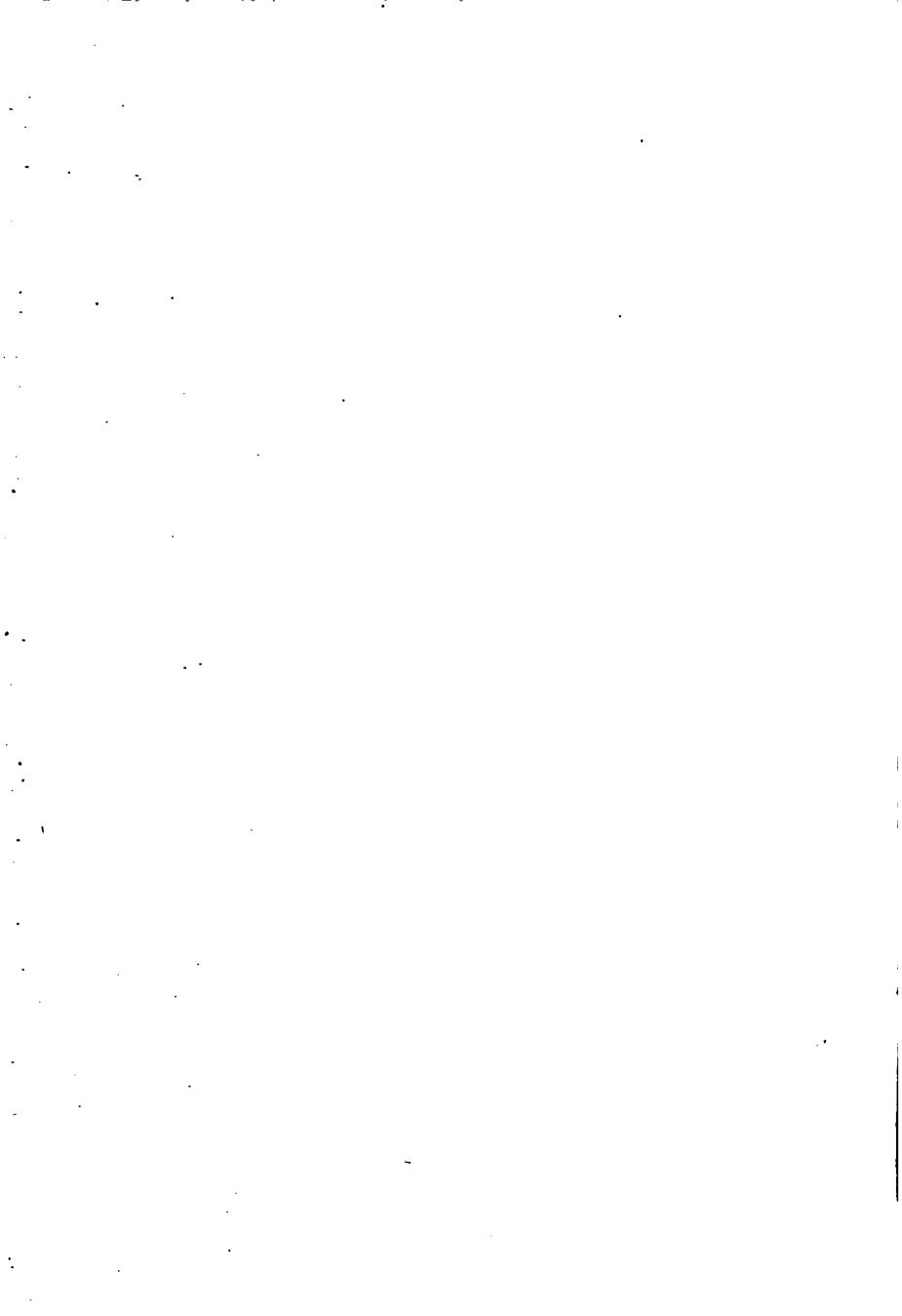
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter http://books.google.com/durchsuchen.

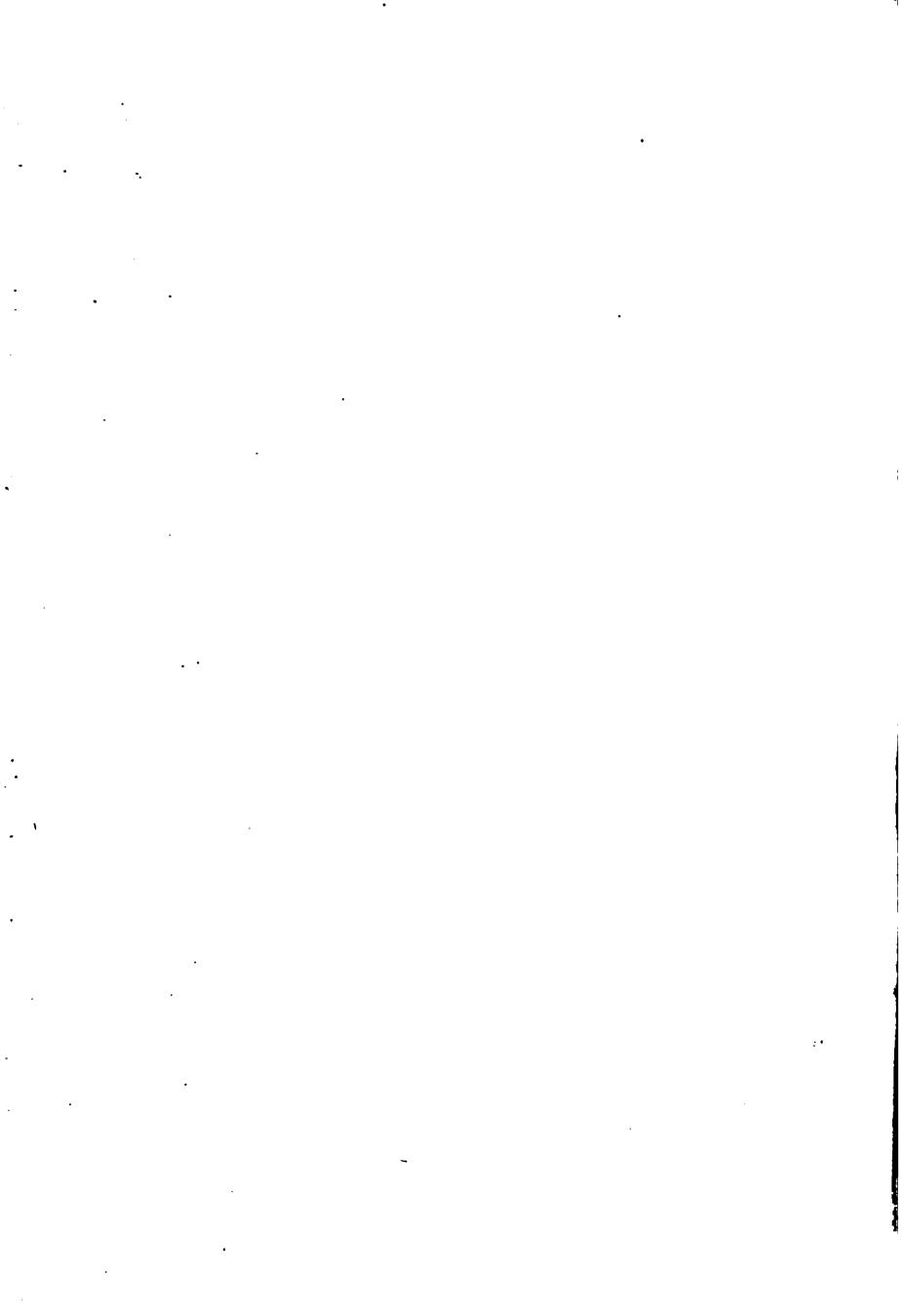








• • •



An Fraulein Téchnine Herzelie. Wenn Frangauf Grang down City umwinder, May drever ouch The gara remands; Ind worm he hear Regerant frem de de To had Sualich midderche expant Jena em 22 Mily 187% Goether fort, gelt and F

Goethe's Frauengestalten

nad

Adolf Stahr.

I,

Sunfte, durchgesehene Auflage.

) . Berlin.

Berlag von 3. Guttentag. (B. Collin.)

1875.

47594.44

Minde Sund,

Das Recht ber Uebersetzung in frembe Sprachen ift vorbehalten.

Horwort

zur fünften Auflage.

Per in der Borrede zur vierten Auflage von mir ausgesprochene Bunsch: "daß es meinem Buche vergönnt sein
möge, sich nicht nur die Theilnahme seiner bisherigen Freunde
zu erhalten, sondern auch neue hinzuzugewinnen und so das
Berständniß der Schöpfungen unseres größten Dichters in
immer weiteren Kreisen verbreiten und fördern zu helsen",
hat sich zu meiner Freude in reichem Maaße erfüllt.
Schon nach kaum mehr als zwei Jahren ist, trop der beträchtlichen Stärke der vierten, jest bereits die fünste
Auflage nothwendig geworden.

Ich habe dieselbe nur als eine "neu durchgesehene" zu bezeichnen, da wesentliche Veränderungen und Zusätze nicht nothwendig erschienen.

Dahingegen benutze ich die Gelegenheit, an dieser Stelle ein Paar Aussprüche Goethe's über seine Frauengestalten mitzutheilen, die man nicht ohne Interesse lesen wird, und aus denen zugleich hervorgeht, welchen Werth der Dichter selbst auf diese Schöpfungen seines Genius gelegt hat.

"Die Frauen" — sagt er einmal zu Eckermann bei einer Besprechung von Byron's Franengestalten, die er sehr gut ausgeführt fand — "sind freilich auch das einzige Gesäß, das uns Neueren noch geblieben ist, um unsere Idealität hineinzugießen." Und an einer andern Stelle seiner Unterhaltungen mit demselben läßt er sich mit die rektem Bezuge auf seine eignen Frauenschöpfungen also ver= nehmen:

"Die Frauen sind silberne Schalen, in die wir goldene Aepfel legen. Meine Idee von den Frauen
ist nicht von der Wirklichkeit abstrahirt, sondern
sie ist mir angeboren, oder in mir entstanden, Gott
weiß wie. Neine dargestellten Frauencharaktere sind
daher auch alle gut weggekommen; sie sind alle besser
als sie in der Wirklichkeit anzutressen sind."

Damit stimmt überein, was Charlotte Schiller im Jahre 1814 an ihre Freundin, die Prinzessin Karolina von Weimar, Goethe's verständnißvolle Verehrerin, schrieb (S. Charlotte v. Schiller u. ihre Freunde I, S. 679): "es sei bewundernse würdig, daß Goethe die weibliche Natur so wahr schildere, daß er die kleinsten Züge schön aufgefaßt habe, obschon ihm

E

selbst weder eine Leonore noch eine Natalie je im Leben begegnet sei."

Das Geheimniß aber dieser Wahrheit und Schönheit in Goethe's Schilderung und Darstellung seiner Frauenzgestalten liegt tief in dem liebevollen Gemüthe des Dichters, aus dessen Fülle Er das Wahre und Schöne ja auch in so manche Gestalten der Wirklichkeit, die ihn im Leben umgaben, gleichsam "hineinsah". Frau von Stein ist davon, neben mancher andern, ein sprechendes Beispiel.

Zum Schlusse stehe hier noch ein Urtheil über Goethe's Frauengestalten aus Riemer's "Mittheilungen über Goethe" (I, 196—197).

"Goethe's dargestellte Personen", heißt es dort, "sind keine sogenannten Ideale, keine phantasmagorisirten Scheinswesen, — sondern solide, leibhaste, greiss und saßbare Gesstalten, die einen Menschenleib angenommen haben und unter uns herumwandeln wie vom Himmel herabgestiegene Götterwesen. So die Männer; so nicht weniger die Frauen. Seine weiblichen Wesen, selbst die zartesten, sind nicht jene der englischen Stahlstiche, — jene Lusts und Dustwesen, denen ein herabsallendes Rosenblatt den Fuß lähmen, eine Battistsalte tiese Narben drücken würde. Aus der Fülle und Festigkeit seines eignen Gemüths hat er sie mit soviel Stärke und Energie ausgestattet, daß die leichte Anmuth und Ziers

lichkeit ihrer Bewegungen nicht eines fräftigen Halts und Sleichgewichts entbehrt, welches, weil von sittlicher Beschafsfenheit, auch sittliche Anziehungsfraft ausübt. Es sind keine Amazonen und Heroinen — aber menschliche, liebenswürsdige, wünschenswerthe Wesen, ihrer inneren Natur gemäß dargestellt wie sie sind, aber schön und liebenswürdig selbst in ihrem Irrthum."

Berlin, den 14. Februar 1875.

Adolf Stahr.

Inhalt.

		Beite
Ĭ.	Goethe's Muse	:3
П.	Werther's Lotte	22
Ш.	Abelheid von Walldorf	41
IV.	Dorothea	57
∇ .	Gretchen	76
		111
VII.	Helena	128
VIII.	Iphigenie	14 3
		16 0
X.	Eugenie	179
XI.	Friederike von Sesenheim	2 (0)
		2 20
XIII.	રાંત	235

• ١ . . . , •

Goethe's Frauengestalten.

I.

I,

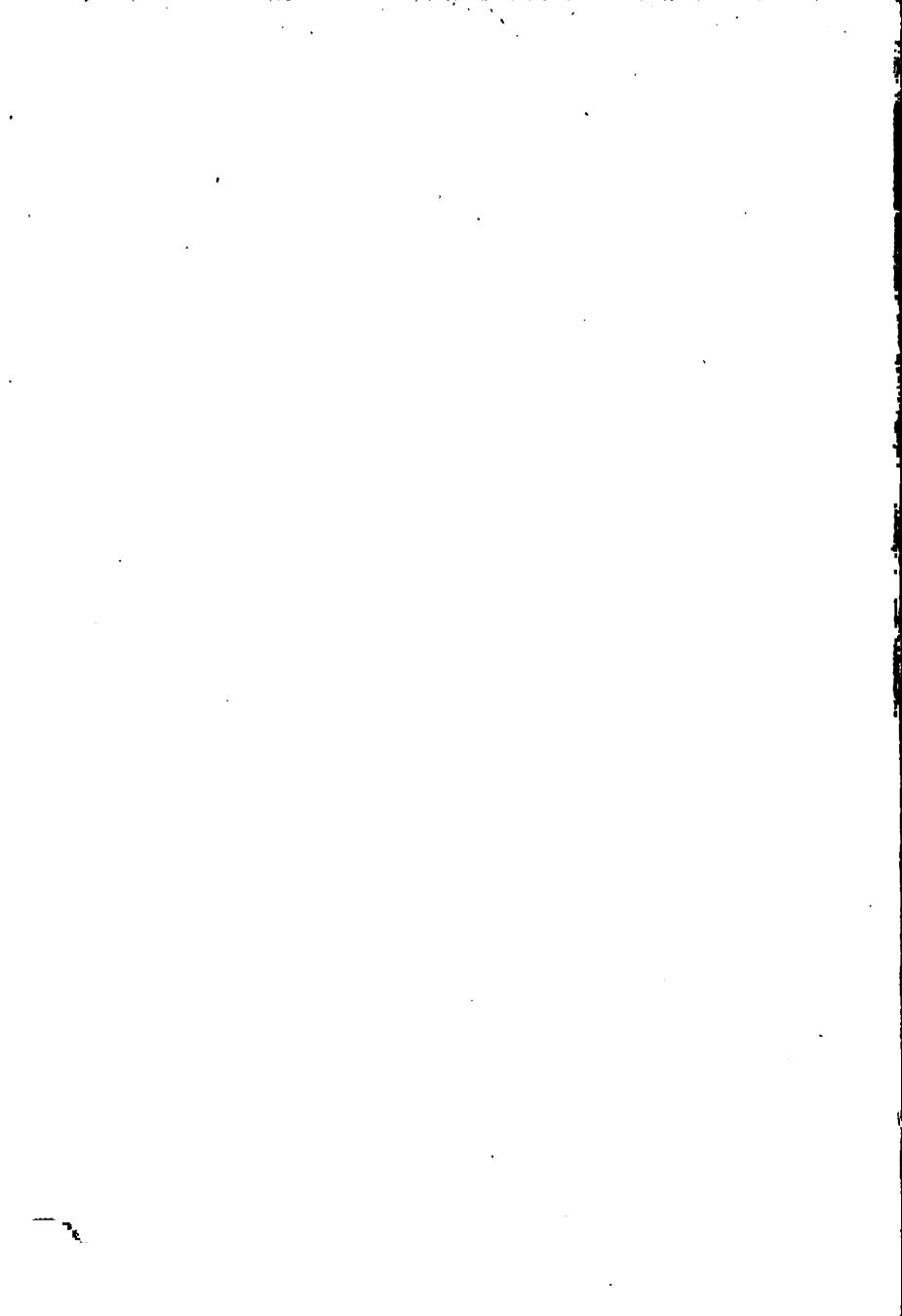
1



Goethe's Muse.

Um Eingange der Goethe'schen Werke steht ein Gedicht, das mit seinen vierzehn Stanzenstrophen gleichsam eine maje= stätische Borhalle zu dem erhabenen Tempel der Schönheit und Wahrheit bildet, den der unsterbliche Dichter mit seinen Werken seiner Nation und ber ganzen Menschheit aufgerichtet hat. Gleich ben Marmorfäulen jener Propyläen, welche zu bem hoben Sammelwerke hellenischer Kunft und zu den Meisterwerken des Phidias auf der Stadtburg der göttergeliebten Musenstadt Athen den Eingang bildeten, und beren ernste Schönheit fein Hellene ungerührten Herzens durchschritt: schmücken diese unvergleich= lichen Strophen in ihrer vollendeten Marmorschöne den Eingang, der zu dem Allerheiligsten Goethe'scher Kunft und Dichtung führt, sind sie ebenbürtig dem Besten und Herrlichsten, was Er geschaffen, erfüllen sie bas Herz bes Gintretenden mit jenem Gefühle der Chrfurcht vor dem Genius, deren bewußte Empfin= dung uns zugleich den Schlüssel giebt zu dem innersten Wefen des Dichters und dem tiefsten Gehalte feiner Schöpfungen.

Auch dieses Gedicht, wie fast alle Dichtungen Goethe's, hat seine eigene Geschichte, in deren Laufe es mannigfache Wand-



I.

Goethe's Muse.

Um Eingange ber Goethe'schen Werke steht ein Gebicht, das mit seinen vierzehn Stanzenstrophen gleichsam eine maje= stätische Vorhalle zu dem erhabenen Tempel der Schönheit und Wahrheit bildet, den der unsterbliche Dichter mit seinen Werken seiner Nation und der ganzen Menschheit aufgerichtet hat. Gleich den Marmorfäulen jener Propyläen, welche zu dem hoben Sammelwerke hellenischer Kunft und zu den Meisterwerken des Phidias auf der Stadtburg der göttergeliebten Musenstadt Athen den Eingang bildeten, und deren ernste Schönheit kein Hellene ungerührten Herzens durchschritt: schmucken diese unvergleich= lichen Strophen in ihrer vollendeten Marmorschöne den Eingang, der zu dem Allerheiligsten Goethe'scher Kunst und Dichtung führt, sind sie ebenbürtig dem Besten und Herrlichsten, was Er geschaffen, erfüllen sie das Herz des Eintretenden mit jenem Gefühle der Chrfurcht vor dem Genius, deren bewußte Empfin= dung uns zugleich den Schlüssel giebt zu dem innersten Wesen des Dichters und dem tiefsten Gehalte seiner Schöpfungen.

Auch dieses Gedicht, wie fast alle Dichtungen Goethe's, hat seine eigene Geschichte, in deren Laufe es mannigsache Wand=

and the state of t restricted to the second of th The second second second The state of the same of the same of Professional Control of the Control * CARTO CALLERY WAS LOAD OF THE PARTY. and Describe the Control of the Art and a significant to the control of PROTECT PROPERTY OF THE PROPER 77 - 2 _____ _____ The second second Target to the control क्रम । 🔑 । 😤 The first of the second of the second of the second per la company of the

Einfluß auf die gereizte Stimmung, mit welcher die sich gekränkt und beeinträchtigt fühlende Frau den Freund und Geliebten bei seiner Heimkehr aus Italien empfing, und die zu
einem vollständigen Bruche des alten Berhältnisses führte*). Es konnte ihr nicht gleichgültig sein, ganze Strophen, die nur
auf sie bezüglich waren, wie zum Beispiel die jest nur noch in
Goethe's Brief an sie vom 24. August 1784 erhaltene herrliche Stanze:

> "Gewiß, ich wäre schon so ferne, ferne Soweit die Welt nur offen liegt, gegangen, Bezwängen mich nicht übermächt'ge Sterne, Die mein Geschick an Deines angehangen, Daß ich in Dir nur erst mich kennen lerne; Mein Dichten, Trachten, Hoffen und Berlangen Allein nach Dir und Deinem Wesen brängt, Mein Leben nur an Deinem Leben hängt."

von der neuen Gestaltung des Gedichtes ausgeschlossen und unters drückt, anderes nur in umgeänderter Form, wie die bekannte "Für ewig" überschriebene Strophe, der Sammlung der Gedichte einverleibt zu sehen.

Wenden wir uns jedoch von der Geschichte seines Entstehens und seiner Wandlungen zurück zu dem Gedichte selbst, wie es als "Zueignung" in seiner jetzigen Gestalt an der Spitze

. 4

^{*)} Das Nähere barüber sindet man in meinem Buche: Weimar und Jena. 2. Aust. 1871. Th. II., S. 117 ff. In dem vor Jahren herausgegebenen: "Brieswechsel" Goethe's mit Karl August (I., S. 105.) giebt der erstere die Gründe seiner Flucht nach Italien in einem Briese, den er unter dem 25. Januar 1788 aus Rom an den sürstlichen Freund richtete, mit den Worten an: "Die Hauptabsicht meiner Reise war, mich von den physischen und moralischen Uebeln zu heilen, die mich in Deutschland quälten und zulest unbrauchdar machten."

der Werke des Dichters steht, und wie wir es hier folgen lassen, um unfre Erläuterungen und schließlich unfre Bemerkungen über die von Kaulbach unternommene Berstunlichung der Gestalten desselben daran zu tnüpfen:

Zueignung.

Der Morgen kum; es schembten seine Tritte Den leisen Schlas, der mich gelind umfing, Duß ich erwacht, aus meiner fillen Hätte Den Berg hinzus mit srischer Seele ging; Ich sreute mich dei einem seden Schritte Der neuen Blume, die voll Tropsen ding; Der junge Tag erdob sich mit Entzücken, Und alles war erquickt mich zu erquicken.

Und wie ich stieg, zog von dem Fluß der Wiesen Ein Rebel sich in Streisen sicht bervor. Er wich, und wechselte mich zu umpließen, Und wuchs gestügelt mir um's Haupt empor; Des schönen Blick willt ich nicht mehr genießen, Die Gegend beckte mir ein trüber Flor: Bald sich ich mich von Wolken wie umstessen, Und mit mir selbst in Dämmrung eingeschlossen.

Auf einmal schien die Sonne durchzudringen. Im Rebel ließ sich eine Alarbeit sehn. Hier sank er leise sich binabzuschwingen: Hier theilt' er steigend sich um Bald und Höh'n. Bie bosst ich ihr den ersten Gruß zu bringen! Sie hosst ich nach der Trübe deppelt schön. Der lustige Kamps war lange nicht vollendet. Sin Glanz umgab mich und ich stand geblendet.

Ł

Bald machte mich, die Augen aufgeschlagen, Ein inn'rer Trieb bes Herzens wieder kühn, Ich konnt' es nur mit schnellen Blicken wagen, Denn Alles schien zu brennen und zu glüh'n. Da schwebte, mit den Wolken hergetragen, Ein göttlich Weib vor meinen Augen hin, Kein schöner Bild sah ich in meinem Leben, Sie sah mich an und blieb verweisend schweben.

Kennst Du mich nicht? sprach sie mit einem Munde, Dem aller Lieb' und Treue Ton entsloß! Erkennst Du mich, die ich in manche Wunde Des Lebens Dir den reinsten Balsam goß? Du kennst mich wohl, an die zu ew'gem Bunde Dein strebend Herz sich sest und sester schloß. Sah' ich Dich nicht mit heißen Perzensthränen Als Knabe schon nach mir Dich eifrig sehnen?

Ja! rief ich aus, indem ich selig nieder Zur Erde sant; sang' hab' ich Dich gefühlt; Du gabst mir Ruh', wenn durch die jungen Glieder Die Leidenschaft sich rastlos durchgewühlt; Du hast mir wie mit himmlischem Gesieder Am heißen Tag die Stirne sanst gefühlt; Du schenktest mir der Erde beste Gaben, Und jedes Glück will ich durch Dich nur haben!

Dich nenn' ich nicht. Zwar hör' ich Dich von Bielen Gar oft genannt, und jeder nennt Dich sein, Ein jedes Auge glaubt auf Dich zu zielen, Fast jedem Auge wird Dein Strahl zur Pein. Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen, Da ich Dich kenne, bin ich fast allein; Ich muß mein Glück nun mit mir selbst genießen, Dein holdes Licht verbecken und verschließen.

Sie läckelte, sie iprach: Du siebn, wie king, Wie nötbig war's, Such wenig zu enthüllen! Kaum bist Du sicher vor dem gröbsten Trug, Kaum bist Du Herr vom ersten Kinderwillen, So glaubst Du Dich ichen Uebermenich genug, Berläumst die Pflicht des Manues zu erfüllen! Wie viel bist Du von Andern unterichieden? Erkenne Dich, leb' mit der Welt in Frieden!

Berzeib' mir, rief ich aus, ich meint' es gut; Soll ich umsenn die Augen effen baben? Ein freher Wille lebt in meinem Blut, Ich kenne ganz den Werth von Deinen Gaben! Für Andre wächt in mir das edle Gut, Ich kann und will das Pfund nicht mehr vergraben! Warum sucht ich den Weg so sehnsuchtsvoll, Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?

Und wie ich iprach, sab mich bas hobe Wesen Mit einem Blick mitteid'ger Rachsicht an; Ich konnte mich in ibrem Auge leien, Was ich versehlt und was ich recht getban. Sie lächelte, da war ich schon genesen, Zu neuen Freuden stieg mein Geist beran. Ich konnte nun mit innigem Vertrauen Mich zu ihr nah'n und ibre Räbe schauen.

Da reckte sie die Hand aus in die Streisen Der leichten Wolken und des Dusts umber, Wie sie ihn saßte, ließ er sich ergreisen, Er ließ sich zieh'n, es war kein Rebel mehr. Wein Auge konnt' im Thale wieder schweisen, Gen Himmel blickt' ich, er war bell und behr. Rur sah ich sie den reinsten Schleier halten, Er sloß um sie und schwoll in tausend Falten. Ich kenne Dich, ich kenne Deine Schwächen, Ich weiß, was Gutes in Dir lebt und glimmt, So sagte sie, ich hör' sie ewig sprechen. Empfange hier, was ich Dir lang bestimmt, Dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen, Der dies Geschenk mit stiller Seele nimmt; Aus Morgendust gewebt und Sonnenklarheit, Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.

Und wenn es Dir und Deinen Freunden schwüle Am Mittag wird, so wirf ihn in die Luft! Sogleich umsäuselt Abendwindeskühle, Umhaucht Euch Blumen-Würzgeruch und Duft. Es schweigt das Wehen banger Erdgefühle, Zum Wolkenbette wandelt sich die Gruft, Besänstiget wird sebe Lebenswelle, Der Tag wird lieblich und die Nacht wird helle.

So kommt benn, Freunde, wenn auf Euren Wegen Des Lebens Bürde schwer und schwerer brückt, Wenn Eure Bahn ein frischerneuter Segen Mit Blumen ziert, mit goldnen Früchten schmückt, Wir geh'n vereint dem nächsten Tag entgegen! So leben wir, so wandeln wir beglückt. Und dann auch soll, wenn Enkel um uns trauern, Zu ihrer Lust noch uns're Liebe dauern.

Die Ueberschrift: "Zueignung" ist das Erste, was unsere Erklärung verlangt. Wir finden sie in der Strophe, welche den Schluß des Gedichtes bildet.

Wer ist es, dem der Dichter seine Werke, die Früchte seines Lebens zu eigen darbringt? Nicht die Geliebte, die so viele Jahre lang sein Ein und Alles gewesen; nicht sein fürstlicher Sie lächelte, sie sprach: Du siehst, wie klug, Wie nöthig war's, Euch wenig zu enthüllen! Kaum bist Du sicher vor dem gröbsten Trug, Kaum bist Du Herr vom ersten Kinderwillen, So glaubst Du. Dich schon Uebermensch genug, Versäumst die Pslicht des Mannes zu erfüllen! Wie viel bist Du von Andern unterschieden? Erkenne Dich, leb' mit der Welt in Frieden!

Berzeih' mir, rief ich aus, ich meint' es gut; Soll ich umsonst die Augen offen haben? Ein froher Wille lebt in meinem Blut, Ich kenne ganz den Werth von Deinen Gaben! Für Andre wächst in mir das edle Gut, Ich kann und will das Pfund nicht mehr vergraben! Warum sucht' ich den Weg so sehnsuchtsvoll, Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?

Und wie ich sprach, sah mich das hohe Wesen Mit einem Blick mitleid'ger Nachsicht an; Ich konnte mich in ihrem Auge lesen, Was ich versehlt und was ich recht gethan. Sie lächelte, da war ich schon genesen, Zu neuen Freuden stieg mein Geist heran. Ich konnte nun mit innigem Vertrauen Mich zu ihr nah'n und ihre Nähe schauen.

Da reckte sie die Hand aus in die Streisen Der leichten Wolken und des Dusts umher, Wie sie ihn faßte, ließ er sich ergreisen, Er ließ sich zieh'n, es war kein Nebel mehr. Mein Auge konnt' im Thale wieder schweisen, Gen Himmel blickt' ich, er war hell und hehr. Nur sah ich sie den reinsten Schleier halten, Er sloß um sie und schwoll in tausend Falten. Ich kenne Dich, ich kenne Deine Schwächen,
Ich weiß, was Gutes in Dir lebt und glimmt,
So sagte sie, ich hör' sie ewig sprechen.
Empfange hier, was ich Dir lang bestimmt,
Dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen,
Der dies Geschenk mit stiller Seele nimmt;
Aus Morgendust gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.

Und wenn es Dir und Deinen Freunden schwüle Am Mittag wird, so wirf ihn in die Luft! Sogleich umsäuselt Abendwindeskühle, Umhaucht Euch Blumen-Würzgeruch und Duft. Es schweigt das Wehen banger Erdgefühle, Zum Wolkenbette wandelt sich die Gruft, Besänstiget wird jede Lebenswelle, Der Tag wird lieblich und die Nacht wird helle.

So kommt benn, Freunde, wenn auf Euren Wegen Des Lebens Bürde schwer und schwerer brückt, Wenn Eure Bahn ein frischerneuter Segen Mit Blumen ziert, mit goldnen Früchten schmückt, Wir geh'n vereint dem nächsten Tag entgegen! So leben wir, so wandeln wir beglückt. Und dann auch soll, wenn Enkel um uns trauern, Zu ihrer Lust noch uns're Liebe dauern.

Die Ueberschrift: "Zueignung" ist das Erste, was unsere Erklärung verlangt. Wir finden sie in der Strophe, welche den Schluß des Gedichtes bildet.

Wer ist es, dem der Dichter seine Werke, die Früchte seines Lebens zu eigen darbringt? Nicht die Geliebte, die so viele Jahre lang sein Ein und Alles gewesen; nicht sein fürstlicher Freund und Beschützer, der ihm "Angust und Macen war", ber ihm gewährt hatte —

- was Große seiten gewähren: Reigung, Duge, Bertrauen, Felber und Garten und hans,

nicht seinem Karl August, geschweige benn soust einem Raiser ober Könige, widmet der vom Unverstande "Höstling" gescholtene Dichter das Werk seines eigensten Lebens, die reiche Fülle der Schöpfungen seines Genius! Freilich anch nicht der deutschen Ration, von der damals, wie selbst ein Lessing klagen durste, noch nichts zu spüren war. Sondern beschieden widmet er sie "den Freunden", d. h. allen Denen, die sich selbst zu eigen machen wollen und können, was er darbringt, die seine Gaben aufnehmen, wie er sie dietet, den mitempsindenden, verstehenden, Freude und Leid des Menschendseins mit ihm theilenden, des Lebens Bürde und Nühen gleich ihm in der Betrachtung und im Genusse der Schönheit und Wahrheit zu lindern, seine Erssolge und Freuden in solchem reinen Aether der Kunst zu verstlären und zu steigern bestissenen Seelen, — diesen wahrhasten "Freunden", in denen Er die Welt sieht. Denn:

"Wer nicht bie Welt in feinen Freunden fieht, Berbient nicht, bag bie Welt von ihm erfahre!"

Bort ist innerste Lebensmaxime des Dichters. Es h durch alle seine geheimsten Geständnisse, in den Herzensergießungen gegen seine Freunde vom Ansis Ende seines Lebens, und es ist oft rührend zu vie dankbarer Seele der große Dichter sedes vers Entgegenkommen, seden, auch den kleinsten Beweist und beisälliger Theilnahme an seinem Denken und

Schaffen entgegen= und aufnahm. Diese Sehnsucht nach Bemeinschaft bes Denkens, Empfindens und Schaffens wurzelte auf dem Grunde jener tiefen Lebensanschauung, zu Folge welcher auch ber von Goethe so hochverehrte Spinoza, und mit Spinoza dessen Wiedererweder Lessing, die "stille Berbruberung mit sympathisirenben Beistern" mit "in= brünftiger Liebe zur Wahrheit" zu den höchsten Gütern bes nach Erkenntniß leibenschaftlich strebenden Denkers zählte. Das Entbehren aber dieser "stillen Berbrüderung mit spmpathisirenden Beiftern", der Mangel biefes entgegenkommenden Berftandnisses, bieser beglückenden Gemeinschaft, — wie oft und schwer haben alle größten Menschen, hat Goethe selbst in seinem Leben solche Bereinsamung empfunden! Und wie schmerzlichen Ausbruck giebt sich in unserem Gedichte die Klage über solche Bereinsamung in den rührenden Worten, welche ber Dichter an die Lichtgestalt der Wahrheit richtet:

Ach, ba ich irrte, hatt' ich viel Gespielen, Da ich Dich kenne, bin ich fast allein!

"Fast allein", — doch niemals ganz allein. Denn es lächelt ihm die tröstliche Hoffnung auf die Gemeinschaft mit jener seinen Blicken unsichtbaren Gemeinde, der ihm angeshörigen, zu ihm sich haltenden, an ihm und mit ihm sich försdernden und auserbauenden "Freunde", in deren Herzen seine Dichtungen und seine Gedanken leben und wiederklingen, und denen er zum Dank und Lohn dafür — prophetischen Blickes und mit gerechtem Selbstbewußtsein — verheißt: daß ihre Liebe zu ihm, ihr Andenken noch bei späten Enkeln erhalten bleiben werde.

Der kunstvoll geglieberte Bau des Gedichts sondert sich in

drei Haupttheile: in die Einleitung, welche die drei ersten, in die Bision, welche die zehn solgenden Strophen umfaßt, und in das wieder auf den Boden der Birklichkeit zurücklehrende Schlußwort, welches die letzte Strophe ausspricht.

Die Einleitung ift gang realistisch gehalten. Bir feben ben früh erwachten Dichter in der Frühe eines buftigen Sommermorgen fein geliebtes Beimarifches Gartenbaus am Stern, seine "stille Hutte", in deren Einsamkeit er sich so oft in jener Beit, in welcher dies Gedicht entstand, auf Tage und Wochen zurücknziehen liebte, verlassen, und durch die thauige Frische der im Erwachen begriffenen Natur hinauswandern zu jener Bobe, zu welcher sich der von ihm bepftanzte und liebevoll gepflegte Garten — sein liebstes Besitzthum — hinanzieht. Denn hier, am Ilmthale, nicht im Saalthale von Jena, wie manche Erklärer gemeint haben, ift die Scene zu benten; das lehrt der Augenschein einen jeden, der jene Dertlichkeiten kennt, auch wenn nicht, wie es der Fall ift, die Auslagen kundiger Beit- und Lebensgenoffen Goethe's, Diefe meine Anficht bestätigt batten. Roch steht ber Telsblod auf ber Dobe des Gartens, und noch lesen wir auf der einsachen, in seine Wand eingesenkten Steintafel die Beiheinschrift, mit welcher der liebende Dichter diesen "erwählten Fels", diesen Rube= und Aussichtsplat bul= digend der Geliebten zueignete:

Hier im Stillen gerachte ber Liebende seiner Geliebten, Heiter sprach er zu mir: werde mir Zenge, Du Stein! Dech überbebe Dich nicht, Du hast noch viele Gesellen; Jeden Felsen der Flur, die mich, den Glücklichen nährt, Jeden Baum des Waldes, um den ich wandernd mich schlinge: Denkmal bleibe des Glücks; rus ich ihm weihend und froh. Dech die Stimme verleib' ich nur Dir, wie unter der Menge Einen die Muse sich wählt, freundlich die Lippen ihm küßt.

Bu dieser Höhe, zu dieser, der geliebten Charlotte von Stein, seiner irdischen Muse, geweihten Stätte sehen wir den Dichter in der ersten Morgenfrühe hinaufwandeln, wie er in der Wirklichkeit so oft und so gerne that, um bort bie ersten Empfin= dungen feiner "frischen Seele" ber Geliebten als Morgenopfer darzubringen; und so ist benn wenigstens in diesem Eingange noch der Ueberrest von der ersten Gestalt und Beziehung des später umgewandelten Gedichts enthalten. Wir sehen ihn bei einem jeden Schritte voll Freude weilen, bei jeder neuen, von seiner Hand gepflanzten Blume, die ihr thauerfrischtes Antlit dem jungen Tage entgegenhebt. Wir sehen ihn auf seinem Gange Erquidung saugen aus ber allgemeinen Erquidung ber Natur. Schon freut er fich im Steigen bes Entzudens, bas ihm von der Höhe herab der Blid auf Wald und Wiesen seines geliebten Thals in hellem Glanze der jungen Morgensonne ge= währen soll. Da plötlich ändert sich die Scene. Nebelstreifen vom "Fluß der Wiesen", der Ilm, emporziehend, wallen und weben zu ihm hinauf, wachsen im schwimmenden, schwebenden Zug ihm "geflügelt um das Haupt empor", und statt des ersehnten schönen Blicks in's Freie, Weite, sieht er sich "von Wolken wie umgoffen" mit fich selbst in Dämmerung allein.

Diese herrliche Schilderung, dieses Gemälde der nebelübers raschten Morgensonnenfrühe, dessen Gleichen an Einsachheit und Naturwahrheit wie an melodischem Zauber und an Feinheit und Weichheit der Farbentöne die deutsche Sprache kein zweites besitzt, bahnt nun dem Dichter in der dritten Strophe den Uebergang aus der Wirklichkeit in das Gebiet der Vision, aus dem Bereiche des Natürlichen und Irdischen in das Phanstastische und Ueberirdische. Es ist die Muse, die erscheinende Göttin selbst, welche diese Nebelwolken um ihn versammelt hat, um abgetrenut von der Welt, wie die Götter es von der Altväter Homer und Moses Zeiten an lieben, fich den fterb= lichen Bliden ihres Lieblings barzustellen. Diese Göttin aber, deren schönheitstrahlende Gestalt zu dem Dichter hernieder schwe= bend fich feinen Bliden enthüllt, fie ift die Gottin der Bahr= heit, die ihn zu ihrem Lieblinge erkoren hat, weil er selbst von Jugend auf mit seinem strebenden Bergen zum ewigen Bunde sich "fest und fester an sie angeschlossen", schon als Anabe sich "mit heißen Herzensthränen" nach ihr gesehnt hat. Ber Goethe's Selbstbiographie kennt, wird dieses so bescheiden klingende und doch so große Wort bestätigt finden; wer in des Dichters innerstes Wesen eingebrungen ift, wird in diesem Worte den Schlüssel zu demselben erkennen. Denn in der That von Goethe's Jugend, von dem Anaben an, der mit seinem symbolisch aufgebauten Opseraltare und dem auf demselben bei dem ersten Strahle der Morgensonne entzündeten Rauch= opfer das Berlangen stillen wollte, sich dem großen Gotte der Natur, dem Schöpfer und Erhalter Himmels und der Erden unmittelbar zu nähern, bis zu dem Manne, dem jede abstracte Borstellung, jedes traditionelle Wort eine unjagbare Bein verursachte, und der in Italien sich selbst das Gelöbniß erneuerte: "nicht eher zu ruben, bis ihm nichts mehr Wort und Tradition, sondern alles lebendiger Begriff geworden fei", geht dieser unwandelbare Zng, dieses unverwandte Streben nach Wahrheit, nach Wahrheit in Dichtung und Forschung, in Erkenntniß und Darstellung der Natur und des Menschenherzens, burch sein ganzes Leben, bis zu dem letten Rufe bes sterbend nach "mehr Licht!" verlangenden Dichters. Und so erschließt ihm denn auch hier der holde Anruf der ihm sichtbar genahten Göttin, der er sich ganz zu eigen weiß, in der sechsten und siebenten Strophe die Lippen zu jenem erneuten Geständniß seines Hingegebenseins an sie, das sich schließlich gipfelt in der Klage über die Bereinsamung, der er sich verfallen empfinde, seit er sie erkannt:

"Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen, Da ich Dich kenne, bin ich fast allein! Ich muß mein Glück nur mit mir selbst genießen, Dein holdes Licht verbecken und verschließen."

Es ist dieselbe Klage, die der Dichter, nur bitterer und herber, seinen Faust gegen den Alltagsmenschen Wagner aussprechen läßt, die Klage über die Vereinsamung, über das Versichließen der erkannten Wahrheit in sich selbst, aus dem herauszugehen und das Erkannte mitzutheilen, zum Lohne Kreuz und Scheiterhausen bringt:

Ja, was man so "Erkennen" heißt! Wer darf das Kind beim rechten Namen nennen? Die wenigen, die was davon erkannt, Die thöricht genug ihr volles Herz nicht wahrten, Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten, Hat man von je gekreuzigt und verbrannt!

So dichtete Goethe, der vierundzwanzigjährige Jüngling; so düster herbe ließ er die schwermüthige Melancholie des zweisselnd verzweiselnden Faust reden. Nicht also aber, nicht mehr mit dieser bittern Herbigkeit, spricht hier der ausgereiste sechssunddreißigjährige Mann. — Und dennoch "lächelt" die Göttin zu der Selbstüberhebung, die auch noch in dieser gemilderten Form der Klage liegt. Sie lächelt über den Wahn: daß er "sie kenne", sie ganz erkannt habe, da er doch kaum "dem

. .

gröbsten Truge" entstohen, taum "Herr vom ersten Kinders willen" sei. Sie lächelt über den Frrthum, der die ganze Wahrheit zu besitzen vermeint, die doch — nach Leisung's unssterblichem Worte — nur für die Gottheit allein ist; und leise strasend wirft sie ihm vor, daß er in soldem Wahne "die Pilicht des Mannes zu erfällen versäume", wenn er das "wenige" des ihm entbullten Wahrheitslichtes andern mitzustheilen unterlasse. Wie viel die Du selbst denn, — ruft sie dem sich "llebermensch" dünkenden, über die Welt um ihn her erhaben glaubenden Freunde zu:

Wie viel bint Du von andern unterschieden? Erkenne Dich, leb' mit ber Belt in Frieden!

"Erkenne Dich!" das nralte Beisbeitswort, das hier die Wahrheit selbst dem Freunde zuruft, was beißt es anders, als: erkenne Dein innerstes Beien, Deine Raturbedingtheit, Dein Menschenthum, daß Du mit Deinen Brüdern theilst, erkenne Dein Berbältniß zum Beltganzen, dann wirst Du mit der Belt in Frieden leben, von der Du ein Theil bist, in der und mit der Du lebst, und die Du selber als Mikrokosmos wiederspiegelst.

Und der Freund begreift die treffende Wahrheit dieses Tadels, dieser warnenden Mahnung. Berzeihung, Göttin, ruft er aus, "ich meint" es gut!" Ich klage ja nur, daß ich bisher das rechte Mittel nicht zu sinden wußte, um "den andern" das mir von Teiner Huld Berliehene mitzutheilen! Das ist es, was den in mir lebenden "frohen Willen" hemmt!

"Ich kann und will das Pjund nicht mehr vergraben! Barum iucht' ich ben Weg so sehnsuchtwooll, Benn ich ihn nicht ben Brübern zeigen soll!"

Das ist es! Es ist ber Schmerz über bas Zurückgebrängt= fein und die Berftummelung seines eigentlichen und ursprüng= lichen, von Gott und Natur ihm angewiesenen Berufs: ein Lehrer und Erweder ber Menschheit, ein Berkünder und Ge= stalter ber Wahrheit und Schönheit zu fein, dieser tiefe Seelenschmerz, der damals in dem Innern des mit Weg- und Strafenbau, Refrutenaushebung und Feuerlöschanstalten, Finanzberechnungen und Rammeratten, und nebenbei mit Mastenfesten, Gallabällen, Hofdienst und geschäftlichen Zerstreuungen aller erdenklichen Art belasteten Begasus im Joche wühlte. in fast allen seinen Briefen aus ben letten Jahren seiner ersten weimarischen Zeit wiederklingende Schmerz ift es, bem ber Dichter mit jenem flagenden Geständnisse seiner Göttin gegen= über hier Wort und Ausdruck verleiht. Es ist dieser felbe Schmerz, der ihn endlich zu dem Entschlusse seiner Flucht nach Italien brachte, um fein eigentliches Gelbst zu retten und zu seiner eigentlichen Bestimmung zurückzukehren, die boch, wie er aufathmend aus Italien schrieb, keine andre sei, als eben die Dichtkunst.

Und die Göttin versteht ihn. Wieder lächelt sie ihm zu; aber diesmal ist ihr Lächeln kein mitleidig ironisches, sondern es ist das Lächeln des innigen Berstehens und der huldvollen Gewährung dessen, was der Freund mit heißer Seele für sich ersehnt. Und so reicht sie ihm denn, "was sie ihm lang bestimmt"— d. h. aus der allegorischen in die Sprache der Wirklichkeit übertragen: was er von Jugend auf besessen, den "aus Morzgendust und Sonnenklarheit gewebten Schleier der Dichtung". Das heißt: sie giebt den Dichter sich selbst und seiner Bestimmung wieder — eine That, die in der Wirklichkeit der Dichter selbst durch das Abbrechen aller seiner damaligen weimarischen,

gröbsten Truge" entflohen, kanm "Herr vom ersten Kinderswillen" sei. Sie lächelt über den Frrthum, der die ganze Wahrheit zu besitzen vermeint, die doch — nach Lessing's unssterblichem Worte — nur für die Gottheit allein ist; und leise strasend wirft sie ihm vor, daß er in solchem Wahne "die Pflicht des Mannes zu erfüllen versäume", wenn er das "wenige" des ihm enthüllten Wahrheitslichtes andern mitzustheilen unterlasse. Wie viel bist Du selbst denn, — ruft sie dem sich "Uebermensch" dünkenden, über die Welt um ihn her erhaben glaubenden Freunde zu:

Wie viel bist Du von andern unterschieden? Erkenne Dich, leb' mit der Welt in Frieden!

"Erkenne Dich!" das nralte Weisheitswort, das hier die Wahrheit selbst dem Freunde zuruft, was heißt es anders, als: erkenne Dein innerstes Wesen, Deine Naturbedingtheit, Dein Menschenthum, daß Du mit Deinen Brüdern theilst, erkenne Dein Verhältniß zum Weltganzen, dann wirst Du mit der Welt in Frieden leben, von der Du ein Theil bist, in der und mit der Du lebst, und die Du selber als Mikrokosmos wiederspiegelst.

Und der Freund begreift die treffende Wahrheit dieses Tadels, dieser warnenden Mahnung. Berzeihung, Göttin, ruft er aus, "ich meint' es gut!" Ich klage ja nur, daß ich bisher das rechte Mittel nicht zu sinden wußte, um "den andern" das mir von Deiner Huld Verliehene mitzutheilen! Das ist es, was den in mir lebenden "frohen Willen" hemmt!

"Ich kann und will das Pfund nicht mehr vergraben! Warum sucht' ich den Weg so sehnsuchtsvoll, Wenn ich ihn nicht den Brlidern zeigen soll!"

Das ist es! Es ist der Schmerz über das Zurückgedrängt= fein und die Berftummelung feines eigentlichen und ursprung= lichen, von Gott und Natur ihm angewiesenen Berufs: ein Lehrer und Erweder der Menschheit, ein Berklinder und Ge= stalter der Wahrheit und Schönheit zu fein, diefer tiefe Seelenschmerz, ber damals in bem Junern des mit Weg- und Strafenbau, Refrutenaushebung und Feuerlöschanstalten, Finanzberech= nungen und Kammerakten, und nebenbei mit Maskenfesten, Gallabällen, Hofdienst und geschäftlichen Zerstreuungen aller erdenklichen Art belasteten Pegasus im Joche mühlte. in fast allen seinen Briefen aus den letten Jahren seiner ersten weimarischen Zeit wiederklingende Schmerz ist es, dem der Dichter mit jenem klagenben Geständnisse seiner Göttin gegen= über hier Wort und Ausdruck verleiht. Es ist diefer felbe Schmerz, der ihn endlich zu dem Entschlusse seiner Flucht nach Italien brachte, um sein eigentliches Selbst zu retten und zu feiner eigentlichen Bestimmung zurückzukehren, die doch, wie er aufathmend aus Italien schrieb, keine andre sei, als eben die Dichtkunst.

Und die Göttin versteht ihn. Wieder lächelt sie ihm zu; aber diesmal ist ihr Lächeln kein mitleidig ironisches, sondern es ist das Lächeln des innigen Verstehens und der huldvollen Gewährung dessen, was der Freund mit heißer Seele für sich ersehnt. Und so reicht sie ihm denn, "was sie ihm lang bestimmt"— d. h. aus der allegorischen in die Sprache der Wirklichkeit übertragen: was er von Jugend auf besessen, den "aus Morzgenduft und Sonnenklarheit gewebten Schleier der Dichtung". Das heißt: sie giebt den Dichter sich selbst und seiner Bestimmung wieder — eine That, die in der Wirklichkeit der Dichter selbst durch das Abbrechen aller seiner damaligen weimarischen,

seinen wahren Beruf unterdrückenden Lebensverhältnisse, durch seine Flucht nach Italien vollzog. Und hier möchte ich aus's Neue daran erinnern, daß dies Gedicht, mit dem wir uns beschäftigen, eben in Italien seine jetzige Gestaltung erhalten hat, und daß diese letzten Strophen in ihrer gegenwärtigen Gestalt wahrscheinslich der Italischen Lebensperiode des Dichters angehören.

Die Bahrheit selbst ift es, die ihm ben Schleier ber Dichtung reicht, und dieser Schleier ber Dichtung, in welchen gehüllt er nach ber Göttin Weisung die von ihm erkannte, in seinem Innern lebende Wahrheit "den Andern zeigen foll", heißt barum "aus Dorgenbuft gewebt und Connenklarheit", meil alle mabre Poesie belebend und erfrischend, wie Morgen = luft das Menschenherz erquicken und stärken soll, weil ihr Wesen, wie die Liebe selbst, dem Sommermorgen der Ratur vergleichbar ist und wirkt, und weil sich die Klarheit des Lichtes in ihr vermählt mit jener bammernden Hulle der schönen Form, welche das lichte und doch sanft verschleiernde Gewand der Wahr= beit bilbet, die nur die Wiffenschaft auf der einen und die Wirklichkeit des Lebens auf der andern Seite in hüllenloser Nachtheit und Härte zeigen und barstellen. Diese, die Welt und das eigne Leben schmückende, verklärende, erhellende Kraft der Poesie, welche dem armen Menschen den so schnell hinschwindenden Morgen der Jugend geistig zu bewahren, das Herz jung und hoffnungsreich zu erhalten, den Tag zu verschönern und die Nacht zu erhellen, ja selbst die Gruft zum "Wolkenbette" zu verwandeln bestimmt ist, diese Kraft und Wirkung der Dichtung wie konnte sie schöner symbolisirt und ausgedrückt werden, als durch die Wahl des Augenblicks der duftigen Morgenfrühe, in welchem der Dichter die Göttin erscheinen läßt!

Ł

Und jest wenden wir unsern Blid von dem Gedichte zu ber sichtbaren Gestaltung, welche Raulbachs Band bemfelben zu ver= leihen gewagt hat. Ich sage gewagt hat! benn ein Wagniß war und ift es, biefes Gebicht in seinem Mittelpunkte gestaltend zu erfassen, diese selbst aus Morgenbuft und Sonnenklarbeit ge= wobene Bision des geistigen Dichterauges, dem leiblichen Auge des Lesers entsprechend vorzuführen; und nur ein Meister wie Raulbach durfte sich dieses Wagnisses unterfangen und es im Ganzen glücklich bestehen. Im Ganzen glücklich, benn bei bieser Aufgabe allen Einzelheiten gerecht zu werden, liegt vielleicht außer= halb der Grenzen der bildenden Kunst, und nirgends hat man so wie hier es schon dankend anzuerkennen, wenn der Bildner das Wesentliche des Gedichts ergriffen und zur Anschauung ge= bracht hat. Kaulbach hat für seine Darstellung den in der elften und zwölften Strophe des Gedichts gegebenen Moment gewählt. Bu dem auf einsamer Bergeshöhe "selig" vor der göttlichen Er= scheinung "zur Erde gesunkenen Dichter" schwebt die himmlische Gestalt ber Göttin voll milder Hoheit nieder, mit der Rechten den Schleier vom Haupte nehmend, "der um sie ber in tausend Falten schwoll", während sie mit der Linken dem vor ihr mit ausgebreiteten Armen knieenden Lieblinge den Kranz reicht, durch welchen der nachbichtende Künftler, den Bedingungen seiner Runft gemäß, wieder seinerseits die Ueberreichung des symbo= lischen Schleiers zu symbolisiren sich erlaubt hat. seiner Göttin hätten wir ihm erlassen mögen, vielleicht selbst den Blumenkranz, den er dem Haupte der herrlichen Gestalt perliehen hat — denn die Wahrheit bedarf eben nicht des Schmuckes. Dagegen ist ein wahrhafter Meisterzug, daß er in der äußeren Erscheinung bes Dichters, dessen jugendliche Man= nesgestalt und Gesichtszüge nach der herrlichen Trippel'schen

Büste hier vor uns stehen, die Wirklichkeit hart neben die Idealserscheinung der Göttin stellte. Er hat damit, bewußt oder uns bewußt, denselben Gegensatz, den wir in unserer Erklärung des Gedichts selbst nachgewiesen haben, auf das Glücklichste wiedersgegeben. Das ist derselbe Goethe, der im Anfange des Gedichts aus seiner "stillen Hütte" am Ilmuser hinauswandelt zu der Höhe des "erwählten Felsens", den das Weihedensmal seiner irdischen Muse schmückt. Vielleicht wäre es möglich gewesen, das leichte, lichte Nebeldustgewölf etwas weniger dunkel und nuassenhaft; den "reinsten, aus Morgendust und Sonnenklarheit gewebten Schleier" etwas weniger irdisch schwer und stofflich zu halten; vielleicht wäre es sogar möglich gewesen, das:

"Mein Auge konnt' im Thale wieder schweifen" —

des Gedichts durch einen des Dichters Hütte tief unten im Thale beglänzenden Lichtstreif wiederzugeben und so das Phantastische der Bission mit der Realität im Anfange des Gedichts durch einen neuen Zug auszudrücken! Doch wie wenig bedeutet ein solches "vielleicht" des Wunsches, gegenüber der Einsicht des die Bedingnisse und Schranken seiner Kunst mit sicherem Blicke erstassenden Künstlers, der oft da zu entsagen hat und sich zu bescheiden weiß, wo wir Andere unsern Wünschen ungehemmt die Zügel schießen lassen!

Die Krone aber des Ganzen ist in dieser Komposition für mich die Gestalt des Dichters, in dessen äußerer Erscheinung, soweit sie das Kostüm betrifft, wiederum Wirklichkeit und Idea-lität auf das Schönste vermählt sich zeigen. Der ganze Aus-druck seines edlen, mit sanster Neigung zur Göttin erhobenen Antlitzes, und die Haltung seiner Arme und Hände sprechen das reinste Hingegebensein, das "innigste Vertrauen" des Dichters

aus, ber "alles Glück nur von ihr haben", nur aus den Händen berjenigen empfangen will, an die sein strebend Herz sich früh zum ewigen Bunde geschlossen hat: aus den Händen der Wahr = heit! —

Den Schluß bes Gedichts endlich haben wir bereits zum Anfange unserer Betrachtungen erklärt. Was der jugendliche Dichter sich erwünschte, das ist ihm geworden. Er selbst bezeugt es mit den Worten, in welchen er im spätesten Greisenalter von sich rühmt:

"Mit ben Trefflichften zusammen Birtt' ich, bis ich mir erlangt, Daß mein Ram' in Liebesflammen Bon ben schönften herzen prangt!"

II.

Werther's Lotte.

Ich möchte den Lesern dieser Aufsätze einen Rath geben, bessen Befolgung vielleicht nirgends so ersprießlich sein dürfte, als gerade bei derjenigen Dichtung, mit deren weiblicher Haupt= person wir uns hier beschäftigen wollen. Es ist der: vor der Lektüre dieser Charakteristiken immer die betreffende Goethe'sche Dichtung selbst von Anfang bis zu Ende wieder einmal durch= Beruhige sich Keiner damit, daß er ja den Werther kenne, daß er ihn vor so und so viel Jahren gelesen. nichts mit dem Worte von solchem "Gelesenhaben", Meister= werken gegenüber, zu denen man nicht oft genug zurückkehren kann; zumal in so zerstreuender Zeit wie die unsrige, in welcher die Sturzwasser einer gleichsam mit Dampf betriebenen Fabrikproduktion das von unseren klassischen Dichtern mühsam er= oberte und angebaute Terrain der ächten Dichtung auf dem Felde des Romans mit immer erneuten Ueberschwemmungen zu überdeden und zu verwüsten broben.

Ein Meisterwerk aber, und zwar ein in seiner Art einziges, ist diese Wertherdichtung des fünfundzwanzigjährigen Jünglings Goethe, ganz und gar. Zu dieser Schöpfung seiner Jugend kehrte der fünfundsiebzigjährige Dichter noch mit inniger Rührung in dem schönsten Gedichte seines Alters zurud, und es hat Leute gegeben, die wie z. B. Immermann, dies Werk über Alles setzten, was der Dichter überhaupt geschaffen habe. Sein furchtbares Wort von den "problematischen Naturen", "die keiner Lage gewachsen sind, in der sie sich befinden, denen keine Lage genug thut" und die eben deshalb von vornherein dem Untergange geweiht sind, im Werther ist es Fleisch geworden. Im Werther liegen die Elemente von Hamlet und Faust, liegen die Elemente der zwei munderbarsten Gestalten der ganzen neueren Poesie beisammen. Bestimmtheit und folgerechte Beharrlichkeit, das sind die Erbfeinde aller problematischen Na= turen, und vor allem Werther's. Das spricht sich aus in tausend Bügen ber Dichtung. Die einzige Thätigkeit, die Werther üben möchte, wäre, wie er sagt, eine solche, "die keine Folge auf den Morgen hätte, die Fleiß und Bestimmtheit auf den Augenblick erfordert, ohne Borsicht und Rücksicht zu verlangen". Alle seine Entschlüsse sind eben nur "Grillen", Rinder des Augenblicks, und er führt keinen aus und durch als den einzigen und letzten, weil dieser eben aller Qual des Entschließens und Sichbestimmens ein Enbe macht.

Doch wir haben es hier mit Lotte und nicht mit Werther zu thun. Lotte ist das vollendete Gegenbild Werther's nach dieser Seite hin. Ihre einfache Bestimmtheit und folgerechte Beharrlichkeit sind es denn auch, an welchem der Unglückliche zu Grunde geht; sie ist der Felsen, an welcher das steuerlose Schiff seines Daseins letztlich zerschellt. Werther ist oft zergliedernd nachgebildet, Lotte vielleicht niemals vollständig in ihrem Wesen entwickelt. Machen wir den Versuch!

Wenn ich von einem Ausländer aufgefordert würde, ihm das

deutsche Mationallitteratur nachzuweisen, so würde ich diese Goethe'sche Lotte als diesenige Frauengestalt nennen müssen, welche diesen Rationaltypus unter allen Schöpfungen deutscher Dichtung in seinen wesentlichen Zügen am vollkommensten und naturwahrsten ausdrückt. Bersteht sich: auf den Kreis des bürgerlichen Mittelstandes beschränkt, wie er in der zahlreichen Klasse des gebildeten Beamtenthums vertreten ist, und in einzelnen Zügen bestimmt durch die Formen und Farben der Zeit, deren Produkt und Ansdruck das Gedicht selber ist, dem Lotte's Gestalt angehört. Bei ihrer Charakteristik muß man sich sedoch weniger an Werther's Schilderungen, als an das senige halten, was sie selber sagt und thut, und was unpare teilichere und weniger besangene Beurtheiler als Werther von ihr erzählen und über sie aussagen.

Lotte ift in mäßigen, ja beengten Berbaltniffen geboren und erwachsen. Sie ist das alteste von neun Kindern eines fürst= lichen Amtmanns, ber als Wittwer in einem einsamen Jagd= hause seines Herrn wohnt. Als Werther sie kennen lernt, haben wir sie als Rennzehn= oder Zwanzigjährige zu denken; ihr ältester Bruder ist fünfzehn, ihre älteste Schwester elf Jahre alt, das Alter der übrigen Geschwister kann man sich danach denken. In stiller Beschränktheit und eifriger häuslicher Thätigkeit ist sie anfgewachsen; benn kaum selbst aus ben Kinderjahren getreten, sind durch den Berlust einer geliebten Mutter die ganze Last und Sorge der Hausfrau und der mütterlichen Pflegerin und Erzieherin zahlreicher Geschwister auf ihre jungen Schultern gebürdet worden. So hat sie eigentlich eine recht freie Jugend Mit dem Bewußtsein schwerer Pflichten ift früh nie gehabt. etwas über ihre Jahre Berständiges, Hausmütterlichernstes,

selbst hier und da Pedantisches in ihr übrigens heiteres und leichtlebiges Wesen gekommen, und das Gefühl von der Hoheit und Würde der Pflicht und der Nothwendigkeit ihrer Ersüllung hat früh sich in dieser, von Hause aus auf ruhiges Maaß und seste Regelrechtheit angelegten Natur als das herrschende und sie erfüllende Element entwickelt.

Im völligen Gegensatze zu Werther, der vor jedem Folge habenden Geschäft zurückschreckt, ist ihre Thätigkeit stets eine solche gewesen, die auf "Borsicht und Rücksicht", auf der Borsorge für das Morgen beruhte. Der Bater erzählt, wie von dem Augenblicke an, wo die sterbende Mutter ihr die Pflicht auferlegte, ihm die Hausfrau, den Rindern die Mutter zu ersetzen, "ein ganz anderer Geist über sie gekommen"; wie sie "in ber Sorge für ihre Wirthschaft und in dem Ernste ihrer Pflicht eine mahre Mutter geworden, wie kein Augenblick ihrer Zeit ohne thätige Liebe, ohne Arbeit verstrichen sei, ohne daß ihre Munterkeit sie dabei verlassen habe". Aeußere Kultur durch Schule und Unterricht sind wenig an sie herangekommen. hat wohl hier und da auch ihren Roman gelesen, aber doch nur selten; und wenn sie als Vierzehnjährige sich gern Sonntags mit einer empfindsamen Erzählung von Gluck und Leiden einer Miß Jenny "in ein Edchen" setzte und an beiden "mit ganzem Herzen Theil nahm", so sind ihr doch jett, wie sie uns gesteht, schon lange nur die Romane die liebsten, "in denen es zugeht, wie um sie her, und wo sie ihre eignen häuslichen Bustande wieder= findet". Ueber diese Poesie, wozu, wie wir sehen werden, noch etwas Klopstock'sche Naturschwärmerei kommt, geht ihre Bildung nicht hinaus. - "So viel Einfalt bei so viel Berstand, so viel Gute bei so viel Festigkeit, und die Ruhe der Seele bei dem wahren Leben und der Thätigkeit!" Das sind die ersten

Berte mit denen Berther fie fibilden, und es find, wie wir feben, Lauter Cegenitraften. Ine ihm felde aingeben: Berfand, Festigren: Seteneme und buft me monner beremethängkeit. Der Berinnt are ten ar desir Sniderung excerc. Das ift ishr hi disklander in fandige Leming in feiner Gefandheit ift er von und der bereiter genere ar anner ir junger und febiere Pidens, wir alem uner Luting generaden Sudank macht. feined an this and Some appropriate and besign wer threst use sum Turkt der de tedenfinatilia liebt, immer umern Sinne und plustin ir dren dansliner Berns, ik R. pur Lau jeinafer, aner annver, remer Mann 116 pertur and Jametran pluffin at momer. Ind was an ementer under Mann dat sin dem und deren hämder hand - Irant Dr ff rine biedenigerig die fe und inen Bernoten ent and and annually some resonar and earlies for her den Terre Autumann um de anaganten. und der vermigenst-में देशक का या के एक एक कि विकास के विकास के विकास के war ware de dissiply, day affile uner ducke duck de Cerand in in inche Libert Michigen is name in ine feliff uni une viercen und e nonno du una de andem, der interent liene een amanning Beginning it kander Ausbied the time mitter differential and anticipation of the anticipation time opping the control of their their times and model and an excession and the principal an element ur Allum et eine datea. den der Alen beim u स्मा के का सामा कार रामान मार्गात समानामा सामानामा के emember and in the first that the second in the Me. mer mit mit der die die Logie. Die statie Etreging, un Antonian der der eine farten ferfen und mitten Smit

am ersten Tage ihrer Bekanntschaft zu Werther, "so gestehe ich Ihnen gern, ich weiß mir nichts über's Tanzen." "Und wenn ich was im Kopfe habe", setzte sie hinzu, - "und mir auf meinem verstimmten Klavier einen Contretanz vortrommele, so ist Alles wieder gut." Solch ein junger, grüner, saftstrozender Frühlingsbaum ist kein Holz für das Feuer großer, hinreißender, verzehrender Leidenschaft. Dieser auf "verstimmtem" Rlavier porgetrommelte Contretanz und seine eigenthümliche herstellende, oder, wie die Alten sagen, kathartische Wirkung ist einer der sprechendsten Schilderungszüge ihres Wesens in der Dichtung und verbietet von vorn herein, bei dem Conflitte in derselben an Tragodie und tragische Katharsis zu benten. Es ist Iffland, nicht Shakespeare. Wenn dies junge Wesen bennoch in eine Tragodie verwickelt wird, so ist und bleibt dies eben nur eine äußerliche und augenblickliche Betheiligung, die den Rern ihres Wesens nicht berührt, und die Gesundheit desselben nicht dauernd anzutasten vermag.

Noch wichtiger ist ein anderer Zug. Lotte hatte bereits eine unglückliche Leidenschaft eingeflößt, und diese hat höchst unheils voll geendet. Ein sanster, stiller junger Mensch, ein Schreiber ihres Baters, der seine arme Mutter mit seinem Fleiße ersnährte, hat eine leidenschaftliche Liebe für sie gefaßt, genährt, verborgen, und zulet ihr entdeckt. Er ist darüber aus dem Dienste gejagt und rasend geworden. Ein Jahr hat er als Tobsüchtiger in den Ketten eines Tollhauses zugebracht, dann ist er als sanster und unschädlicher Irrsinniger entlassen worden, und so sindet ihn Werther am Felsenuserhange des Flusses im trüben Naßfalt eines Novembertages, beschäftigt, Blumen zu "einem Strauße für seinen Schatz zu suchen". Tags darauf erfährt er den so eben geschilderten Zusammenhang durch Albert,

der ihm den Hergang, welcher erft vor anderthalb Jahren paffirt ift, "mit trodenen Worten ergählt".

Und Lotte? — Es wird nirgends gesagt oder auch nur ansgedeuter, daß dieses Ungehenere sie erschüttert oder auch nur ihre Heiterkeit irgendwie getrübt habe. Sie ist eben ein "versständiges Frauenzimmer", dem die Liebe eines armen, niedrigsgeborenen Schreibers zu der Tochter des fürstlichen Amtmanns als baare Narrheit erscheint und erscheinen muß, und das von der Leidenschaft und ihrer Wacht gar keinen Begriff hat. Um so gesährlicher ist sie aber selbst eben deshalb einem Gemüthe, das ganz von der Leidenschaft hingenommen und beherrscht zu werden fähig ist, "um so gesährlicher ist sie einem Werther, von dem es wie von dem zur still brennenden Kerze hinslatternden "Nachtsfalter" in Goethe's Gedicht "Selige Sehnsucht" heißen kann:

"Reine Ferne macht Dich schwierig, Kommft gestogen, tommft gebaunt, Und zuleht, bes Lichts begierig, Bift Du Schmatterling verbraunt!"

Lotte ist die "stille Rerze", dies ruhige Licht, an welchem der Nachtfalter Werther verbrenut.

Gr kommt zu ihr von einem noch frischen Unheil, das er duldig, halb schuldig, angerichtet. Die Qual, die bald verzehren soll, er hat sie so eben erst über ngezogenes weibliches Wesen gebracht. Hören wir Betrachtungen in den ersten Worten seines ersten e sroh ich bin, daß ich weg bin! — waren nicht ungen recht ausgesucht, um ein Herz wie das stigen? Die arme Leonore! Und doch war ich Konnt' ich dasur, daß, während die eigensunigen

Reize ihrer Schwester mir eine angenehme Unterhaltung verschafften, eine Leidenschaft in dem armen Herzen sich bildete? Und doch, - bin ich ganz unschuldig? Hab' ich nicht ihre Empfindungen genährt? hab' ich mich nicht an ben gang wahren Ausdruden ber Natur, die uns so oft zu lachen machten, so wenig lächerlich sie waren, selbst ergött? hab' ich nicht — D, was ist der Mensch, daß er über sich klagen darf!" — Diese der Tragodie vorangehende Episode, welche uns an die Parallele der voraufgehenden Leidenschaft Romeo's in Shakespeare's höchster Liebestragodie erinnert, - fie ist ein Meisterzug der Goethe'= schen Dichtung, wie benn Goethe überhaupt diese Wertherdichtung, die er erst beinahe zwei Jahre nach den eigenen Wetlarer Erlebnissen niederschrieb, mit der bewußtesten Ruhe klinftlerischer Ueberlegung in der Komposition ausgestattet hat. Wie selbstisch weiß hier im Anfange der Dichtung der nämliche Werther sich mit dem gleichen Unglück abzufinden, das er über ein anderes Wesen gebracht hat, und das an ihm selbst so furchtbar sich er= neuern fou! Er will "das Bergangene vergangen sein lassen" und "bas Gegenwärtige genießen"; benn: "ber Schmerzen maren weniger in der Welt, wenn die Menschen nicht mit so viel Emsig= feit der Einbildungsfraft sich beschäftigten, die Erinnerungen bes vergangenen Uebels zurückzurufen, eher als eine gleichgültige Gegenwart zu ertragen!" — In diesem Eingange liegt bas Grundthema des ganzen folgenden Gedichts ausgesprochen. Der arme, selbstbetrogene Bethörte! er ahnt nicht, daß das vergeltende Schicksal ihm leise nachschleicht, ahnt nicht, wie balb er in eine Lage versetzt werden soll, in welcher er die Kraft dieser seiner Lebensweisheit an sich selbst zu erproben haben wird.

Im Frühlinge, in der wonnevollsten Pracht der Maienblüthe, beginnt die Dichtung. Freier, leichter, ruhiger, als es seit lange gemeien, sibt: der jener Berwickung glücklich entronnene Werther een unfliten Derz unmetten all der Berdeinft des Frühlingspanners um ibn ber. Er fühlt fich verführt mit den Menschen ferner neuen Umgebung. "eingelnilt" von der Boefie "seines Humer", dessen Schilderung der einfachen Urzuftände des Menschunterfruhrings er auf deme Beide ur Garten und Rüche bes Bemernhaufes von Wabldenn, fein Mittagbrod felbst bereitend, in die Birflichkeit überfest. Gang verfunken in feinen naturgemehenden Mußiggang, empfindet er fich bochbesciedigt durch Im Berkehr unt den armen, noch von keiner Knitne beleckten Dorffenten und mit den Andern dieser zweiten Ratur, diesen Beien, "die nicht wissen, warum sie woilen". — gleich ihm ierbit und iemem "verzegenen" Perzen. "Da vientich und unerwartet, Neht ailer Glaus und Luft, ailes ichte, fille Weben und Mithen des fruhlings der Name verkörpers von ihm in der Gestalt des ichenen beidieitgen Beiens, zu dem er an einem gewetterschweiten Andringsmachunttage mit einer Tanzerin und deren Baie durch "den werten ausgehauenen Baid", der das fürfilde Jagebun ungeet, Inausgefahren ift, um fie zu dem And the contraction of the contract and the contract and contract and Terminates.

den Werther die Apollinischen Züge des jugendlichen "Göttersjünglings" Goethe zu verleihen. Denn nicht nur, daß Goethe eben nicht Werther, der Dichter nicht sein Geschöpf ist: — eine solche Darstellung Werther's, so nahe sie auch einem minder gedankentiesen Künstler liegen mochte, — würde zugleich einen künstlerischen, einen ästhetischen Fehler enthalten haben. Sie würde die Ausmerksamkeit von derjenigen Gestalt abgelenkt haben, die der Dichter allein in den Vordergrund des Interesses stellen wollte und stellen mußte. — Doch wir müssen uns hier noch versagen, auf Kaulbach's Darstellung näher einzugehen, weil wir unsere Charakteristik Lottens fortzusesen haben.

Bon jenem Augenblicke an ist Werther's Schickfal entschieden. Lotte ist verlobt, gehört einem Andern an. Das vermehrt ihren Reiz für den Mann der Leidenschaft, während es dagegen ihr selbst und ihrem Wohlgefallen an Werther die volle Unbefangensheit giebt. Auch Werther selbst glaubt unbefangen in seinem Wohlgefallen zu sein. Aber dieser Glaube ist Täuschung und vermehrt nur die Gefahr. "Wein Herz ist so verderbt nicht", schreibt er dem Freunde, "daß ich dieses Vertrauen täuschen könnte, obschon es allerdings schwach genug ist!" Aber er weiß doch innerlich besser, was das letztere, was die Schwäche des Herzens heißen will, denn er setzt sogleich selbst hinzu: — "Und ist das nicht Verderben?" —

Lotte ist durchaus auf praktisches Leben gestellt und ohne alle eigentliche Sentimentalität. Darum übersieht sie den unpraktischen sentimentalen Werther von vorn herein. Sie behandelt ihn zeitig mit einer gewissen mütterlichen Sorglichkeit, denn sie hat einen starken Zug und Hang zu dem, was man im gemeinen Leben "bemuttern" nennt. Gleich im Anfange ihrer Bekanntschaft, als Werther sie bei dem alten Pfarrer mit seiner

4

Rede über liebende Schonung unserer Rächsten selbst zu Thränen rührt, warnt und schilt sie ihn auf dem Rückwege "über den zu warmen Antheil, den er an Allem nehme, und daß er darüber zu Grunde gehen werde, wenn er sich nicht schone". Später wirst sie ihm seine Waaßlosigkeit vor, "daß er sich manchmal von einem Glase Wein verleiten lasse, eine Bouteille zu trinken"; und überhaupt erscheint ihr weiterhin sein ganzer Zustand geradezu als "Krankheit", obschon sie weit entsernt ist, die ganze Besentung dieser Leidenschaftskrankheit auch nur zu ahnen, weil sie selbst eben keine Ader von Leidenschaft in sich hat.

Was ist es nun aber, was sie zu Werther hinzieht, ihre Nei= gung, ihre Theilnahme auf ihn richtet? Zunächst ein ganz klein wenig Romantif und Naturschwärmerei. Denn diese gesunde, im Kreise ihres engen Daseins durchaus befriedete Ratur, die sich hier und da auch wohl, wie bei dem Besuch im Pfarrhause, mit Berstand und Behagen auf das Gebiet der Trivialität und auf den Kleinkram des Lebens einläßt und ein Plauderstündchen mit einer Freundin über Neuigfeiten und unbedeutenden Stadt= klatsch auch dann nicht verschmäht (siehe den Berief Werther's vom 26. October), wenn der intereffante Freund in ihrer un= mittelbaren Nähe ist, - sie hat doch auch ihr bescheiden Theil= chen von der beutschen Empfindsamkeit jener Zeit in der Seele. Das zeigt sich gleich Anfangs in jener Ballnacht, wo sie, am Fenster stehend an Werther's Seite bei dem niederrieselnden Frühlingsregen des fernabdonnernden Gewitters mit thränen= vollem Auge zum himmel blidend, ihre hand auf die seine legt und leise: "Klopstock!" ausruft. Diese Scene wäre ihr mit ihrem Berlobten wohl nicht möglich gewesen; benn ber treffliche, aber etwas trodene Albert ist kein Resonanzboden für solche Klopstod'sche Gefühlsüberschwänglichkeit, während dagegen Werther'n jener unschuldige Ausdruck gefühlvoller Erregung sofort völlig außer sich und zu dem Wunsche bringt: "von nun an den Namen Klopstock nie wieder nennen zu hören!" Lotte sindet ebenso in Werther ein Scho für ihre im Mondschein ausgessprochenen Wiedersehens= und Unsterblichkeitsgedanken, während ihr Albert dieselben immer mit einem: "Es greift Sie zu stark an, liebe Lotte!" — abzuschneiden sich bestrebt.

Goethe spricht einmal in einem feiner Briefe an Reftner, nach bessen Berheiratung mit dem Original der Werther'schen Lotte, von "ben Taschengelbern ber Empfindung, daran ber Mann keine Pratenfion hat", die feine (Reftner's) Lotte mohl an ihn wenden könne*). Diese "Taschengelder der Empfindung" find es, welche die Lotte der Dichtung unbedenklich an Werther wendet, weil sie weiß, daß sie damit ihrem Bräutigam, für den dieselben keinen Werth haben, Richts entzieht. Selbst ganz ohne Leidenschaft, reizt sie eben deshalb unwissend in ihrer Unschuld den nur in der Leidenschaft lebenden und webenden Werther durch tausend kleine Bertraulichkeiten und Unvorsichtigkeiten. Von dem erften Geschenke ber rothen Bandschleife ihres Rleides bis zu dem Kusse, den sie ihm durch ihren Kanarienvogel übermittelt, wird Alles ihm verderblich und zu Gift, was sie arglos ihm gegenüber thut. "Sie sieht nicht, sie fühlt nicht", ruft er einmal aus, "baß sie ein Gift bereitet, bas mich und sie zu Grunde richten wird, und ich, mit voller Wollust schlürfe den Becher ans, ben sie mir zu meinem Verderben reicht. Was soll der gütige Blick, mit dem sie mich oft, — oft? nein, nicht oft, aber doch manchmal ansieht, die Gefälligkeit, womit sie einen unwillfürlichen Ausdruck meines Gefühls aufnimmt, das Mit= leiden mit meinem Dulben, das sich auf ihrer Stirn zeichnet!"

^{*)} Guethe und Werther, von A. Restner, S. 179.

Rede über liebende Schonung unserer Nächsten selbst zu Thränen rührt, warnt und schilt sie ihn auf dem Rückwege "über den zu warmen Antheil, den er an Allem nehme, und daß er darüber zu Grunde gehen werde, wenn er sich nicht schone". Später wirft sie ihm seine Maaßlosigkeit vor, "daß er sich manchmal von einem Glase Wein verleiten lasse, eine Bouteille zu trinken"; und überhaupt erscheint ihr weiterhin sein ganzer Zustand geradezu als "Krankheit", obschon sie weit entsernt ist, die ganze Beseutung dieser Leidenschaftskrankheit auch nur zu ahnen, weil sie selbst eben keine Ader von Leidenschaft in sich hat.

Was ist es nun aber, was sie zu Werther hinzieht, ihre Nei= gung, ihre Theilnahme auf ihn richtet? Zunächst ein ganz klein wenig Romantik und Naturschwärmerei. Denn diese gesunde, im Kreise ihres engen Daseins durchaus befriedete Natur, die sich hier und da auch wohl, wie bei dem Besuch im Pfarrhause, mit Berstand und Behagen auf das Gebiet der Trivialität und auf den Kleinkram des Lebens einläßt und ein Plauderstündchen mit einer Freundin über Neuigkeiten und unbedeutenden Stadt= klatsch auch dann nicht verschmäht (siehe ben Berief Werther's vom 26. October), wenn der interessante Freund in ihrer un= mittelbaren Nähe ist, — sie hat doch auch ihr bescheiden Theil= chen von der deutschen Empfindsamkeit jener Zeit in der Seele. Das zeigt sich gleich Anfangs in jener Ballnacht, wo sie, am Fenster stehend an Werther's Seite bei dem niederrieselnden Frühlingsregen des fernabdonnernden Gewitters mit thränen= vollem Auge zum himmel blickend, ihre hand auf die seine legt und leise: "Rlopstock!" ausruft. Diese Scene wäre ihr mit ihrem Berlobten wohl nicht möglich gewesen; denn der treffliche, aber etwas trockene Albert ist kein Resonanzboden für solche Klopstock'sche Gefühlsüberschwänglichkeit, während dagegen Wer=

ther'n jener unschuldige Ausdruck gefühlvoller Erregung sofort völlig außer sich und zu dem Wunsche bringt: "von nun an den Namen Klopstock nie wieder nennen zu hören!" Lotte sindet ebenso in Werther ein Scho für ihre im Mondschein ausgessprochenen Wiedersehens= und Unsterblichkeitsgedanken, während ihr Albert dieselben immer mit einem: "Es greift Sie zu stark an, liebe Lotte!" — abzuschneiden sich bestrebt.

Goethe spricht einmal in einem seiner Briefe an Restner, nach bessen Berheiratung mit dem Original der Werther'schen Lotte, von "den Taschengelbern der Empfindung, baran der Mann keine Prätension hat", die seine (Restner's) Lotte wohl an ihn wenden könne*). Diese "Taschengelder ber Empfindung" sind es, welche die Lotte der Dichtung unbedenklich an Werther wendet, weil sie meiß, daß sie damit ihrem Bräutigam, für den diefelben keinen Werth haben, Nichts entzieht. Gelbst gang ohne Leidenschaft, reizt sie eben deshalb unwissend in ihrer Unschuld den nur in der Leidenschaft lebenden und webenden Werther durch tausend kleine Bertraulichkeiten und Unvorsichtigkeiten. Bon bem ersten Geschenke ber rothen Banbichleife ihres Rleibes bis zu dem Ruffe, ben fie ihm durch ihren Ranarienvogel über= mittelt, wird Alles ihm verderblich und zu Gift, was sie arglos ihm gegenüber thut. "Sie sieht nicht, sie fühlt nicht", ruft er einmal aus, "daß sie ein Gift bereitet, das mich und sie zu Grunde richten wird, und ich, mit voller Wollust schlürfe ben Becher ans, den sie mir zu meinem Verderben reicht. soll der gütige Blick, mit dem sie mich oft, - oft? nein, nicht oft, aber boch manchmal ansieht, die Gefälligkeit, womit sie einen unwillfürlichen Ausbruck meines Gefühls aufnimmt, das Mit= leiden mit meinem Dulden, das sich auf ihrer Stirn zeichnet!"

^{*)} Guethe und Werther, von A. Restner, S. 179.

Das lette Wort ist das rechte. Mitleid ist das zweite Band, welches Lotte mit Werther verbindet, Mitleid mit einem Kranken, einem liebevoller Pflege Bedürftigen; und Lotte heißt und ist Nur daß sie sich bei diesem eine treffliche Krankenpflegerin. Kranken in der Behandlungsweise vergreift, weil sie seine Krank= heit wohl in ihren Symptomen, aber nicht in ihrem Wesen Seine zeitweilige Ausgelassenheit, seine übertriebene erfennt. Lustigkeit ängstigen sie und sind ihr unheimlich. "Um Gottes= willen", sagte mir Lotte heut, ich bitte Sie, keine Scene wie die von gestern Abend! Sie sind fürchterlich, wenn Sie so lustig Soweit Mitleid Liebe enthält und ist, soweit liebt sie ihn, nicht weiter, - wenigstens nicht viel weiter. Ihr Verlobter dagegen, der wackere nüchterne Albert, merkt den wahren Zustand Werther's beim ersten Blicke; er vermeibet es, seine Braut in Gegenwart Werther's zu liebkosen und zu füssen, aber er behält beide ruhig im Auge. Allein erst nach der Hochzeit, als Werther, der sich entfernt hatte, von seiner Leidenschaft über= wältigt, wieder zurücktommt an die Stätte seiner Qualen, erst da hält Albert es für nöthig seine Lotte zu warnen. wünscht, daß es möglich sein möchte, den Freund wieder zu entfernen: "ich wünsch' es auch um unsertwillen, und ich bitte Dich, sieh zu, seinem Betragen gegen Dich eine andere Richtung zu geben, seine öfteren Besuche zu vermeiden. Die Leute werden aufmerksam."

Diese Worte vernichten mit einem Schlage die nachtwandslerische Sicherheit, mit der die unschuldige Lotte bis dahin am Rande eines Abgrunds ihren Weg gewandelt ist; denn das außsgesprochene Wort hat eine ungeheuere, eine bannende Macht. Aber Naturen, wie diese Lotte, sind rasch entschlossen, weil sie zweisellos sicher sind über das, was ihnen zu thun obliegt. Und

Lotte handelt denn auch entschlossen. Gleich in der nächsten Unterredung mit Werther führt sie den Wunsch ihres Maunes aus, und die Art, wie sie es thut, hebt sie auf die Höhe ihres Wesens, zeigt diese ächt deutsche Frauengestalt in dem ganzen Abel, in der vollen Tüchtigkeit und Ehrlichkeit ihrer reinen Natur. Die einfachen, klaren, überzeugend wahren und dabei so liebes voll milden Worte, mit denen sie ihn zur Besinnung zu bringen sucht, gipfeln sich zuletzt mit dem einen Zuruse: "Seien Sie ein Mann;" Goethe hat diesen Zuruf später selbst als moralischen Epilog zu seiner Dichtung angewendet, in dem er seinen Werther aus dem Jenseits jeden, der sein Schicksal beweine, ganz im Sinne Lessing's ermahnen läßt:

"Sei ein Mann! und folge mir nicht nach!"

Aber trot diesem tapferen Berhalten unserer Heldin ift boch in ihrem Innersten noch etwas Berborgenes, etwas Geheimniß= volles, etwas, das der Dichter selbst, "mit Worten auszudrücken" fich scheute, und es lieber "einer schönen weiblichen Geele über= lassen wollte, sich gang in die Seele Lottens zu denken und mit ihr zu empfinden." Diese Scheu, die so natürlich war bei bem Dichter, der in diesem aus Wahrheit und Phantasie so wunderbar gemischten poetischen Seelengemalbe bie eigensten Verhalt= nisse persönlicher Wirklichkeit, welche seiner Dichtung offen zum Grunde lagen, zu berücksichtigen und zu schonen hatte, wir brauchen sie nicht zu haben und zu üben. Und so dürfen wir denn unsere Charakteristik Lottens — der Lotte der Dichtung, nicht der wirklichen, die hierin mit ihr nichts Berwandtes hat, — durch den letzten Zug vervollständigen: daß unmittelbar nach jener ihrer letzten That des Verstandes und der Pflicht, mit der sie Werther'n von sich weist, der Funke der Leidenschaft, der in

Das lette Wort ist das rechte. Mitleid ist das zweite Band, welches Lotte mit Werther verbindet, Mitleid mit einem Kranken, einem liebevoller Pflege Bedürftigen; und Lotte heißt und ist eine treffliche Krankenpflegerin. Nur daß sie sich bei diesem Rranken in der Behandlungsweise vergreift, weil sie seine Krankheit wohl in ihren Symptomen, aber nicht in ihrem Wesen Seine zeitweilige Ausgelaffenheit, seine übertriebene Lustigkeit ängstigen sie und sind ihr unheimlich. "Um Gotteß= willen", sagte mir Lotte heut, ich bitte Sie, keine Scene wie die von gestern Abend! Sie sind fürchterlich, wenn Sie so lustig sind!" Soweit Mitleid Liebe enthält und ist, soweit liebt sie ihn, nicht weiter, — wenigstens nicht viel weiter. Ihr Verlobter dagegen, der wackere nüchterne Albert, merkt den wahren Zustand Werther's beim ersten Blicke; er vermeidet es, seine Braut in Gegenwart Werther's zu liebkosen und zu füssen, aber er behält beide ruhig im Auge. Allein erst nach der Hochzeit, als Werther, der sich entfernt hatte, von seiner Leidenschaft über= wältigt, wieder zurücktommt an die Stätte seiner Qualen, erft da hält Albert es für nöthig seine Lotte zu warnen. wünscht, daß es möglich sein möchte, den Freund wieder zu entfernen: "ich wünsch' es auch um unsertwillen, und ich bitte Dich, sieh zu, seinem Betragen gegen Dich eine andere Richtung zu geben, seine öfteren Besuche zu vermeiden. Die Leute werden aufmerksam."

Diese Worte vernichten mit einem Schlage die nachtwandlerische Sicherheit, mit der die unschuldige Lotte bis dahin am Rande eines Abgrunds ihren Weg gewandelt ist; denn das außgesprochene Wort hat eine ungeheuere, eine bannende Macht. Aber Naturen, wie diese Lotte, sind rasch entschlossen, weil sie zweisellos sicher sind über das, was ihnen zu thun obliegt. Und Lotte handelt denn auch entschlossen. Gleich in der nächsten Unterredung mit Werther führt sie den Wunsch ihres Maunes aus, und die Art, wie sie es thut, hebt sie auf die Höhe ihres Wesens, zeigt diese ächt deutsche Frauengestalt in dem ganzen Abel, in der vollen Tüchtigkeit und Chrlichkeit ihrer reinen Natur. Die einfachen, klaren, überzeugend wahren und dabei so liebes voll milden Worte, mit denen sie ihn zur Besinnung zu bringen sucht, gipfeln sich zuletzt mit dem einen Zuruse: "Seien Sie ein Mann;" Goethe hat diesen Zuruf später selbst als moralischen Epilog zu seiner Dichtung angewendet, in dem er seinen Werther aus dem Jenseits jeden, der sein Schicksal beweine, ganz im Sinne Lessing's ermahnen läßt:

"Sei ein Mann! und folge mir nicht nach!"

Aber trot diesem tapferen Berhalten unserer Heldin ist boch in ihrem Innersten noch etwas Berborgenes, etwas Geheinniß= volles, etwas, das der Dichter felbst, "mit Worten auszudrücken" fich scheute, und es lieber "einer schönen weiblichen Geele über= lassen wollte, sich ganz in die Seele Lottens zu denken und mit ihr zu empfinden." Diese Schen, die so natürlich war bei dem Dichter, der in diesem aus Wahrheit und Phantasie so wunder= bar gemischten poetischen Seelengemälde bie eigensten Berhält= nisse persönlicher Wirklichkeit, welche seiner Dichtung offen zum Grunde lagen, zu berücksichtigen und zu schonen hatte, wir brauchen sie nicht zu haben und zu üben. Und so dürfen wir denn unsere Charakteristik Lottens — ber Lotte der Dichtung, nicht der wirklichen, die hierin mit ihr nichts Berwandtes hat, — durch den letten Zug vervollständigen: daß unmittelbar nach jener ihrer letzten That des Verstandes und der Pflicht, mit der sie Werther'n von sich weist, der Funke der Leidenschaft, der in

jedem Menschenherzen schlummert, für einen Augenblick in ihrer Brust zur Flamme auflodert. In der Stunde des grauen De= zembernachmittags, die dem letten verhängnifvollen Zusammentreffen mit Werther vorhergeht, vergleicht sie, einsam in ihrem Zimmer sitend, zum ersten Male den theuren Freund, den sie fortan für immer entbehren soll, mit dem Gatten, an den Neigung und Achtung, Gelübde und Pflicht sie unauflöslich binben, und Niemand, ber bieje Stelle aufmerkfam lieft, kann fich darüber täuschen, auf wessen Seite hin in diesem Augenblicke sich bei ihr die Schaale neigt! "Auf der andern Seite war ihr Werther so theuer geworden; gleich von dem ersten Augenblicke ihrer Bekanntschaft an hatte sich die Uebereinstimmung ihrer Gemüther so schön gezeigt, der lang dauernde Umgang mit ihm, so manche durchlebte Situation hatten einen unaus= löschlichen Eindruck auf ihr Herz gemacht. Alles, mas sie Interessantes fühlte und dachte, war sie gewohnt, mit ihm zu theilen, und seine Entfernung drohte in ihr ganzes Wesen eine Lude zu reißen, die nicht wieder ausgefüllt werden konnte." Um ihn in ihrer Nähe behalten zu können, hätte sie ihn "in einen Bruder verwandeln, ihn einer ihrer Freundinnen verheiraten mögen" — aber "sie fand keine, der sie ihn gegönnt hätte!"

Und nun kommt der Unglückselige, kommt, ihr unerwartet, sie überraschend in dieser Stimmung. Zum ersten Male erbebt ihr das Herz bei seinem Eintritt, empfängt sie ihn "mit leidensschaftlicher Verwirrung", scheut sie mit ihm allein zu bleiben, wie in Schiller's "Kabale und Liebe" Luise mit Ferdinand nicht allein bleiben mag — und wünscht doch wieder, daß die Freunstinnen, zu denen sie schickt, "nicht kommen möchten". Die Lektüre der Ossianscene thut das Letzte, und halb gezogen, halb

Hinsinkend, vergeht ihr wie ihm die Welt, berührt das reine Wesen zum ersten und letten Male, wenn auch nur mit dem streisenden Saume des Gewandes, das Gebiet der in ihren Augen und vor ihrem Gewissen sündlichen Leidenschaft. Zur rechten Zeit rafft sie sich empor, und selbst in diesem furchtbaren Augenblick bleibt ihr Verstand noch wach und stärker als ihr Herz. Aber sie hat nicht mehr den Muth, sich und "ihre Schuld und ihre Ahnungen" ihrem zurückehrenden Gatten zu entdecken. Kann sie doch kaum wünschen, daß derselbe in ihrer Seele lesen möchte. "Selbst nach der beruhigenden Einsamkeit der Nacht kehren ihre Gedanken immer wieder zurück zu Werther'n, der für sie verloren war und den sie doch nicht lassen konnte, den sie leider sich selbst überlassen mußte, und dem, wenn er sie versloren, nichts mehr übrig blieb!"

Hierin liegt der Schlüssel zu den Worten, mit welchem die Dichtung nach der erfolgten Katastrophe des Werther'schen Selbst= mords von Lotten Abschied nimmt: "Wan fürchtete für Lottens Leben."

Aber diese Furcht, so begründet sie scheint, wird sich nicht erfüllen. Diese Lotte, in der Goethe die gesunde Lebenskraft seiner eignen Natur verkörpert hat, wird leben bleiben und glückslich leben an der Seite ihres braven Mannes, so gewiß, als sie unglücklich geworden wäre als Gattin eines Werther. Die Wunde, die ihr Herz erhalten, wird sich schneller schließen, als sie selbst es denkt, und wenn sie auch die Narbe davon behält, so wird doch dieses Lebensleid nur dazu dienen, der Schönheit ihres Wesens einen neuen Reiz durch jenen Zug sanster Meslancholie hinzuzusügen, welche das Andenken an das Glück und an das Leid ihres Zusammenlebens mit Werther von Zeit zu Zeit in ihr hervorrusen wird.

Und nun zum Schlusse noch ein Wort über die Composition des bekannten Kaulbach'schen Bildes. Durch die geöffnete Thur des Gartenzimmers, in welcher der erstaunte Werther steht, nicken die Rosen des Juni, fäuselt das Laub der Bäume, mährend in der Ferne das weißgraue Gewölf des Gewitters hersiberdroht. Da sind sie alle acht versammelt, wie die Orgelpfeifen, die schönen Amtmannskinder, um die schon zum Tanzfeste geschmückte älteste mütterliche Schwester, weil sie noch zu guter Lett ihr Besperbrod zu dem Frühobste von keiner andern als von ihrer geliebten Lotte geschnitten haben wollen. Denn Besperzeit ift's, vier Uhr Nachmittags, wie uns die große hölzerne Wanduhr fagt, der zur Seite im Schatten die langen Reiterpistolen bängen. Ich sage nichts von dem Kindergewimmel um Lotte her; nichts von der nächstältesten Schwester Sophie, der Lottchen das Regiment für die Zeit ihrer Abwesenheit übergeben hat, und die denn auch bereits mit Haube und Strickftrumpf sich in die gehörige, Achtung gebietende Berfassung zur Uebernahme der schweren Pflicht des Ordnunghaltens gesetzt hat; nichts von dem zerrenden kleinen Buben, deffen Herandrängen zu der Besperbrodspenderin einer anderen kleinen Schwester so gefährlich für Lottens Toilette erscheint, daß sie für nöthig hält, den kleinen Halbsansculotten gewaltsam von derselben zurückzureißen; nichts von dem Kirschen mausenden Anaben, welcher zu seiner bereits empfangenen Aepfelration sich selbst die Zugabe zu nehmen im Begriff ift; nichts von dem jungsten, zuerst mit dem Besperbrode bedachten "Stuhlfinde", das, den eintretenden fremden Mann halb furchtsam anstarrend, doch über diesem Anstarren und Essen nicht seine dritte und liebste Thätigkeit vergißt, welche darin besteht, die dicken feisten Beinchen und Füßchen noch von dem letzten Reste ber glücklich abgestrampelten Bekleidung zu befreien; nicht endlich von dem humoristischen Blickgespräche der ehrbar dasitzenden Hauskatze mit dem von seinem Reiter über dem Besperbrode im Stiche gelassenen Rollpferdchen, das gerade so maltraitirt aussieht, wie ein ordentliches Rollpferd der Kinderstube aussehen muß: — Das Alles sind Nebensachen im Berzgleich zu der Hauptsigur in der Mitte, zu der schönen schlanken Mädchenblume, die in dem kleidsamen und doch so einfachen, schmucklosen Festputze vor uns dasteht:

"Nur absichtslos, boch wie mit Absicht ichon!"

Ihr schlichtes weißes Balltleid mit den blagrothen Schleifen hindert sie nicht, die Pflichten der Hausmutter gegen die Rinderschaar zu üben, die diese jungfräuliche Mutter umgiebt. Gang vertieft in ihr Geschäft, das schwarze Hausbrod gegen den schö= nen Busen gedrückt, und vorsichtig nach Alter und Appetit ber Empfänger die Schnitte bemeffend, die dunklen Augen auf die herandrängenden Rinder niedergesenkt, sieht sie nicht den ein= tretenden Gaft, nicht den entzückt erstaunten auf sie gerichteten Blick, mit dem derselbe in der geöffneten Thure stumm und sprachlos stehen bleibt. Der schreiende und jubelnde Lärm ihrer Kinderschaar hat den knarrenden Ton der aufgehenden Thür übertönt; von den Kindern selbst sieht und hört gleichfalls keins den Eintretenden — bis auf das "Stuhlkind", das aber blos mit seinen Augen spricht —, und so hat Werther Muße, "das reizenbste Schauspiel, das seine Augen je gesehen," einen Do-Dag Kaulbach zu diesem ment ganz ungestört zu betrachten. Zwecke aus dem ältesten, fünfzehnjährigen Bruder der Dichtung einen zehnjährigen gemacht hat, ist durchaus in der Ordnung. In Ordnung aber ist überhaupt Alles auf diesem reizenden Bilde jungfräulicher Hausmütterlichkeit, selbst bie kräftige Birkenruthe,

die hinter dem kleinen Roktokospiegel gleichfalls nicht fehlt, so wenig als dem eingerahmten Schattenriffe der verstorbenen Mutter der Schmuck des frischen Blumenstraußes mangelt.

Und diese lieblichste, unschnldigste und harmloseste aller Scenen ist dazu ausersehen, daß sich an sie das furchtbarste Schicksal knüpft! Diese holdselige, friedenvolle Gestalt soll Berschröheit bringen über den Jüngling, den wir, verzückt in ihre Schönheit, in voller Jugendkraft vor uns stehen sehen! Diese Bandschleise an ihrer Brust soll ihn in sein Grab begleiten, zu dem er selbst in diesem Augenblicke schon unwissend den ersten Spatenstich thut; und eins dieser so ruhig an der Wand hansgenden verstäubten Mordgewehre soll die schöne freie Stirn zersschmettern, auf der wir jest nur den lichten Glanz der Schönsheit sich wiederspiegeln sehen, deren Anblick seine Augen mit Entzücken in sich trinken! Es soll an ihm sich bewahrheiten das schwermüthige Wort des Dichters, daß:

"Wer die Schönheit angeschaut mit Augen, Ift bem Tobe schon anheimgegeben!"

III.

Adelheid von Walldorf.

Eine Kluft, tief wie der Abgrund zwischen Unschuld und Sünde, trennt die zuvor betrachtete Schöpfung des jugendlichen Dichters, trennt die holdselige, in sich befriedete, sanft lieb=reizende Lotte seines Werther von der dämonischen Frauengestalt, welche uns Goethe in Abelheid von Walldorf vor die Augen führt!

Aber wenn es auch nicht zu verwundern ist, daß ein und derselbe Dichter diese beiden weiblichen Wesen geschaffen hat, so scheint es doch fast ein Wunder, daß er sie ungefähr zu ein und ebenderselben Zeit in sich trug, und daß Goethe, während sein Herz in Wetzlar zu Lottens Füßen den rein poetischen Roman der lieblichsten und unschuldigsten Joylle durchlebte und künstelerisch steigerte, in demselben Wetzlar zu gleicher Zeit die Gestalt dieses dämonischen Weibes in seinem Innern erzeugte, deren verrätherische Schönheit Tod und Verderben über Alles bringt, was ihrem Zauberkreise sich naht. Und das größte aller Wunder endlich ist, daß ebenderselbe Goethe, während er seine Seligkeit darin zu sinden schooten zu pflücken, sich allen Ernstes in jene

Abelheid, in dieses Geschöpf seiner Phantasie, verliebte, ja so sehr verliebte, daß diese "reizende Frau", wie er sie in Dichtung und Wahrheit nennt, selbst seinen Helden Götz "bei ihm außestach, und daß das Interesse an ihrem Schicksal dergestalt in der Dichtung überhand nahm, daß er sich bei späterer Uebersarbeitung auß künstlerischen Gründen gezwungen sah, dasselbe auf ein bedeutend geringeres Maaß zurückzuführen!

Und doch ist die Erklärung dieses Wunders gar nicht schwer. Eine spätere Geliebte des Dichters — auch eine Lotte, wenn auch etwas weniger idhllisch und unschuldig als die erste —, Frau Charlotte von Stein, that einmal über Goethe, als er sich aus ihren Banden losgemacht und die junge schöne Christiane Bulpius in Haus und Herz aufgenommen hatte, den klagenden Ausrus: "Es sind zwei Naturen in ihm!" Die Gute glaubte damit etwas gar Haarsträubendes gesagt zu haben, und doch war es nichts mehr und nichts weniger als die einsache Wahrs heit. Alle wahrhaft bedeutenden Menschen — aber auch nur solche — können und müssen mit Faust sagen:

"Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust, Die eine will sich von der andern trennen; Die eine hält in derber Liebeslust Sich an die Welt mit klammernden Organen, Die andre hebt gewaltsam sich vom Dust Zu den Gefilden hoher Ahnen."

Goethe's Roman mit der Wetzlarer Lotte war eben so idealistisch wie die Gestalt, zu der er diese Liebe in seiner Dichtung verstlärte. Es war eine rein poetische (um nicht zu sagen eine freiwillig erzeugte und erträumte), keine wirkliche, irdische Leidensschaft, die ihn zu der Berlobten des redlichen Hannoveraners

hinzog, und es war der Dichter in ihm, der dieses Berhältniß eifrig und mit vollem Bewußtsein von bessen poetischem Gehalt und Werthe pflegte und in sich steigerte. Wer das noch nicht wissen sollte, ber kann sich bavon aus bem achtundsechzigsten Briefe des vielfach migverstandenen Goethe-Reftner'schen Lotte-Briefmechsels bis zur unwiderleglichen thatsächlichen Gewißheit Aber in allerinnigster Nachbarschaft mit dem im Mondschein schwärmenden, sich mit dem geistigsten Dufte des Idulls begnügenden Goethe, wohnte noch ein zweiter Goethe, der damals neben Goldsmith auch Shakespeare, neben dem Bikar von Wakefielb auch einen Macbeth, neben einer fanften Werther'schen Lotte auch die dämonische Gestalt einer Shakespeare's schen Rleopatra zu schätzen und zu genießen wußte. Und dieser zweite Goethe schuf seine Abelheid und verliebte sich in diese Geftalt, in der man die Elemente von Shatespeare's Macbeth und Rleopatra, in der man ben Ginflug ber begeisterten Shatespearelektüre des jugendlichen Dichters auch heute noch gar wohl, felbst in wörtlichen Bügen, erkennen fann.

Ein Biograph Goethe's*) hat seine Leser überreden wollen, die Selbstgeständnisse Goethe's in Dichtung und Wahrheit über sein Berhältniß zu dieser dämonischen Gestalt der Adelheid seien nichts als "eine galante Deutung, die der ältere Goethe dem jüngern, der Biograph dem Dichter untergeschoben habe". Aber das ist ein Irrthum, der auf gänzlicher Berkennung dichterischen Schaffens beruht. Denn weit mehr als die reinen, einsachen, ungebrochenen, sind es die gemischten Charaktere, welche den schaffenden Dichter anziehen, seine Theilnahme in Anspruch nehmen, ja dieselbe bis zur Borliebe steigern. Dies ist hier des

^{*)} Biehoff, Goethe's Leben II, S. 74.

Dichters Fall, gegenüber diesem wunderbaren Weibe, bei dessen Erschaffung, wie ihr Gatte Weislingen sagt, "Gott und Teufel um's Meisterstück wetteten". Um dieser Gestalt und Goethe's ursprünglichen Absichten bei ihrer Schöpfung gerecht zu werden, müssen wir, neben der allgemein bekannten zweiten, auch die erst spät nach des Dichters Tode bekannt gewordene erste Bearbeitung des Götz in Betracht ziehen, die zugleich bei Weitem kühnere und genialere Züge ausweist.

Abelheid von Walldorf ist seit vier Monaten Wittme. Jung, reich, unabhängig, viel umworben, befreit von einem unbedeu= tenden Gatten, dem ihre Jugend ohne Liebe vermählt worden war, hegt sie hochfliegende Pläne für ihre Zukunft, sucht sie einen Mann, der ihr die Erfüllung ihrer ehrgeizigen Entwürfe zu sichern vermag. In Weislingen glaubt sie einen Augenblick einen solchen Mann zu sehen, und barum bietet sie Alles auf, ihn in ihre Fesseln zu schlagen. Ihr Geist, ihre Kunst der In= trigue und der Gefallsucht, und vor Allem ihre Schönheit, sichern ihr den Erfolg. Ihre Schönheit ist von jener sinnverwirrenden Unwiderstehlichkeit, die Alles, was sich ihr naht, mit Zaubermacht berückt. Der jugendliche Dichter hat nicht umsonst seinen Homer und Lessing's Laotoon gelesen; er hütet sich ihre Schönheit beschreiben zu wollen. In der ganzen Dichtung findet sich kaum ein einziger beschreibender Zug. Defto eindringlicher schildert er sie durch die Wirkungen, die wir sie auf die verschiedensten Bersonen üben sehen. Als Weislingen's Edelknabe Franz sie zum ersten Male erblickt hat am Hofe des Kirchenfürsten zu Bam= berg, da gilt ihm seines Herrn: "ich habe viel von ihrer Schon= beit gehört!" gerade so viel, als wenn einer sagte: ich habe Musik gesehen. Als ihn sein Herr "nicht recht gescheidt" heißt, erwidert er: "Das kann wohl sein. Das letzte Mal, da ich sie

fahe, hatte ich nicht mehr Sinne als ein Trunkener. Ober vielmehr - ich fühlte in dem Augenblicke, wie's den Beiligen bei himmlischen Erscheinungen sein mag: alle Sinne ftarter, höber, volltommener, und doch ben Gebrauch von keinem." Sein volles, ganz von der Empfindung ihrer Schönheit erfülltes Berg macht den unglücklichen Knaben zum Dichter. "Wenn sie einen ausieht, ist's, als wenn man in der Frühlingssonne stünde." "Ein Blick von ihr" hat ihn "zum Narren gemacht." "Wie ich von dem Bischof'Abschied nahm", erzählt er, "saß sie bei ihm. Sie spielten Schach. Er war fehr gnädig, reichte mir feine Band zu füffen und sagte mir Bieles, davon ich nichts vernahm. Denn ich sah seine Nachbarin, sie hatte ihr Auge auf's Brett geheftet, als wenn sie einem großen Streich nachsänne: Ein feiner lauern= der Zug um Mund und Wange! Ich hätt' der elfenbeinerne König sein mögen! Abel und Freundlichkeit herrschten auf ihrer Stirn. Und das blendende Licht des Angesichts und des Busens, wie es von den finstern Haaren erhoben ward!" Aber beredter noch ist das schlichte Wort des ehrlichen Reitersbuben Georg, als er den ungetreuen Weislingen zu Bamberg an ihrer Seite erblickt hat: "Sie ist schön, bei meinem Eid, sie ist schön! Wir buckten uns Alle, sie dankte uns Allen." Und der Ausruf des wilden Zigeuners mit den "Augen wie's Irrlicht auf der Haide", der, die weißen Zähne zusammenbeißend, ihr sein: "Du bist schön!" zuruft, sagt mehr als tausend Worte. Nicht nur der glühende Jüngling Franz und der schwache Weislingen fallen in die Netze ihrer verderblichen Schönheit, auch der edle, ritterliche Sidingen fühlt sich durch sie gebannt beim ersten Anblick. Ja felbst der ausgesandte Mörder der heiligen Behme fühlt beim Anschauen dieses "königlichen Weibes", daß er, der Elende, in ihren Armen ein Gott sein würde, und sein letzter Ausruf an der Leiche des von seiner Hand ermordeten Weibes lautet: "Gott! machtest Du sie so schön, und konntest Du sie nicht gut machen!" —

In diesen Worten liegt das Problem, das den Dichter reizte: die höchste kökperliche Schönheit des Weibes im Bunde mit einem bösen Sinn, die Schönheit als ein Mittel zu Verbrechen, Sünde und Verderben. Es ist das Problem des Shakespeare'schen Macbeth, die Verkörperung des Hexenwortes: Fair is foul, and foul is fair! — Schön ist häßlich, häßlich schön!

Die Seele von Abelheid's Wesen ift Chrgeiz. Ehrgeiz, nicht Liebe ist es, die sie zu dem Entschlusse bringt, Weislingen an sich zu fesseln, ihn, wenn's nöthig, zu heiraten, und die Art und Kunft, wie sie den durch Freundschaft und Liebesgelöbniß doppelt gebundenen Mann zu doppeltem Treubruche zu zwingen, wie sie zu diesem Ende alle Hebel der Koketterie und des Sinnen= reizes in Bewegung zu setzen weiß, ist unübertrefflich vom Dichter geschildert. Aber auch hier gehen Ehrgeiz und Politik der Liebe vorauf und zur Seite. Bei seinem Chrgeize faßt sie den schwachen Mann zuerst, indem sie darauf hinweist, daß er "ber Herr von Fürsten sein könne, sich zum Sklaven eines Edelmannes mache!" Dabei mischt sie in ihren Geständnissen über sich selbst, die sie gegen ihn thut, Wahrheit mit Lüge so geschickt, daß die eine von der andern kaum zu unterscheiden ist. Es ist volle Wahrheit, wenn sie Weislingen gegenüber seiner Liebe für Götz gesteht, daß sie nicht begreifen könne, wie man einen Menschen lieben könne, den man beneidend bewundere; aber es ist das Umgekehrte der Wahrheit, wenn sie sagt, "daß sie über die Leute nicht denken möge, denen sie wohl wolle"; und gleich ihre folgenden Worte, in denen sie ihm, dem sie boch wohl will, den unerbittlichen Spiegel dessen vorhält, mas sie

an ihm vermißt, strafen ihre Worte Lugen. Als sie sich überzeugt hat, daß sie sich in ihm getäuscht, als sie sieht, daß er der Mann nicht ist, "der fähig ist, auf hundert großen Unternehmungen, wie auf über einander gewälzten Bergen, zu den Wolken hinauf zu fteigen", ba ift sein Schicksal entschieden. Als er gar durch Eifersucht ihre Plane zu kreuzen, sie zum Ge= horsam zu zwingen Miene macht, da ist in ihrem Innern sein Todesurtheil gesprochen. "Er muß in den Boden, mein Weg geht über ihn hin!" Es ist kein geringeres Ziel als ein Thron, zu dem dieser Weg ihren hochfliegenden Ehrgeiz führen soll. Es ist kein geringerer Mann, den sie jetzt zunächst als Führer auf diesem Wege und zu diesem Ziele sich ausersehen hat, als "Rarl, der große treffliche Mann, und Raifer dereinst!" zweifelt kaum an seiner Gewinnung, denn sie ist fich der Un= widerstehlichkeit ihrer Reize voll bewußt. "Sollte er der Einzige sein unter ben Männern, dem der Besitz meiner Gunst nicht schmeichelte!" — Als dieser Plan ihr fehlschlägt, setzt sie ben ebenso ehrgeizigen Sidingen an seine Stelle, ber, nicht minder wie sie "zu den stolzen Unternehmungen" gemuthet, ihr nach der ersten Liebesnacht das verheißende Wort zuruft: "Du wärft eines Thrones werth!"

Zwar hat der Dichter bei der späteren Bearbeitung, im richstigen Gefühle, mit dieser Berwickelung Sickingen's in die unseinen und verbrecherischen Bande Abelheid's dem Andenken der edelsten historischen Gestalt des deutschen Ritterthums jener Zeiten zu nahe getreten zu sein; diese ganze letzte Episode aussgelassen. Das hindert uns aber nicht, sie richtig zu sinden für die Tragödie der ersten Anlage, in welcher nicht der sich in kleinen Raufhändeln zersplitternde getreuherzige Götz, sondern die kühne, konsequent die stolzen und großen Pläne ihres Ehrs

geizes verfolgende Adelheid von Walldorf die Heldin war und ist, und bei der dem Dichter bewußt oder unbewußt ein weibslicher Macbeth vorschwebte. Oder erinnert etwa ihr Selbstsgespräch nach der Liebesnacht mit dem von ihr gleichfalls dem Tode geweihten Franz nicht an Macbeth?

"Ich habe mich hoch in's Meer gewagt, und ber Sturm fängt an sürchterlich zu brausen. Zurück ist kein Weg. Ich muß eins ber Welle Preis geben, um bas andere zu retten. Die Leidenschaft dieses Knaben droht meinen Hoff-nungen. Könnte er mich in Sickingen's Armen sehn, er, der da glaubt, ich habe Alles in ihm vergessen, weil ich ihm eine Gunst schenkte, in der er sich ganz vergaß? Du mußt fort — Du "würdest Deinen Bater ermorden"" — Du mußt sort. Er soll. Wenn's nicht sürchterlicher ist zu sterben, als einem dazu zu verhelsen, so thu' ich auch kein Leides. Es war eine Zeit, wo mir graute!"

Erinnert das nicht an Macbeth, der auch "einmal so tief in's Blut gestiegen",

"Daß, wollt' ich nun im Wasser stille stehn, Rücktehr so schwierig wär', als burch zu gehn,

an Macbeth, der auch "verloren hat den Sinn des Grauens" und der da weiß, daß "Blut fordert Blut"?

Und diese schönheitstrahlende Verderberin, diese Vermensch= lichung des Märchens von der verführerischen Paradiesschlange, dieses buhlerische, kalt berechnende, ehrgeizige, sinnliche Weib, das, von Verbrechen zu Verbrechen halb freiwillig, halb gedrängt schreitend, in Sündenschmach und Tod endet, es ist doch noch immer Weib genug, um menschlich zu erscheinen, um sogar in seiner Weise zu lieben. Abelheid liebt wirklich, liebt mit aller weichen Regung des Gesühls, die ihr noch geblieben ist, den schönen, jungen, bis zum Wahnsinn ihr hingegebenen Ebelknaben Franz. Zuerst ist es Mitleid, mas sie mit seiner Liebesqual empfindet. "Es kostet mich so wenig, ihn glücklich zu machen!" und — sie macht ihn glücklich! Ihre brei Gespräche mit Franz sind vielleicht das Wunderbarfte, was dem Dichter in der Schil= derung dieses dämonischen, weiblichen Charakters gelungen ift. Man empfindet sich selbst mit ergriffen von dem todbringenden Bauberhauche, der aus ihrem Munde den Unglücklichen berauschend anweht. Es ift keine Lüge, wenn sie ihm sagt, "baß sie feine Lieb' und Treue fühle". "Ich lieb' ihn von Bergen!" ruft sie im Selbstgespräche nach der ersten Unterredung aus, "so wahr und warm hat noch Niemand an mir ge= hangen!" Wir dürfen es ihr glauben. Es ist keine Frage: dieses Weib ist das, was sie geworden ist, auch durch das Schicksal geworden, das ihrer ersten Jugend die rechte Liebe eines ächten Mannes verfagte. Man hat sich ihren ersten Gemahl als einen ganz alltäglichen Dutendmenschen zu benten, dem das schöne, aber arme Edelfräulein für den Kaufpreis seiner reichen Güter, seiner Schlösser und Burgen verhandelt ward. "So mahr und warm hat noch Niemand an ihr gehangen", wie bieses feurige junge Blut, das gleich anfangs nicht blos ihre Schönheit, nein auch "ihr Leben, ihr Feuer, ihr Muth" entzücken. Die Liebe zu diesem "füßen Anaben", wie sie ihn nennt, ist die Poesie ihres verbrecherischen Daseins. Es ist eine wundervolle Scene, eine der wenigen, die in der dritten, sonst unfäglich schwächeren Bearbeitung für das Theater, mit welcher der alternde Goethe sich an dem Werke seiner Jugend versündigte, keine Berschlechte= rungen sind, eine wunderbar ergreifende Scene ist es, in welcher Abelheid dem eben aus ihren Umarmungen entlassenen Lieblinge durch die unheimlich helle Mondnacht von dem Söller ihres Schlosses nachsieht, wie er den ihr entrissenen weißen Schleier um sein lodiges Haupt zu ihr zurück schwingend, auf seinem Schimmel in's Berderben reitet. Fast möchte sie ihn zurücksrusen! "Kann er wohl noch erkennen, wenn ich ihm winke? Er will weiter. Noch zandert er!" — Aber sie kann nicht mehr zurück auf dem Wege des Berbrechens, und so rust sie denn mit tiesem Schmerze das letzte: "Fahre hin, süßer Knabe, sahre hin!" dem jetzt für immer ihr verlorenen Lieblinge nach. Ein gleich erschütternder, tief gefühlter Zug ist es, daß in der ersten Bearbeitung, unmittelbar vor ihrer Ermordung durch den außsgesendeten Mörder der heiligen Behme, der abgeschiedene Geist des treuen Knaben ihr warnend erscheint.

Meister Kaulbach hat eine schwere Ansgabe gewählt, als er die Gestalt dieses Weibes uns darzustellen unternahm; denn das Zusammengesetzte und Gemischte eines Charakters ist von der bildenden Kunst schwer auszudrücken und darzustellen. In der Poesie dagegen ist es der umgekehrte Fall. Darum hat denn auch der bildende Künstler auf diesem Blatte zu vielsachen äußerlichen Hülfsmitteln symbolischer Andeutung seine Zussucht genommen, — ein Feld, auf welchem er bekanntlich eben so fruchtbar als glücklich sich zu bewegen liebte.

Die Scene ist am Hose des Bischoss von Bamberg; es ist dieselbe Scene, von der uns Weislingen's Edelknabe Franz im ersten Akte erzählt hat. Ein kühles, hohes, nicht allzu großes Gemach, in das die Strahlen der Spätnachmittagssonne fallen, zeigt uns Adelheid mit dem alten Kurfürsten, dessen Gestalt an Rafael's Portrait Papst Julius' II. erinnert, beim Schachsseil, nach der Tasel, von der noch die köstlichen Dessertweine in den kühl gestellten Silberkannen mit in das Spielzimmer herübergenommen worden sind. Adelheid liebt das Schachspiel,

biefen "Probirftein bes Bebirns", wie fie es neunt. Gind ihr boch auch im Leben felbst die Menfchen nur Figuren für die flug berechneten Buge ihres hoben Spiels, Buppen, Die fie dabin fest, wo es ihr bienlich, und bie fie wegwirft, wo beren Aufopferung ihr für ihre ehrgeizigen Zwecke nothwendig ober forderlich erscheint. Sie hat ihrem Gegner soeben ein lettes "Schach und - Matt" geboten, und genießt nun mit unbeimlicher Spielerfreude ben Anblid bes alten Bifcofs, ber, Die Linke bequem auf's Rnie gestüst, ben mit bem Saustappchen bebedten Ropf weit por- und ju bem Spielbrette niebergebeugt, noch halb ungläubig und wie verbutt bie rechte Sand über ben Figuren schwebend halt, als hoffte er noch einen rettenben Bug thun gu konnen. Aber es ift Richts mit diefer Soffnung, das feben wir an feiner etwas übellaunig vorgestrecten Unterlippe, mehr und ficherer noch an bem "feinen lauernden Ruge um Mund und Wange" feiner iconen Gegnerin, beren Blid und Haltung bes Ropfs und ber rechten Sand etwas unfagbar Ironifch = Befriedigtes hat. Es gemahnt an ben Blid, ben eine schöne bunte Angoratage auf die por ihr sich in Todespein winbenbe und frummende gefangene Maus wirft, die fie jum lettenmale freigelaffen bat, ebe fie fie verfchlingt. Das wurden wir feben, auch ohne bie vom Runftler fombolifch bingugefügte, vergnügt in sich zusammengezogene und boch sprungbereite Lieblingstape, die, auf dem ichwellenden Bolftertiffen bes weichen "Lotterbettes" neben ihrer Berrin rubend, ben Blid berfelben wieberbolt. Und diese Abelbeid, fie ift wirflich ein "tonigliches Weib!" Wie fie fo halb liegend da fitt auf dem Appigen Rubebette, Die ichlante berrliche Gestalt, von weicher ichwellender Fulle alle Formen, die theils in den reichen fluthen der hüllenden Bewandung und burch fie bindurch ihren verführerischen Ausbrud warmerleuchtenden Schöne "von dem sinstern Haare gehoben" peigen! Sie ist wie ein Zaubergesang der Sirenen Homer's, dem selbst der vielersahrene Held Odpsseus, der liebend heimkehrende Gatte der schönen trenen Penelope, sich nicht zu widersiehen getraut und sich lieber binden läßt mit stärtsten Banden von den wackern Gefährten "aufrecht unten am Mastdaum" seines schnellen Schisses!

Hat sie den greisen Kirchenfürsten ihr gegenüber, auf den die sinnlichen Reize ihrer verführerischen Schönheit nur noch als schwaches Wetterleuchten wirken können, gesesselt durch den Zauber ihrer geselligen Annuth und ihres klugen und verschlagenen Geistes, so hat sie dagegen in dem ansschweisenden, cynisch kecken, an Witz und Geist wie an ränkevoller Gewissenlosigkeit ihr ebenbürtigen Hosmanne Liebetraut die sinnliche Gluth der Lüssernheit zur hellen Flamme angesacht. Er kennt sie, wie kein Anderer; er weiß, wer und was sie ist; er spricht mit ihr und sie mit ihm, wie mit ihres Gleichen, die freie Sprache des Einverständnisses, und er ist nicht ganz ohne Hosssung, gelegentlich dafür belohnt zu werden. Das sagt sein Lied, das er zur Either singt:

Mit Pfeil und Bogen Cupide geflegen, Die Fackel in Brand, Bollt muthilich friegen Und männilich siegen Udt fürmender Hand.

Die Augen entbraunt.

Auf! Auf! An! An! Die Baffen erklierten, Die Flügelein schwierten, Da fand er die Busen Ach leider! so bloß, Sie nahmen so wizig Ihn all auf den Schooß. Er schüttet die Pfeile Zum Feuer hinein, Sie herzten und drückten Und wiegten ihn ein. Hei eio! Popeio!

Kaulbach's Liebetraut ist aber doch zu sehr Karikatur, um dem Goethe'schen Liebetraut zu entsprechen. Die Lüsternheit, mit der er vorgestreckten Kopses auf und in die Tiesen des entblößten Busens stiert, auf dessen leise wellendem Gewoge sich die weißen Berlenschnüre wiegen, hat zu viel von einer gewissen Figur des Kaulbach'schen Frrenhauses und zu wenig von dem Ausdruck eines Mephistopheles, dessen Typus hier allein am Orte gewesen wäre.

Desto herrlicher ist dem Künstler dasür die Figur gelungen, welche den entsprechenden Gegensatz zu dem innerlich ausgehöhleten, übersättigten und doch noch begehrlichen Welt= und Lebe= menschen bildet, die Figur des Edelknaben Franz. Die Gestalt dieses von dem Blitzstrahl der ersten Liebesleidenschaft getroffenen Jünglingsknaben ist für mich die schönste auf dem ganzen Bilde. Ein einziger Blick aus den Augen dieser Armida hat sein ganzes Wesen verwandelt, hat ihn "außer sich gebracht". Er ist gestommen, sich von dem Bischose zu verabschieden. "Als der Bischos endigte und sich neigte, sah sie mich an und sagte: Auch von mir einen Gruß unbekannter Weise! Sag' ihm, er mag ja bald kommen. Es warten neue Freunde; er soll sie nicht verachten, wenn er schon an alten so reich ist. — Ich wollte was antworten, aber der Paß vom Herzen nach der

Junge war versperrt: ich neigte mich. Ich hätte mein Bennigen gegeben, die Spize ihres lleinen Fingers köffen zu dürsen. Wie ich so stund, warf der Bischof — (warmm hat Goesche nücht geschrieben: "warf sie"?!) — einen Banern herunten, üch ficher darnach und rührte im Anscheben den Samm ihres Kleides, dus such mir durch alle Glüeder, und ich weiß nicht, wie ich zur Thür binausgekommen bin!"

Er weiß es mitt, der Glücklich-Unglückschine. Aber wir nowen ed, Meister Kanlbach sagt, zeigt es und. Er ist lied an die Schwelle der Thier des Gemachs gekommen, ader er komme med weiter, er komme nicht hinaus! Der Klang ihner Stimme dak "Schach!" dak die gerecken, hat ihn keit gebaumt. Er künnt jeine indanke Gestalt un den ausgeschweisten Brosen der mit dem idweren Suchangsappid dedelken Thir; aber diese Telle ven in kunn ein Lednan, — wie das Halten kann ein Halten M, mit dem er den fleinen Blinnensbang in keiner Linken umjadicze. Das Buret mir der Weitzen hinner füh auf dem Micken dalrend, freit er da, odne zu missen, dag er freit, odne Benniss fem som fich felbst, nur som einem Ginzigen ærdillt, "das henz gang woll einer engigen Empfindung," das wine vollfommus Bill der Lierainfing: "alte Sinne führter, dilber, wolfdommen and both der Giebrauch von Teinen !" Auch ien: bremender: dalverer Biet in mi das indie Beid, mi den wessen Busen geraties, wer mit war mændiat midern Ausbrucke, sik dæ Bick der gemein Tinnicien Ditherspielerk Freieraut: Id., man Iann eigentim figger: 22 feen gan mate und Raine: fem faur rende Seiter if: mm: der Ausdoruft, daß dien "der Borthof die Junimeken ist, und Daß er — im: inl. von dem "Eige in Deinesgestalt" Der Dreier Hann zum Karadien under. Studen. ivedicatel in: De eife inmia ideriander Ingendtedenichair in ihrem ftarren schaubernben Entzüden, für bas "braußer Tob ift", taum jemals von Rünftlerhand geschilbert worde

Da erbarmt sich seiner der gutmithige Abt, das "We von Fulda". Er faßt den liebestrunkenen in sich Bersun sanft beim Arme, während der wie zum Schlürsen edlen L geöffnete Mund zu sagen scheint: Komm, guter Knabe, der T hier ist für Dich zu start! — und führt ihn hinaus und weg von der verlodenden, verzaubernden Nähe. Es ist nicht der erste, dem er solchen Warnungsdienst leistet. 'ist er selbst auch über die Jahre des Sündenfalles und des in Frage kommenden Gebotes der zehn "Du sollst nicht!' alttestamentlichen Gesetzgebers hinweg, dessen steinerne Es so dränend über dem lodigen Haupt des armen Edelh steht, so wissen wir doch, daß er auf diese Gebote hält daß er ihre Besolgung in der Nähe dieser Zauberin su Jugend schwer sinden mag.

Werfen wir noch einen letten Blick auf die außern gebungen der besprochenen Figuren dieses trefflichen Bilde welchem der Künstler wieder einmal die darzustellende H figur recht im Mittelpunkte ihres Wesens gefaßt und zu scheinung gebracht hat.

Daß die kostbar verzierten Bücher, die zu Füßen des lockeren Kirchenfürsten neben seinem rothsammtenen Sesstraulicher Rähe bei den silbernen Weinkrügen am Boden teine heiligen, keine Gebetbücher sind, darauf mochten schwören dürsen, trothem daß der Schall Kaulbach dem derselben das allbekannte Münchener Wahrzeichen auf spangengeschmückten Deckel gezeichnet hat. Weit eher sind es Bücher mit Liedern, wie Freund Liebetraut eins derselben oder auch schwie "Historien" Boccazi'scher und Petronius'sche

ausgestattet mit farbenglühenden Miniaturen und Bildern, die dem Inhalte entsprechen. Bielleicht hat man daraus gelesen, ehe das Schachspiel begann; oder vielleicht wird Liebetraut nach Beendigung desselben zur Beförderung heiterer Berdauungssstimmung daraus vorlesen, da doch ein Sast wie Ehren Olearius, dessen Anwesenheit dabei hindern könnte, diesmal nicht vorhanden ist, und der junge Edelknabe sich soeben verabschiedet hat.

Aber hart neben dem Scherze steht, wie Kaulbach es liebt und die Sache es forderte, der finstere Ernst, dessen Mene Teket Upharsim auf den zwei großen Freskobildern dräuend von der Wand herunterblickt auf die Scene der versührerischen Lust. Da sehen wir rechts unter dem von der Schlange umwundenen Paradiesbaume die schöne nackte Eva ihrem Gefährten schmeichelnd die verbotene Frucht der Sünde reichen, während auf dem andern Bilde, zur Linken des ersten, wo der Engel das sündige Paar mit dem Flammenschwerte aus dem Paradiese treibt und der grinsende Tod geigend vor den Ausgestoßenen hertanzt, die furchtbaren Worte der Schrift verkörpert sind:

Wenn die Lust empfangen hat, gebieret sie die Sünde, Die Sünde aber gebieret ben Tob.

IV.

Dorothea.

Goethe's Werther = Dichtung ist die Poesie der Krankheit, und zwar der unheilbaren Krankheit mit tödlichem Ausgange. Sein Hermann und Dorothea dagegen ist die Poesie der Gessundheit selbst, die Poesie des einfach menschlichen Lebensgefühls und seines durch und durch gesunden Kerngehalts. Darum wirkte denn auch gerade dieses Gedicht gleich bei seinem ersten Ersicheinen so voll und durchaus erfreulich auf alle Welt, auf die Wenschen der verschiedensten Alter und Stände, Vildung und Lebensanschauung, und übt diese rein erfreuende Wirkung noch heute in ganz gleichem Maaße auf alle Leser aus, während Werther und seine "Leiden" bereits der Grundstimmung eines großen, ja des größten Theils der heute lebenden Menschen, zumal der Jugend, kast fremd geworden sind.

Das ist natürlich. Der Werther, soviel Bleibendes auch in ihm enthalten ist, wurzelt doch so tief mit seinem innersten Geshalt in einer Zeitstimmung, deren krankhafte Weichheit und Empfindungsüberschwenglichkeit eben darum von jener Dichtung so überwältigend ergriffen wurde, weil sie in derselben ihr versklärtes Spiegelbild erblickte:

ausgestattet mit farbenglühenden Miniaturen und Bildern, die dem Inhalte entsprechen. Bielleicht hat man daraus gelesen, ehe das Schachspiel begann; oder vielleicht wird Liebetraut nach Beendigung desselben zur Beförderung heiterer Berdauungssstimmung daraus vorlesen, da doch ein Sast wie Ehren Olearius, dessen Anwesenheit dabei hindern könnte, diesmal nicht vorhanden ist, und der junge Edelknabe sich soeben verabschiedet hat.

Aber hart neben dem Scherze steht, wie Kaulbach es liebt und die Sache es forderte, der finstere Ernst, dessen Mene Tekel Upharsim auf den zwei großen Freskobildern dräuend von der Wand herunterblickt auf die Scene der verführerischen Lust. Da sehen wir rechts unter dem von der Schlange umwundenen Paradiesbaume die schöne nackte Eva ihrem Gefährten schmeichelnd die verbotene Frucht der Sünde reichen, während auf dem andern Bilde, zur Linken des ersten, wo der Engel das sündige Paar mit dem Flammenschwerte aus dem Paradiese treibt und der grinsende Tod geigend vor den Ausgestoßenen hertanzt, die furchtbaren Worte der Schrift verkörpert sind:

Wenn die Lust empfangen hat, gebieret sie die Sünde, Die Sünde aber gebieret den Tob.

IV.

1. -

Dorothea.

Goethe's Werther Dichtung ist die Poesie der Krankheit, und zwar der unheilbaren Krankheit mit tödlichem Ausgange. Sein Hermann und Dorothea dagegen ist die Poesie der Gessundheit selbst, die Poesie des einsach menschlichen Lebensgefühls und seines durch und durch gesunden Kerngehalts. Darum wirkte denn auch gerade dieses Gedicht gleich bei seinem ersten Ersicheinen so voll und durchaus erfreulich auf alle Welt, auf die Wenschen der verschiedensten Alter und Stände, Vildung und Lebensanschauung, und übt diese rein erfreuende Wirkung noch heute in ganz gleichem Maaße auf alle Leser aus, während Werther und seine "Leiden" bereits der Grundstimmung eines großen, ja des größten Theils der heute lebenden Menschen, zumal der Jugend, kast fremd geworden sind.

Das ist natürlich. Der Werther, soviel Bleibendes auch in ihm enthalten ist, wurzelt doch so tief mit seinem innersten Geshalt in einer Zeitstimmung, deren krankhafte Weichheit und Empfindungsüberschwenglichkeit eben darum von jener Dichtung so überwältigend ergriffen wurde, weil sie in derselben ihr versklärtes Spiegelbild erblickte:

"Jeber Jüngling sehnt sich so zu lieben; Jebes Mädchen so geliebt zu sein!"

Das ist anders geworden seitdem, schon lange anders. Die gesunde Empfindung selbst der damaligen Zeit, Lessing an ihrer Spitze, streubte sich gegen diese Verherrlichung der Ungesundheit, und Lessing hatte Recht, bei aller hohen Anerkennung der künsterischen Meisterschaft, die der jugendliche Dichter in diesem wunderbaren Seelengemälde bewiesen, gegen "solche kleingroße, verächtlich schätzbare Originale" wie der Held dieser Dichtung, laute Verwahrung zu erheben*).

Anders ist es mit Hermann und Dorothea. Dies Gedicht würde Leffing wie kein anderes entzückt haben, weil es in dem einfachsten und gesundesten Urgefühle der Menschheit seine starken Wurzeln hat. Goethe selbst gestand noch fast ein Menschenalter nach Abfassung des 1796 - 1797 entstandenen Gedichts, daß: "Gegenstand und Ausführung ihn bergestalt durchdrungen hätten, daß er es niemals ohne große Rührung vorlesen könne, wie denn auch dieselbe Wirkung ihm seit so vielen Jahren immer geblieben sei". Und diese Wirkung wird bleiben für alle Zeiten und Menschen, wie die Wirkung des Homer's, weil die Motive, welche dieselbe hervorbringen, die Motive: Heimat und Bater= land, Bürgerfinn und Bürgertugend, Familie, Eltern= und Kindesliebe, Liebe endlich der Geschlechter auf das reine Glück der Che gerichtet, feiner bestimmten Zeit und feinem bestimmten Volke, sondern der Menschheit überhaupt angehören; weil diese Motive dieselben sind, welche der Odyssee noch heute nach dreitausend Jahren ihre sittliche und gemüthliche Wirkung verleihen. Dahin ist es benn auch zu verstehen, wenn Goethe selbst ben

^{*)} Bgl. Lessing's Leben und Werke von Abolf Stahr, 7. Aust. Th. II, S. 173 ff.

Gegenstand als "äußerst glücklich", als einen Stoff bezeichnete, wie ihn ein Dichter in seinem Leben nicht zweimal finde. "Denn die Gegenstände zu großen Kunstwerken werden," wie er hinzusset, "seltener gefunden als man denkt, deswegen denn auch die Alten beständig sich in einem gewissen Kreise bewegen", — eine Bemerkung, die, beiläusig gesagt, der Bater der Aesthetik Aristozteles schon zweitausend Jahre vor Goethe in seiner Poetik (Kap. XIII, § 5; XIV, § 10) ausgesprochen hat.

Schöner als irgend ein anderer es vermöchte, hat der Dichter selbst den wesentlichen Gehalt seiner Dichtung zusammengefaßt in die wenigen Verse der Elegie, welche er als Vorspiel dersselben dichtete und seinem Schiller sandte, auf dessen Herz sie, wie derselbe dem Freunde zurückschrieb, einen "eignen, tiesen, rührenden Eindruck machte, der keines Lesers Herz, wenn er eins habe, versehlen könne". Die Verse lauten:

"Darum höret das neueste Lied! Noch einmal getrunken! Euch besteche der Wein, Freundschaft und Liebe das Ohr. Deutsche selber sühr' ich Euch zu in die stillere Wohnung. Wo sich, nach der Natur, menschlich der Mensch noch erzieht, — Auch die traurigen Bilder der Zeit, sie führ' ich vorüber; Aber es siege der Muth in dem gesunden Geschlecht."

Es ist das gesunde, inmitten der Krankheit und Verderbniß der höheren Stände noch in seinem innersten Kerne gesunde und tüchtige, wahr und menschlich empfindende, der Natur noch nahe gebliebene muthige Geschlecht des deutschen Volks, dessen tapferer Arm und muthiger Sinn letztlich gut machten, was die Vornehmen und Großen verschuldet, und das Vaterland erretteten, wie sie es wieder erretten werden, wenn die Zeit erstüllet und das Maaß der Sünden voll sein wird, es ist das

Bolt, welches Goethe in diesem herrlichen Gedichte wie keiner mehr gefeiert und in den zwei Bertretern seiner Tugenden ge= schildert hat. Sein Hermann und Dorothea sind der reinste und edelste Ausdruck der in seines Herzens Tiefen lebendigen Liebe zu dem Bolte, und der Hoffnung, die er auf dasselbe-sette. Ja er liebte das Bolt, weil er es kannte. Bon einem feiner Ge= schäftsritte durch das Land schreibt dieser Minister einmal seiner hochgebornen Geliebten, der er so oft seinen Widerwillen gegen das "Hofadelsgeschmeiß" auf's Brod gegeben: "Wie sehr ich wieder auf diesem Zuge Liebe zu der Klasse von Menschen ge= triegt habe, die man die niedere nennt, die aber gewiß für Gott die höchste ist! Da sind doch alle Tugenden beisammen: Beschränktheit, Genügsamkeit, gerader Sinn, Treue, Freude über das leidlichste Gute, Harmlosigkeit, Dulben Dulben — Dulden in un — un — — ich will mich nicht in Ausrufungen ver= lieren!" "In unerträglichem Drucke" wollte er sagen. Aber zehn Jahre später, in seinem Hermann und Dorothea setzte er an die Stelle ber Gebuld ben fühnen zum Schwerte greifenden Muth, der denn auch, so hoffen wir, die Einheit der Nation erzwingen wird, weil er fühlt, daß sie nothwendig ist für die Errettung des Vaterlandes!

Dorothea ist der Typus eines deutschen Mädchens aus dem Volke, in seiner gesunden, durch keinen Zwiespalt überreizter Leidenschaft getrübten oder gebrochenen Natur. Während man bei der Lotte des Werther immer durchfühlt, daß man es mit einem Mädchen des bürgerlichen Mittelstandes, mit einer Tochter des über dem gesammten "niederen Volke" stehenden mittleren Beamtenstandes zu thun hat, — man denke nur an ihr Vershalten gegenüber dem aus Liebe zu ihr wahnsinnig gewordenen Schreiber ihres Vaters, — haben wir in Dorothea das ächte

į.

Rind des Boltes vor uns: ein Madchen, dem es feine Schande bunkt, als dienende Magd mit ihrer Hände Arbeit im Hause eines wohlhabenden Bürgers ihr Brod zu erwerben. Diese ehr= würdige Rlasse des Bolts, auf deren lange nicht genug geschätzter Hingebung lettlich boch bas ganze behagliche Leben aller höheren Stände ruht, hat der größte deutsche Dichter in seiner Dorothea verherrlicht und in ihrer Gestalt zu erhabener Schönheit verflärt! Das sollten diejenigen nimmer vergessen, die dem Dichter von Hermann und Dorothea noch immer den ungerechten Vor= wurf anhängen: daß er für das Bolt tein Berg gehabt. drei seiner schönsten Frauengestalten hat Goethe das Mädchen des Volkes ausgeprägt, und in jeder anders individualisirt. Das Gretchen des von Begierde zum Genusse taumelnben und im Genusse nach Begierde schmachtenben Faust, das Clärchen des glänzenden, liebenswürdig leichtsinnigen Aristokraten Egmont, sie sind, wie diese Dorothea seines Hermann, Kinder des Bolks, alle gleich an Naturreinheit, findlicher Bergenseinfalt und Seelen= schönheit, aber bennoch wie gang verschieben vom Dichter ausgestaltet! Dies Gretchen, das ein furchtbares Schicksal mit bem unseligsten der Menschen zusammenführt, dies duftige Beilchen, dessen friedlich stilles Daseinsgluck ber "von Fels zu Felsen brausende Wassersturz" der Leidenschaft des "Flüchtlings", des Unbehausten vernichtet, ist es nicht gleichsam eins jener deutschen Bolkslieder mit traurigem herzzerreißendem Ausgange, die uns so tief in das Gemuth dringen, wie keins der schönsten Lieder, welche die Kulturpoefie gedichtet hat! Gegenüber diesent Gretchen, die "mit kindlich dumpfen Sinnen im Hüttchen auf dem kleinen Alpenfeld" weilt, gegenüber diesem Kinde des Bolks, deren ganzes "häusliches Beginnen umfangen ist in ihrer kleinen Welt", er= scheint dagegen Egmont's Clärchen in dem Bathos ihrer begeisterten, gleich einer Jungfrau von Orleans zur äußeren That schreitenden Hingebung an die Liebesleidenschaft, — mit der doch der große Herr nur ein anmuthiges Spiel treibt, bestimmt als ein "freundliches Mittel", die sinnenden Runzeln von der Stirn wegzubaden", — als die verkörperte Bolkstragödie. Dorothea aber, die ihr glücklicheres Schicksal und ihres eignen Herzens Zug einem Gleichen gesellt, der sie in Wahrheit als eine himmlische "Gottesgabe" an sein Herz nimmt, — sie ist in ihrer Einsachsheit und Ruhe, in ihrer Tüchtigkeit und ihrer maaßvollen Emspsindung selbst dem Volksepos vergleichbar, zu dessen Heldin sie der Dichter gemacht hat.

Suchen wir jetzt in der Dichtung die einzelnen Züge auf, aus denen sich ihr Bild uns auferbauen mag. Die Zeit, in welcher das Gedicht spielt, ift bekanntlich dasselbe Jahr, in welchem es entstand, das Jahr 1796, und die gewaltsamen Umwälzungen jener Zeit bilben ben großartigen, geschichtlichen Hintergrund, gegen welchen sich das idpllische Epos mit seinen einfachen Be= gebenheiten abhebt, die der Umfang weniger Stunden, von der Mitte eines heißen Sommertages bis zu dem nächtlichen Ge= witter, umschließt. Dorothea ist eine Baise, sie hat anfangs Unterkommen und Schutz gefunden bei einer wohlhabenden, ihr verwandten Familie, der sie "aus Liebe mehr als aus Ber= wandtschaft" gedient hat. Diese Familie hat sie auf der Flucht por den übermüthigen frankischen Feindeshorden begleitet, und auf dieser Flucht, bei der sie selbst das Wenige, was sie befaß, verloren, geschieht es, daß Hermann ihr begegnet. erstes Auftreten zeigt sie uns in der ganzen kernigen Tuchtigkeit Lassen wir Hermann erzählen, wie er sie zuerst ihrer Natur. Von der Mutter mit Gaben der Liebe filt die erblickt hat. "armen Vertriebenen" abgesendet, so erzählt er, —

"Fiel mir ein Wagen in's Auge, von tüchtigen Bäumen gefüget, Bon zwei Ochsen gezogen, ben größten und stärken bes Auslands, Nebenher aber ging, mit ftarken Schritten, ein Mädchen, Lenkte mit langem Stabe die beiden gewaltigen Thiere, Trieb sie an und hielt sie zurück, sie leitete klüglich. Als mich das Mädchen erblicke, so trat sie den Pferden gelassen Näher, und sagte zu mir: Nicht immer war es mit uns so Jammervoll, als Ihr uns heut auf diesen Wegen erblicket, Noch nicht din ich gewohnt, vom Fremden die Gabe zu heischen, Die er oft ungern giebt, um los zu werden den Armen. Aber mich dränget die Noth, zu reden!"

Und so bittet sie benn in der Noth sich fügend für das Neusgeborne ihrer Herrin, der Frau des einst reichen Besitzers, das der eben Entbundenen "nackend im Arme liegt", um etwas Entsbehrliches von Leinwand als gütige Spende.

Hermann, den der erste Anblick Dorothea's ins Herz getrof= fen, fühlt sich glücklich, ihr das Gewünschte reichen zu können, das sie mit freudig dankenden Worten entgegennimmt:

"Und sie bankte mit Freuden und rief: Der Glückliche glaubt nicht, Daß noch Wunder geschehen, denn nur im Elend erkennt man Gottes Hand und Finger, der gute Menschen zum Guten Leitet. Was Er durch Euch an uns thut, thu Er Euch selber!"

Mit seiner Kunst hat der Dichter in die kurze Schilderung dieser Scene des ersten Begegnens eine Fülle von charakteristischen Zügen zu dem Bilde Dorothea's zusammenzudrängen gewußt. Iwar giebt er hier noch keine Beschreibung ihrer äußeren Ersscheimung —, die er auf eine wirksamere Stelle verspart, — aber wir sehen doch gleich hier schon eine kräftige Gestalt vor uns, die mit "starken Schritten" neben dem Wagen herschreitend die gewaltigen Thiere "klüglich" zu leiten weiß. "Gelassen" tritt sie

den Fremdling an; ohne falsche Scham und mit edlem Gelbst= gefühl bittet sie, die "noch nicht gewohnt ist, von Fremden die Sabe zu heischen", nicht für sich, sondern für ihre Frau, um die Hülfe, welche hier Noth thut. Wohl erwähnt sie, daß es die Frau eines "reichen Besitzers" ist, die "hier auf dem Stroh" liegend, kaum das Leben gerettet; aber sie enthält sich jeder weiteren Klage, und mährend in den vorangezogenen Gruppen ber Auswanderer lautes Jammergeschrei und besinnungslose Ber= wirrung herrschten, sehen wir in dieser von Dorothea geleiteten letten Gruppe Ordnung und besonnene Ruhe walten. Mit offener Berglichkeit nimmt fie die gereichte Gabe entgegen, und weiß sofort die gute Seite allen Unglucks hervorzuheben, indem sie es sinnig ausspricht, daß der Mensch nur im Unglud "Gottes Finger und Hand erkenne". Aber nicht länger, als unumgäng= lich nöthig, verweilt sie sich bei diesem Begegnen. Borausdenkend an Alles, treibt sie die Ihrigen zur Gile, damit man das Dorf noch erreiche, in welchem:

"Unfre Gemeinde schon rastet und biese Nacht burch sich aufhält, Dort besorg' ich sogleich bas Kinderzeug alles und jedes."

Noch einmal grüßt sie herzlich dankend, und setzt dann sogleich wieder ihre Thiere in Bewegung.

Ein solches Austreten erklärt denn auch den Eindruck der Tüchtigkeit, Umsicht und Verläßlichkeit, welchen Dorothea sosort auf den zurückleibenden Hermann macht, und der sich in dem Entschlusse kund giebt, die Vertheilung aller der Gaben, welche ihm die Mutter sür die Vertriebenen mitgegeben, in ihre Hand zu legen. Er thut es, und sie verspricht ihm, "mit aller Treue" die Saben zu verwenden, daß nur der Bedürstige sich derselben erfreuen solle. Besonnen, selbstlos, tüchtig, frommen Sinnes,

von tapferem Muthe und kluger Umsicht ist die Jungfrau ganz geeignet, auf das gleichgesinnte Gemüth des Jünglings den tief= sten Eindruck zu machen, und wie ein Blitz zuckt durch die Seele des lange von den Eltern vergeblich zur Ehe ermunterten jungen Mannes der Gedanke: Diese oder Keine!

Wen der Strahl der ersten reinen Liebe berührt hat, der ist gezeichnet mit einem göttlichen Scheine vor den Menschen. Und so bemerken denn alle im Vaterhause Versammelten, daß der zurückehrende Hermann ein anderer geworden in den kurzen Stunden seiner Abwesenheit. Zuerst der Pfarrer, der, ihn ans schauend "mit dem Auge des Forschers, der leicht die Mienen enträthselt", ihm traulich lächelnd entgegenruft:

"Kommt Ihr boch als ein veränderter Mensch! Ich habe noch niemals

Euch fo munter gefeben, und Euere Blide fo lebhaft."

Doch er irrt sich, der würdige Prediger, wenn er meint, es sei die Freude über die verübten Gutthaten, welche auf dem Gesichte des Jünglings leuchte. Auch der Bater erfreut sich an der plöß-lichen Beredtheit des sonst so wortkargen Sohnes, der dem egoistischen Apotheker gegenüber so lebhaft die Schließung einer She in Zeiten der Gefahr und Drangsal vertheidigt, und er verbirgt sein Erstaunen nicht über solche Beränderung:

"Wie ist, o Sohn, Dir die Zunge gelöst, die schon Dir im Munde Lange Jahre gestockt, und nur sich bürftig bewegte!"

Aber am schärfsten sieht doch das Auge der Mutter. Sie allein hat gleich auf den ersten Blick erkannt, daß das Herzihres Sohnes gewählt habe:

"Soll ich Dir sagen, mein Sohn, so hast Du, glaub' ich, gewählet, Denn Dein Herz ist getroffen und mehr als gewöhnlich empfindlich. Sag'-es grad nun heraus, denn mir schon sagt es die Seele: Jenes Mädchen ist's, das vertriebene, das Du gewählt hast."

In dieser bedeutsamen Weise setzt sich die Wirkung von Dorothea's erstem Erscheinen gesteigert fort, bei allen Personen der Handlung. Und jetzt erst ersahren wir Näheres auch über das Aeußere ihrer Erscheinung, daß sich dem von Liebe ersaßten Jünglinge beim ersten Schauen tief eingeprägt hat. Hermann, der sich entschlossen hat, durch den Pfarrer und Apotheker Kunde einzuziehen, "ob das Mädchen der Hand auch werth sei, die er ihm biete", obschon er selber dessen im Innersten sicher und gewiß zu sein erklärt, — theilt Beiden die äußern Zeichen mit, an denen sie leicht das Mädchen erkennen mögen:

"Denn wohl schwerlich ist an Bilbung ihr Eine vergleichbar, Aber ich geb' Euch noch die Zeichen der reinlichen Kleider: Denn der rothe Latz erhebt den gewölbeten Busen, Schön geschnürt, und es liegt das schwarze Mieder ihr knapp an; Sauber hat sie den Saum des Hemdes zur Krause gefaltet, Die ihr das Kinn umgiebt, das runde, mit reinlicher Anmuth. Frei und heiter zeigt sich des Kopfes zierliches Eirund; Stark sind vielmal die Zöpfe um silberne Nadeln gewickelt; Bielgefaltet und blau fängt unter dem Latze der Rock an, Und umschlägt ihr im Geh'n die wohlgebildeten Knöchel."

Und so erkennen denn auch die abgesandten Freunde sogleich die Jungfrau wieder, die sie beschäftigt sinden, das Neugeborne ihrer Herrin zu wickeln, und der Pfarrer gesteht bei dem Anblick ihrer herrlichen Gestalt und Bildung, "es sei kein Wunder, daß sie den Jüngling entzücke, da sie vor dem Blicke des Erfahrnen die Probe halte". Sicher sei hier dem Jüngling ein Mädchen

gefunden, das ihm "die kunftigen Lebenstage herrlich zu ersheitern" und "treu mit weiblicher Kraft ihm beizustehen versmöge", denn:

"So ein volltommener Körper verwahret gewiß auch die Seele Rein, und die ruftige Jugend verspricht ein glückliches Alter."

Der in äußerer Schilderung so sparsame Dichter vollendet dann noch das Bild der äußerlichen Erscheinung durch wenige Pinselstriche: durch den offenen Blick des schwarzen Auges, dem der liebende Jüngling, — sollt' er die Geliebte auch "zum letztenmale sehen", — noch einmal begegnen, durch die "Brust und herrlichen Schultern", die er, — und sollt' er sie auch nie an sein Herz drücken, — noch einmal sehen möchte; durch den "lieblichen Mund":

— "von dem ein Kuß und das Ja mich Glücklich auf ewig macht, das Nein mich auf ewig zerstöret!"
und endlich durch "die hohe Gestalt des Mädchens", deren rüstig starker Wuchs fast gleich der Bildung des Jünglings, beim Einstreten des herrlichen Paares die Eltern mit Staunen erfüllt:

"Ueber die Bildung der Braut, des Bräutigams Bildung vergleichbar; Ja es schien die Thüre zu klein, die hohen Gestalten Einzulassen, die nun zusammen betraten die Schwelle."

Kehren wir jetzt vom Aeußern zurück zu dem Innern. Hersmann hat sich nicht getäuscht in ihr, zu der er gleich nach der ersten Begegnung "das größte Vertrauen hegt, das irgend ein Mensch nur je zu einem Weibe gehegt hat". Dieses Weib ist Fleisch von seinem Fleisch und Blut von seinem Blut. Die "rüstig geborne" Jungfrau, die eben "so stark wie gut", ist ganz sein Sbenbild. Der Richter erzählt den Freunden Hers

mann's, wie dieselbe Maid, die fie so eben ganz der liebevollen Barung des garten Sänglings hingegeben feben, in der Zeit bedrifer Gefahr und Roth ihre eigene und der ihr anvertrauten hatbermachienen Mädchen Ebre und Leben, hochherzigen Muthes mir dem Schwerte in der ftarken Hand gegen die Angriffe maraudrenden Gefindels negreich vertheidigt habe. Ueberzarte Seelen haben in diesem Juge erwas "Unweibliches" gefunden; den ge= funden Sinn gemabnt derfelbe dagegen andie beldischen Frauengestalten aus dem Alterthume unseres Bolkes, aus deffen Mitte auch in unseren Tagen noch ihnliche Heldinnen, wie Eleonore Brobasta und andere tapiere Streiterinnen des glorreichen Befremnasfrieges bervorgegangen find. Mit muthiger Ergebung bar fie im "fittlen Gemuth" ben Bertuft ihres erften Brantigams gerragen, deffen Ring noch fest ihren Finger schmüdt. Dereibea ben "nach abler Freiheit ifrebenden" Berlobten binziehen ließ nach Paris, wo er, "wie zu haufe, Willfür und Raufe bestritt" und Safür baid "ben schrecklichen Das farb". zerat uns das derriche Madchen in einem noch dicheren Lichte. Ei leber und, bas fie felbit in ihrer gesunden Nanne und ihrem "beilen Berftande" zur Herz bat für die erhabenen meltummilienden neuen Gebanfen der Freiheit und der Menschenreibte. and am dem der der der Beriederen von der Seine und in den Das ift ein weser, lainer nicht gening beachterer Zua in Derethea's Beien, der diejes Madchen des Beiles boch um iscneduse se cent encountered de necession verd den respondent den idealen Interenen der Menhibeit.

Tuck in Madden, die if de Endend, den die bischerige Tärlderung Dieelbea's auf uns mage, id wie zeichaffen zur Gultu innes Mannes wie Jermann, in weichem der Dichter alle die aufachiten Digenden des awen deutschen Weiens vereinigt, und dem er ebendarum auch den typisch deutschen Namen verliehen hat. Und wie Hermann auf den ersten Blick erkannt hat, daß ihm hier das Weib nach seinem Herzen gefunden sei, so hat sein Begegnen auch in Dorothea's Brust sosort ein ähneliches Gefühl wach gerusen. Aber während der Mann sich ganz seinem Gefühle hingiebt und handelnd die ersten Schritte thut, die Erfüllung seiner Wünsche zu sichern, drängt die Jungfrau bescheiden ihr Empsinden zurück, und gewährt ihm nur Ausdruck bei der zweiten Begegnung am Brunnen durch die freundliche Anrede, mit der sie ihm sagt:

— "so ist mir schon hier der Weg zum Brunnen belohnet, Da ich finde den Guten, der uns so vieles gereicht hat;"

Doch ist ihm, so "still und getrost" er sich auch fühlet, hier noch nicht möglich, "ihr von Liebe zu sprechen": denn auch hier be= wahrt sie gegenüber seinem vollen Herzen die ruhigere Fassung:

- "ihr Auge blidte nicht Liebe,

Sondern hellen Berftand, und gebot, verftändig zu reben."

Und so thut er denn auch, indem er ihr den Vorschlag macht als Dienerin einzutreten in das Haus seiner Eltern. Dorothea geht ohne langes Besinnen auf den ihr gebotenen Antrag ein. Ihre Pflicht gegen die Verwandten ist erfüllt, und willig folgt sie der Aufsorderung, in der ihr frommes Herz einen "Auf des Schicksals" erkennt. Hermann hat das Wort der Dienstbarkeit um Lohn auszusprechen vermieden, das ihm selbst zum Scheine ihr gegenüber nicht über die Lippen will. Sie aber kennt nichts von solcher falschen Schaam:

"Scheuet Euch nicht, so sagte sie brauf, das Weit're zu sprechen; Ihr beleidigt mich nicht, ich hab' es dankbar empfunden. Sagt es nur grade heraus; mich kann das Wort nicht erschrecken:

٠.

Dingen möchtet 3br mich als Magd für Bater und Mutter, — — Und ihr glaubt au mir ein tilchtiges Mädchen zu finden, Zu der Arbeit geschielt, und nicht von robem Gemilthe."

Sie hat die Zuversicht, dies sein und leisten zu können, und spricht diese Zuversicht mit rubigem Selbstgesühle aus; und obsiden sie disder noch nicht um Lohn als Magd gedient hat, so dünkt es ihr doch in ihrer jezigen Lage und in Zeiten wie diese, keine Schande: "sich im Hause des würdigen Mannes dienend zu ernähren", und zerne will sie es thun. Denn "dienen", sie weiß es und sagt es in jener herrtichen Stelle des siehenten Gessanges, ist "die Bestimmung des Weibes", durch die sie "allein zu der verdienten Gewalt zelangt, die doch ihr im Hause zesenstwert". So nimmt sie Abichted von den Ibrigen, mit den Segenstwurschen aller begiener, und der alte Richter wünscht Germann Gind zu der Wahl seicher Denerm mit den Werten:

— "The best on Müdelen ermältlet. And in denen im Lund und Enern Litern, das draw iff! Lucker he webt! The verden, want is der Berchichaft füh minimum. Nicht die Schwester vermeisen, wah Luce Litern die Locker."

Ind is jiebt is den des jedene Koar, "der intenden Somme emgegen" immkruist wer der "zirzungsbraiten Zeienchung" der gemeterdreibene Weiten. Das Erste aber, wennet auf neiem Sange das Radden ihr erkundige, bezeigt auf Kone ihren ind Angen Sum. Sie weit die Eigenheiten und die Angen Sum. Sie weit die Eigenheiten und die Angen Summen, denen ist denen im genen ist. mit ihr gerrentag Anzer und Matter gemeinet; und Germann grech ihr gerrentag Ansteniet. Das die ihr iether um die Inche in Terzeihung auf ihr defrage, de nicht die einer den der eine Angen in die kannen harzen konnen die konnen die kannen die konnen d

"Laß Dein Herz Dir es sagen, und folg' ihm frei nur in Allem!" und diese Worte sinden ihren leisen Wiederklang in dem Herzen der Jungfrau, der sich kund giebt in dem süßen Gefühle, das der volle Schein des Mondes, der herrlich vom Himmel niederglänzt, in ihr hervorruft, als sie schweigend und still unter dem Birnbaum auf der Höhe des Weinbergs beieinandersitzen:

— "wie find' ich bes Mondes Herrlichen Schein so sliß! er ist gleich ber Klarheit bes Tages."

Aber immer noch hat ihre gerade, treuherzige Natur keine Ahnung von dem, was Hermann's Innerstes bewegt, noch immer hält sie den Antrag des Dienstes bei seinen Eltern für volle Wahrheit; und erst als beim Eintritt in das Haus der Eltern des Baters Wort, das sie für Spott nimmt, ihr das eigne Innere erschließt, erst da, als sie ihr geheimstes Wünschen als hoffnungslose Thorheit erkennen und bekennen zu müssen glaubt, erst in diesem Augenblicke, wo der Entschluß bei ihr sest steht, das Haus, das sie kaum betreten, auf ewig zu verlassen, bricht aus der Tiese ihres keuschen Herzens das Geständniß ihrer eignen Liebe hervor. Da erst "zeigen sich ihre Gesühle" in aller ihrer Wacht:

— "es hob sich die Brust, aus der ein Seuszer hervordrang," und mit "heiß vergossenen Thränen" gesteht sie:

"Ja, bes Baters Spott hat tief mich getroffen: nicht weil ich Stolz und empfindlich bin, wie es wohl ber Magd nicht geziemet, Sondern weil mir fürwahr im Herzen die Neigung sich regte Gegen den Jüngling, der heute mir als ein Erretter erschienen. Denn als er erst auf der Straße mich ließ, so war er mir immer In Gedanken geblieben; ich dachte des glücklichen Mädchens, Das er vielleicht schon als Braut im Herzen möchte bewahren." Sie gesteht, daß sein Wiedersehen am Brunnen ihr gewesen, "als sei ihr der Himmlischen einer erschienen"; daß sie ihm gerne als Magd gefolgt sei, weil es ihr das Herz entzückt habe, bei dem "still Geliebten" als treue unentbehrliche Dienerin zu wohnen. Doch jetzt, wo sie die Gefahr für ihr Herz erkannt hat, wo sie sühlt:

— "wie weit ein armes Mädchen entfernt ist Bon dem reichen Jüngling, und wenn sie die tüchtigste wäre," — jetzt, wo sie empfindet, daß sie nicht fähig sein werde, die heimslichen Schmerzen zu ertragen, wenn er dereinst die gewählte Brant zum Hause geführt brächte, jetzt, nach diesem freien Bestenntnisse ihrer "Neigung" und ihrer "thörichten Hoffnung", kann und soll Nichts länger sie im Hause halten:

"Nicht die Nacht, die breit sich bedeckt mit sinkenden Wolken, Nicht der rollende Donner (ich hör' ihn) soll mich verhindern, Nicht des Regens Guß, der draußen gewaltsam herabschlägt, Noch der sausende Sturm, — das hab' ich alles ertragen Auf der traurigen Flucht und nah dem verfolgenden Feinde. — Und ich gehe nun wieder hinaus, wie ich lange gewohnt bin, Bon dem Strudel der Zeit ergriffen, von allen zu scheiden. Lebet wohl! ich bleibe nicht länger! es ist nun geschehen."

Aber wie das Gewitter draußen in der Natur sich in triesfendem Segen auf die dürstende Erde entladet, also endet auch das Gewitter in den Herzen der Menschen mit der Fülle des Glücks und der Liebe. Die Berwirrung löst sich, das Mißverständniß klärt sich auf:

"Und es schaute das Mädchen mit tiefer Kührung zum Jüngling Auf, und vermied nicht Umarmung und Kuß, den Gipfel der Freude, Wenn sie den Liebenden sind die langersehnte Bersichrung Künftigen Glück im Leben, das nun ein unendliches scheinet." Kaulbach's Griffel zeigt uns die Liebenden in der, dieser letzten Scene vorhergehenden Situation, welche der Schluß des achten Buches so entzückend schildert. Sie sind im Niedersteigen von dem Weinbergshügel begriffen, nach der knrzen Rast auf der Bank unter dem Birnbaum, den wir auf der Höhe geswahren. Das Gewitter ist im Anzuge. Ein kurzer heftiger Sturmstoß beugt die starken Kronen der Bäume und wirft das gelbende Kornfeld, an dem sie vorüberschreiten, in wallenden Wogen zur Seite:

"Und so leitet er sie die vielen Platten hinunter, — ... Sorglich stützte ber Starke bas Mätchen, bas über ihn herhing."

Dies ist der von dem Künstler gewählte Moment. Er hat dabei zugleich einen andern, in der Dichtung vorhergehenden, mit seiner Darstellung verbunden, den Moment nämlich, wo sie "das Fenster am Giebel", das Fenster "seines Zimmers im Dache" im Glanze des Mondes erblickt hat, auf das er zeigend mit anmuthigem Doppelsinne hinzusett, "daß dies Zimmer nun vielleicht das ihrige werde". Der Moment selbst ist der Augensblick, der unmittelbar dem strauchelnden Tritte des Mädchens vorhergeht, von dem es heißt, sie:

"Fehlte tretend, es knackte der Fuß, sie drohte zu fallen. Eilig streckte gewandt der sinnige Jüngling den Arm aus, Hielt empor die Geliebte; sie sank ihm leis auf die Schulter, Brust war gesenkt an Brust, und Wang' an Wange. So stand er Starr wie ein Marmorbild, vom ernsten Willen gebändigt, Drückte nicht fester sie an, er stemmte sich gegen die Schwere, Und so sühlt er die herrliche Last, die Wärme des Herzens, Und den Balsam des Athems, an seinen Lippen verhauchet, Trug mit Mannesgesühl die Heldengröße des Weibes." Es ist um den beiden schönen, in ihrer Stattlichkeit einander peichmisterlich ühnlichen Gestalten umr zu sagen, daß sie beide in der Keinheit und Unschuld wie in der kernigen Tüchtigkeit ihrer Ericheinung die mürdigen Bilder des reinsten und schönsten Lievesgedichts sind, welches die dentsche Sprache kennt, eines Jeinchis, dessen edle Einsalt un die Gesundheit jener Jugend der Menschheit erinnert, die aus den unskerblichen Gesängen Immer's zu uns berüberlendter!

June Schlusse fer est noch gestattet, auf die vier Darskellungen bungumerfen, unt denen neuerdungs der Maier Freiherr von Namberg im Berteifer mit Kaulbach mehrere Soenen der Goethe schen Dannung uns verzuführen verindt dat. Die Bilder seihrt, welche und der Ammitansfiellung des Jahres 1869 in München, wie zwer Jahre zwer in Paris. zereider Anerkrunung gefunden daren, "ind Grau in Srau zemait". Ina dereiden: "Hermannis wife Begegnung unt Locather mi der Ferritraße", und "Derrugun feine Loreiben die Stufen des Bemberges zu feinem Fermalseite Innacenticient. Ichandeiten Infelien Seinen, metare und Rambach zur Tarfeilung gewihlt das und Konnen un den Airbern desseihen der neht. des durche denennte geder ger einem Seribeit, an die Sink Kriten. Ben den diedem anderen "Termannis Eitern ur dedageicher Tennungsbeide ur der Miner Inciale ices Suides pun gedeuen ihren ügend'. me "Şermanı und Lececher un Fruncu recurcicud". A dis parrit genannen eine frage des zeungende. Man ücht dem

[&]quot; Deitie de que un le é foie les fondants de fondants de fondants de la fondant de la

würdigen Elternpaar so recht die Behaglichkeit des Wohlstandes, das Sicherheitsgefühl des wohlgegründeten Eigenthums an, mit der sie, der Bater in Gemutherube sein Pfeifchen rauchend, die Mutter mit mäßiger Neugierde und einem Zuge mitleibiger Theil= nahme, die das vorhergehende Zwiegespräch über das Schickfal der armen wandernden Vertriebenen bei ihr hervorgerufen hat, hinausblicken auf den sommerheißen Marktplat vor ihrem statt= lichen Hause, wo rechts der städtische Röhrbrunnen sein kubles Geplätscher übt, während links sich die langsam heranschreitenden Gestalten des Pfarrers und seines Freundes, des Apothekers, zeigen, die fich bereits des kühlen Trunks vom edlen "Dreinnd= achtziger" aus dem Keller des befreundeten Löwenwirthes im Boraus zu erfreuen scheinen, mit welchem man bort die Erzählung der bestäubten durstigen Wanderer von dem, was sie draußen geschaut, belohnen wird. — Darstellungen wie diese dürfen mit Recht als wahre "Illustrationen" gelten, welche dazu dienen können, das herrliche Nationalgedicht des großen Meisters tiefer und nachhaltiger dem Leser vor den Sinn zu führen.

Es ist von den beiden schönen, in ihrer Stattlichkeit einander geschwisterlich ähnlichen Gestalten nur zu sagen, daß sie beide in der Reinheit und Unschuld wie in der kernigen Tüchtigkeit ihrer Erscheinung die würdigen Bilder des reinsten und schönsten Liebesgedichts sind, welches die deutsche Sprache kennt, eines Gedichts, dessen edle Einfalt an die Gesundheit jener Jugend der Menscheit erinnert, die aus den unsterblichen Gesängen Homer's zu uns herüberleuchtet!

Zum Schlusse sei es noch gestattet, auf die vier Darstellungen hinzuweisen, mit denen neuerdings der Maler Freiherr von Ramberg im Wetteifer mit Raulbach mehrere Scenen der Goethe'schen Dichtung uns vorzuführen versucht hat. Die Bilder selbst, welche auf der Kunstausstellung des Jahres 1869 in München, wie zwei Jahre zuvor in Paris, gerechte Anerkennung gefunden haben, sind Grau in Grau gemalt *). Zwei berselben: "Her= mann's erste Begegnung mit Dorothea auf der Heerstraße", und "Hermann seine Dorothea die Stufen des Weinberges zu seinem Beimatsorte hinabbegleitend", behandelten dieselben Scenen, welche auch Kaulbach zur Darstellung gewählt hat, und können sich den Bildern desselben gar wohl, das zuletzt genannte sogar zu seinem Bortheil, an die Seite ftellen. Bon den beiden andern: "Hermann's Eltern in behaglicher Sommer=Sonntagsruhe in der fühlen Thorhalle ihres Gasthofs zum goldenen Löwen sitzend", und "Hermann und Dorothea am Brunnen verweilend", ist das zuerst genannte ohne Frage das gelungenste. Man sieht dem

^{*)} Dieselben sind jest von der G. Grote'schen Berlagshandlung in Berlin erworben und von derselben in trefflichen Photographien veröffentlicht worden.

würdigen Elternpaar so recht die Behaglichkeit des Wohlstandes, das Sicherheitsgefühl des wohlgegründeten Eigenthums an, mit der sie, der Bater in Gemuthsruhe sein Pfeifchen rauchend, die Mutter mit mäßiger Neugierde und einem Zuge mitleidiger Theil= nahme, die das vorhergehende Zwiegespräch über das Schicksal der armen wandernden Vertriebenen bei ihr hervorgerufen hat, hinausblicken auf den sommerheißen Marktplatz vor ihrem statt= lichen Hause, wo rechts der städtische Röhrbrunnen sein kubles Geplätscher übt, während links sich die langsam heranschreitenden Gestalten des Pfarrers und seines Freundes, des Apothekers, zeigen, die sich bereits des kühlen Trunks vom eblen "Dreinnd= achtziger" aus dem Keller des befreundeten Löwenwirthes im Voraus zu erfreuen scheinen, mit welchem man bort die Erzählung der bestäubten durstigen Wanderer von dem, was sie draußen geschaut, belohnen wird. — Darstellungen wie diese dürfen mit Recht als wahre "Illustrationen" gelten, welche dazu dienen können, das herrliche Nationalgedicht des großen Meisters tiefer und nachhaltiger dem Leser vor den Sinn zu führen.

Es ist von den beiden schönen, in ihrer Stattlichkeit einander geschwisterlich ähnlichen Gestalten nur zu sagen, daß sie beide in der Reinheit und Unschuld wie in der kernigen Tüchtigkeit ihrer Erscheinung die würdigen Bilder des reinsten und schönsten Liebesgedichts sind, welches die deutsche Sprache kennt, eines Gedichts, dessen edle Einfalt an die Gesundheit jener Jugend der Menscheit erinnert, die aus den unsterblichen Gesängen Homer's zu uns hersberleuchtet!

Zum Schlusse sei es noch gestattet, auf die vier Darstellungen hinzuweisen, mit denen neuerdings der Maler Freiherr von Ram= berg im Wetteifer mit Kaulbach mehrere Scenen der Goethe'schen Dichtung uns vorzuführen versucht hat. Die Bilder selbst, welche auf der Kunstausstellung des Jahres 1869 in München, wie zwei Jahre zuvor in Paris, gerechte Anerkennung gefunden haben, sind Grau in Grau gemalt*). Zwei berfelben: "Hermann's erste Begegnung mit Dorothea auf der Heerstraße", und "Hermann seine Dorothea die Stufen des Weinberges zu seinem Beimatsorte hinabbegleitend", behandelten dieselben Scenen, welche auch Kaulbach zur Darstellung gewählt hat, und können sich den Bildern desselben gar wohl, das zuletzt genannte sogar zu seinem Bortheil, an die Seite stellen. Bon den beiden andern: "Hermann's Eltern in behaglicher Sommer=Sonntagsruhe in der kühlen Thorhalle ihres Gasthofs zum goldenen Löwen sitzend", und "Hermann und Dorothea am Brunnen verweilend", ist das zuerst genannte ohne Frage das gelungenste. Man sieht dem

^{*)} Dieselben sind jetzt von der G. Grote'schen Berlagshandlung in Berlin erworben und von derselben in trefflichen Photographien veröffentlicht worden.

würdigen Elternpaar so recht die Behaglichkeit des Wohlstandes, das Sicherheitsgefühl des wohlgegründeten Eigenthums an, mit der sie, der Bater in Gemüthsruhe sein Pfeifchen rauchend, die Mutter mit mäßiger Neugierde und einem Zuge mitleidiger Theil= nahme, die das vorhergehende Zwiegespräch über das Schicksal der armen wandernden Vertriebenen bei ihr hervorgerufen hat, hinausblicken auf den sommerheißen Marktplat vor ihrem statt= lichen Hause, wo rechts der städtische Röhrbrunnen sein kühles Geplätscher übt, während links sich die langsam heranschreitenden Gestalten des Pfarrers und seines Freundes, des Apothekers, zeigen, die sich bereits des kühlen Trunks vom edlen "Dreinnd= achtziger" aus dem Keller des befreundeten Löwenwirthes im Boraus zu erfreuen scheinen, mit welchem man dort bie Erzählung der bestäubten durstigen Wanderer von dem, was sie draußen geschaut, belohnen wird. — Darstellungen wie diese dürfen mit Recht als wahre "Illustrationen" gelten, welche dazu dienen können, das herrliche Nationalgedicht des großen Meisters tiefer und nachhaltiger dem Leser vor den Sinn zu führen.

Grethen.

I.

Vor der Schuld.

Die Gestalt Gretchen's ist so einzig, wie das Gedicht selbst, dem sie angehört, einzig dasteht unter allen Dichtungen der Litteratur aller Zeiten und Bölser. Zu allen andern Goethe's schen Frauengestalten lassen sich aus dem Bereiche der poetischen Litteratur Analogien und Parallelen aufsinden; das Wesen aber, das der Dichter des Faust in seinem Gretchen erschaffen, ist unvergleichbar mit irgend welcher andern Schöpfung irgend welches andern Dichters.

Was man auch klügeln und sagen mag: — es ist etwas an der Unvergleichlichkeit und Einzigkeit der "ersten Liebe", an jenem wunderbaren Zauber erster tieser Liebesempfindung, der, einmal dahin, nimmer wiederkehrt, so wenig wie die Jugend selbst, deren Kind die erste Liebe ist!

"Die Rose buftet nicht mehr so, — Seitbem!"

und dies Gretchen, das der Dichter des Faust geschaffen, ist die Berkörperung dieser "ersten Liebe". Sagt Goethe es uns doch selber, daß diese Gestalt empfangen ward in jenen wunderbaren

Momenten, wo der Dichter sich im Busen "jugendlich erschüttert" fühlte von dem "Zauberhauche", welcher den, seinen innern Blicken erscheinenden Zug geliebter Schatten umwitterte, in deren Geleite —

."Gleich einer alten halbverklungenen Sage" —

"erste Lieb' und Freundschaft mit herauf" tamen, ein Schauer ihm das "strenge Herz erfaßte", und "Thräne den Thränen folgte" im erneuten Schmerze um des Lebens labyrinthisch irren Lauf, und um den unwiederbringlichen Berluft des feligen, ach so flüchtigen Glücks ber Jugend! In solcher Stimmung entstand ihm das Bild Gretchen's, diese Berkörperung der "ersten Liebe" in dem Herzen eines deutschen Mädchens, eines Kindes aus bem deutschen Bolfe. Gretchen ift, wie vorhin schon ausgesprochen, das lyrische Herz des deutschen Bolkes, es ist der zur festen Geftalt verdichtete Geift des beutschen Bolksliebesliedes, wie es in Goethe's Lyrik seine ideale Vollendung erreicht hat, einzig, unnachahmlich, unerreichbar allen andern Völkern; es ist der verkörperte Duft des deutschen Liedes, jener Duft, der, wie ein deutscher Denker sagt, für das deutsche Lied dasselbe ist, was die "Blume" des deutschen Weines: das Kennzeichen des Bo= dens und des Erdreichs, aus dem es entwachsen ist. das deutsche Bolkslied in seiner wunderbaren Tiefe und Innerlichkeit, in seiner hingehauchten ahnungsvollen Empfindung eine unendliche Gewalt besitzt, die unser Herz bis in seine letzten Tiefen erzittern macht, ebenso ift dies Gretchen in der Beschränkt= heit ihres "kindlich dumpken" Wesens einer Kraft der Leiden= schaft und einer Festigkeit des Entschlusses fähig, an denen alle Leidenschaft des geliebtesten Mannes, ja selbst der Witz der Hölle scheitern mussen. Darum eben gehört es zu ben ewigen Meister=

Linde des Bolkes machte, daß er der höchsten Berstandesbildung, wie sein Faust sie darstellt, die undewußte Natur der Bolkssecke entgegenstellte, deren Schönheit ihre Unschuld, deren Glünf und deren Meiz ihr rührendes Undewußtsein über sich selbst und ihren Werth sind. Aus diesem mütterlichen Boden des Volks ist Faust selber hervorgegangen; und eben darum, weil Faust ihm seinem Ursprunge nach angehört, weil er in der Unseligkeit seines Zustandes mit voller Klarheit sich des verlornen Glünks jener urstprünglichen Undewußtheit und Naturunschuld dewußt ist, die er geopsert hat, um dem Drange nach Wissen und Erkenntniß zu genügen, eben darum ersaßt ihn der Andlick dieses in Greischen's Erscheinung verkörperten Glünks mit unwiderstehlicher Gewalt.

Diese anziehende Kraft, welche Greichen auf ihn ausilibt, ist jeduch zuerst weit entsernt von dem Abel wahrer und tieser Liebesleidenschaft, zu welchem sie sich im weitern Berlause der Dichtung erhebt. Sie ist zunächst eine rein sinnliche. Faust hat jenen Liebestrank der Here im Leide, der ihn eine Helena in jedem Weide sehen macht. Berzweislung an allem frühreren Streben und Denken hat ihn zu dem Entschlusse gedracht, sich in die Welt der Sinnlichseit, in den Tanmel des Genusses zu stiltzen:

"In Deinen Kang gehör' ich nur. Der große Geift hat mich verschmäht, Ber mir verschließt sich vie Natur. Des Denkens Faven ist zerrissen, Mir ekelt lange vor allem Wissen. Laß in den Tiesen ver Sinnlichkeit Uns glübende Leivenschaften füllen". Diese Stimmung, in der es ihm Seligkeit dünkt, nach rasch durchrastem Tanze den Tod in eines Mädchens Arme zu sinden", diese Stimmung ist es, welche der Dichter durch die Zauberssene der Herenküche sinnlich veranschaulicht hat. Faust hat dort zum ersten Male, wenn auch mur im "Zauberspiegel" der Here und im dämmernden Nebel, die unverhüllte Leibesschönheit des Weibes erblickt und dieser Anblick hat sein ganzes Wesen ersschüttert und trunken gemacht. Er hat bisher das Weib nicht gekannt, es ist ihm, wie Alles, bisher nur ein abstrakter Begriff gewesen. "Ist's möglich!" ruft er darum aus, —

"Ift's möglich, ist bas Weib so schön? Muß ich an diesem hingestreckten Leibe Den Inbegriff von allen Himmeln seh'n? So etwas findet sich auf Erben?"

Der Herentrank, in welchem ihn Mephistopheles Jugendseuer und Jugendkraft trinken läßt, ist nur die poetische Versinnlichung der Wirkung, welche jener Anblick auf ihn ausgeübt hat.

Unmittelbar auf die Hexenküchenscene folgt in der Dichtung die erste Begegnung Faust's und Gretchen's. Aber diese unmittelsbare Auseinandersolge beider Scenen darf uns in einer Dichtung nicht täuschen, welche der absichtlichen Lücken und Berschweigungen so viele ausweist. Auch hier ist eine solche anzunehmen. Der Faust, der hier auf der Straße dem aus der Kirche kommenden Gretchen begegnet, kommt nicht unmittelbar aus der Hexenküche. Es ist dazwischen bereits ein Stück Zeit verslossen, in welcher er den ihm von Mephistopheles angepriesenen "neuen Lebensslauf begonnen", und die Prophezeiung Mephisto's, daß er "mit diesem Trank im Leibe bald Helenen in jedem Weibe sehen werde", gründlich zur Wahrheit gemacht hat. Des Dichters

tenscher Genius hat uns mit der Darstellung dieser Lebensepoche seines Faust verschont; aber er läßt sie uns in der nun solgens den Scene deutlich genug errathen. Faust ist bereits ein vollstommner Wüstling geworden. Die rohe Frechheit, mit welcher er ohne Umstände sich an das schöne unschuldige Mädchen macht, das eben aus der Kirche kommt, und über deren Unschuld selbst der Teusel keine Gewalt zu haben erklärt, lernt sich nur in der Schule längerer llebung, und es ist ein ebenso sprechender Zug für die sinnliche Verderbniß des Helden, daß er es bereits gesternt hat, den sungen Mädchen und schönen Weibern selbst beim Ausgange aus dem Gotteshause auszulauern. Die Absertigung, welche ihm sein schnöder Antrag von Gretchen einbringt, schreckt ihn daber so wenig ab, daß sie vielmehr seine Sinnlichkeit, wie uns sein kurzes leidenschaftliches Selbstgespräch nach Gretchens Entsernung deweist, nur noch stärker ausregt:

"Beim Pimmel, dieses Kind int ichen! So etwas hab' ich nie gesehen. Sie ist so sitts und tugendreich, Und etwas schnippisch dech zugleich. Der Lippe Neth, der Wange Licht. Die Tage der Welt vergeß ich's nicht. Wie sie die Augen niederschlägt, Hat ties sich in wein Herz geprügt; Wie sie turz angebunden war, Das ist nun zum Entzücken gar!"

Aber all diese Erkenntuiß, daß hier reine "Sittsamkeit und Tugend" ihm zum ersten Male mit höchster Schönheit verbunden begegneten, hindert ihn nicht, an den anstretenden Mephisiopheles kurzweg die brutale Ausserderung zu richten:

"Bor", Du must mir die Dirne ichaffen!"

So spricht nur, wer oft zu sprechen und mit Erfolg zu sprechen Gelegenheit gehabt hat. Faust ist ein gelehriger Schüler gewesen. Sein wilder Eynismus in dieser Scene sett selbst seinen Meister in ein gewisses Erstaunen. Bergebens stellt ihm Mephistopheles vor, daß über ein so unschuldiges Wesen selbst ein Teufel keine Gewalt habe:

— "Sie kam von ihrem Pfaffen, Der sprach sie aller Sünden frei; Ich schlich mich hart am Stuhl vorbei. Es ist ein gar unschuldig Ding, Das eben für nichts zur Beichte ging; Ueber die hab' ich keine Gewalt."

Faust hat auf diese selbst im Munde des Teufels fast rührend klingende Schilderung und Ablehnung seines wüsten Verlangens keine andere Antwort als das brutale:

"Ift über vierzehn Jahr boch alt!"

eines gegen alles sittliche Gefühl abgehärteten "Bruder Lieders lich", wie ihn Mephisto in seiner Entgegnung nennt. Seine Wüsstheit nimmt durchaus keine Vernunft an. Kein Tag soll sich zwischen seine Begierde und deren Befriedigung drängen; noch diese Nacht will er das "süße junge Blut" in seinen Armen haben, — wo nicht, hält er sich seines Pakts mit dem Teufel entsbunden. Und als dieser ihm vorstellt:

"Bebent, was gehn und stehen mag! Ich brauche wenigstens vierzehn Tag, Nur die Gelegenheit auszuspliren."

erwidert er ihm verächtlich mit dem ganzen prahlerischen Hoch= muthe des erfahrenen und sich seiner Unwiderstehlichkeit be= wußten Wüstlings: "Satt' ich nur fieben Stunden Anh, Brauchte ben Teufel nicht baju, Um folch Geschöpfchen zu verführen."

Faust erscheint in dieser ganzen Scene eingeteufelter als der Tenfel selbst; ja man kann sagen, daß er hier das Berhältniß vorwegnimmt, in welchem später, nach seiner Umwandlung, Mephistopheles ihm gegenübertritt. Sein Wort:

"Bab Appetit auch obne bas!"

mit welchem er alles geistige sentimentale "Brimborium" abstehnt und geradeswegs auf den gemeinen Sinnengenuß dringt, ist das Fürchterlichste, was an Verrohung des Gesühls gedenkbar ist, und sürchterlich soll es ihm vergolten werden im späteren Berlause seiner tragischen Leidenschaft, wo Mephistopheles ihm in den böchsten Momenten seiner übersünnlichen Liebesempsindung mit eben derselben chnisch suntichen Anschauungsweise entgegenstritt, in der wir Faust beim Leginne seines Liebesromans soganz zu Hause seben. Vorläusig sedoch begnügt sich Nephistopheles damit, den Sturm von Faust's sünnlicher Leidenschaft dadurch zu beschwichtigen, daß er ihm seinen Wunsch:

"Schaff mir einas vom Engelsichat! Führ' mich an ihren Aubeplay! Schaff mir ein Palstuch von ihrer Bruft, Ein Strumpfand meiner Liebesluft!"

und ihn noch am selben Abend in bas Jimmer des Greichen zu fichren perspricht, bamit er "in ihrem fatt fich weiben konne an der Hoffung kinftiger

ther ift nichts als ber Uebergang pom Guten gum

Bösen, ich habe es ersahren, wie schnell er ist!" sagt ein andrer Faust in jenem berühmten Fragmente der Lessing'schen Fausts dichtung, in welchem ein Teusel sich rühmt, daß seine Schnelligsteit der jenes Ueberganges gleich komme. An Goethe's Faust ersahren wir, daß in der Menschenbrust der Uebergang vom Bösen zum Guten oft nicht minder schnell ist. Dieser Uebergang ersolgt bei Faust in dem Momente, wo er das von süßem Dämmerscheine umwebte Heiligthum jungfräulicher Unschuld bestritt. Das erste Wort, das er in Gretchen's Zimmer spricht, wohin ihn Mephistopheles begleitet, drückt diese unmittelbare Einwirkung aus. Es ist die Aufforderung an Mephistopheles, ihn mit sich allein zu lassen

"Ich bitte Dich, laß mich allein!"

Die Gefühle, die sich in diesem Augenblide urplötlich seiner bemächtigen, sind der Art, daß er die Gegenwart seines fürchter= lichen Doppelgängers, des symbolischen Spiegelbildes seiner eignen bisherigen Bustheit, in diesem Beiligthume reinster Jungfräulichkeit, das selbst Mephistopheles auf seine Weise anzuer= kennen sich gezwungen findet, nicht zu ertragen vermag. Und nun folgt jenes Selbstgespräch Faust's, in welchem der Dichter jener ersten frechen Charafteristik Gretchen's, welche der ganz in die Sinnlichkeit versunkene Faust bei ihrem ersten Anblicke gegeben hat, die zweite gegenüberstellt, zu welcher der umge= wandelte Faust sich in dem "süßen Dämmerscheine" des jung= fräulichen Heiligthums hingerissen fühlt. Es ist das deutsche Mädchen, die deutsche Jungfrau, das Kind des Bolks, bessen Eigenschaften, beffen innerstes Wesen ber von "suger Liebes= pein" zum ersten Male wahrhaft ergriffene Faust in den Worten ausspricht:

"Wie athmet rings Gefühl ber Stille, Der Orbnung, ber Zufriebenheit! In dieser Armuth, welche Fülle! In diesem Kerker, welche Seligkeit!"

Und immer wieder kommt er zurück auf dieses innerste Wesen der Geliebten, das sich in der ärmlichen Umgebung doch so deutlich ausspricht:

"Ich fühl", e Mädchen, Deinen Geist Der Füll" und Ordnung um mich säuseln, Der müttertich Dich täglich unterweist, Den Teppich auf den Tisch Dich reintich breiten heißt, Sogar den Sand zu Deinen Füßen fräuseln. O liebe Hand! so göttergleich! Die Hütte wird durch Dich ein Himmelreich!"

Sie wird es, selbst für ihn, den Unseligen; und daß sie es wird, daß er in diesem Himmelreiche verweilen, hier "volle Stunden säumen möchte", — er, der zu Rephistopheles die Worte des Paktes gesprochen hat:

> "Werd' ich zum Augenblicke sagen: Berweile boch! Du bist so schöu! Dann magst du mich in Fesseln schlagen, Dann will ich gern zu Grunde gehn!"

vandeln, und ihn und die Geliebte ins Berderben stürzen soll. Denn die Schrankenlosigkeit des Gedankens und die Beschränktsbeit, welche in sich selbst selig ist, Faust und Greichen, können nie zu dauernder harmonischer Bereinigung gelangen. Und Faust empsindet das in eben demselben Angenblick, in welchem er die Seligkeit dieses "Kerkers" empsindet:

"Und Du! Was hat Dich hergeführt? Wie innig fühl' ich mich gerührt! Was willst Du hier? Was wird bas Herz Dir schwer? Armsel'ger Faust! ich kenne Dich nicht mehr. —

Umgiebt mich hier ein Zauberduft? Mich brang's, so grabe zu genießen, Und fühle mich in Liebestraum zerfließen! Sind wir ein Spiel von jedem Druck der Luft?" —

Und so rafft er sich benn, in dem richtigen Gefühle des kommenden Berderbens auf zu dem Entschlusse, den er dem eintretenden Mephistopheles zuruft:

"Fort! Fort! ich tehre nimmermehr!"

Aber dieser Entschluß ist eben nur ein halb unwillkürlicher Angstruf des für einen Augenblick erwachten Sewissens, des Bewußtseins über sich selbst und über die unausfüllbare Kluft, die ihn von der Unschuld der Beschränktheit und ihrer Seligkeit trennt, kein festes unerschütterliches sittliches Wollen. Die Sehnsucht der Liebe hält der Herzensangst vor den Folgen das Gleichgewicht in seiner Seele:

"Ich weiß nicht, soll ich?"

sind die letzten Worte, die er dem mit dem verführenden Schnuckkästchen eintretenden Mephisto zuruft. Er schwankt, er läßt geschehen, und — sein und Gretchens Schicksal ist entschieden.

Kehren wir jetzt zu Gretchen zurück. Gretchen vor dem Sündenfalle ist das reine weibliche Wesen, in welchem die Blume der noch reinen Sinnlichkeit mit ihrer ungeprüften Unsschuld in vollendeter Schönheit als Knospe erscheint. Herb und sicher weist sie Faust's erstes Annahen ab, wie eine Sinnpslanze

"Wie athmet rings Gefühl ber Stille, Der Ordnung, der Zufriedenheit! In dieser Armuth, welche Fülle! In diesem Kerker, welche Seligkeit!"

Und immer wieder kommt er zurück auf dieses innerste Wesen der Geliebten, das sich in der ärmlichen Umgebung doch so deutslich ausspricht:

"Ich fühl', o Mäbchen, Deinen Geist Der Füll' und Ordnung um mich säuseln, Der mütterlich Dich täglich unterweist, Den Teppich auf den Tisch Dich reinlich breiten heißt, Sogar den Sand zu Deinen Füßen träuseln. O liebe Hand! so göttergleich! Die Hitte wird durch Dich ein Himmelreich!"

Sie wird es, selbst für ihn, den Unseligen; und daß sie es wird, daß er in diesem Himmelreiche verweilen, hier "volle Stunden säumen möchte", — er, der zu Mephistopheles die Worte des Paktes gesprochen hat:

"Werd' ich zum Augenblicke sagen: Berweile boch! Du bist so schön! Dann magst bu mich in Fesseln schlagen, Dann will ich gern zu Grunde gehn!"

das gerade ist es, was dieses Himmelreich in eine Hölle verswandeln, und ihn und die Geliebte ins Verderben stürzen soll. Denn die Schrankenlosigkeit des Gedankens und die Beschränktsheit, welche in sich selbst selig ist, Faust und Gretchen, können nie zu dauernder harmonischer Vereinigung gelangen. Und Faust empfindet das in eben demselben Augenblick, in welchem er die Seligkeit dieses "Kerkers" empfindet:

"Und Du! Was hat Dich hergeführt? Wie innig fühl' ich mich gerührt! Was willst Du hier? Was wird bas Herz Dir schwer? Armsel'ger Faust! ich kenne Dich nicht mehr. —

Umgiebt mich hier ein Zauberduft? Mich brang's, so grade zu genießen, Und fühle mich in Liebestraum zerfließen! Sind wir ein Spiel von jedem Druck ber Luft?" —

Und so rafft er sich benn, in dem richtigen Gefühle des kommenden Berderbens auf zu dem Entschlusse, den er dem eintretenden Mephistopheles zuruft:

"Fort! Fort! ich tehre nimmermehr!"

Aber dieser Entschluß ist eben nur ein halb unwillkürlicher Angstruf des für einen Augenblick erwachten Gewissens, des Bewußtseins über sich selbst und über die unaussüllbare Kluft, die ihn von der Unschuld der Beschränktheit und ihrer Seligsteit trennt, kein sestes unerschütterliches sittliches Wollen. Die Sehnsucht der Liebe hält der Herzensangst vor den Folgen das Gleichgewicht in seiner Seele:

"Ich weiß nicht, soll ich?"

sind die letzten Worte, die er dem mit dem verführenden Schmuckstästichen eintretenden Mephisto zuruft. Er schwankt, er läßt gesichehen, und — sein und Gretchens Schicksal ist entschieden.

Kehren wir jetzt zu Gretchen zurück. Gretchen vor dem Sündenfalle ist das reine weibliche Wesen, in welchem die Blume der noch reinen Sinnlichkeit mit ihrer ungeprüften Unschuld in vollendeter Schönheit als Knospe erscheint. Herb und sicher weist sie Faust's erstes Annahen ab, wie eine Sinnpslanze

vor jeder Annäherung eines fremden Elements sich in sich selbst zurückziehend. Aber Faust's Erscheinung und sein keder Antrag sind doch nicht ohne tieseren Eindruck auf sie geblieben. Kaum nach Hause gekommen von dem verhängnisvollen Kirchgange, empsindet sie ein Gesühl der Rengierde, der alten Paradiesesschlange, sich regen. Sie möchte wissen, wer der Herr gewesen, der ihr so keck genaht:

> "Ich gab' was brum, wenn ich nur wüßt', Wer hent der Herr gewesen ist! Er sah gewiß recht wacker aus, Und ist aus einem edlen Haus; Das konnt' ich ihm an der Stirne lesen — Er wär' auch sonst nicht so keck gewesen."

Sie hat ihn also doch sich angesehen, so kurz sie sich auch von ihm losmachte, und seine männliche Schönheit und sein adlig vornehmes Ansehen haben Eindruck auf das Kind des Volks gemacht.

Ich meine, an diese Worte hat Kaulbach bei seiner Tarsstellung angeknüpst, indem er sich erlaubte, eine Scene zum Faust hinzuzudichten. Denn von diesem ersten Zusammentressen Faust's und Gretchen's, das der Künstler uns in seinem Bilde vorsührt, steht nichts im Goethe'schen Faust zu lesen. Aber tropdem hat Kaulbach doch im ächt Goethe'schen Geiste und Sinne diese Scene gedichtet. Gretchen hat Faust schon vor der im Gedichte geschilderten Ausgangsscene aus der Lirche gessehen, und bei dieser Begegnung, und nicht bei der später solsgenden, von so vielen andern Künstlern zur Darstellung gewählsten, hat sie Gelegenheit gehabt, ihn anzusehen und den stattslichen Mann zu betrachten, was bei der vom Dichter geschilderten zweiten Begegnung nicht wohl denkbar ist, wo sie seine freche

Zudringlichkeit mit "niedergeschlagenen" Augen "kurz angebunden" abweist. Anders bei diesem ersten, von Kaulbach ange= nommenen Begegnen. Hier erblickt bas zur Kirche eilende Gretchen die hohe majestätische Gestalt bes schönen Mannes in ritter= licher Tracht, der, gefolgt von feinem unheimlichen Gefellen, aus der engen Seitengasse kommend, bei ihrem Anblick wie vom Blitze getroffen stehen bleibt. Den linken Arm wie in staunender Bewunderung erhoben, läßt er den in Leidenschaft flammenden Strahl ber mächtigen Augen ruben auf ber schlanken jungfräulichen Gestalt, die in allem Zauber ihrer morgenfrischen Schön= heit vor ihm vorüber wandelt. Und so gewaltig ist der Blick dieser Augen, so dämonisch der Eindruck des stolzen dusteren und doch so adlig schönen Mannes, daß sie, die ihn im ersten Momente vielleicht unbefangen anschaute, schon im nächsten er= schreckt das Köpfchen seitwärts wenden muß, und ihr Gewand erfassend, sich beeilt die nahen Kirchenstufen zu ersteigen, auf die bereits ihr Schatten fällt. Aber von diesem Augenblicke an ist doch "ihre Ruhe hin"; und es ift Behn gegen Gins zu wetten, daß sie an diese Erscheinung denken wird, während sie in der Kirche aus dem "vergriffenen Büchlein", das sie in der Hand trägt, ihre Gebete fluftert.

In der That, Kaulbach hat es meisterhaft verstanden, sich den richtigen und fruchtbaren Moment selbst zu schaffen, um uns nicht nur das Gretchen vor dem Sündenfalle, sondern auch die Gestalt Faust's selbst in all ihrer Mächtigkeit vor Augen zu stellen, und er hat wohl daran gethan, den in der Dichtung selbst gegebenen und geschilderten Moment des ersten Zusammentressens, den bisher noch alle uns bekannten Versuche einer sogenannten Illustration des Gedichts gewählt haben, zu versschmähen. Denn, wie ein Kritiker mit Recht bemerkt hat, dieser

vor jeder Annäherung eines fremden Elements sich in sich selbst zurückziehend. Aber Faust's Erscheinung und sein keder Antrag sind doch nicht ohne tieferen Eindruck auf sie geblieben. Kaum nach Hause gekommen von dem verhängnißvollen Kirchgange, empfindet sie ein Gefühl der Neugierde, der alten Paradieses= schlange, sich regen. Sie möchte wissen, wer der Herr gewesen, der ihr so keck genaht:

> "Ich gäb' was drum, wenn ich nur wüßt', Wer heut der Herr gewesen ist! Er sah gewiß recht wacker aus, Und ist aus einem edlen Haus; Das konnt' ich ihm an der Stirne lesen — Er wär' auch sonst nicht so keck gewesen."

Sie hat ihn also doch sich angesehen, so kurz sie sich auch von ihm losmachte, und seine männliche Schönheit und sein adlig vornehmes Ansehen haben Eindruck auf das Kind des Volks gemacht.

Ich meine, an diese Worte hat Kaulbach bei seiner Darsstellung angeknüpft, indem er sich erlaubte, eine Scene zum Faust hinzuzudichten. Denn von diesem ersten Zusammentressen Faust's und Gretchen's, das der Künstler uns in seinem Bilde vorsührt, steht nichts im Goethe'schen Faust zu lesen. Aber trozdem hat Kaulbach doch im ächt Goethe'schen Geiste und Sinne diese Scene gedichtet. Gretchen hat Faust schon vor der im Gedichte geschilderten Ausgangsscene aus der Kirche gessehen, und bei dieser Begegnung, und nicht bei der später solsgenden, von so vielen andern Künstlern zur Darstellung gewählsten, hat sie Gelegenheit gehabt, ihn anzusehen und den statzlichen Mann zu betrachten, was bei der vom Dichter geschilderten zweiten Begegnung nicht wohl denkbar ist, wo sie seine freche

Budringlichkeit mit "niedergeschlagenen" Augen "kurz angebunden" abweist. Anders bei diesem ersten, von Kaulbach ange= nommenen Begegnen. hier erblidt bas zur Kirche eilende Gretchen die hohe majestätische Gestalt des schönen Mannes in ritter= licher Tracht, ber, gefolgt von seinem unbeimlichen Gefellen, aus der engen Seitengasse kommend, bei ihrem Anblick wie vom Blipe getroffen ftehen bleibt. Den linken Arm wie in ftaunender Bewunderung erhoben, läßt er den in Leidenschaft flammenden Strahl der mächtigen Augen ruhen auf der schlanken jungfräu= lichen Gestalt, die in allem Zauber ihrer morgenfrischen Schön= heit vor ihm vorüber wandelt. Und so gewaltig ist der Blick dieser Augen, so dämonisch der Eindruck des stolzen düsteren und doch so ablig schönen Mannes, daß sie, die ihn im ersten Momente vielleicht unbefangen anschaute, schon im nächsten er= schreckt das Köpfchen seitwärts wenden muß, und ihr Gewand erfassend, sich beeilt die nahen Kirchenstufen zu ersteigen, auf die bereits ihr Schatten fällt. Aber von diesem Augenblicke an ist doch "ihre Ruhe hin"; und es ist Zehn gegen Eins zu wetten, daß sie an diese Erscheinung denken wird, während sie in der Kirche aus dem "vergriffenen Büchlein", das sie in der Hand trägt, ihre Gebete flüstert.

In der That, Kaulbach hat es meisterhaft verstanden, sich den richtigen und fruchtbaren Moment selbst zu schaffen, um uns nicht nur das Gretchen vor dem Sündenfalle, sondern auch die Gestalt Faust's selbst in all ihrer Mächtigkeit vor Augen zu stellen, und er hat wohl daran gethan, den in der Dichtung selbst gegebenen und geschilderten Moment des ersten Zusammentressens, den bisher noch alle uns bekannten Versuche einer sogenannten Illustration des Gedichts gewählt haben, zu versschmähen. Denn, wie ein Kritiker mit Recht bemerkt hat, dieser

lettere Moment, wo Faust an das aus der Kirche kommende Gretchen herantretend ihr seinen Geleitantrag macht, bietet keinen günstigen Vorwurf für die Darstellung des zeichnenden Künst= lers; er ist zu unruhig, zu flüchtig und vor allen Dingen viel zu einseitig, als daß die beiden Gestalten in demselben zu dem vollen Ausdrucke ihres Wesens gelangen könnten. Bei Gretchen wird der Zeichner, der diesen Moment mählt, das "Schnippische" "Kurzangebundene" nothwendig vorzugsweise betonen mussen; und bei Faust wird neben dem Charakter der gemeinen Zudring= lichkeit höchstens noch der Ausdruck des "Abgewiesenen" zur Er= scheinung kommen können, der immer etwas gedenhaft-albernes an sich trägt. Wie anders und — wie viel edler, inhaltvoller dagegen auf dem Bilde Kaulbachs! Hier sehen wir in der stolz vorschreitenden hochaufgerichteten Gestalt mit der edlen und doch so dustern, von dunklem Gelocke umwallten Stirn voll wilber Bedanken, mit dem beredten Munde, den geistflammenden Augen, wirklich ben Faust bes Gebichts, den Faust Gretchen's vor uns, von dem später die begeisterte Liebende singt:

> "Sein hoher Gang, Seine edle Gestalt; Seines Mundes Lächeln, Seiner Augen Gewalt!"

seben wir den Mann, den "zu fassen und zu halten" sie ihr Leben in seinen Armen vergehen lassen möchte. Und in diesem Gretchen, wie Kaulbach es darstellen durfte und dargestellt hat, in ihm sehen wir nicht minder das Gretchen Faust's, das ganze Gretchen, wie es war in der Stille und Fülle seiner wie ein Beilchen in dunkler Verborgenheit erblühten geistigen und leib= lichen Schönheit, ehe das Schicksal in Faust's Gestalt seiner unbewußten, "halb Kinderspiele, halb Gott im Herzen" tragenden Unschuld nahte, — das Gretchen wie es der Dichter in jener unvergleichlichen Gartenscene geschildert hat, oder vielmehr, sich selbst in der Erzählung ihres Lebens, ihres Thuns und Treibens schildern läßt. —

Berfolgen wir jest weiter die innere Entwicklung Greichen's in der Dichtung. Als sie von ihrem Abendausgange zurückehrt in ihr soeben von Faust und Mephistopheles verlassenes Kämmerschen, hat sich das anfängliche Gefühl der Neugierde schon in ein anderes, in das Gefühl einer dumpfen bedrückenden Unsruhe verwandelt, das der Dichter, so wundervoll durch die physische Empfindung ausdrückt, von der getrieben sie das Fenster öffnet:

"Es ist so schwäl und dumpsig hie, — Und ist doch eben so warm nicht drauß'. Es wird mir so, — ich weiß nicht wie — Ich wollt' die Mutter käm' nach Haus. Mir läuft ein Schauer über'n ganzen Leib — Bin doch ein thöricht surchtsam Weib."

Dieses körperliche Insichzusammenschaubern, was ist es ansbers, als das sichere Zeichen, daß ber in das süße Gift getauchte Liebespfeil ihr Herz gestreift hat! In dieser Stimmung, in dieser unbewußten Scheu vor einer dunkel geahnten Gesahr, in dieser angstvollen Beklommenheit, die ihr Sichbangen nach der Mutter so wundervoll bezeichnet, sindet sie das verführende Schmudkästchen. Sie kann nicht widerstehen, es zu öffnen, sich mit dem Geschmeide zu putzen, und die von Mephistopheles gestreute Saat geht sofort wuchernd auf. Zum ersten Male regt sich in ihrem unschuldigen Gemüthe ein Zug von Eitelkeit des Weibes, spricht aus ihrem bisher so zusriedenen Herzen ein Ges

fühl des Neides der Armen gegen die Reichen hervor. So ist sie denn auch unzufrieden, als die Mutter den geheimnisvoll in's Haus gebrachten Schmuck an die Kirche verschenkt, die "ungerechtes Gut vertragen kann". Sie ist unruhvoll, weiß weder, was sie will, noch soll —

"Denkt an's Geschmeibe Tag und Nacht, Roch mehr an den, der ihr's gebracht;" —

Sie ist nicht unempfänglich dafür, daß Mephistopheles, als er sie bei der Nachbarin Martha geputzt mit dem neuen Geschmeide antrisst, sie für "ein vornehmes Fräulein" hält. Sie weist zwar seine weiteren Schmeicheleien, daß sie werth sei, gleich in die Ehe zu treten, und daß, wenn's nicht ein Mann, doch derweil ein Galan sein könne, zurück; aber ihre Zurückweisung hat nichts mehr von jener früheren "schnippischen" Herbheit, und sie ist durchaus nicht unzusrieden über den Antrag, bei dem Wiederserscheinen Mephisto's, der seinen Freund, einen jungen "seinen Gesellen" zur Frau Martha führen will, gegenwärtig zu sein, denn sie ahnt, daß es der Gesiebte sei.

Und er ist es! Die Scene "im Garten" der Nachbarin — wer möchte es unternehmen, diese höchste Blüte der Liebespoesse nachzustammeln, diese Scene zu schildern, in welcher das ganze Wesen der holdseligsten weiblichen Gestalt, welche die Poesie kennt, sich unter den Augen des Geliebten entsaltet, und wo die in sich verschlossen Knospe unter dem Sonnenstrahle der Liebe zur vollen wunderduftigen Rose sich erschließt!

Wie bezaubernd ist die kindliche Gesprächigkeit, mit der sie hier ihr ganzes Kleinleben vor dem fremden und ihr doch so nahen, geliebten Manne ausbreitet, in einer Sprache, deren Einsfachheit und Eigenthümlichkeit selbst von Goethe nie wieder ers

<u>.</u>

reicht ist! Wie wundervoll der Uebergang von der Bescheidenheit, mit welcher sie anfangs die Huldigungen des Geliebten, als ihrer Niedrigkeit und Einfalt nicht gebührend, ablehnen möchte, und von dem ersten leisen seufzenden Eingeständnisse ihrer Reigung in den Worten:

> "Denkt Ihr an mich ein Angenblicken nur, — Ich werbe Zeit genug an Euch zu benken haben."

bis zu dem letten Aufjauchzen selig hingegebener Liebe, bis zu dem:

"Bester Mann! von Bergen lieb' ich Dich!"

mit dem ihre jungfräulichen Lippen ihm den ersten Kuß zurück= geben!

Wie in die Tiefe eines klaren See's sehen wir in ihr reines Gemüth. Wir sehen sie studiren an dem ABC der Liebe; sehen, wie ihre Seele sich um die Seele des Geliebten zu ranken bez ginnt, wie die Furcht in ihr aufsteigt, daß er scheiden und sie vergessen werde. Wir sehen, wie sie ihn zum Vertrauten der ganzen Bergangenheit ihres kleinen Lebens macht, wie sie ihm gesteht, daß selbst seine "Frechheit" bei dem ersten Begegnen sie nicht so beseidigt habe, wie sie eigentlich gesollt —

"Gesteh ich's boch! Ich wußte nicht, was sich Zu Euerm Bortheil hier zu regen gleich begonnte; Allein gewiß, ich war recht böß auf mich, Daß ich auf Euch nicht böser werden konnte."

Wir sehen sie endlich "halb Kinderspiele, halb den Gott der Liebe im Herzen" das Blumenorakel befragen, an dessen Schlusse die bis zum Aufspringen geschwellte Knospe der Liebe in selizgem Glücksschmerze in sich zusammenschaudert, und auf Faust's:

"Berstehst Du, was das heißt: Er liebt dich!" keine andere Antwort hat, als das schauernde:

"Mich überläuft's!"

mit dem sie, wie um vor sich selbst zu entsliehen, sich den hals tenden Händen des Geliebten entziehend, davon eilt.

Dies schauernde "mich überläuft's!" ist der Schlußpunkt des ersten Alts in Gretchen's Dasein. Bon hier an beginnt die tragische Katastrophe ihres Lebens. Faust selber sühlt dies, wie eine vielsagende Bemerkung des Dichters andeutet; sie lautet: "Faust steht einen Augenblick in Gedanken — dann solgt er ihr."

Er felgt ihr zu seinem und zu ihrem Verderben. Aber dies Verderben selbst, aus böchster Liebe hervorgegangen, ist nur ein zenläches, umd die Liebe bleibt durch alle Gränel und Verdrechen, durch alles Stend und allen Jammer dennoch Siegerin und übt alls solche, bezwader vor dem böchsten Richterskuble des Gottes, den selbst die Liebe ist, ihre ihnlidaustrigende besteligende, emige Kraft über alle Zeirsbrauten binaust.

IL Strid and Sätne

Bur daden zu Anfang underer Chandkreifelt Greuden ein Kund des Brills gennnnt. Danns ih üben von vonderein seder Gedande an eine ünliche Meriffrung derer Gestall von Seinen des Dadures ausgefühleren: und zu der Sda dar Greide dasür geforge daß dem Luter und dere der Schaume unde ürder, der uberal de nachwender und annacherend ist nu eine dahareiche Gestalt wirkliche Naturwahrheit haben und nicht ein Schattensbild falscher körperloser Ibealität sein soll. — Nach dieser Seite hin haben wir jest Gretchen zu betrachten, um ihr Geschick zu verstehen und in seiner inneren Nothwendigkeit zu begreifen.

Eine Schattenseite Gretchen's ist ihr Zusammenhang mit Wie Faust in Mephistopheles, so hat Gretchen in Martha. Martha den Gegensatz der lichten Seite ihres Wesens neben sich; und zwar dient dieser Gegensatz, weil als Person gestaltet, also in aller Schärfe der Einseitigkeit gezeichnet, zunächst in seiner dunklen Häglichkeit ihrer Schönheit kunstlerisch als Folie. Gretchen's Unschuld und Reinheit, ihre selbstlose hingebung in der Liebe, leuchten noch heller, gegenüber dieser personisizirten selbstfüchtigen Gemeinheit einer durchaus gewöhnlichen Weibes= natur, bei der die Liebe nichts weiter ist als ein gesteigerter schlechter Egoismus. Der Gegensatz biefer alternden, manner= füchtigen Halbwittme, die bei bem Gebanken an ben möglichen Tod ihres Chegemahls, ben sie boch "recht herzlich zu lieben" sich einbildet, vor Allem an den für eine zweite Che nöthigen "Todtenschein" denkt, und die bei ber Erzählung seines angeb= lichen elenden Todes in der Fremde immer von den Thränen der mitleidigen Liebe über "das treue Herz", über "den guten Mann", dem sie "längst vergeben", urplötzlich in den Ausbruch schimpfenden Bornes über "ben Schelm", "ben Dieb an seinen Kindern" übergeht, dieser Gegensatz des niedrigen gemeinen Leichtsinns einer Martha, die, um nur wieder einen Mann zu bekommen, selbst einen Mephistopheles "beim Wort nehmen" möchte, bildet für den Dichter den dunklen Hintergrund, auf dem sich die Reinheit und Unschuld, die Selbstlosigkeit und Treue und das tiefe Gefühl Gretchen's in gesteigertem Glanze abheben.

Aber dies ift umr die eine Seite ihres Zusammenhanges mit Martha. Ihr Berhältniß zu diefer "Fram Rachbarin" hat auch noch eine andere Seite. Martha ift fein eigentlich boses Geschöpf; sie ift, wie die genge Masse, weder gut nach bose, die treue Reprojentantin eines großen Theils ihres Geichlechts in seiner inhaltleeren Gewöhnlichkeit und einer gewissen findischen oberflächlichen Gertmithigkeit. Diese letztere Eigenschaft vornehmlich ift es, die Gretchen zu ihr hinzieht. Rachbarin Martha ist eine segenaunte "gute Frau", die nicht Alles genau nimmt, die der Ingend gern möglichst viel nachsieht, weil sie selbst von der Jugend wenigstens alle ihre Fehler und Schmächen, ihren Leichtfinn und ihre Selbitiudt, ihre Neugier, ihre Citelkeit und ihre Luft an Peintlichthuerei und Peintlichkeiten in sich trägt und hegt, und deshald vorzugsweise gern mit der Jugend verschrt. Grenden bat zwar eine Mutter; aber diese Mutter ift von alle dem das Gegentheil, und, das ift ein tiefer Jug in des Duchters Charafteriftit. Gretchen bat tein volles inniges Berbaltuiß zu ibrer Mutten. Bir feben im Gedichte diefe Mutter nicht, aber wir krunen fie, als ob wir fie vor uns süben, durch die kurzen Zige, mit welchen Greuchen sie schildert. Sie ift sehr revum, ihr Gebethuch krunnt ihr nie war der Seite, und der Kater Leichtiger ift ihr täglicher Gesellschafter und Berather. Sie ist sehr streng und weltabgewender in der Grziehung übrer Tochter, die ift übermößig eigen und "akburat" und ebenfo üdermäßig parfank und "genau" in der Führung dres Hansweiens.

Grenhen seihst sagt und des Alles, und der Ton, in weichem sie gieich zu Ansang ihrer Beltunmschaft diese Züge in ihre Erzählung in der Gartenscene verwehr, hat dei aller kindlichen Vietät dach etwas lerse sich Beltagendes. Dieser Ton klingt durch, wenn sie die "Garstigkeit" und "Rauheit" ihrer Hand, als Faust dieselbe küßt, mit den Worten entschuldigt:

"Inkommobirt Euch nicht! Wie könnt Ihr sie nur kussen? Sie ist so garstig, ist so rauh! Was hab' ich nicht schon alles schaffen*) müssen! Die Mutter ist gar zu genau!"

Dieser leise Stoßseufzer über die gar zu große "Genauigsteit", das heißt über die allzusparsame Strenge und Kargheit der Mutter kehrt wieder und wird weiter ausgeführt in den Worten:

"Wir haben keine Magb: muß kochen, segen, stricken Und nähen, und sausen früh und spat! Und meine Mutter ist in allen Stlicken So akkurat!"

Und doch hätte die Mutter das, meint sie, gar nicht so nöthig, viel weniger nöthig als manche andere. Gretchen weiß, daß sie nicht unbemittelt ist:

> "Nicht baß sie just so sehr sich einzuschränken hat; Wir könnten uns weit mehr als andere regen. Mein Bater hinterließ ein hübsch Bermögen, Ein Häuschen und ein Gärtchen vor ber Stadt."

Wenn dann Gretchen auch die Aufzählung ihrer schweren häuslichen Arbeitsnöthen mit dem Bekenntniß schließt: daß "dafür das Essen und die Ruh, desto besser schwecken", so vershehlt sie doch nicht, daß dies ewige Einerlei, dies "immersort wie heute so morgen, früh am Waschtroge stehn, dann auf den Markt und dann am Heerde sorgen" ohne alle und jede

^{*) &}quot;schaffen" sübbeutsch für "arbeiten" und zwar schwer arbeiten.

Bergnüglichkeit, — denn ihr Schwesterchen ist todt, dessen Pflege trotz aller "lieben Noth und Plage" ihr einziges Bers gnügen war, — durchaus nicht ganz ein Leben nach ihrem Sinne ist.

In diesen Herzensergießungen haben wir die Schülerin von Frau Martha vor uns. Gretchen hat nicht ungestraft mit der Frau Nachbarin verkehrt. Die klatschhafte eigensüchtige Gemeinsheit von Martha's Sinnesart ist es gewesen, die in Gretchen diese Betrachtungen über die Mutter und über Gretchen's Loos durch ihr Bemitleiden wachgerusen hat. Zu Martha trägt sie denn auch ihren neuen zweiten Schmuckschap, und Martha weiß auch gleich guten Kath. Vor allen Dingen empsiehlt sie: nur der Mutter nichts zu sagen, die es sonst gleich wieder "zur Beichte tragen" würde, und dann solgt die Anweisung, wie man später der Mutter "etwas vormachen könne":

"Die Mutter sieht's wohl nicht; man macht ihr auch was vor!"

Gretchen aber, ganz in dem Anschauen der Herrlichkeiten des Schmucks verloren, mit dem Martha unter solchen Lehren sie vor dem Spiegel aufputzt, hat bei Mephisto's Anklopsen nur den einen erschreckenden Gedanken:

"Ad Gott! mag bas meine Mutter fein?"

So ist also das reine Gold ihres Wesens bereits mit einer, wenn auch schwachen Zuthat unedlen Metalls, mit Unzufriedens heit, Eitelkeit, Putlust und Verlangen nach Lebensgenuß verssetz, als Faust ihr im Sarten der Frau Martha naht, die wie alle Weiber ihrer Art an ein Bischen Gelegenheitsmacherei und Ehestisterei ihre Hauptlebensfreude hat. In Martha's Schule hat Gretchen ferner auch gelernt, über Andrer Fehls

tritte mit der Frau Nachbarin den Stab zu brechen. Denn für Weiber dieser Art ist das zweitgekte Vergnügen nach der eigenen Gelegenheitsmacherei, das behagliche Klatschen und Lästern über die unglücklich auslaufenden Liebeshändel Anderer, bei denen sie nicht die Hand im Spiele gehabt haben. Solcher Klatsch hält sie schadlos für die vielleicht nur widerwillig und schwer bewahrte eigene Sittlichkeit, und Gretchen sagt später in ihrem Unglücke von sich selbst, mit rührend schwerzlicher Selbstanklage:

"Wie konnt' ich sonst so tapfer schmälen, Wenn thät ein armes Mägblein fehlen! Wie konnt' ich über Andrer Sünden Nicht Worte g'nug der Zunge sinden! Wie schien mir's schwarz und schwärzt's noch gar, Mir's immer noch nicht schwarz genug war, Und segnet' mich und that so groß!" — —

Gewiß, diese Selbstanklage ist übertrieben in der Farbe, wie immer, wenn ein edles Gemüth den Stachel der Reue sich in's Herz drückt, aber unwahr ist sie nicht. Hier ist ein Stück Martha in Gretchen, wie in Faust ein Stück Mephistopheles.

Durch die Gartenscene hat Faust die volle Gewißheit emspfangen, daß Gretchen seine Liebe theilt. Diese Gewißheit, so hoch sie ihn beseligt, so furchtbar regt sie zugleich den Kampf in seinem Innern auf. Er zaudert und schaudert vor der nächsten Zukunft, vor der weitern Entwicklung dieser Leidenschaft; denn er sühlt, daß dieselbe Gretchen verderben muß. Er ist aus Gretchen's Nähe, aus der Stadt entslohen. Er hat sich in wilde Natureinsamkeit zurückgezogen, um der Bersuchung zu entsliehen, und wir belauschen dort sein Selbstgespräch. Mesphistopheles solgt ihm dahin, und indem er ihm Gretchen's

Kummer über seine Entsernung, ihre Liebessehnsucht nach ihm vormalt, sucht er das Fener der Sinnlichteit in ihm aufs Rene anzusachen. Im Grunde ist es wieder Faust selbst, dessen Rachtseite, die Seite der Leidenschaft und Sinnlichteit, hier in Mesphistopheles nur als zweite Person vor uns erscheint.

Daß Gretchen ihn entflohen wähnt, und wie sie ruheloz, boch immer vergebens, "nach ihm nur aus dem Fenster schant", "nach ihm nur aus dem Hause geht", sagt und ihr Selbstgespräch am Spinnrade, das rührende "Meine Ruh" ist hin" ec. Faust kämpst mit sich selbst — und er unterliegt. Er kann die Borstellung nicht ertragen, daß das geliebte Geschöpf sich von ihm vergessen glaubt, und doch sühlt er im Boraus, daß selbst "die Himmelsfreude in ihren Armen" ihn ihre Noth, ihr unswiderrustliches Elend nicht vergessen lassen wird. Dies Gesühl, daß sein Herantreten an sie auch jetzt schon ihr Glück, ihren Frieden auf ewig untergraben hat, dies Gesühl, das er außespricht in der leidenschaftlichen Selbstanklage:

"Bin ich ber Flüchtling nicht, ber Unbehauste, Der Unmensch ohne Zweck und Ruh" u. s. f.

dies Gefühl steigert seinen Zustand bis zu jener unerträglichen Angst, in welcher er, um nur ein Ende zu machen, sich zur Rückschr entschließt:

> "Hilf, Teufel, mir die Zeit der Angst verkürzen! Was muß geschehn, mag's gleich geschehn! Mag ihr Geschick auf mich zusammenstürzen, Und sie mit mir zu Grunde gehn."

Das Auseinanderliegen der beiden Welten, in denen sich Faust's und Gretchen's Lebens- und Geistesbahnen bewegen, diese unausstüllbar trennende Kluft wird an dieser Stelle von Faust

k.

Jack His

mit voller Klarheit erschütternd ausgemalt; er der "rastlos von Fels zu Felsen begierig wüthend nach dem Abgrunde zu brausende Wassersturz", — und sie —

"mit kindlich dumpfen Sinnen Im Häuschen auf bem kleinen Alpenfeld, Und all ihr häusliches Beginnen Umfangen in der kleinen Welt." —

in dieser kleinen Welt, in beren dumpfer Enge fein Geift nimmer Raum finden, die seine Liebe selbst nur zerstören kann. doch ist diese Liebe so mahr, ist das Gefühl, das er empfindet und für das ihm die höchsten Worte nicht genügen, ist "bie Sluth der Liebesleidenschaft, von der er brennt", ist diese Wonne des ganz sich Hingebens ein Gefithl, das "unendlich ewig, ewig" fein muß, denn "fein Ende murbe Berzweiflung fein". Diefe innerste Gewißheit der Unendlichkeit und Ewigkeit seines Empfindens, dieses Bewußtsein der göttlichen Wahrheit seiner Liebe ist der Bürge für die ewige Errettung bei zeitlichem Berderben, es ist der Stern der Erlösung zur Seligkeit, der durch diese tiefste Nacht des Unterganges leuchtet. Mephistopheles, der diese Empfindung, diese Liebe nicht begreift, hat auch hier und zwar in bemfelben Augenblide sein Spiel verloren, in welchem er es gewonnen meint. Denn Faust könnte nur sein werden, wenn er in der Sinnlichkeit völlig unterginge, in ihr wirklich Be= friedigung finden fonnte.

Faust kehrt zu Gretchen zurück. Sie ist beseligt ihn wieder zu haben; seine Rückkehr ist ihr Bürge, daß er es ehrlich meint. Sie betrachtet ihn jetzt als ihren verlobten Liebsten, und hat nur noch Bedenken wegen der Religion, weil sie ahnt, daß es mit seinem Christenthum nicht steht, wie es sein soll und muß. Es ist mit ihr und in ihrem Berhältnisse zu Faust eine große Beränderung vorgegangen. Sie ist nicht mehr blos das demitthig den Geliebten anstaunende Kind; sie erlaubt sich jest schon ihm Borstellungen zu machen, daß er "die heiligen Sakramente", und auch die She ist ja ein Sakrament, nicht ehrt. Wie sie sich ganz sein eigen empfindet, soll er auch ihr eigen sein wur Gott und Welt. Sie tadelt ihn anch wegen seines Verkehrs mit Mephistopheles, mit dem Unreinen, dem Kalten, Liebeleeren, dem es an der Stirn geschrieben steht, "daß er mag keine Seele lieben", und sie verlangt, daß auch hier der Geliebte ihr Empfinden theile:

"Dir, Heinrich, muß es auch so sein!"

Aber ihre Liebe und ihr Glaube an die Liebe des Geliebten sind doch stärker als alle diese Bedenken und Befürchtungen. Ein Blick in seine Augen genügt, sie in Allem zu seinem Willen zu treiben, und so versagt sie ihm denn auch nicht das erbetene Stündehen ruhigen Alleinseins mit ihr, und hat kein Bedenken, das ihr von Faust dazu gebotene Mittel des Schlastrunks für die Mutter anzuwenden.

Am nächsten Morgen scheidet sie — als Weib von ihrem Manne. Aber die Schüllung des höchsten Liebesglücks ist der Beginn des höchsten Slends und Verderbens. An einem andern iolden Morgen erwacht die Mutter nicht mehr aus dem gewaltsamen Schlase. Der Zwang, ihre Liebe geheim zu halten, hat Gretchen zur unfreiwilligen Mörderin ihrer Mutter genacht. Sie hat in ihrer augswollen Aufregung die Dosis der drei Trovien überschritten, und die Mutter ist so durch ihre Schuld ohne Beichte und Absolution "zur langen langen Sein hinübergeichtassen". Das Verdrechen kommt nicht an den Tag, denn

a to Management

Faust weiß zu beschwichtigen; aber desto tiefer wühlt es im Busen der Unglücklichen, die vergebens ihr Herz zu erleichtern sucht in dem slehenden Jammergebete, das sie in ihrer Noth zur Mutter Gottes, der Schmerzensmutter emporschickt, vor deren geheiligstem Abbilde wir sie auf Kaulbach's Bilde niedergeworfen sehen! Die Stichelreden, die höhnischen Anspielungen der guten Freundinnen nehmen ihren Anfang, und die Scene am Brunnen zeigt uns in dem Geschicke "Bärbelchen's" das Geschick Gretchen's und den Verlauf und die Beurtheilung ihres eigenen Verhältnisses zu Faust. Ihr entschuldigendes:

"Er nimmt sie gewiß zu seiner Frau!"

welches Lieschen so schnöde beseitigt, zeigt uns deutlich, worauf in ihrem Elende ihr eigener einziger Hoffnungstrost noch beruht. Aber der schwache Faden dieses Trostes reißt. Ihr Bruder, der brave Soldat, den der Tod der Mutter auf einige Zeit aus der Fremde in die Heimat zurückgeführt hat, fällt in dem Versuche, die verletzte Ehre der Schwester durch Rache an dem Verführer herzustellen, durch die von Mephistopheles geführte Hand ihres Geliebten, der nun vor dem Bluträcher entfliehen muß. Einmal von Gretchen entfernt und von den drückenden Fesseln der eigenen widerstreitenden Gefühle erlöst, wird er jett für einige Zeit wieder die Beute Mephisto's, der ihn auf's Neue in den, vom Dichter durch die Walpurgisnacht symbolisch angedeuteten Strudel der Welt und des wüsten zerstreuenden Sinnentaumels zu stürzen weiß, was ihm um so leichter wird, je mehr es Faust selbst zu= nächst darauf ankommt, seine innere Angst um Gretchen und feine Gewissensbisse zu übertäuben.

Halten wir hier einen Augenblick inne, um uns das Bild zu vergegenwärtigen, in welchem Kaulbach es versucht hat, uns Es ist mit ihr und in ihrem Berhältnisse zu Faust eine große Beränderung vorgegangen. Sie ist nicht mehr blos das demüthig den Geliebten anstaunende Kind; sie erlaubt sich jetzt schon ihm Vorstellungen zu machen, daß er "die heiligen Sakramente", und auch die She ist ja ein Sakrament, nicht ehrt. Wie sie sich ganz sein eigen empfindet, soll er auch ihr eigen sein vor Gott und Welt. Sie tadelt ihn auch wegen seines Verkehrs mit Mephistopheles, mit dem Unreinen, dem Kalten, Liebeleeren, dem es an der Stirn geschrieben steht, "daß er mag keine Seele lieben", und sie verlangt, daß auch hier der Geliebte ihr Empfinden theile:

"Dir, Beinrich, muß es auch so fein!"

Aber ihre Liebe und ihr Glaube an die Liebe des Geliebten sind doch stärker als alle diese Bedenken und Befürchtungen. Ein Blick in seine Augen-genügt, sie in Allem zu seinem Willen zu treiben, und so versagt sie ihm denn auch nicht das erbetene Stündchen ruhigen Alleinseins mit ihr, und hat kein Bedenken, das ihr von Faust dazu gebotene Mittel des Schlaftrunks für die Mutter anzuwenden.

Am nächsten Morgen scheidet sie — als Weib von ihrem Manne. Aber die Erfüllung des höchsten Liebesglücks ist der Beginn des höchsten Elends und Verderbens. An einem andern solchen Morgen erwacht die Mutter nicht mehr aus dem gewaltsamen Schlase. Der Zwang, ihre Liebe geheim zu halten, hat Gretchen zur unfreiwilligen Mörderin ihrer Mutter gemacht. Sie hat in ihrer angstvollen Anfregung die Dosis der drei Tropfen überschritten, und die Mutter ist so durch ihre Schuld ohne Beichte und Absolution "zur langen langen Pein hinübersgeschlasen". Das Verbrechen kommt nicht an den Tag, denn

Faust weiß zu beschwichtigen; aber desto tiefer wühlt es im Busen der Unglücklichen, die vergebens ihr Herz zu erleichtern sucht in dem slehenden Jammergebete, das sie in ihrer Noth zur Mutter Gottes, der Schmerzensmutter emporschickt, vor deren geheiligtem Abbilde wir sie auf Kaulbach's Bilde niedergeworfen sehen! Die Stichelreden, die höhnischen Anspielungen der guten Freundinnen nehmen ihren Ansang, und die Scene am Brunnen zeigt uns in dem Geschicke "Bärbelchen's" das Geschick Gretchen's und den Verlauf und die Beurtheilung ihres eigenen Verhältnisses zu Faust. Ihr entschuldigendes:

"Er nimmt sie gewiß zu seiner Frau!"

welches Lieschen so schnöde beseitigt, zeigt uns deutlich, worauf in ihrem Elende ihr eigener einziger Hoffnungstrost noch beruht. Aber der schwache Faden dieses Trostes reißt. Ihr Bruder, der brave Soldat, den der Tod der Mutter auf einige Zeit aus der Fremde in die Heimat zurückgeführt hat, fällt in dem Bersuche, die verletzte Ehre der Schwester durch Rache an dem Berführer herzustellen, durch die von Mephistopheles geführte Hand ihres Geliebten, der nun vor dem Bluträcher entfliehen muß. Einmal von Gretchen entfernt und von den drückenden Fesseln der eigenen widerstreitenden Gefühle erlöst, wird er jett für einige Zeit wieder die Beute Mephisto's, der ihn auf's Neue in den, vom Dichter durch die Walpurgisnacht symbolisch angedeuteten Strudel der Welt und des wüsten zerstreuenden Sinnentaumels zu stürzen weiß, was ihm um so leichter wird, je mehr es Faust selbst zu= nächst darauf ankommt, seine innere Angst um Gretchen und feine Gemissensbiffe zu übertäuben. —

Halten wir hier einen Augenblick inne, um uns das Bild zu vergegenwärtigen, in welchem Kaulbach es versucht hat, uns

Greichen vor bem Bilbe ber ichmerzensreichen Mutter barguftellen. Much bier bat ber geniale Runftler mit ichopferischer Freiheit amei Scenen bes Bebichts ju einer gusammengezogen, indem er fich erlaubt bat, bie Brunnenfcene als erflarenden Sintergrund ber Sauptbarftellung ju benuten. Greichen ift vom Brunnen und bem traurigen Gesprache mit Lieschen nach Saufe gurudgefehrt. Die erbarmungslosen Worte ber guten Freundin haben ihr wie Meffer in's Herz geschnitten. Es ift noch früh am Morgen; fie bat bie Baffereimer niedergefest und Gebetbuch und Rofentrang eilig gur Sand genommen, um ihre Bergensangft in die Fruhmeffe ber Rirche zu tragen. Aber ichon in ber offenen Seitentapelle vor ber Rirche ift sie niebergestürzt por bem Bilbe ber ichmergensreichen Mutter, Die, ben tobten Leib ihres göttlichen Sohnes auf bem Schoofe, "zum Bater aufblickt und Seufzer hinaufschickt um ihre und feine Roth". Sie allein, bie Schmerzensreiche, tann miffen und fühlen, mas ber Aermften im Bergen mublt, mas "ihr armes Berg bier banget, mas es zittert, was verlanget!" Der Morgen ist fo sonnenhell, so freundlich; die Tanben in ben Luften und auf bem Stragenpflafter schwirren und girren so beiter, ber Morgenwind spielt so luftig in den Flieberbuschen der Markthäuser, die alten Nachbarinnen plaubern fo traulich aus ben offenen Fenftern beraus, und bie

nen Sonnenstrahlen umleuchten so hellen Glanzes bas ritters Standbild, das den steinernen Marktbrunnen ziert! Aber an diesem selben Brunnen hält jest die Zunft der Weiber Mädchen das erbarmungslose Zungengericht über die Uns , die hier im dunklen Schatten der Kirchhalle, das Schwert Angst und Todespein im Herzen, händeringend niederges en liegt auf den von Disteln und blühendem Unkraut ums erten Steinstusen des Muttergottesbildes! Sie wollte nur ,

niederknien, um zu beten; aber die Berzweiflung des Herzens war stärker als die Furcht vor den Bliden der Menschen. Berzweiflung hat sie niederstürzen lassen auf ihr Angesicht: dies ist das Motiv, welches die Brunnenscene belebt, in welcher Raulbach alle Nüancen der Klatschenden Berdammungsluft: die freche Schabenfreude und die lusterne Reugier der Jungen, wie das pharisäische verhimmelnde Erschrecken und das mund= aufsperrende Erstaunen der Alten, so meisterhaft ausgedrückt hat. Alle biese Weiber und Madchen tragen es auf den Stirnen geschrieben, wie sehr sie das Wort des Reinsten der Reinen zu beherzigen nöthig hätten: "wer sich ohne Sünde fühlt, der werfe den ersten Stein auf sie!" Bor allen die das Wort führende Dirne, mit dem frech entblösten üppigen Busen, deren ganze Haltung ihre sinnliche Gemeinheit verräth. haben alle nur ein Gefühl: das der niedrigen Schadenfreude darüber, daß all das Curtesiren und Schönthun mit dem vornehmen Liebsten die gepriesenste Schönheit und Chrbarkeit des Städtchens doch endlich zu dem verdienten Ziele geführt habe! Und Gretchen — ach, sie sieht und fühlt nichts von dem Allen, nichts als ihren unaussprechbaren Jammer, ihr rettungsloses Elend! Unser Herz wendet sich um in unserer Bruft, wenn wir sie in ihrem halb aufgelösten Haar, in ihrer kaum die Bruste bedeckenden vernachlässigten Morgengewandung, zusammenge= brochen unter der Last ihres Elends daliegen sehen, und sie dann vergleichen mit jenem Gretchen, das auf dem früheren Bilde, frisch wie eine schwellende Rosenknospe in aller Lieblich= teit und Holdseligkeit ihrer jungfräulichen Schönheit, leicht= herzigen Ganges zu derselben Kirche mandelte, die sie jett nur noch einmal betreten foll, um den letten vernichtenden Richter= spruch zu vernehmen! —

In dieser Kirchenscene des Gedichts hat der Dichter alle Schreden der Gewiffenspein zum bochften Grade ber funverwirrenden seelischen Folterqual gesteigert. Die Erscheinung des "bosen Geistes" ift hier wieber nur fünstliches Mittel zur Ber= stärfung bes Eindrucks. Der "boje Beist" ist Gretchen's eignes Gewissen, ist jene Gemüthseigenschaft Gretchen's, zufolge ber sie die Gabe besitzt, das dem Orte und der Zeit nach Ferne in lebendigster Phantasie als bestimmte Gegenwart aufzufassen. Diese ihre Begabung ist, nach Julius Mosen's tieffinniger Bemerkung, gleichsam das perfonliche Dichtergemuth Goethe's selbst, das in keiner seiner Figuren so unmittelbar wie in dieser zur Erscheinung gekommen ist. Diese Fähigkeit ihrer Phantasie, die in der Gartenscene bei der Erzählung von dem "Schwesterchen" für Faust wie für uns so entzückend sich bekundet, wird jetzt ihre furchtbarste Qual. In der volkgefüllten, von Orgelklang und Chorgesang durchdröhnten Rirche, neben Martha kniend, fühlt, empfindet, sieht sie nichts als — das Einst, und in diesem Einst ihr eigenes Bild und seine Unschnld, ihr verlorenes, für ewig verlorenes Glüd:

> "Wie anders, Gretchen, war bir's, Als du noch voll Unschuld Hier zum Altar tratst, Aus dem vergriffenen Büchelchen Gebete salltest, Halb Kinderspiele Halb Gott im Herzen!"

"Herüber und hinüber gehen ihr die Gedanken", die sie "nicht los werden" kann; herüber von diesem glücklichen Einst zu dem Jetzt und seinen Flammenqualen, dis sie unter denselben ohnmächtig zusammenbricht. Und welches Erwachen! Von den Menschen unerbarmt, durchschaudert von dem Gedanken an die todte Mutter und an den todten Bruder, die "Berklärten, die ihr Antlit von ihr abswenden, die Reinen, die es scheuen ihr die Hände zu reichen"; verlassen, aufgegeben, verrathen selbst von dem Geliebten, dem sie doch ihr ganzes Selbst in reinster selbstlosester Liebe hinzgegeben, ist ihres Bleibens nicht mehr in der Heimath, an der Stätte ihres einstigen Glückes. Kein einziges Wort der Ansklage gegen den Geliebten kommt über ihre Lippen. Nur von ihrer Sünde spricht sie, und doch, doch war:

— "alles, was mich bazu trieb, Gott, war so gut, ach, war so lieb!"

Sie entflieht. Sie slieht hinaus in die fremde Welt, irrt lange erbärmlich umher auf der Erde in Elend und Verzweislung. Sie hat ein Kind geboren und das Geborne im Wahnsinn der Verzweislung ertränkt, oder, was wahrscheinlicher ist, es von Martha ertränken lassen, sie wird gefangen, processirt, und zum Tode verurtheilt!

Es giebt ein Höchstes des Jammers, dessen Ausdruck sich nicht mehr sassen läßt in die gebundne Rede. Ein solches Höchste des Jammers ist es, von dem Faust ergriffen wird, als ihm die Nachricht von Gretchen's Schicksale fürchterlich aus seinem Vergessen und Betäubung suchenden Taumelleben aufschreckt. Darum läßt hier der Dichter mit richtigem Gefühle die Prosa eintreten in Faust's Ausruse:

"Im Elend! Verzweifelnd! Erbärmlich auf der Erde lange verirrt und nun gefangen! Als Missethäterin im Kerker zu ent= setlichen Qualen eingesperrt, das holde unselige Geschöpf!" — Das Gefühl dieser Verzweiflung über den "von keiner Menschen= seele zu kassenden Jammer" ist der Gegenschlag des beleidigten güntlichen Geistes, ist die Strase, die Faust sür die Sünde, die er zegen diesen göttlichen Geist der Liebe begangen hat, hier an sich ersährt, als ihm sein teuslischer Doppelgänger höhnend die Frage entzegenrust, auf die er keine Antwort als den wilden Lick der Berzweislung bat: "Ber war's, der sie in's Verderben kürzte? Ich? oder Du?"

So find wir denn mit der Kerkericene zu der Schlußkatareophe und mit ihr zu dem Höhepunkte der Entwicklung von Greichen's Charafter gelangt, wo sich dies an geistiger Begabung auscheinend so tief unter Faust stehende Wesen hoch über ihn zu erhabener Größe emporhebt. Junächst sei bemerkt, daß wir es in diesem Schlugakte des Gedichts keineswegs mit einer Wahnstunigen zu thun haben *. Der Dichter des Fauft hat nicht daran gedacht, sein Gretchen im Bahnfinne enden zu lassen. Zwar ist all ihr Empfinden, ihre ganze Phantasie durch ibre Lage bis zur höchsten lleberspannung gesteigert; aber was sie empfindet, was sie sieht, ift furchtbare Bahrheit, ihr ganzes Deuten von einer grauenvollen Folgerichtigkeit, die nur um so entsetzlicher ist, weil sie nicht in der Form des verständigen Reflektirens, sondern immer nur in Bisionen der Thatsächlichkeit kundgiebt, welche den richtigen Gedanken in ein Phantafiebild eingefleidet enthalten.

Es ist die Nacht vor dem zur Hinrichtung Greichen's bestimmten Tage. Als Faust, der keinen andern Sedanken hat, als den, die Geliebte aus dem leiblichen Slend zu besreien und sie von dem körperlichen Tode zu erretten, ihr zuerst naht, wähnt

^{**} Dies ist zuerst nachzwiesen in der Schrift: "Ueber Goethe's Fanst". Inei drammungliche Abdandlungen von Fultus Moien und Aboli Stahr. Otensburg 1845. S. 71. st. ogl. E. 82.

sie, er sei der Henker, der sie zum Tode führen wolle, und es windet sich die Kreatur in ihr vor dem Grauen der Todesangst. Sie ist noch so jung, sie möchte wenigstens noch leben bis "Morgen früh," wie es im Urtheil hieß, und jetzt ist es doch noch tiefe Nacht. Sie entschuldigt sogar ihr Vergehn:

"Soon war ich auch, und bas war mein Berberben!"

wie jede Unglückliche in ihrem Falle. Als Faust sich vor ihr auf die Knie wirft, sieht sie in ihm nur einen Menschen, mit dem sie beten könne, beten gegen die Höllenqual ihres Ge= wissens, die sich ihr äußerlich sinnlich darstellt in dem "Getose" der Hölle unter den Stufen ihres Kerkers. Da ruft Faust sie bei ihrem Namen. Dieser Ruf, dieser Ton, dieser "suße, liebende Ton", den sie "mitten durch's Heulen und Klappern der Hölle" erkennt, ruft in dem nächsten Augenblick alle jubelnde Seligkeit in ihr mach. Die greuelvolle Gegenwart verschwindet, denn dieser Ruf zaubert vor ihre Phantasie urplötslich die le= bendigste Vorstellung ihrer glücklichen, von ihr momentan als gegenwärtige Wirklichkeit empfundenen Vergangenheit. da! er ist gekommen, sie zu erretten! sie ist gerettet! Aber der zur eiligen Flucht drängende Faust reißt sie eben so plötlich aus diesem kurzen Seligkeitstraume. Das ist nicht mehr der gludliche, der nur von Liebe erfüllte Fauft, "vor deffen Worten, dessen Bliden ein ganzer Himmel sie überdrang", und der "sie kußte, als wollte er sie ersticken!" Seine Lippen sind kalt, es wird ihr bang in seinen Armen! das Phantasiebild der zur Gegenwart gewordenen Bergangenheit verschwindet vor ihrem Auge, die Wirklichkeit tritt wieder in ihr Recht. Wenn Er auch wirklich Faust ist, so ist sie ja nicht sein Gretchen mehr, nicht mehr das Gretchen, das er verließ. Und nun folgt das

önruhtbare Bekenntniß, mit dem fie sich vor ihm bes Morbes der Mutter, der Ertränfung ihres Kindes anklagt, des Kindes, das ja nuch sein Kind war! Auch sein Berbrechen taucht damut in ihrer Seele auf: das Blut des Bruders, das an seiner Hand flebt. Als Faust in Berzweislung ihr zuruft:

"Lag bas Bergangene vergangen fein, Du bringft mich um!"

wird es ihr deutlich, daß ja auch sein Leben dem Blutgerichte versallen ist. Und Er — "muß doch übrig bleiben"; denn wer isell soust ihren letzen Willen aussähren, sie im Grabe neben der Mutter und ihr Kund an ihrer rechten Brust zu betten! — Sie aber muß im Kerfer bleiben! sie dars nicht hinaus, nicht anders als zum Tode, durch den sie ihr Serbrechen sühnen will und muß. "Weiter keinen Schritt!" Und doch — wie gerne ginge sie mit dem Geliebten! Aber für sie ist auf Erden teine Hossaung mehr, als nur im "ewigen Ruhebette!"

"36 barf nicht fort; fur mich ift nichts gu boffen!"

Sie hat es versucht, sie hat es erfahren, was es heißt, ein fündebeladenes Leben durch Flucht erretten und jammervoll weiter schleppen:

"Bas bilft es flieben? Sie lauern boch mir auf! Es ift so elent, betteln müssen, Und noch bazu mit bösem Gewissen! Es ist so elent, in ber Fremte ichweisen! " b sie werden mich boch ergreisen!"

st sie daran mahnt, daß er ja bei ihr bleibe, ers hm in ihrer Weise mit der Frage: Kannst Du schehene ungeschehen machen, kannst Du mein Kind ben? meine Natter ans ihrem Todesschlase wieder erwecken? eine Frage, welche sich in ihrer Phantasie zu den fürchterlichen Visionen von dem ertrinkenden Kinde und der vom Todesschlafe umfangenen Mutter gestaltet.

Und als nun endlich der verzweiselnde Faust sie gewaltsam fortzutragen versucht, als sein Genosse an der Thür erscheint, als der "Böse" den "heiligen Ort", den durch ihre Buße und Entsagung geheiligten Raum des Kerkers betritt, — da grant es ihr selbst vor dem Geliebten in solcher Gesellschaft, und in die Knie niederstürzend besiehlt sie ihre Seele dem himmlischen Bater, überantwortet sie ihr irdisches Theil dem "Gerichte Gottes", dessen irdische Stimme in dem Geläute des Sterbesglöckleins von außen her erklingt.

Sie "ist gerichtet", aber zugleich "gerettet". Denn sie ist durch ihre Reue und heldenmüthige Entsagung gereinigt und gessühnt von aller irdischen Schuld, versöhnt mit dem Urquell aller Reinheit, und darf verklärt seinem Throne nahen und sich den Engelschaaren zugesellen, die seine ewig lichte Klarheit umgeben. Als Theilhaberin solcher Reine und Seligkeit sinden wir sie denn auch am Schlusse des zweiten Theils des Gedichts, wo sie den Geliebten empfängt mit dem zum Ausdrucke der Seligkeit verstlärten Flehen zur Mutter Gottes, die hier selbst nicht mehr die "Schmerzensreiche", sondern nur noch die "Strahlenreiche" ist, mit dem Gebete:

"D neige Du Ohnegleiche, Du Strahlenreiche, Dein Antlitz gnädig meinem Glück! Der früh Geliebte, Nicht mehr Getrübte, Er kommt zurück!" Streichen wir das Symbolisch-Phantastische hinweg von dieser Lösung des zweiten Theils, so bleibt das Resultat die so einfache und doch so erhebende Wahrheit, die das Liebeslied des alten Bundes ausspricht: daß "die Liebe stärter ist als der Tod und ihr Wille sester als die Hölle, ihre Glut ist seurig und eine Flamme des Herrn, daß auch Ströme des Wassers sie nicht mögen auslöschen". — Diese Liebe ist die Liebe Gretschen's, und Faust hat Theil genommen an dieser Liebe und diese Liebe an ihm. Darum, trop aller Sünde und allen Irrens in der Welt der Sünde, trop allen Berbrechens und Elends, zu dem diese Liebe den Irrenden geführt und getrieben:

"Begegnet ihm die selige Schaar Mit herzlichem Willfommen!"

VI.

Clärchen.

Um die Tragödie Egmont und die Gestalt Clärchen's richtig zu beurtheilen, muß man sich die Geschichte dieser Dichtung vers gegenwärtigen.

Goethe's Egmont ist, wie die meisten dichterischen Haupt= werke Goethe's, nicht aus einem Gusse und in einer Folge ge= arbeitet, sondern das Produkt sehr verschiedener Zeiten.

In der ersten unvollständigen Gestalt brachte Goethe das Gedicht schon mit, als er von Frankfurt im Jahre 1775, ein Sechsundzwanzigjähriger, nach Weimar kam*). Wir haben darüber sein eigenes ausdrückliches Zeugniß in einem Briese, den er nach der letzten abschließenden Ueberarbeitung zwölf Jahre später von Rom aus an Herder schrieb, aus dem ich die betreffende Stelle weiterhin mittheilen werde. In dieser ersten Gestalt, von welcher uns leider eine Abschrift, wie von der ersten Gestalt der Iphigenie, nicht erhalten geblieben ist, sandte Goethe das Stück im Jahre 1782 an seine Freundin Frau von Boigts, um es durch deren Hand ihrem Bater, dem betrühmten Justus Moeser, zur Beurtheilung vorzulegen. Er schrieb

^{*)} Goethe's Briefe an Frau von Stein I, S. 10; vgl. S. 131, 226, 235. II, 127, 166, 168.

dazu: "Sie erhalten hier einen Bersuch, den ich vor einigen Jahren gemacht habe, ohne daß ich seit der Zeit so viel Muße gefunden hätte, um das Stück so zu bearbeiten, wie es wohl sein sollte. Legen Sie es, wie es ist, Ihrem Herrn Vater vor, und dann bitte ich Sie, recht aufrichtig und aussührlich zu sein, und mir umständlich zu melden, was er darüber sagt. Wir ist eben so wohl um sein Lob, als um seinen Tadel zu thun; ich wünsche zu wissen, von welcher Seite er es ansieht."

In derselben ersten, ihm selbst noch nicht genügenden Gestalt nahm er vier Jahre später bas Werk mit nach Italien, aber erst dreiviertel Jahr nach seiner Ankunft in Rom, im Sommer des Jahres 1787, machte er sich an die Ueberarbeitung, von der er in seinen Briefen wiederholt den Weimarischen Freunden berichtet. "Egmont ist in Arbeit" — schreibt er am 5. Juli aus Rom, — "und ich hoffe, er wird gerathen. Wenigstens habe ich immer unter dem Machen Symptome gehabt, die mich nicht betrogen haben. Es ist recht sonderbar, daß ich so oft bin abgehalten worden, das Stud zu endigen, und daß es nun in Rom fertig werden soll. Der erste Att ist in's Reine und zur Reife; es sind ganze Scenen im Stude, an denen ich nicht zu rühren brauche." Am 30. Juli heißt es: "Egmont rückt zu Ende; der vierte Aft ist so gut wie fertig. Ich fühle mich recht jung wieder, da ich das Stück schreibe, möchte es auch auf den Leser einen frischen Eindruck machen"; — und am 11. August meldete er: "Egmont ist fertig und wird zu Ende dieses Mo= nats abgehen können. Alsdann erwarte ich mit Schmerzen Euer Urtheil." Zwei Monate später erfreute ihn das erste beifällige Wort seiner Freunde jenseits der Alpen, und er schreibt den= selben zurück: "Die Aufnahme meines Egmont macht mich glück= lich, und ich hoffe, er soll beim Wiederlesen nichts verlieren, denn ich weiß, was ich hineingearbeitet habe, und daß sich das nicht auf einmal herauslesen läßt. Es war eine unsäglich schwere Aufgabe, die ich ohne eine ungemessene Freiheit des Lebens und des Gemüths nie zu Stande gebracht hätte. Man denke, was das sagen will: ein Werk vornehmen, das zwölf Jahre früher geschrieben ist, es vollenden ohne es umzuschreiben."

Die letten Worte sind für uns die wichtigsten von allen. Sie beweisen, daß das Werk nur eine Ueber=, keine Umar= beitung erfuhr, als der Dichter es in Italien abschloß. Umarbeitung reichte auch schon die Zeit von wenig mehr als vier Wochen, welche der Dichter in Rom auf diese Arbeit ver= wendete, weit nicht aus, und wir werden schwerlich irren, wenn wir annehmen, daß der Unterschied der neuen letten Bearbeitung von der ersten Gestalt der Dichtung fein größerer sein durfte, als berjenige ist, welchen ich zwischen ber ersten und letzten gleich= falls in Italien vollendeten Geftalt der Goethe'schen Iphigenie nachgewiesen habe*). Das heißt: Goethe's Egmont und sein Clärchen sind in allen wesentlichen Zügen nicht die Schöpfungen des Mannes, sondern des Jünglings Goethe. In beiden Ge= stalten, besonders aber in Clärchen, lebt und bebt der volle Herz= schlag der leidenschaftlichen, ganz von dem Pathos der Liebe er= füllten Jugend des sechsundzwanzigjährigen Dichters.

Das wichtigste Selbstbekenntniß Goethe's über diese ganze Dichtung sindet sich in einem Briese, den er unmittelbar vor dem Abschlusse des Werkes in seiner ersten Gestalt an seine Gesliebte, Charlotte von Stein, im März des Jahres 1782 schrieb. "Zum Egmont", — heißt es dort**), — "habe ich Hoffnung,

^{*)} S. Goethe's Jphigenie auf Tauris in ihrer ersten Gestalt. Her= ausgegeben von Abolph Stahr. Oldenburg 1839. S. 3—48.

^{**)} Briefe II, S. 170.

dazu: "Sie erhalten hier einen Bersuch, den ich vor einigen Jahren gemacht habe, ohne daß ich seit der Zeit so viel Muße gefunden hätte, um das Stück so zu bearbeiten, wie es wohl sein sollte. Legen Sie es, wie es ist, Ihrem Herrn Bater vor, und dann bitte ich Sie, recht aufrichtig und ausstührlich zu sein, und mir umständlich zu melden, was er darüber sagt. Mir ist eben so wohl um sein Lob, als um seinen Tadel zu thun; ich wünsche zu wissen, von welcher Seite er es ansieht."

In derfelben ersten, ihm selbst noch nicht genügenden Gestalt nahm er vier Jahre später das Werk mit nach Italien, aber erst dreiviertel Jahr nach seiner Ankunft in Rom, im Sommer des Jahres 1787, machte er sich an die Ueberarbeitung, von der er in seinen Briefen wiederholt den Weimarischen Freunden berichtet. "Egmont ist in Arbeit" — schreibt er am 5. Juli aus Rom, — "und ich hoffe, er wird gerathen. Wenigstens habe ich immer unter dem Machen Symptome gehabt, die mich nicht betrogen haben. Es ist recht sonderbar, daß ich so oft bin abgehalten worden, das Stück zu endigen, und daß es nun in Rom fertig werden soll. Der erste Akt ist in's Reine und zur Reife; es sind ganze Scenen im Stude, an denen ich nicht zu rühren brauche." Am 30. Juli heißt es: "Egmont rückt zu Ende; der vierte Aft ist so gut wie fertig. Ich fühle mich recht jung wieder, da ich das Stud schreibe, möchte es auch auf den Leser einen frischen Eindruck machen"; — und am 11. August meldete er: "Egmont ift fertig und wird zu Ende dieses Mo= Alsdann erwarte ich mit Schmerzen Euer nats abgehen können. Urtheil." Zwei Monate später erfreute ihn das erste beifällige Wort seiner Freunde jenseits der Alpen, und er schreibt den= felben zurück: "Die Aufnahme meines Egmont macht mich glück= lich, und ich hoffe, er soll beim Wiederlesen nichts verlieren,

denn ich weiß, was ich hineingearbeitet habe, und daß sich das nicht auf einmal herauslesen läßt. Es war eine unsäglich schwere Aufgabe, die ich ohne eine ungemessene Freiheit des Lebens und des Gemüths nie zu Stande gebracht hätte. Man denke, was das sagen will: ein Werk vornehmen, das zwölf Jahre früher geschrieben ist, es vollenden ohne es umzuschreiben."

Die letten Worte sind für uns die wichtigsten von allen. Sie beweisen, daß das Werk nur eine Ueber=, keine Umar= beitung erfuhr, als der Dichter es in Italien abschloß. Umarbeitung reichte auch schon die Zeit von wenig mehr als vier Wochen, welche der Dichter in Rom auf diese Arbeit ver= wendete, weit nicht aus, und wir werden schwerlich irren, wenn wir annehmen, daß der Unterschied der neuen letten Bearbeitung von der ersten Gestalt der Dichtung fein größerer sein durfte, als berjenige ist, welchen ich zwischen ber ersten und letzten gleich= falls in Italien vollendeten Gestalt der Goethe'schen Iphigenie nachgewiesen habe*). Das heißt: Goethe's Egmont und sein Clärchen sind in allen wefentlichen Zügen nicht die Schöpfungen des Mannes, sondern des Jünglings Goethe. In beiden Ge= stalten, besonders aber in Clärchen, lebt und bebt der volle Herz= schlag der leidenschaftlichen, ganz von dem Pathos der Liebe er= füllten Jugend bes sechsundzwanzigjährigen Dichters.

Das wichtigste Selbstbekenntniß Goethe's über diese ganze Dichtung findet sich in einem Briefe, den er unmittelbar vor dem Abschlusse des Werkes in seiner ersten Gestalt an seine Gesliebte, Charlotte von Stein, im März des Jahres 1782 schrieb. "Zum Egmont", — heißt es dort**), — "habe ich Hoffnung,

^{*)} S. Goethe's Jphigenie auf Tauris in ihrer ersten Gestalt. Her= ausgegeben von Abolph Stahr. Oldenburg 1839. S. 3—48.

^{**)} Briefe II, S. 170.

doch wird's langsamer gehen, als ich dachte. Es ist ein wunderbares Stück, Wenn ich's noch zu schreiben hätte,
schrieb ich es anders, und vielleicht gar nicht. Da es
nun aber dasteht, mag es stehen; ich will nur das allzu Aufgeknöpfte, Studentenhafte der Manier zu tilgen suchen, das der
Wirde des Gegenstandes widerspricht."

Ueber kein anderes seiner Dramen war, wie man sieht, Goethe so unsicher, als über seinen Egmont, und die vereinzelten Ur= theile seiner Freunde, welche ihm über die Alpen zukamen, scheinen wenig geeignet gewesen zu fein, seinen Muth zu stärken. erste, der ihm über das Stud seine Ansicht schrieb, war Herder, dessen Brief leider verloren ist. Herder bemängelte namentlich die Zeichnung Clärchen's. Goethe antwortete ihm: "Was Du von Clärchen fagst, verstehe ich nicht ganz, und erwarte Deinen nächsten Brief. Ich sehe wohl, daß Dir eine Nüance zwischen der Dirne und der Göttin zu fehlen scheint. Da ich aber ihr Berhältniß zu Egmont so ausschließlich gehalten habe; da ich ihre Liebe mehr in den Begriff der Bollkommenheit des Geliebten, ihr Entzücken mehr in den Genuß des Unbegreiflichen, daß dieser Mann ihr gehört, als in die Sinnlichkeit setze; ba ich sie als Heldin auftreten lasse; da sie im innigsten Gefühl der Ewigkeit der Liebe ihrem Geliebten nachgeht, und endlich vor feiner Seele durch einen verklärten Traum verherrlicht wird: so weiß ich nicht, wo ich die Zwischennuance hinsetzen soll, ob ich gleich gestehe, daß aus Nothwendigkeit des dramatischen Puppen= und Lattenwerks die Schattirungen, die ich oben herzählte, vielleicht zu abgesetzt und unverbunden, oder vielmehr durch zu leise Andeutungen verbunden sind. Bielleicht hilft ein zweites Lesen, vielleicht sagt mir der folgende Brief etwas Näheres *)."

^{*)} Ital. Reife. Brief vom 3. Novbr. 1787.

Diefer folgende Brief aber tam nicht, und fünf Wochen später klagte Goethe, daß der Freund ihm vom Egmont noch immer "so wenig sage, und eher, daß bemselben daran etwas weh als wohl thue". "D wir wissen genug", ruft er aus, "daß wir eine so große Komposition schwer ganz rein stimmen können! Es hat doch im Grunde Niemand einen rechten Begriff von der Schwierigkeit der Kunft, als der Künftler selbst*)." Auch sein fürstlicher Freund, der Herzog Karl August, war mit dem neuen Stücke nur wenig zufrieden. Das sehen wir aus Goethe's Antwort auf den ebenfalls verlorenen Brief des Fürsten, die vom 28. März des folgenden Jahres aus Rom datirt ift **). "Ihr Brief, mein bester Fürst und Herr" — also lautet die Antwort des Dichters — "in welchem Sie mir Ihre Gedanken über Egmont eröffnen, hat das Berlangen nur vermehrt, mich mit Ihnen über solche und andere Gegenstände mündlich zu unterhalten. Bemerkungen wie die, welche Sie mir schreiben, sind zwar für den Autor nicht sehr tröstlich, bleiben aber doch dem Menschen äußerst wichtig, und wer beide nicht in sich getrennt hat, weiß solche Erinnerungen zu schätzen und zu nützen. Einiges, was Ihnen nicht behagte, liegt in der Form und Konstitution des Stückes, und war nicht zu ändern, ohne es aufzu= heben. Anderes, z. B. die Bearbeitung des ersten Aftes, hätte mit Zeit und Muße wohl nach Ihren Wünschen geschehen können. — Es war ein schweres Unternehmen, ich hätte nie geglaubt, es zu vollenden. Nun steht das Stück da, mehr wie es sein konnte, als wie es sein sollte." Unter den Aus= stellungen des fürstlichen Kritikers scheint der hauptsächlichste den subjektiv romantischen oder vielmehr romanhaften Charakter

^{*)} Ital. Reise. Brief vom 8. Dzbr.

^{**)} Briefmechsel des Großherzogs Karl August und Goethe I. 120—121.

des Stücks und besonders die übergroße poetische Freiheit bestroffen zu haben, welche sich der Dichter mit der Gestalt des Helden genommen hatte. Ich schließe dies aus den Worten Goethe's: "Gewiß auch konnte kein gefährlicherer Leser für das Stück sein als Sie. Wer selbst auf dem Punkte der Existenz steht, um welchen sich der Dichter spielend dreht, dem können die Gaukeleien der Poesie, welche aus dem Gebiete der Wahrheit in's Gebiet der Lüge schwankt, weder genug thun, weil er es besser weiß, noch können sie ihn ergößen, weil er zu nahe steht, und es vor seinem Auge kein Ganzes wird."

Ganz anders freilich lautete die Art und Weise, in welcher sich dreißig Jahre später, als er seine Italienische Reise redigirte, der Dichter über die Bemerkungen und Ausstellungen seiner Freunde ausließ. Er sprach denselben jede Berechtigung ab, die er doch, wie wir gesehen haben, ein Menschenalter früher, so freimuthig zugestanden hatte. Aber der nahezu Siebzigjährige mar eben nicht mehr der achtunddreißigjährige Goethe, die unbefangene Offenheit über sich und seine Arbeit war einer geheimnisvollen Betrachtungsweise gewichen, die an denselben fritisch nicht rühren oder von andern gerührt sehen mochte, und in einem solchen Unternehmen gar leicht profaische Beschränktheit zu erblicken meinte. So heißt es denn in dem "Berichte" über jene Zeit*): "Schon die ersten Briefe über Egmont enthielten Ausstellungen über dieses und jenes. Hierbei erneuerte sich die alte Bemerkung, daß der unpoetische, in seinem bürgerlichen Behagen bequeme Kunst= freund gewöhnlich da einen Anstoß nimmt, wo der Dichter ein Problem aufzulösen, zu beschönigen oder zu verstecken gesucht

^{*)} Ital. Reise. "Bericht" vom Dzbr. 1787. Werke: Th. 29, S. 183—184. (Ausg. letzter Hand).

Alles soll, so will es der behagliche Leser, im natürlichen hat. Sange fortgeben; aber auch das Ungewöhnliche kann natürlich sein, scheint es aber bemjenigen nicht, der auf seinen eigenen An= sichten beharrt. Ein Brief bieses Inhalts war angekommen, ich nahm ihn und ging in die Billa Borghese; da mußt ich denn lefen, daß einige Scenen für zu lang gehalten würden. Ich dachte nach, hätte die aber auch jest nicht zu verkurzen gewußt, indem so wichtige Motive zu entwickeln waren. Was aber am meisten den Freundinnen tadelswerth schien, mar das lakonische Bermächtniß, womit Egmont sein Clärchen an Ferdinand empfiehlt." Er erzählt dann weiter, wie er sich gegen diesen letteren Vorwurf in seinem Ant= wortbriefe, von dem er einen Auszug mittheilt, durch das Zeugniß seiner römischen Freundin, der Malerin Angelika Kaufmann, vertheibigt habe, welche in der Traumerscheinung Clärchen's die würdigste Erhebung der Geliebten Egmont's gefunden habe.

Weit schärfer jedoch als die Ausstellungen der Weimar'schen Freunde des Dichters griff eine Kritik Schiller's, welche Goethe'n unmittelbar nach seiner Rückehr aus Italien empfing, die schwachen Seiten der Dichtung an. Nicht das Einzelne war es, gegen das sich Schiller's Kritik wandte, sondern das Ganze. Er beswunderte die Schönheiten des Gedichts, aber er verwarf die "Tragödie", und vor allen die Behandlung des geschichtlichen Charakters in dem Helden derselben. Diese Schiller'sche Kritik ist noch heute — was auch die unbedingten Goetheverehrer sagen mögen — das Tiesste und Gründlichste, was über Goethe's Egmont gesagt worden ist. Ich verweise den geneigten Leser auf dassenige, was ich darüber an einem andern Orte auseinandersgesetzt habe*).

Als Resultat dieser kurzen Entstehungsgeschichte der Goethe'=

^{*)} Olbenburgische Theaterschau Th. I, S. 131—142.

über. Dichtung sieht um: Fotgerdes felt. Der "Kamant" Eitem. tribe- Jugendwert des Dieders und iem beider Haurkfignenwurzen, daber mottweerdig ur denielben Linkmanungen und Ima pindungen veelte. de. Brei idei pigendricher Goeth. voäbend. ieme Krantinere: Period, erfüllter. All inöreren liebezarenrungen daden micht wertmocht ihreim iverffichen Charactien der Dichmit, n. Berreit der eeten Transfiguren des Holder und ieine Geliebm, al verandem. Le den erfiere febellim lebm un dei geweigerter Ludoum von de Dinbier, eigenen dientrel. Kamon, it das ertren. Abril. erfiet, was Beltgam, weste, x duninen Bernattninen al- Fenri gevoren geronen von wurde. Dir bater darier zur Lieberium das eigen Azetennium des Dindrer in einen isiner Biner, im Conridu, ivon Sienz u member et be herseenber eine berber Linkfalls oeder havoriek Onrinasbarneunn: dei anerimurdicei Ansrn. inni uniter tine ime Creenceme uni. Alcembrim ence Melde antitie, und neue im Gerteri Carical. Ind. m. Ir willie auch exact in Trade in minte of mas exit. 1: not e mi. m. da. Hublitm mmme migren kunte. dera. al di Cainer de beringer rein oder ern, merimandi der mad to me da Microse hiert or ür brruber b. Atri e dedat, im auga, imm idiere, etagnet Profonitifiée Atr. in interest burners are militare accepted in I: dei: dadrezante, 'renenen' alarcender, all Marce: durit di mendinar l'errengmentologici iome. Assion ungiternehut connemicable, grades de Timbon de vier Abbil de incedi une found a mienne beine aanse Africa mi da name while, born orner was be reber not only distinues.

hin in seiner ganzen Fülle zu genießen, und sich dabei doch in allen Beziehungen desselben seine geistige Freiheit — ein Politiker würde sagen "die Politik der freien Hand" — nach Möglichkeit rücksichtslos zu bewahren.

Und so entspricht benn auch das Clärchen der Dichtung, ihre Stellung und ihr Berhalten zu Egmont, dem Berhältniß, in welchem — bis auf eine einzige Ausuahme, die Franksurterin Lili, — alle diejenigen Mädchen, mit denen der junge Dichter bis dahin in mehr oder weniger leidenschaftlichen Berbindungen gestanden hatte, sich zu dem jungen, schönen, geistwollen, vorsnehmen Franksurter Patriziersohne befunden hatten. Sie alle hatten zu ihm, als einem hoch über ihnen stehenden, hingebungsvoll hinausgesehen, zumal jene Sesenheimer Pfarrertochter, von derem naiven liebevollen Wesen mehr als ein Zug auf das Clärchen der Dichtung übergegangen ist.

Ich habe früher bei der Charakteristik der verschiedenen typischen Gestalten, in welchen Goethe das Mädchen des deutschen Bolkes ausgeprägt hat, das Clärchen Egmont's in dem Pathos ihrer begeisterten, zuletzt gleich einer Jungfrau von Orleans zur äußeren That schreitenden Hingebung an die Liebes-leidenschaft als "die verkörperte Bolkstragödie" bezeichnet*). Und in der That geht die Tragik dieser Gestalt weit hinaus über den tragischen Eindruck, den uns der Held der Tragödie, den uns ihr geliebter Egmont macht. Unwissentlich und absichtslos, aber eben darum nur um so wahrer und ergreisender, hat der Dichter in diesem Kinde des Bolkes eine Eigenschaft dieses deutschen Bolkes verkörpert, welche zu den schönsten, aber auch zugleich zu den gefährlichsten desselben gehört: jene unbedingte, grenzenlos vertrauende, selbstlose Hingebung und Ausopferungs=

^{*)} S. die Charakteristik von Goethe's "Dorothea".

fähigkeit, mit der es an seinen Fürsten hängt. "Hätt' ich nur etwas für sie gethan! könnt' ich etwas für sie thun! Es ist ihr guter Wille, mich zu lieben," — sagt Egmont von seinem Volke, das ihn vergöttert.

In dieser unbedingten, selbstlosen, sich tief unterordnenden Sin= gebung an den Geliebten, in diesem ihr ganzes Wesen vollständig ausfüllenden Pathos einer Liebesleidenschaft, — als deren Haupt= motiv der Dichter selbst den Begriff der Bollkommenheit des Geliebten und den entzückenden Genuß des Unbegreiflichen an= giebt, daß dieser Mann ihr gehört, — in dieser von Sinnlich= keit fast völlig freien Liebe liegt die Erhabenheit von Clärchen's Erscheinung. Ausführung und Kolorit sind — wie sich das aus ber ersten Entstehungszeit ber Dichtung erklärt — ganz im Geiste der Goethe'schen Jugendperiode, in jenem Geiste jugend= licher Ueberschwenglichkeit und Ueberspanntheit gehalten, der die Sturm= und Drangperiode jener Zeit kennzeichnet. Clärchen Egmont's ist keine Niederländerin, kein Bruffeler Bürgerkind des sechszehnten Jahrhunderts, — sie ist ein deut= sches Mädchen der Goethe'schen Jugendzeit. Nicht einmal ein katholischer Zug ist in ihrer Charakteristik zu spüren; ihre ganze Denk= und Empfindungsweise ist modern, und der Aufklärung und der Freiheit der letzten Halbscheid des achtzehnten Jahr= hunderts angehörig. Im Schoofe des Katholizismus geboren und erzogen, kommen ihr doch selbst in ihrer tiefsten Noth weder die Madonna noch die Heiligen in den Sinn, und eben so wenig zeigt sie etwa irgend ein Interesse für die neue religiöse Lehre. Sie ist eben vollkommen frei von jeder religiös gläubigen Empfindung, und in allen Studen gerade so die geistige Tochter des jugendlichen Goethe, wie ihr Egmont felbst der zum Fürsten erhobene Doppelgänger desselben ift. Als solche

haben wir sie jetzt näher zu betrachten, und die in der Dichtung gegebenen Züge zu ihrem Bilbe zusammenzustellen.

Sie hat ihren Bater früh verloren — im dem ganzen Stücke ist nirgends die Rede von ihm — und ist aufgewachsen neben einer gutmüthig schwachen, auf ihre Tochter eitlen Mutter, die dem einzigen, geliebten, ebenso schönen als gescheuten und eigen= willigen Kinde alle seine Launen nachzusehen und ihr in Allem den Willen zu lassen nur allzu geneigt war und ist. Clärchen's eigenartiges, bald leidenschaftlich aufgeregtes und überreiztes, bald sinnig nachdenkliches, in sich selbst versunkenes Wesen hat sich schon in dem Kinde entwickelt. "Du warst immer so ein Springinsfeld," sagt die Mutter, "als ein kleines Kind schon, bald toll, bald nachdenklich." Die Natur hat sich versehen, als sie aus ihr ein Mädchen und aus ihrem sanften, weiblich= empfindsamen Liebhaber, Frit Brackenburg einen Anaben machte; umgekehrt wäre es richtiger und besser in ber Ordnung gewesen. Es ift mehr als Redensart, wenn sie sich wiederholt wünscht, "ein Mannsbild zu sein", wenn sie das "Soldatenliedchen", das mit diesem Wunsche endet, ihr "Leibstück" neunt, und wenn sie ihrer Mutter gegenüber ausruft: "Wär' ich nur ein Bube und könnte überall mitgehen, zu Hofe und überall hin! könnt' ihm die Fahne nachtragen in der Schlacht!" Nicht als ob darum die geschlechtlich=finnliche Liebesempfindung in dem Berhältnisse zu Egmont bei ihr nicht dennoch auch ihr Recht behauptete, als ob sie "in seinen Armen sich nicht als das glücklichste Geschöpf empfände!" Aber über biese Empfindung hinaus geht doch die junglingshafte Begeisterung für den Helben, den fürstlichen Lieb= ling des Bolks, den Sieger von Gravelingen, "ben großen Grafen Egmont, der so viel Aufsehen macht, von dem in den Zeitungen steht, an dem die Provinzen hängen". Wir bemerken dabei nur

gelegentlich auch dies als einen jugendlichen Zug der Dichtung, daß Goethe sein Clärchen "Zeitungen" lesen und aus ihnen einen Theil ihrer Begeisterung für ihren Helden schöpfen läßt, während es dergleichen in der Mitte des sechszehnten Jahrshunderts in Europa noch gar keine gab.

Ein Bruffeler Burgersohn, guter Leute Kind, Frit Braden= burg, bewarb sich frühzeitig um Clarchen's Liebe, um ihre Hand. Es war eine gute Parthie für sie, nach ihrer Mutter Meinung und selbst nach ihrem eigenen Geständniß. Sie fühlte keine eigent= liche Liebe für ihn, wenigstens keine Leidenschaft, aber seine Treue, seine Anhänglichkeit, seine Sanftmuth, seine Bescheidenheit, die gänzliche Hingebung und Unterordnung, die er ihr bewies, nah= men sie filr ihn ein. Er sollte ihr den einzigen frühverstorbenen Bruder ersetzen, und als Bruder liebte sie ihn. "Ich hatte ihn gern," sagte sie, "und ich will ihm auch noch wohl in ber Seele. Ich hatte ihn beiraten können, und glaube, ich war nie in ihn verliebt." Dies "ich glaube" ist bezeichnend. Ihr Berhältniß zu Brackenburg war eine stille bürgerliche Idplle. Es gab eine Zeit, wo sie, gerührt von so viel treuer Liebe, "ihn liebte, ihn zu lieben schien", wo sie ihm mit bem ersten und einzigen braut= lichen Kusse seiner Hoffnungen Erfüllung versprach, und ihre Mutter sich schon in dem Gedanken wiegte, ihr Rind an der Seite eines braven und wohlhabenden Mannes aus ihrem Stande gludlich und wohlversorgt zu sehen. Diese Zeit liegt hinter dem Beginne des Gebichts. Ein anderer Stern ift an Clarchen's Horizont aufgegangen. Graf Egmont, ber geseierte Bolksheld, der schöne, ritterliche, fürstliche Mann, den "alle Provinzen anbeten", hat sein Auge auf das im Berborgenen blühende Bürgertind geworfen, und die Liebesidolle Bradenburg's vernichtet. Wie leicht wird es dem Hochgebornen, dem mit allen Gaben des Glücks Geschmückten, über den bescheidenen Bürgerssohn zu triumphiren! fühlte sich doch selbst Clärchen's Mutter trot ihrer bürgerlichen Ehrbarkeit geschmeichelt durch die Ausmerksamkeit, die der hochgeborne fürstliche Held ihrer Tochter zu schenken geruht. Jetzt freilich, nachdem sich ihr Kind seiner Werbung in voller Liebe hingegeben hat, — jetzt, wo es zu spät ist, denkt sie, "was in Bukunst werden soll," jetzt faßt sie die "Herzensangst", wie das "ausgehen" wird, die Reue über ihre Nachsicht, durch welche es ihrer Tochter gelungen ist, sie beide unglücklich zu machen. Das Gespräch, in welchem Mutter und Tochter bei ihrem ersten Austreten auf das Geschehene zurückschauen, ist von einer ergreisenden Charakteristik:

Clara (gelassen): Ihr ließet es doch im Anfange.

Mutter: Leiber war ich zu gut, bin immer zu gut.

Clara: Wenn Egmont vorbeiritt und ich an's Fenster lief, schaltet Ihr mich ba? Tratet Ihr nicht selber an's Fenster? Wenn er heraufsah, lächelte, nickte, mich grüßte, war es Euch zuwider? Fandet Ihr Euch nicht selbst in Eurer Tochter geehrt?

Mutter: Mache mir noch Vorwürfe?

Clara (gerührt): Wenn er nun öfter die Straße kam, und wir wohl fühlten, daß er um meinetwillen den Weg machte, bemerktet Ihr's nicht selbst mit heimlicher Freude? Rieft Ihr mich ab, wenn ich hinter den Scheiben stand und ihn erwartete?

Mutter: Dachte ich, baß es soweit tommen sollte?

Clara: Und wie er uns Abends, in den Mantel eingehüllt, bei der Lampe überraschte, wer war geschäftig ihn zu empfangen, da ich auf meinem Stuhl wie angekettet und staunend sitzen blieb?

Mutter: Und konnte ich fürchten, daß diese unglückliche Liebe das kluge Clärchen sobald hinreißen würde? Ich müßt' es nun tragen, daß meine Tochter — meine einzige Tochter ein verworfenes Gesschöpf ist.

gelegentlich auch dies als einen jugendlichen Zug der Dichtung, daß Goethe sein Clärchen "Zeitungen" lesen und aus ihnen einen Theil ihrer Begeisterung für ihren Helden schöpfen läßt, während es dergleichen in der Mitte des sechszehnten Jahr-hunderts in Europa noch gar keine gab.

Ein Bruffeler Bürgersohn, guter Leute Rind, Frit Braden= burg, bewarb sich frühzeitig um Clarchen's Liebe, um ihre Hand. Es war eine gute Parthie für sie, nach ihrer Mutter Meinung und selbst nach ihrem eigenen Geständniß. Sie fühlte keine eigent= liche Liebe für ihn, wenigstens keine Leidenschaft, aber seine Treue, seine Anhänglichkeit, seine Sanftmuth, seine Bescheidenheit, die gänzliche Hingebung und Unterordnung, die er ihr bewies, nah= men sie für ihn ein. Er sollte ihr den einzigen frühverstorbenen Bruder ersetzen, und als Bruder liebte sie ihn. "Ich hatte ihn gern," sagte sie, "und ich will ihm auch noch wohl in der Seele. Ich hätte ihn heiraten können, und glaube, ich war nie in ihn verliebt." Dies "ich glaube" ist bezeichnend. Ihr Berhältniß zu Brackenburg war eine stille bürgerliche Idylle. Es gab eine Zeit, wo sie, gerührt von so viel treuer Liebe, "ihn liebte, ihn zu lieben schien", wo sie ihm mit dem ersten und einzigen bräut= lichen Kusse seiner Hoffnungen Erfüllung versprach, und ihre Mutter sich schon in dem Gedanken wiegte, ihr Kind an der Seite eines braven und wohlhabenden Mannes aus ihrem Stande glücklich und wohlversorgt zu sehen. Diese Zeit liegt hinter dem Beginne des Gedichts. Ein anderer Stern ift an Clärchen's Horizont aufgegangen. Graf Egmont, ber gefeierte Volksheld, der schöne, ritterliche, fürstliche Mann, den "alle Provinzen anbeten", hat sein Auge auf das im Verborgenen blühende Bürgerkind geworfen, und die Liebesidnlle Brackenburg's vernichtet. Wie leicht wird es dem Hochgebornen, dem mit allen

Gaben des Glücks Seschmückten, über den bescheidenen Bürgerssohn zu triumphiren! fühlte sich doch selbst Clärchen's Mutter trotz
ihrer dürgerlichen Shrbarkeit geschmeichelt durch die Ausmerksamkeit, die der hochgeborne fürstliche Held ihrer Tochter zu schenken
geruht. Jetzt freilich, nachdem sich ihr Kind seiner Werbung in
voller Liebe hingegeben hat, — jetzt, wo es zu spät ist, denkt sie,
"was in Zukunst werden soll," jetzt faßt sie die "Herzensangst",
wie das "ausgehen" wird, die Rene über ihre Nachsicht, durch
welche es ihrer Tochter gelungen ist, sie beide unglücklich zu
machen. Das Gespräch, in welchem Mutter und Tochter bei
ihrem ersten Austreten auf das Geschehene zurückschauen, ist von
einer ergreisenden Charakteristik:

Clara (gelaffen): Ihr ließet es boch im Anfange.

Mutter: Leiber war ich zu gut, bin immer zu gut.

Clara: Wenn Egmont vorbeiritt und ich an's Fenster lief, schaltet Ihr mich ba? Tratet Ihr nicht selber an's Fenster? Wenn er heraufsah, lächelte, nickte, mich grüßte, war es Euch zuwider? Fandet Ihr Euch nicht selbst in Eurer Tochter geehrt?

Mutter: Mache mir noch Vorwürfe?

Clara (gerührt): Wenn er nun öfter die Straße kam, und wir wohl fühlten, daß er um meinetwillen den Weg machte, bemerktet Ihr's nicht selbst mit heimlicher Freude? Rieft Ihr mich ab, wenn ich hinter den Scheiben stand und ihn erwartete?

Mutter: Dachte ich, baß es soweit kommen sollte?

Clara: Und wie er uns Abends, in den Mantel eingehüllt, bei der Lampe überraschte, wer war geschäftig ihn zu empfangen, da ich auf meinem Stuhl wie angekettet und staunend sitzen blieb?

Mutter: Und konnte ich fürchten, daß diese unglückliche Liebe das kluge Clärchen sobald hinreißen würde? Ich müßt' es nun tragen, daß meine Tochter — — meine einzige Tochter ein verworfenes Gesschöpf ist.

gelegentlich auch dies als einen jugendlichen Zug der Dichtung, daß Goethe sein Clärchen "Zeitungen" lesen und aus ihnen einen Theil ihrer Begeisterung für ihren Helden schöpfen läßt, während es dergleichen in der Mitte des sechszehnten Jahrshunderts in Europa noch gar keine gab.

Ein Bruffeler Burgersohn, guter Leute Rind, Frit Bradenburg, bewarb sich frühzeitig um Clärchen's Liebe, um ihre Hand. Es war eine gute Parthie für sie, nach ihrer Mutter Meinung und selbst nach ihrem eigenen Geständniß. Sie fühlte keine eigent= liche Liebe für ihn, wenigstens keine Leidenschaft, aber seine Treue, seine Anhänglichkeit, seine Sanftmuth, seine Bescheidenheit, die gänzliche Hingebung und Unterordnung, die er ihr bewieß, nah= men sie für ihn ein. Er sollte ihr den einzigen frühverstorbenen Bruder ersetzen, und als Bruder liebte sie ihn. "Ich hatte ihn gern," sagte sie, "und ich will ihm auch noch wohl in der Seele. Ich hätte ihn heiraten können, und glaube, ich war nie in ihn verliebt." Dies "ich glaube" ist bezeichnend. Ihr Berhältniß zu Brackenburg war eine stille bürgerliche Idylle. Es gab eine Zeit, wo sie, gerührt von so viel treuer Liebe, "ihn liebte, ihn zu lieben schien", wo sie ihm mit dem ersten und einzigen bräut= lichen Kusse seiner Hoffnungen Erfüllung versprach, und ihre Mutter sich schon in dem Gedanken wiegte, ihr Kind an der Seite eines braven und wohlhabenden Mannes aus ihrem Stande glücklich und wohlversorgt zu sehen. Diese Zeit liegt hinter dem Beginne des Gedichts. Ein anderer Stern ist an Clärchen's Horizont aufgegangen. Graf Egmont, ber gefeierte Volksheld, der schöne, ritterliche, fürstliche Mann, den "alle Provinzen anbeten", hat sein Auge auf das im Verborgenen blühende Bürgerkind geworfen, und die Liebesidnlle Brackenburg's vernichtet. Wie leicht wird es bem Hochgebornen, dem mit allen

Gaben des Glücks Geschmückten, über den bescheidenen Bürgerssohn zu triumphiren! fühlte sich doch selbst Clärchen's Mutter trot
ihrer bürgerlichen Ehrbarkeit geschmeichelt durch die Ausmerksamkeit, die der hochgeborne fürstliche Held ihrer Tochter zu schenken
geruht. Jetzt freilich, nachdem sich ihr Kind seiner Werbung in
voller Liebe hingegeben hat, — jetzt, wo es zu spät ist, denkt sie,
"was in Bukunst werden soll," jetzt saßt sie die "Herzensangst",
wie das "ausgehen" wird, die Reue über ihre Nachsicht, durch
welche es ihrer Tochter gelungen ist, sie beide unglücklich zu
machen. Das Gespräch, in welchem Mutter und Tochter bei
ihrem ersten Austreten auf das Geschehene zurückschauen, ist von
einer ergreisenden Charakteristik:

Clara (gelaffen): Ihr ließet es boch im Anfange.

Mutter: Leiber war ich zu gut, bin immer zu gut.

Clara: Wenn Egmont vorbeiritt und ich an's Fenster lief, schaltet Ihr mich ba? Tratet Ihr nicht selber an's Fenster? Wenn er heraufsah, lächelte, nickte, mich grüßte, war es Euch zuwider? Fandet Ihr Euch nicht selbst in Eurer Tochter geehrt?

Mutter: Mache mir noch Vorwürfe?

Clara (gerührt): Wenn er nun öfter die Straße kam, und wir wohl fühlten, daß er um meinetwillen den Weg machte, bemerktet Ihr's nicht selbst mit heimlicher Freude? Rieft Ihr mich ab, wenn ich hinter den Scheiben stand und ihn erwartete?

Mutter: Dachte ich, bag es soweit kommen sollte?

Clara: Und wie er uns Abends, in den Mantel eingehüllt, bei der Lampe überraschte, wer war geschäftig ihn zu empfangen, da ich auf meinem Stuhl wie angekettet und staunend sitzen blieb?

Mutter: Und konnte ich fürchten, daß diese unglückliche Liebe das kluge Clärchen sobald hinreißen würde? Ich müßt' es nun tragen, daß meine Tochter — meine einzige Tochter ein verworfenes Gesschöpf ist.

Aber die Mutter, welche in den letzten Worten mit so schonungs= loser Nacktheit die Lage der Tochter ausspricht, bewirkt dadurch nur das Gegentheil von dem, was sie beabsichtigen mochte: "Berworfen! Egmont's Geliebte verworfen? Welche Fürstin neidete nicht das arme Clärchen um den Plat an seinem Herzen!" Das ist die Antwort des Mädchens, das ihre Hingebung an den Geliebten als eine Auszeichnung, als einen Ehrenschmuck empfindet, und seiner Liebe im Innersten gewiß — "ich frage nur, ob er mich liebt; und ob er mich liebt, ist das eine Frage?" — sich in der ganzen sie umgebenden Welt um nichts weiter kümmert. "Das Bolk, was das denkt, die Nachbarinnen, was die murmeln" — das Alles ist ihr gleichgültig, ist für sie gar nicht vorhanden. Vorhanden ist für sie nur ihr Liebesglück, das Glück, "den großen Egmont" zu besitzen, "an dem keine falsche Aber ist," der so groß und herrlich und doch "so lieb und gut" ist, der ihr, dem armen Bürgerkinde "so gern seinen Stand, seine Tapferkeit verbergen möchte, der nur um sie besorgt ist, so nur Mensch, nur Freund, nur Liebster", und der "dieses kleine Haus, diese Stube für sie zum Himmel gemacht hat, seit feine Liebe darin wohnt".

Die Mutter ist denn auch gleich wieder versöhnt: "Man muß ihm hold sein," sagt sie, "das ist wahr!" Egmont's Freundlichkeit, seine freie Offenheit haben es auch ihr angethan, und ihre Frage: "kommt er wohl heute?" und ihre auf die Bejahung solgende Er-mahnung: "Ziehst Du Dich nicht ein wenig besser an?" vollenden mit wenigen Strichen das Bild der eitlen, schwachen, charakterlosen Frau, die nur noch die eine Besorgniß hegt, daß die Tochter durch ihr "heftiges Wesen" sich "vor den Leuten verrathen und Alles verderben" möchte. Sie ist im Gegensaße zu der Ueberspannung und dem Liebesidealismus der Tochter die alltägliche Gewöhnlich-

keit selbst, stets hin= und herschwankend zwischen dem Gefühle der befriedigten Eitelkeit: ihre Tochter von dem hohen Herrn so aus= gezeichnet zu feben, und der ängstigenden Reue über ihre Schwäche und der Sorge und deren Folgen für sich und die Zukunft ihres Kindes. Es ist etwas von Frau Martha Schwerdtlein in dieser Mutter Clärchen's; das beweist die Art und Weise, wie sie sich turz por Egmont's Erscheinen in ihrem Hause im britten Aufzuge über Brackenburg und ihrer Tochter Berhältniß zu dem= felben ausläßt, um unmittelbar barauf wieder bei Egmont's Er= scheinen den "edlen Herrn" sofort mit dem Geständniß zu empfangen: "Meine Kleine ist fast vergangen, daß Ihr so lang ausbliebt; sie hat wieder den ganzen Tag von Euch geredet und gefungen!" Und dies sagt sie, nachdem sie soeben erst ihrer Tochter zugeredet, den treuen Brackenburg "in Ehren zu halten", der zwar ihren Umgang mit Egmont argwöhne, aber sich dennoch wohl entschließen würde, sie zu heiraten, "wenn sie ihm nur ein wenig freundlich thäte!" Es liegt etwas geradezu Fürchterliches in der Zeichnung dieser Mutter, deren erschreckende Niedrigkeit der Gesinnung, deren gänzlicher Mangel an Selbstachtung hier so nackt dem Idealismus der Tochter gegenübertreten. gleich schroffe Gegenüberstellung zweier sich so nahe stehender weiblicher Wesen wie diese findet sich kaum noch in Goethe's Dichtungen wieder. Aber es fehlt dieser Zeichnung nicht an fünstlerischer Berechtigung, benn sie gewährt bem Dichter bie Möglichkeit, das Bild seiner Heldin durch den bedeutendsten Zug ihres Wesens zu vervollständigen. Diefer Zug ist das innige Bewußtsein von der Ewigkeit ihrer Liebe, von der Unmöglichkeit, sich ohne diese Liebe zu denken, ohne sie existiren zu können. Auf die Worte der Mutter: "Die Jugend und die schöne Liebe, alles hat ein Ende, und es kommt eine Zeit, wo man Gott dankt,

wenn man irgendwo unterfriechen kann!" hat sie nur die schaus dernde Antwort: "Mutter laß die Zeit kommen wie den Tod. Daran vorzudenken ist schreckhaft. Und wenn er kommt, wenn wir müssen, — dann — wollen wir uns geberden wie wir können. Egmont, ich dich entbehren! Rein es ist nicht möglich, nicht möglich!"

Es ist die Wahrheit. Und diese Selbstgewißheit der Unendslichkeit ihrer Liebe, der Unmöglichkeit, ohne sie fortleben zu können, hebt das arme Bürgerkind hoch hinaus über den glänzenden, sürstlichen Mann, für den dieser Liebeshandel doch im Grunde nie etwas anderes war, als ein herzig Spielzeng, ein "freundsliches Mittel, die sinnenden Aunzeln von seiner Stirn weg zu baden", wenn einmal der Ernst seiner Lage drohend an ihn herantritt, und der "ruhig stirbt", nachdem er die Geliebte einem ihm bis dahin völlig fremden jungen Cavalier empsohlen, mit dem er einmal einen Pferdehandel gemacht hat.

Sürgerkind herabgelassen. Er war, wie der arme Brackenburg sagt, "der reiche Mann, der des Armen einziges Schaf zur bessern Weide herüberlockte". Er hat keine Ahnung von der Tiefe der Liebe, die in Clärchen's Herzen lebt, keine Ahnung davon, daß sie nicht im Stande ist, "ihn zu entbehren", ihn zu überleben! Leichtsinnig, egoistisch, wie er sein eigenes Leben nutzlos hingeworfen hat, nur um sich nicht durch Sorge und Borsicht im Genusse des Tages stören zu lassen, hat er an der Schwelle des Todes in keinem seiner langen Selbstgespräche ein Wort der Liebe, des Schmerzes um das Loos des Wesens, dessen siehe den Dasein er zerstört, das er seinem selbstischen Bedürfsnisse Dasein er zerstört, das er seinem selbstischen Bedürfsnisse nach Genuß geopfert hat, und das sich in demselben Augensblicke, wo er sich aller Sorge um sie durch jene kurze Empsehlung

an den jungen Cavalier entledigt, hochherzig den Tod giebt, nachsem der verzweifelte Bersuch, die Bürger Brüssels zur Befreiung des gefangenen Geliebten zu begeistern, sehlgeschlagen ist! Kein unbefangenes Empsinden wird sich eines unheimlichen Eindrucks zu erwehren vermögen bei den einzigen Worten, mit denen Egmont gegen Ferdinand zuletzt auch Clärchen's gedenkt: "Noch Eins — ich kenne ein Mädchen, du wirst sie nicht verachten, weil sie mein war. Nun ich sie dir empsehle, sterb ich ruhig. Du bist ein edler Mann; ein Weib, das den sindet, ist geborgen."

Aber der "alte Diener", der den Beauftragten zu diesem "Rleinode" den Weg zeigen soll, wird ihn nur zu Clärchen's Sie hat Ernst gemacht mit ihrem Worte. Mit dem Augenblide, der ihr die Gewißheit seines Schicksals giebt, die Gewißheit, daß sie ihn entbehren soll, ist ihr Entschluß ge= faßt, ihr Dasein geendet. Bergeblich hat sie versucht, die Glut ihrer Begeisterung, die Kraft ihrer Liebe und den Muth ihrer Berzweiflung in die Herzen ihrer Mitbürger zu übertragen, und fie zur Erhebung für ben gefangenen Bolksliebling zu ent= flammen. Ihr heldischer Muth scheitert an der Zaghaftigkeit des schreckbetäubten Volks. Das Gefühl ihrer Ohnmacht und Hülflosigkeit, die Berzweiflung darüber, daß sie frei ist, sie, die er sein genannt, — und Er gefangen, daß sie, ein Theil von seinem Wesen, wenn auch nur "der kleinste", unfähig ist, ein Glied nach seiner Hülfe zu rühren — dieser Gedanke, diese "Angst" der Ohnmacht in der Freiheit überwältigen sie, und "die Ahnung des Morgens", zu dem bereits das Mordgerüft errichtet ist, auf dem das Haupt des Geliebten fallen soll, "scheucht sie in das Grab," Ihm vorauszugehen in den Tod, Ihm, "dessen Leben sie ihr ganzes Leben gewidmet".

VII.

Hrlxnn.

Denden mit une mit von der Betrachtung und Charafterifti Clarchen's zu seuer jumposiüden Franzengestalt, in welcher Gweicht wie er in Greichen und Clarchen das germanische Weien dartieltte das aligneichische Weien zu verförpern gedachte, au iemer Heisen. i. tembre alsdalt ein daß man dieselde eigen lich tann als ein. "Franzengestalt" dezeichner tann. Denn üb in durchaus um Sannbe, oder vielnicht Alliegort, ein versum fixum: Degriff die Kerionisstander der antifen Kunft und Saden veil und verman desbadt weit nicht dassenig. Interesie au we möderer welche une die vielken bedandelter Franzengestalter des Tindiere einzussösser geeinger und.

Abeni wii vedentei das soveth, dieter Thei, tenni danii diction, vereit: wa dranfint: nan Adenai: mitdract. de c diction ii iemen verannie: Luch berichte A Mittheitanne: diction i iemen verannie: Luch berichte Andiiniete diction i iemen verannie: Luch berichte Andiiniete diction i iemen verannie: Luch die genöthic danian: dei diction aewein: dei mit ver Learbeitun; ieh merentiät dictioner aewein: dei mit von Learbeitun; ieh merentiät dictioner aewein: dei mit von die sekali i mekkie und die die Taduni: vorties: Den do: siekali i mekkie und fohnung zwischen Rlaffizismus und Romantigismus, Die Go als ben Rern ber fpateren Belena-Dichtung bezeichnet, tor im Jahre 1780 nicht wohl bie Rebe fein. Auch fagt uns Dichter felbft, in einer bei Riemer angeführten Stelle, bie wenige Jahre por feinem Tobe nieberschrieb: bag fich bies bicht "in langen taum überfebbaren Jahren" vom erften 4 murfe im Jahre 1774 bis jum lettlichen Abichluffe viel verandert habe. Die erfte Bearbeitung ruhte auf ber Uel lieferung, welche Goethe in dem alten Fauft-Buppenfpiele i fand, nach welcher Fauft ben Dephiftopheles gezwungen, bie iconfte aller Frauen, bie griechische Belena gu ichaffen. war Goethe's urfpriingliche Abficht gewesen, Diesen Stoff einem in fich abgeschloffenen Drama zu machen, und noch Jahre 1800, als er die Umarbeitung begann, fchrieb er Schiller: bas Schone in ber Lage feiner Belbin (ber Bele ziehe ihn bergestalt an, daß es ihn betrübe, sie in e Frage vermandeln zu follen. "Wirtlich", fest er bu "fühle ich nicht geringe Luft, eine ernsthafte Trago auf bas Angefangene zu gründen; allein ich werbe mich bu bie Obliegenheiten zu vermehren, beren fummerliche Erfull ohnehin icon die Freude bes Lebens vergebrt."

In der That, hier haben wir ein merkwürdiges Selbs ständniß des Dichters, dem vielleicht an Unbefangenheit Selbstbeurtheilung nur noch ein zweites zur Seite gef werden kann, wenn wir ihn beschäftigt mit dem Abschlusse ganzen zweiten Theils der Faustdichtung an Zelter schresehen: "ich möchte diesen zweiten Theil des Faust vom Anf bis zum Bacchanal (d. h. bis zum Ende der Helena) v noch einmal der Reihe nach weglesen. Bor dergleichen apflege ich mich zu hüten. In der Folge mögen es an

thun, die mit frichen Trymen dizu dummen, und sie merden eines anszurathen ünden!" — Ind die Spätern — das sei Gut gestagt — daren "eines anszurathen" gesünden! unr dus dus, und sie erriethen, merk des Karbens nicht übermässig werth mar.

We ist fanne zu bezweiseln, daß ur der ersten Bearbeitung die Gestalt der Helena wirklich dis levendiger Inbegriff aller verführerischen, schwungwellen, Menerichen Reize sidlicher Weiblichteit dargestellt, und fo Fauft's Untrene gegen Greichen bundiger und fustider motionet war, sis es in der späteren der Fall ift. Ben diefer fagt Friedrach Bischer in feinem kritischen Güngen II. S. 102-103' mit vollen Rechte: Gaethe that fich auf die Allegorie des dritten Abs d. b. auf feine neue Umdichtung der Helena: etwas Besonderes zu Gute, und allerdings batte er diese Conception noch in traftigen Jahren gefußt: allein est ift und bleibt ein Miggriff. Die Gelenn in der Bollsiage vom Janberer Famit pr einer Allegorie der Berbindung des romantischen und Maistichen Brinzips zu benutzen, lag iehr nabe: — was aber die Helena m der Boltsiage will, hat Goethe schon in Gretiben gegeben. Ran sage unn immerhin: Helena trete hier keineswegs als Allegarie auf, fie ericheine wirklich und lebendig aus dem Hades wieder. Iber — nachber bedeuter sie in Allem, mas mit ihr geschieht, die klaffische Bildung überhaupt, es geben Dinge mit ihr vor, denen man es alsbald ansieht, daß es sich hier nicht um diese Person, sondern um einen Begriff handle, und sie wird also zur reinen Allegarie verflüchtigt.

Richt nur um die Richtigkeit dieses Urtheils zu beweisen, welches Bischer zwanzig Jahre später in seinen "Renen kritzichen Sängen III, 3. S. 144—146" wiederholt, sondern unch

um zu zeigen, daß eine eigentliche Charakteristik der Goethe's schen Helena als Franengestalt nicht wohl möglich ist, wird es das Beste sein, wenn wir den Inhalt des dramatischen Absschnitts, der diesen Namen trägt, kurz unsern Lesern vorsühren. Es wird dies um so nothwendiger sein, da wahrscheinlich nicht viele derselben das Stück aus eigener Lektüre gegenwärtig haben dürften.

Der Kreis von Sagen, welcher in den schriftlichen Dent= malern bes Alterthums ben Namen und bie Gestalt ber Belena, der Tochter des Zeus und der an König Tyndareus vermählten Diosturenschwester Leba umgiebt, ift voll ber buntesten und sich einander widersprechendsten Ueberlieferungen. Bei homer er= scheint Helena, von Paris, dem troischen Königssohne, ihrem Gatten bem Atriben Menelaos, König von Sparta, entführt, als Ursache bes großen Kriegszuges, welcher Fürsten und Bölker von Hellas gegen Troja vereinte und mit ber Zerstörung bes Reichs und der Hauptstadt des Priamus endete. Nach dem Falle ihres Entführers Paris wird sie an dessen Bruder Desphobos vermählt, und zulett von ihrem ersten Gemahle Menelaos, nach der Eroberung von Troja, wieder als Gemahlin angenommen, mit dem sie nach vielen Frefahrten glücklich nach ihrem alten Heimatorte Sparta zurückgelangt, wo wir sie in der Odussee prangend in unveränderter Schönheit, der Artemis gleich an Gestalt, antreffen. (Homer, Obnsee IV, 123 ff.)

Diese ihre Schönheit bildet in den alten Sagen ihr Berhängniß. Schon als Kind wird sie von dem größten und herrlichsten aller hellenischen Helden, vom Theseus nach Athen entführt, aus dessen Gewalt sie ihre Brüder, die göttlichen Dioskuren, befreien. Alle ersten Helden von Hellas freien dann um sie, die Schönste aller Frauen, aber sie wird dem Menelaos,

dem Bruder ihres Schwestermannes Agamemnon zugesprochen, nachdem ihr Bater zuvor den freienden Königen und Helden das Gelübde abgenommen hat, sich ohne Kampf und Hader in die Entscheidung zu fügen. Eine spätere Sage läßt sie nach Menelaos Tode aus Sparta vertrieben, ja getödtet, aber wieder belebt und mit dem zum Gott erhobenen Achill auf der Insel Leufe vermählt werden, aus welcher Bermählung ein Sohn, der gestügelte Euphorion, geboren wurde, den Zeus seiner Schönsheit wegen mit dem Blitze erschlägt.

Dieses ganze wundersame Gewirr von Sagen hat nun Goethe in seine Dichtung verwebt, in der er sich auch den Zug nicht hat entgehen lassen, welcher in der alten Sage darauf hins deutet, daß Menelaos nach der Eroberung von Troja aufangs beabsichtigt habe, die entführte Gattin den erzürnten Göttern als Sühnopfer am Altare darzubringen.

Mit diesem Borsatze beginnt die Goethe'sche Dichtung, welche den Namen der antiken Hervine, der Repräsentantin der hellenischen Schönheit trägt.

König Menelaos ist nach langer Fresahrt endlich glücklich mit seiner Gattin wieder an der Küste seines Heimatreiches gelandet. Er selbst ist im Hasen bei den Schissen zurückgeblieben, um die Ausschiffung zu leiten und seine Krieger zu mustern. Die Helena mit ihren Begleiterinnen, aus denen in der Dichtung der Chor gesangener Trojanerinnen besteht, hat er zu seiner Königsburg vorausgeschickt, um zu sehen, wie dort Alles stehe, und Borrichtungen zu einem großen Opfer zu tressen, dessen Gegenstand er aber nicht näher bezeichnet. Helena betritt, von den Frauen und deren Führerin Banthalis umgeben, in großer Erregung den Schauplat ihrer Kindheit, der sie an ihr viel verstochtenes abenteuerliches Geschick erinnert. Aber auch große Sorge erfüllt sie und ein banges Vorgefühl einer schrecklichen letzten Entwicklung. Denn schon auf der langen Meeresfahrt ist ihres Gemahls düster schweigendes Verhalten ihr der Art ersichienen, "als ob er Unheil sänne". So steigt sie, selber trüber Ahnung voll, indeß der Chor sich in jubelnden Freudengesängen über das glückliche Ende aller Leiden, zum Lobe der "glücklich herstellenden und heimstührenden Götter" ergeht, die Stufen des Palastes hinan, und tritt in das Innere, aus dem sie jedoch bald darauf zum Schrecken des Chors mit allen Zeichen großer Erschütterung eilenden Schrittes zurücklehrt. Denn Entsetzliches hat sie in der verödeten Halle des alten Königspalastes geschaut, wie sie alsbald den sorschenden Frauen berichtet:

"Als ich bes Königshauses ernsten Binnenraum, Der nächsten Pflicht gebenkenb, feierlich betrat, Erstaunt ich ob ber öben Bange Schweigsamkeit. Nicht Schall ber emfig wandelnden begegnete Dem Ohr, nicht raschgeschäftiges Eiligthun bem Blid. Und keine Magb erschien mir, keine Schaffnerin, Die jeden Fremden freundlich sonst begrüßenden. Als aber ich dem Schoße des Herbes mich genaht, Da sah ich, bei verglommener Asche lauem Rest, Am Boben sitend welch verhülltes großes Weib, Der Schlafenden nicht vergleichbar, wohl ber Sinnenben. Mit Herrscherworten ruf' ich fie zur Arbeit auf, Die Schaffnerin mir vermuthend, die indeß vielleicht Des Gatten Borficht hinterlassend angestellt; Doch eingefaltet sitt bie unbewegliche; Nur endlich rührt sie, auf mein Dräun, ben rechten Arm, Als wiese sie von Herd und Halle mich hinweg. Ich wende gurnend mich ab von ihr und eile gleich Den Stufen zu, worauf empor ber Thalamos

Geschmildt sich bebt und nah darum das Schatzemach. Allein das Bunder reißt sich schmill vom Boden auf, Gebieterisch mir dem Weg vertretend, zeigt es sich In bagrer Größe, boden, blutig etrüben Blick, Settsamer Kildung, wie sie Ang' und Geist verwirrt. Doch red' ich in die Litzte: denn das Wort bemüht Sich nur umsonst Gestalten ichsbeerisch auszudaum. Da sebt sie selds! sie magt sagar sich an's Licht berver! Hier sind wir Meister, die der Perr und Kinig kommt."

Das angekündigte gespenkische Wesen, Phorbas (d. h. Tochter des Meergettes Pherlys) geheißen, tritt auf. Sie stellt sich dar als älteste der Hausfflavinnen, die König Menelans einst auf einem Raubzuge aus Kreta geraubt, und zur obersten Schaffnerin feines Jaufes gemacht habe, und zählt dann, nach heftigem Bortstreite mit dem von ihr verachteten Chare, der Helena deren frühere Schickfale auf: ihre Entführung durch Theseus, ihre stille Reigung für den schönen Patrollos, welche des Baters Wille durch ihre Bermählung mit Meneloos durchfreuzte, ihre Flucht mit dem Entführer Paris aus dem Hanse des Gatten mährend der Abwesenheit desselben auf dem Kretischen Kaubzuge, und verkündet schließlich der Beimgekehrten, welch graufes Geschick ihr bevorstehe. Denn Helena selber ist es, welche ihr Gemahl als den Gegenstand des blutigen Opfers bestimmt hat, das er den Olympiern zur Feier seiner Ausklehr darzuhringen gedenkt, und mit dessen Vorbereitungen er das Spser selbst beauftragt hat.

Der Char bricht in Jammerklagen aus über dies Schickfal der Herrin und über das eigene: denn auch sie, die Begleiterinnen der Trenkosen, sollen sterben, aber nicht den edlen Opsertod des Beiles am Altare der Götter, sandern wie die trenkosen Mägde Odes dysseus bei dessen Heimkehr, den schmachvollen Tod des Hängens:

- "am hohen Balten brinnen, ber bes Bauses Giebel trägt!"

Helena will nicht glauben, daß ihr Gemahl so unbarmherzig grausam gegen sie verfahren werde. Aber Phorkhas erinnert sie daran, wie surchtbar Menelaos Rache genommen an "ihren Delphobos" —

"Um jenes willen wird er Dir das Gleiche thun. Untheilbar ist die Schönheit; wer sie ganz besaß, Zerstört sie lieber, fluchend jedem Theilbesitz."

Schon verkündet aus der Ferne das "Schmettern der Trompeten", daß Menelaos mit seinem reisigen Zuge herannaht, da entschließt sich die Königin, entsetzt durch diese todtverkundenden Tone, das dämonische Weib, obschon sie in ihr einen "Widerbämon" zu erkennen glaubt, "ber Gutes zum Bösen umwenbe", um die Rettung für sich und ihre Begleiterinnen anzuflehen, welche Phorknas ihr in Aussicht gestellt hat. Während der vielen Jahre nämlich, in denen das Thalgebirge nordwärts hinter Sparta durch den Zug des Königs Menelaos nach Troja ver= lassen stand, hat sich dort von Norden her aus kimmerischer Nacht vordringend ein Geschlecht kühner Abenteurer unter einem heldenhaften Führer niedergelassen, der sich eine wunderbare fremdartige Burg erbaut, und von da aus Land und Leute seiner Oberhoheit unterworfen und zinspflichtig gemacht hat. Dieser Held ist Faust und obschon ihn und seine nordischen Mannen das Volk "Barbaren" schilt, so schildert boch Phorknas dieselben als das Gegentheil und rühmt die Milde und Groß= heit bes "teden wohlgebildeten und wie wenige Griechen verGeschmückt sich hebt und nah baran das Schatzemach. Allein das Wunder reißt sich schnell vom Boden auf, Gebieterisch mir den Weg vertretend, zeigt es sich In hagrer Größe, hohlen, blutig strüben Blicks, Seltsamer Bildung, wie sie Aug' und Geist verwirrt. Doch red' ich in die Lüste; denn das Wort bemüht Sich nur umsonst Gestalten schöpferisch auszubaun. Da seht sie selbst! sie wagt sogar sich an's Licht hervor! Hier sind wir Meister, dis der Herr und König kommt."

Das angekündigte gespenstische Wesen, Phorkpas (d. h. Tochter des Meergottes Phorkys) geheißen, tritt auf. Sie stellt sich dar als älteste der Haussklavinnen, die König Menelaos einst auf einem Raubzuge aus Kreta geraubt, und zur obersten Schaff= nerin seines Hauses gemacht habe, und zählt dann, nach heftigem Wortstreite mit dem von ihr verachteten Chore, der Helena deren frühere Schicksale auf: ihre Entführung durch Theseus, ihre stille Neigung für den schönen Patroklos, welche des Baters Wille durch ihre Vermählung mit Menelaos durchkreuzte, ihre Flucht mit dem Entführer Paris aus dem Hause des Gatten während der Abwesenheit desselben auf dem Kretischen Raubzuge, und verkündet schließlich der Heimgekehrten, welch' grauses Geschick ihr bevorstehe. Denn Helena selber ist es, welche ihr Gemahl als den Gegenstand des blutigen Opfers bestimmt hat, das er den Olympiern zur Feier seiner Rückfehr darzubringen gedenkt, und mit dessen Vorbereitungen er das Opfer selbst beauf= tragt hat.

Der Chor bricht in Jammerklagen aus über dies Schicksal der Herrin und über das eigene; denn auch sie, die Begleiterinnen der Treulosen, sollen sterben, aber nicht den edlen Opfertod des Beiles am Altare der Götter, sondern wie die treulosen Mägde

- **L**

Odes dysseus bei bessen Heimkehr, den schmachvollen Tod des Hängens:

- "am hohen Balken brinnen, ber bes Hauses Giebel trägt!"

Helena will nicht glauben, daß ihr Gemahl so unbarmherzig grausam gegen sie verfahren werde. Aber Phorkhas erinnert sie daran, wie furchtbar Menelaos Rache genommen an "ihren Delphobos" —

"Um jenes willen wird er Dir das Gleiche thun. Untheilbar ist die Schönheit; wer sie ganz besaß, Zerstört sie lieber, fluchend jedem Theilbesitz."

Schon verkündet aus der Ferne das "Schmettern der Trompeten", daß Menelaos mit seinem reisigen Zuge herannaht, da entschließt sich die Königin, entsetzt durch diese todtverkundenden Tone, das dämonische Weib, obschon sie in ihr einen "Wider= bämon" zu erfennen glaubt, "ber Gutes zum Böfen umwende", um die Rettung für sich und ihre Begleiterinnen anzuflehen, welche Phorkpas ihr in Aussicht gestellt hat. Während der vielen Jahre nämlich, in denen das Thalgebirge nordwärts hinter Sparta durch den Zug des Königs Menelaos nach Troja verlassen stand, hat sich dort von Norden her aus kimmerischer Nacht vordringend ein Geschlecht kühner Abenteurer unter einem heldenhaften Führer niedergelassen, der sich eine wunderbare fremdartige Burg erbaut, und von da aus Land und Leute seiner Oberhoheit unterworfen und zinspflichtig gemacht hat. Dieser Held ist Faust und obschon ihn und seine nordischen Mannen das Bolk "Barbaren" schilt, so schildert doch Phorkyas dieselben als das Gegentheil und rühmt die Milde und Groß= heit des "keden wohlgebildeten und wie wenige Griechen ver-

La realization of the second

Geschmückt sich hebt und nah daran das Schatzgemach. Allein das Wunder reißt sich schnell vom Boden auf, Gebieterisch mir den Weg vertretend, zeigt es sich In hagrer Größe, hohlen, blutig = trilben Blicks, Seltsamer Bildung, wie sie Aug' und Geist verwirrt. Doch red' ich in die Lüste; denn das Wort bemüht Sich nur umsonst Gestalten schöpferisch auszubaun. Da seht sie selbst! sie wagt sogar sich an's Licht hervor! Hier sind wir Meister, dis der Herr und König kommt."

Das angekündigte gespenstische Wesen, Phorknas (d. h. Tochter des Meergottes Phorkys) geheißen, tritt auf. Sie stellt sich dar als älteste der Haussklavinnen, die König Menelaos einst auf einem Raubzuge aus Kreta geraubt, und zur obersten Schaff= nerin seines Hauses gemacht habe, und zählt dann, nach heftigem Wortstreite mit dem von ihr verachteten Chore, der Helena deren frühere Schicksale auf: ihre Entführung durch Theseus, ihre stille Neigung für den schönen Patroklos, welche des Baters Wille durch ihre Vermählung mit Menelaos durchkreuzte, ihre Flucht mit dem Entführer Paris aus dem Hause des Gatten während der Abwesenheit desselben auf dem Kretischen Raubzuge, und verkündet schließlich der Heimgekehrten, welch' grauses Geschick ihr bevorstehe. Denn Helena selber ist es, welche ihr Gemahl als den Gegenstand des blutigen Opfers bestimmt hat, das er den Olympiern zur Feier seiner Rückfehr darzubringen gedenkt, und mit dessen Vorbereitungen er das Opfer selbst beauf= tragt hat.

Der Chor bricht in Jammerklagen aus über dies Schicksal der Herrin und über das eigene; denn auch sie, die Begleiterinnen der Treulosen, sollen sterben, aber nicht den edlen Opfertod des Beiles am Altare der Götter, sondern wie die treulosen Mägde Obes dysseus bei bessen Heimkehr, den schmachvollen Tod des Hängens:

- "am hohen Balten brinnen, ber bes Bauses Giebel trägt!"

Helena will nicht glauben, daß ihr Gemahl so unbarmherzig grausam gegen sie versahren werde. Aber Phorkhas erinnert sie daran, wie furchtbar Menelaos Rache genommen an "ihren Delphobos" —

"Um jenes willen wird er Dir das Gleiche thun. Untheilbar ist die Schönheit; wer sie ganz besaß, Zerstört sie lieber, fluchend jedem Theilbesitz."

Schon verkündet aus der Ferne das "Schmettern der Trompeten", daß Menelaos mit seinem reisigen Zuge herannaht, da entschließt sich die Königin, entsetzt durch diese todtverklindenden Tone, das dämonische Weib, obschon sie in ihr einen "Wider= bamon" zu erkennen glaubt, "ber Gutes zum Bofen umwende", um die Nettung für sich und ihre Begleiterinnen anzuflehen, welche Phorknas ihr in Aussicht gestellt hat. Während der vielen Jahre nämlich, in denen das Thalgebirge nordwärts hinter Sparta durch ben Zug des Königs Menelaos nach Troja ver= lassen stand, hat sich bort von Norden her aus kimmerischer Nacht vordringend ein Geschlecht kühner Abenteurer unter einem heldenhaften Führer niedergelassen, der sich eine wunderbare frembartige Burg erbaut, und von da aus Land und Leute seiner Oberhoheit unterworfen und zinspflichtig gemacht hat. Dieser Held ist Faust und obschon ihn und feine nordischen Mannen das Bolt "Barbaren" schilt, so schildert doch Phorkpas dieselben als das Gegentheil und rühmt die Milde und Groß= heit des "keden wohlgebildeten und wie wenige Griechen verständigen fremden neuen Herrschers". Bei ihm allein in seiner Burg sei Rettung und Schutz wider Menelaos für Helena und ihre Genossinnen zu suchen und zu sinden. Helena willigt ein, und alsbald entsührt der Dämon Phorkhas sie und ihre Besgleiterinnen im Nebel durch die Lüste mittels ihrer Zaubersgewalt zur Burg der fremden Nordlandssöhne.

Bis hierher hält sich die Dichtung äußerlich streng in Sprache und Formen der antiken Tragödie. Mit der Ankunft auf Faust's Burg tritt das romanische Element ein.

Den Angekommenen wird der seierlichste Empfang bereitet. Pagen und Knappen, deren herrliche Schönheit der Chor beswundernd preiset, steigen in sestlichem Zuge hernieder von den Gallerien und Treppen des nordischen Wunderschlosses und besreiten auf reichen Teppichen einen stusenerhöhten Baldachinthron für die hellenische Königin.

Ihnen folgt in ritterlicher Hoftracht des Mittelalters ihr Gebieter selbst, in dessen "wundernswürdiger Gestalt" die Chorssührerin ein göttliches Wesen zu erblicken meint, einen Helden, "dem Alles, was er beginnt, gelingen müsse —

— fei's in Männerschlacht, So auch im kleinen Kriege mit ben schönsten Frau'n."

Faust naht sich der auf dem Thron sitzenden Helena, einen Gesesselten ihr vorführend. Es ist der Thurmwächter der Burg, Lynkeus geheißen, der luchsäugige Sohn des Apharius, Königs von Messenien. Er hat seine Pflicht versäumt, indem er den Anzug der Gäste nicht mit seines Hornes Ton verkündete. Sein Leben ist verwirkt durch solchen Fehl in seiner wichtigen Pflicht, und Helena soll ihn richten. Der Thürmer bekennt sich schuldig, aber er setzt hinzu, daß der Sonnenstrahl der Schönheit, die

ihm in Helena's Göttergestalt erschienen, sein Auge geblendet habe, und Helena, die hier mit Schrecken wiederum ihr stetes Geschick erblickt: der Männer Herzen, denen sie sich naht, zu bethören, kann nicht anders als ihn begnadigen. — Aber schon hat den Fürsten selbst das gleiche Schicksal wie seinen Diener getroffen. Faust selbst gesteht, daß der Zauber ihrer Schönheit bereits in den wenigen Augenblicken ihm seine Getreusten rebelslisch, seine Mauern unsicher gemacht habe:

"Also sürcht' ich schon, mein Heer Gehorcht ber stegend unbesiegten Frau. Was bleibt mir übrig, als mich selbst und alles, Im Wahn bas Meine, Dir anheimzugeben."

Bu ihren Füßen sinkend, huldigt er "frei und treu" ihr als seiner und seines Thrones und Reiches Herrin. — Die klassische Schönheit überwindet die germanische mittelalterliche Romantik, wie sie in Italien den Dichter des Götz und den Berherrlicher der gothischen Baukunst überwunden hatte! Erst sie, die klassische Schönheit, kann und soll den Schätzen, welche das romantische Mittelalter raubend aufgehäuft und die jetzt vor ihr wie abgemähtes welkes Gras erscheinen, ihren ganzen Werth zurückgeben — mit diesem Gedanken schließt das Lied, mit welchem Lynkeus diese Schätze der neuen Herrscherin zu Füßen legt. Faust theilt diese Gesinnung. Ganz hingegeben der neuen nie geahnten Schönheit, in der er fortan seine Herrin erkennt, küßt er die Hand, die ihn einladet an ihrer Seite auf dem Throne Platz zu nehmen, und bittet:

"Bestärke mich als Mitregenten Deines Gränzunbewußten Reichs, gewinne Dir Berehrer, Diener, Wächter, all' in Einem!" Und nun folgt jene kurze aber entzückend schöne Scene bes Zwiegesprächs zwischen den beiden Repräsentanten zweier geistigen Welten, in welchem die Romantik ihrerseits ihre Wirkung auf die Vertreterin der klassischen Schönheit, die germanische Innigsteit des Gefühls ihren Zauber auf die linienstrenge Schönheit der Antike übt, und diese zur gleichen Innigkeit des Fühlens und Empfindens steigert. Es ist Helena, welche zuerst beginnt:

"Bielsache Wunder seh' ich, hör' ich an; Erstaunen trifft mich, fragen möcht ich viel. Doch wünscht ich Unterricht, warum die Rede Des Mannes*) mir seltsam klang, seltsam und freundlich: Ein Ton scheint sich dem andern zu bequemen, Und hat ein Wort dem Ohre sich gesellt, Ein andres kommt, dem ersten liedzukosen."

Diesen "Unterricht" gewährt ihr nun Faust in dem folgen= den Wechselgespräche voll süßen Wohllauts:

> "Gefällt Dir schon die Sprache unsrer Wifer, D, so entzückt gewiß auch ber Gesang, Befriedigt Ohr und Sinn im tiefsten Grunde. Doch ist's am sichersten, wir üben's gleich; Die Wechselrede lockt es, ruft's hervor.

> > Helena:

So sage benn, wie sprech ich auch so schön?

Faust:

Das ist gar leicht: es muß von Herzen geh'n. Und wenn die Brust von Sehnsucht überstießt, Man sieht sich um und fragt —

^{*)} D. h. des Lynkeus, der in gereimten Bersen gesprochen hat.

Belena:

wer mit genießt.

Fauft:

Nun schaut ber Geist nicht vorwärts, nicht zuruck, Die Gegenwart allein —

Belena:

ift unser Glück.

Kauft:

Schatz ist sie, Hochgewinn, Besitz und Pfand; Bestätigung wer giebt sie?

Belena:

Meine Banb!"

Inzwischen wird gemelbet, daß Menelaos mit seinen Rrieger= schaaren heranziehe. Aber Faust giebt seinen Heeresgewaltigen Befehl, ihn zurückzutreiben und an das Meer zu werfen, indem er zugleich die Länder des Peloponnes unter sie als Fürsten= thümer vertheilt, für sich und seine Königin Helena nur Sparta Aus seinem mit Helena vollzogenen Liebesbunde wird alsbald der Wunderjüngling Euphorion geboren, deffen fast unmittelbar darauf erfolgender Tod, herbeigeführt durch seinen schrankenlosen Ungestum, auch Helena vernichtet. Körperliches verschwindet in Faust's Armen, nur Kleid und Schleier bleiben ihm zurud; und biese zurückgelassenen Hullen lösen sich in Wolken auf, in benen Faust verschwindet. Chorführerin Panthalis folgt ihrer Herrin im Tobe nach, und Phorkyas entpuppt sich als Mephistopheles, um, wie die seltsame ironische Bemerkung des Dichters am Schlusse des Drama's lautet, "insofern es nöthig wäre, bas Stud im Epilog zu fommentiren".

Indessen: dies ist in der That nicht nöthig. Schon die hier

gegebene kurze Inhaltsübersicht hat gezeigt, daß das Drama, welches mit antikem Ernste auf dem Boden der Wirklichkeit der althomerischen Welt beginnt und auf "eine ernsthafte Tragödie" angelegt war, von dem Dichter als solche, aus Furcht vor der mit der Ausführung verbundenen Anstrengung, aufgegeben wurde, so leid es ihm auch that, in Folge dieses Aufgebens die Sestalt der Helena "in eine Fraze verwandeln zu müssen".

In diefer Dichtung sind also weder Faust noch Helena selbst= ständige individuell ausgestaltete Perfonlichkeiten. Sie find viel= mehr beide zu allegorischen Figuren herabgesett. Helena ist. ober vielmehr sie bedeutet die antike klassische Kunst und Kultur, Faust ist die allegorische Personisizirung der mittelalterlichen Romantik. Die erstere, die antike klassische Kunst und Poesie, aus ihrer Heimat vertrieben, denn das soll die ganze Alle= gorie bedeuten, hat die Kultur des westlichen Abendlandes, die Poesie und Kunst des mittelalterlichen Nordens, neu befruchtet und umgewandelt. Die Vereinigung beider, welche durch die Bermählung Faust's mit Helena verbildlicht wird, giebt einer neuen Kunft und Poesie das Dasein, als deren Repräsentanten der Dichter die unter der Maske des Euphorion verborgene glänzende, meteorgleich aufsteigende und eben so meteorgleich untergehende Gestalt des englischen Dichters Byron hinzustellen dachte, dessen Dichtungen und Schicksale in seinen letzten Jahren auf das Höchste Goethe's Interesse in Anspruch nahmen. selbe war der Fall mit dem "leidenschaftlichen Zwiespalte zwischen Klassikern und Romantikern", auf dessen nothwendige Versöhnung der Dichter mit dieser Helenadichtung hinarbeiten wollte. Nur durch eine solche Versöhnung und Durchdringung der mit einan= der streitenden Gegensätze könne, so meint er, eine dritte höhere Stufe der Kultur gewonnen werden; und so sollte denn am

Schlusse durch das Zurückleiben der Gewänder der verschwunsbenen, unwiederbringlich "zum Hades" hinabgesunkenen Helena der Gedanke allegorisch ausgesprochen werden: daß die neuerc Poesie zwar nimmermehr den antiken Geist in seiner plastischen Wesenheit wieder zu erneuern vermöge, wohl aber die Aufgabe habe, sich den Adel und die Schönheit der antiken Formen des hellenischen Alterthums anzueignen, — eine Aufgabe, welche Goethe selbst seit der Periode seines Aufenthalts in Italien, wo er, ein zweiter Faust, seine Vermählung mit der Antike seierte, zu der seinigen gemacht und die er, so weit sie zu lösen ist, wie kein Anderer vor und nach ihm gelöst hat. —

Mit glücklichem Griffe hat Kaulbach in seinem Bilde ben im Borstehenden ausgedrückten Grundgebanken der verföhnenden Durchbringung der beiden entgegengesetzten Welten uns vor die Augen gestellt. Es ift die Vermählung Faust's, — in welchem das romantische, abenteuernd schweifende, Länder erobernde ritter= liche Mittelalter repräsentirt ist, das, wie wir wissen, wirklich nordische Fürstenthümer und Herzogssitze auf dem Boden von Hellas gründete, — mit Helena, die Vermählung des Alter= thums mit dem Mittelalter, aus welcher eine neue Kultur Der in die räthselhafte Phorknas verkappte Mephi= hervorgeht. stopheles belauscht den Liebesbund der Beiden, und verklindet schon durch seine Anwesenheit, — wie in der entsprechenden Liebesscene zwischen Faust und Gretchen im ersten Theile, das nahende Unheilgeschick des Spröglings, den wir aus dieser Bermählung hervorgehen sehen. — Mephistopheles allein bleibt

also am Schlusse der dramatischen Allegorie von allen Gestalten derselben übrig, und es wäre nicht unmöglich, daß Goethe mit diesem Zuge auf die letzte von ihm erlebte Entwicklungsphase der modernen Poesie, wie sie sich in der Mephistophelischen Poesie eines Heine und seiner Schule zeigte, hat hindeuten wollen, über welche wir aus Eckermann's Mittheilungen seine Ansicht kennen: daß sie Alles habe, nur — die Liebe nicht.

VIII.

Iphigenie.

Die Dichtung Goethe's, welche nach dieser erhabenen Frauengestalt den Namen trägt, ist weit mehr bewundert, als in ihrer Eigenartigkeit begriffen worden. Das ist erklärlich; denn die Eigenartigkeit dieses dramatischen Gedichts ist schwer auszudrücken, weil dazu als Boraussetzung das genaue Versständniß der griechischen Tragödie von Seiten Dessenigen ersforderlich ist, dem man die Eigenthümlichkeit der Goethe'schen Schöpfung klar machen will. Wagen wir indes den Versuch.

Das Stoffliche der Fabel, auf der die deutsche Iphigenie beruht, gehört dem griechischen Alterthume und zwar dem hesroischen Zeitalter der Homerischen Dichtung an; dahingegen der wesentliche Gehalt der Dichtung, zu welcher Goethe diesen Stoff verarbeitet hat: die Charaktere der Personen, ihre Art zu sühlen und zu denken, ihre Bildung und Ausdrucksweise, sowie der Entwicklungsgang der Handlung und die Lösung des Konslikts, lauter Resultate der modernsten, spezisisch deutschen und christlichen Kultur, Resultate jener Kultur des achtzehnten Jahrhunderts sind, als deren höchster Ausdruck Goethe selbst daskeht. —

Das ist ein ungeheurer Widerspruch, der sich als solcher jedem unbefangenen Leser fühlbar macht. Freilich enthalten auch die alten griechischen Tragödien etwas von einem solchen innern Widerspruche. Denn auch die alten griechischen Tragiker und be= sonders Euripides, haben die Bildung, die Gefühls= und An= schauungs-Weise ihrer hochgebildeten Zeit in die Behandlung jener uralten mythischen Stoffe hineingetragen und hineintragen mussen, weil sie eben für ihre Zeit und nicht für die graue Vergangenheit dichteten, der die behandelten Stoffe, Vorgange und Thaten angehörten. Aber dennoch blieb bei ihrer Behand= lungsweise noch genug von der Eigenthümlichkeit des alten Stoffes, von dem wesentlichen Charafter jener heroischen Urzeit, von seiner ureignen Natur und Sinnlichkeit, von seiner erd= gebornen Kraft und Leidenschaft übrig, um die Hörer jenen Widerspruch nicht wesentlich empfinden zu lassen. Und, was die Hauptsache ist: die Stoffe selbst, die Konflikte, um die es sich in ihnen handelte, und die Lösung, welche für dieselben geboten wurde, sie waren ächt griechisch, waren den lleberlieferungen der Sage und dem Geiste des Volkes, bei dem diese Ueber= lieferungen in Fleisch und Blut übergegangen waren, durchaus gemäß: Rein Grieche, der die Taurische Iphigenie des Euri= pides sah und hörte, sah und hörte in dem Wesentlichen bes von dem Dichter dargestellten Vorgangs etwas anderes, als was schon vorher von dieser Fabel, von ihrem thatsächlichen Gehalte, und von den Charafteren ihrer Personen in seinem Bewußtsein lebte. Er sah in Iphigenie die edle stolze griechische Königstochter, die zwar den Barbarenfürsten, der ihr Gastfreund= schaft gewährt hat, nicht gerade ermordet wissen will, die aber dennoch kein Bedenken trägt, ihn mit List zu hintergehen, und sich und das heilige Kultbild der Göttin, um dessen Wegfüh=

rung es sich handelt, mit Hülfe ihres Bruders und seines Freundes dem Schthenkönige zu entziehen. Denn diese Iphisgenie der alten Dichtung ist eine Griechin, und auch für ihr Bewußtsein, auch für sie ist der Barbar, der Nichtgrieche, dem Griechen gegenüber rechtlos. Der Grieche hat gegen einen Barsbaren, und sei er auch König, keinerlei Pflichten, so wenig wie gegen einen Sklaven, denn die Dichter des stolzen Hellenens. volkes sangen:

"Ueber bie Barbaren herrschen bie Bellenen nach Gebühr!"

Und so endet benn auch das Drama des Euripides dieser Ansichauungsweise ganz gemäß. Der Barbarenkönig wird betrogen, wie es sich gebührt und ihm zukommt; sein ächt barbarischer Zorn, in welchem er Jehigenie und ihre Begleiter, wenn er sie wieder in seine Gewalt bekommt, von den Felsen stürzen und pfählen lassen will, ist ein vergeblicher, denn die Hellenengöttin Athene nimmt die Flüchtlinge gegen ihn in ihren Schuß. Auch das Kultbild der Artemis bekommt er nicht zurück, ja er muß schließlich nicht nur die Flüchtlinge mit ihrem Raube, sondern auch den Shor der dienenden griechischen Frauen mit ihnen ziehen lassen. Und so sah der Grieche mit nationalem Stolze in diesem seinem Drama den wilden Barbarenfürsten sich demüthig dem Besehle der Hellenengöttin fügen, und begrüßte mit Jubel diese neue Anerkennung seiner eignen siegreichen Oberherrlichkeit über das Barbarenthum.

Von alle dem ist in der Goethe'schen Iphigenie keine Spur zu sinden. Vielmehr hat hier der Dichter, wie schon bemerkt, das ungeheure Wagstück unternommen, auf dem Grunde einer und derselben, ihrem innersten Wesen nach ganz antiken, einem durchaus andern Geiste angehörenden Fabel, den Bau einer ganz

modernen Dichtung aufzuführen, deren Charaktere und Motive, deren Weltanschauung und Empfindungsweise kein Grieche der hellenischen Blüthezeit verstehen und begreifen wurde. hat in dieser Iphigenie das Experiment gemacht, aus einem bichterischen Stoffe alle ursprüngliche Wirklichkeit, alles Zeit= liche und Nationale, alles eigentlich Charakteristische durch den Schmelztiegel des Idealismus herauszuscheiden und den Stoff dergestalt zu entförpern, daß nur der reine Gehalt idealer Menschlichkeit, nur die reine Schönheit übrig bliebe. So hat er allerdings in diefer seiner Dichtung gleichsam den Sonntag seines dichterischen Lebens und Strebens gefeiert, indem er sie in einen Aether erhob, in dessen durchsichtiger Reinheit alle Trübung der Endlichkeit verschwindet. Aber diese Luft ist so fein, daß ihm selbst später das Athmen in derselben schwer wurde. Schiller verstand, wie er (1802) an Körner schreibt, zuerst nicht, was Goethe meinte, als derfelbe sich gegen ihn wiederholt "zweideutig" über die Iphigenie äußerte, und hielt es längere Zeit "für Grille, wo nicht gar für Ziererei". er aber selbst das Stud behufs einer zu veranstaltenden Auf= führung von Neuem genauer durchlas, "bewährte es sich ihm ebenso". Er gestand, daß es ihm nicht mehr den früheren günstigen Eindruck mache, ob es gleich immer ein seelenvolles Produkt bleibe. Aber das Stück sei doch so erstaunlich modern und ungriechisch, daß man nicht begreifen könne, wie es möglich gewesen, diese Dichtung jemals mit einer griechischen zu ver= "Diese Iphigenie", sagt er, "ist ganz nur sittlich; aber die sinnliche Kraft, bas Leben, die Bewegung und Alles, was ein Werk zu einem ächten dramatischen spezifizirt, geht ihr sehr ab."

Das ist es! Es ist der Widerspruch dieses sublimirt Seeli=

schen, dieser modernen driftlich = germanischen Innigkeit und Innerlichkeit mit bem antiken frembartigen Stoffgehalte und den aus ihm in die deutsche Dichtung mit hinüber genommenen Boraussetzungen, mas der Goethe'schen Dichtung die finnliche Kraft, das einheitliche Leben, die Bewegung und das eigentlich dramatische Element entzieht. "Wir haben", so drückt sich ein neuerer Kritiker mit einem vortrefflichen Bilbe aus, "die Em= pfindung eines tief poetischen Lebens, aber eines Lebens, das fünstlich in eine ihm fremde Atmosphäre gerückt ist; es macht den Eindruck, als wenn auf eine blendendweiße Marmorgruppe durch die gemalten Fenster eines gothischen Domes ein so eigenthümlicher Lichteffekt fiele, daß wir das Blut pulsiren sehen und in jedem Augenblicke die Berwandlung in Leben er= warten. Es geschieht nicht, und indem wir länger darauf hin= sehen, überkommt uns ein eigner Schauber, es wird uns Alles auf einmal fremd."

Und bennoch hat Schiller Recht, wenn er sagt, "daß dieses Werk durch die hohen allgemeinen poetischen Eigenschaften, die ihm ohne Rücksicht auf seine dramatische Form zukommen, bloß als poetisches Geisteswerk betrachtet, immer unschätzbar bleiben werde". Denn es ist in demselben der höchste geistige und sittsliche Gehalt in die edelste Form gegossen, eine rein ethische Entwicklung in der ruhigen Majestät einer über alle irdische Leidenschaft erhabenen Einfalt vor uns hingestellt. Und dann die Sprache! "In ihrer spiegeshellen Klarheit erscheint, wie der englische Biograph des Dichters sich ausdrückt, die geistige Entwicklung der Charaktere so durchsichtig, wie die Arbeit der Vienen in einem Bienenkorbe von Glas, und der stete Klang erhabener Musik, der das Gedicht durchtönt, stimmt den Leser zur Andacht, als sei er in einem heiligen Tempel."

Ja, diese Iphigenie Goethe's ist kein irdisches Weib, wie sie andere große dramatische Dichter in ihren besten Werken geschil= bert haben, sie ist eine Beilige, eine von allen irdischen Schlacken geläuterte driftliche himmelsbraut, eine moderne "schöne Seele" im griechischen Gewande. Goethe selbst erzählt uns, wie ihn auf der Italienischen Reise zu Bologna der Anblick einer hei= ligen Agatha aus Raphael's Schule tief ergriffen habe. werbe ihr", schreibt er, "meine Iphigenie im Geiste vorlesen, und meine Heldin nichts sagen lassen, was diese Heilige nicht aussprechen möchte." Er hat Wort gehalten. Denn trot der heidnischen Namen und der einzelnen griechischen Ausbrucksweisen und Wendungen ift doch in dieser Goethe'schen Iphigene kein antiker griechischer Blutstropfen, sie ist ganz nur die priesterliche, ber Erbe taum noch angehörige heilige Jungfrau. Sie ist ein herrliches göttergleiches Wefen, eine Erscheinung, die unsern Geift mit zanberhaftem Banne umfängt. Aber eins fehlt dieser ideal= sten aller, von einem Dichter geschaffenen Gestalten — sie hat feinen Schatten!

Begleiten wir sie von ihrem ersten Auftreten an bis an das Ende des Drama's. Gleich der erste Monolog eröffnet uns den Blick in ihr Inneres. Tiefe Sehnsucht nach der Heimat, Gesühl der verlorenen Freiheit, Klage über das Loos der Frauen, Kampf ihrer Sehnsucht mit dem frommen Pflichtgefühl gegen die Göttin, der sie sich zu lebenslangem Danke verbunden fühlt, und der sie doch mit Widerwillen dient, leise als Gebet ausgessprochne Hoffnung, daß dieselbe Gnade der Göttin, die einst am Opferaltar ihr Leben rettete, sie doch noch endlich den Ihrigen wiedergeben werde, das sind die Empfindungen, die sich in ihrer Seele durchkreuzen. Unter diesen Empfindungen ist es bessonders eine, die unsere Ausmerksamkeit verlangt, weil sie mehrs

fach wiederkehrt. Es ist die Empsindung: daß es ein Unglück sei, dem weiblichen Geschlechte anzugehören! Sie will nicht mit den Göttern rechten, aber sie spricht es doch aus, daß im Bersgleiche zu dem überall herrschenden, selbstständigen Manne der "Frauen Zustand beklagenswerth", "des Weibes Glück enggesbunden sei". Selbst der Ehe erwähnt sie nur in ihrer harten, herben Form:

"Schon einem rauben Gatten zu gehorchen, Ift Pflicht und Trost!"

und des Mutterglückes gedenkt sie gar nicht. Es ist eine Natur, die ganz nur Tochter und Schwester, nicht Gattin und liebens des Weib ist und sein kann, während bei einer griechischen Königstochter, wie bei der jungfräulichen Antigone, es für das härteste Loos gelten würde, auf Eheglück und Mutterfreuden verzichten zu sollen. — Jene Klage über das traurige Schicksal, Weib zu sein, kehrt wieder in den zu Arkas in der zweiten Scene gesprochenen Worten:

"Ein unnütz Leben ist ein früher Tob! Dies Frauenschicksal ist vor allen meins."

und klingt selbst wieder in den zu Thoas gesprochenen Worten:

"Schilt nicht, o König, unser arm Geschlecht!"

So ist es denn auch nicht der Stolz der Griechin, der Tochter Agamemnons, nicht Sehnsucht allein nach der Heimat, was sie abhält, dem um sie werbenden Könige Thoas ihre Hand zu reichen, sondern es ist das geheime Gefühl, daß sie überhaupt nicht Weib und Gattin sein kann. So wenigstens verstehe ich ihr schließliches Selbstbekenntniß gegen Thoas in den Worten:

"Glauf' es, barin bin ich Dir verzuziehen. Daß ich Dein G!nd mehr als Du felber kenne. Du wähnen, unbefannt mit Dir und mir, Ein näber Bant wert' uns zum Glad vereinen, Bell guten Mutbes, wie voll guten Billens, Dringst Du in mich, baß ich mich sügen soll: Und bier bank ich ben Göttern, daß sie mir Die Festigkeit gegeben, bieses Bunduiß Richt einzugeben, das sie nicht gebilligt."

Aber sie weiß recht gut, daß es mit dieser ihrer Berusung auf die Götter nichts ist, und daß es allerdings, wie Thoas richtig sagt, ihr eignes Herz ist, das gegen ein solches Bündniß spricht. Es ist in ihrer tiesen Berschlossenheit und Zurückgezogenheit in sich selbst ein Etwas, von dem sogar der treue Arkas bekennt, daß es ihm unheimlich sei, daß es "ihm schaudere" vor diesem abweichenden Blicke:

"So lang ich Dich an biefer Stätte kenne, Ift bies ber Blick, vor bem ich immer schaudre." —

Was man im Bolke der Schthen von ihr weiß, ist, daß sie vom Stamme der Amazonen, und um einem großen Unheil zu entgehen, hierher geflohen sei, daß dies "fremde göttergleiche Weib" seit ihrer Ankunft das blutige gegen die Fremden ge-richtete Gesetz gefesselt halte, daß sie statt blutiger Opfer nur "ein reines Herz und Weihrauch und Gebet" den Göttern dar-bringe. Der abgewiesene Thoas droht in seinem Zorne mit der Erneuerung des alten blutigen Branchs. Aber wenn er sich dabei auf das Verlangen seines Volkes beruft, so ist diese Be-rufung eine Unwahrheit, denn sein getreuer Arkas gesteht später selbst, daß das Volk vielmehr sehr zufrieden mit der Abschaffung

des unmenschlichen Brauches, und daß es allein "der aufgebrachte Sinn des Königs" sei, der den beiden gefangenen Griechen bitztern Tod bereite, denn:

"Das Heer entwöhnte längst vom harten Opfer Und von dem blutgen Dienste sein Gemüth. Ja mancher, den ein widriges Geschick An fremdes Ufer trug, empfand es selbst, Wie göttergleich den armen Irrenden, Umhergetriebnen an der fremden Gränze Ein freundlich Menschenangesicht begegne."

Auch Iphigenie weiß dies, und darum wird es ihr erleichtert, bei den nachfolgenden Scenen ihre Fassung zu bewahren. Wenn diese Fassung wahrhaft erhaben ist in der Schlußscene des zweiten Aftes, als sie durch Phlades die neuen Greuelgeschicke ihres Hauses, die Ermordung ihres Vaters und den verbreche= rischen Frevel ihrer Mutter erfährt, so erscheint dieselbe boch über das Maaß des Menschlichen hinaus gesteigert in der Scene des dritten Aufzugs, wo Iphigenie es über sich gewinnt, die Er= öffnung Orest's, die ihn als den einzigen heißersehnten Bruder ihr kund giebt, mit Schweigen hinzunehmen, ja den so uner= wartet wiedergefundenen Bruder ohne ein Wort des Anrufs von der Scene abgehen zu lassen! Aber einmal in folchen Be= reich des Uebermenschlichen eingetreten, läßt uns der Dichter auch weiter in demselben verharren. Eine menschliche Schwester, die zwischen der Rettung des Bruders vom grausamen Opfer= tode und einem an dem barbarischen Könige, der solch blutiges Menschenopfer erneut wissen will, zu begehenden Truge die Wahl hat, kann gar nicht schwanken, wohin sie sich entscheiden foll. Dies kann nur ein übermenschliches Wesen, das in seiner ibealen Seelenreinheit keine höhere Sorge kennt, als die, diese ihre ideale Seelenreinheit zu bewahren, "ihr eigenes Herz zu bestriedigen", weil dies Herz "sich nur ganz unbesteckt genießen kann". Und so sehen wir Iphigenie denn auch, nach kurzem Versuche der ihr angerathenen und aufgedrungenen Täuschung, ohne in Anschlag zu bringen, was sie damit auf's Spiel sett, zur Wahrheit zurückehren und dem verrathenen Könige den sanzen gegen ihn gerichteten Anschlag offenbaren. Es ist durchense richtig, wenn Polades ihr vorher zuruft, daß sie durch ihre übermenschliche Gewissenhaftigkeit den Bruder und den streund zu Grunde richten und sich selbst in Berzweislung stürzen werde; auch hat sie selbst auf diesen Vorwurf keine andere Antwort, als sene frühere Klage, daß sie eben ein Weib und kein Wann sei:

"D trilg' ich boch ein mannlich Herz in mir, Das, wenn es einen fühnen Borfatz begt, Vor jeder andern Stimme sich verschließt!"

Aber trosdem behält in ihr der Drang, ihre Seelenreinheit zu bewahren, die Oberhand über das natürlichste, menschlichste Gessilht. Sie kann sich nicht entschießen, "das heilige ihr anverstraute Bild zu rauben", und übersieht dabei nur den sehr wessentlichen Umstand, daß Apollo selbst, der Bruder ihrer Göttin, diesen Raub geboten hat. Sie kann den Mann nicht hintersgehen, "dem sie ihr Leben dankt", und sie vergist dabei, daß dieser Mann, als er sie aufnahm und zur Priesterin der Göttin machte, damit, wie er selbst erzählt, gleichfalls nur einen Besehl der Göttin vollzog:

"Die Göttin übergab Dich meinen Händen, Wie Du ihr heilig warst, so warst Du's mir !" — und daß er selbst, der sie auf grausame Weise zu seinem Willen zwingen will, es nicht tadeln könnte, wenn sie "Pflicht nennte, was Noth ist". Wirft er sich doch vor, sie durch Nachsticht und Süte zur Verrätherin gemacht zu haben. Wäre sie in seiner Ahnherrn rohe Hand gefallen —

"Sie ware froh gewesen, fich allein Bu retten, hatte bantbar ihr Geschick Ertannt, und frembes Blut bor bem Altar Bergoffen, hatte Pflicht genannt, Bas Roth war."

Wenn also Iphigenie bennoch "bas Unerhörte" thut, wenn fie bas Geschick ihrer Geliebteften burch ihr offenes Betenntnig auf ein Spiel fest, beffen Difflingen ibr felbft als furchtbare Doglichleit nicht entgeht, fo ift es nur eins, was bie Sandlungsweise eines folden übermenschlichen fittlichen Ibealismus entfculbigen tann: bas Bertrauen auf eine gleich große, ja noch größere sittliche Erhabenheit bes Schthentonigs, bes Barbaren. Und wenn fich dies Bertrauen bewährt, - wie es fich benn in Goethe's Dichtung in ber That bewährt, - wenn dieser Barbar, biefer Ronig eines menichenopfernden Bolfes, wenn ber verschmahte Bewerber um die Sand ber von ihm gutig aufgenommenen Fremben groß genug bentt, fein Berg zu bezwingen, ihr felbft und ben Ihren ben Berrath gu verzeihen, und ber hoffnung feines lebens, ben beißen Bunichen feines Bergens großmuthig zu entfagen, - bann bleibt am Schluffe bes in fo taufenbfältiger Sinficht ber bochften Bewunderung murbigen Runstwerkes boch bie ungelöste Frage gurlid: Wie war es möglich, bag fich eine Iphigenie wie biefe, nach langen Jahren "am letten Tage wie am ersten" fremb fühlen tonnte unter

und neben Menschen wie dieser so ebel sühlende Thoas und der ihm so verwandte, noch mildere Arkas? —

Die Erklärung aller dieser Dinge liegt in dem Umstande, daß Goethe für diese Dichtung ganz eigenthümliche Boraussetzungen: eine ideale Welt, der die handelnden Personen, und eine ihr verwandte Welt, der die Juschauer angehören, in Anspruch nimmt. Seine Scothen sind keine Scothen, seine Griechen sind keine Griechen, sondern diese wie sene sind Menschen, deren seingeübte Reslexion, deren Reigung, sich in ihre Empsindungen und in den Siderstreit derielben unter sich und mit dem Empsinden Anderer, in ihre inneren Seelenkämpse zu vertiesen, weit abliegt von der naiven Einfalt und derben Menschlichkeit nicht unt der heroischen, sondern selbst der geschichtlichen Zeiten des Hellenenthums.

Bergessen wir indessen vor allem nicht die Zeit, in welcher Goethe diese Iphigenie zu dichten sich getrieben sühlte. Es war die Zeit, in welcher sein Spiritualismus in bem Berhältniffe zu seiner Geliebten, der Fran von Stein, deren Idealbild diese Iphigenie wiederspiegeln sollte, in der höchsten Blüthe jener vergeistigten Empfindung fand, bei der es der gefunden Ratur seines Rarl August zuweilen vorkam, als ob Goethe sich ganz "in's Aetherische" zu verstüchtigen Gesahr laufe. Goethe hat alle seine Dichtungen Selbstbekenntnisse über sein Leben genannt. Auch seine Iphigenie ist ein solches Selbstbekenntniß, und ein sehr sprechendes. Die ästhetische Theorie, welche dieser Dichtung zum Grunde liegt: die Ausbebung aller realen Bedingtheit, die Umwandlung alles äußeren Lebens in ein innerliches, aller äußeren Notive in seelische, die Unterstellung einer durchaus idealen Welt an die Stelle der Wirklichkeit, das Alles hängt durchaus mit dem eignen damaligen Seelenzustande des Lichters

febr eng gufammen. Es bangt gufammen mit bem Prob bas er felbft in jenem Berbaltniffe gur Frau von Stein gu tonnen meinte, mit feinem Glauben an die weltbefle Rraft der Wahrheit, der Wahrheit verkörpert in der G ebelfter Beiblichkeit und bochfter Geelenreinheit, als beren bild ihm damals jene Frau erschien. Und er wandte fid biefer Dichtung nicht an das Herz und Berständniß des Bi fondern an ben tleinen Rreis einer Gefellichaft, beren Gef nerven bie gehörige Feinheit befagen, ben innerlichen 3mie in der Seele einer Iphigenie zu empfinden und bas hobe ge Raffinement beffelben zu genießen. Wenn Bolades gegen Ende bes vierten Altes zu Iphigenie, die jede, auch die li Berunreinigung ihres Bergens durch Unwahrheit, selbst ba bie Roth eine folche "bor Gottern und bor Denichen" schuldigt, von sich fern halten möchte, die wundervollen L spricht:

"So haft Du Dich im Tempel wohl bewahrt;
Das Leben lehrt uns, weniger mit uns
Und Andern strenge sein; Du lernst es auch
So wunderbar ist dies Geschlecht gebildet,
So vielfach ist's verschlungen und verknüpft,
Daß Keiner in sich selbst, noch mit den Andern,
Sich rein und unverworren halten kann.
Auch sind wir nicht bestellt, uns selbst zu richten;
Bu wandeln und auf seinen Weg zu sehn
Ist eines Menschen erfte nächste Pflicht."

so glauben wir Goethe selbst in einem seiner späteren Bries Frau von Stein reden zu hören, deren immer sich ernem Bedenklichkeiten gegen ihr beiderseitiges Liebesverhältniß er mals so oft in ganz ähnlicher Weise zu beseitigen versi

5,

Schiller fand bekanntlich, daß in der ganzen Handlung des Stückes selbst "zu viel moralische Kasuistik herrsche", und wollte deshalb diese und ähnliche Stellen für die Aufführung, als zu frei, gestrichen wissen. — Er nannte die Dichtung selbst ein "Meteor für den Zeitmoment, in dem sie entstand", wie Jean Paul sie als einen "Solitaire" aus dem Wunderlande Eldorado bezeichnete. Und sie ist beides durch die Eigenartigkeit ihres Wesens. Sie ist ein "Wunder", das nur die Kraft eines Genius wie Goethe glaubhaft zu machen im Stande war; und daher eben erklärt es sich auch, daß sie allein und einzig in ihrer Art dasteht und stehen bleiben wird, während so unzählige ähnliche Bersuche anderer minder begabter Dichter eindruckslos vorübergegangen und spurlos verschwunden sind.

Raulbach aber hat auch hier wieder seinen richtigen Takt in der Erfassung des günstigsten Moments sür die sichtbare Darstellung einer dichterischen Gestalt bewährt, indem er aus der Goethe'schen Dichtung gerade diejenige Situation herausgegriffen hat, in welcher die ideale Gestalt Iphigenien's am meisten sinnsliches Leben gewinnt und unseren Herzen menschlich am nächsten tritt. Es ist dies die erste Erkennungsseene, die Seene, in welcher Iphigenie sich dem wiedergefundenen unseeligen Bruder zu erkennen giebt, der in der wildschmerzlichen Aufregung seines Innern dies Glück nicht zu fassen, der vielmehr in diesem unsgeahnten Wiedersehen der Schwester, statt der Lösung, nur die letzte fürchterliche Bollendung des alten, auf dem Atridenhause lastenden Fluches zu erblicken vermag. "Orest", so ruft Iphigenie aus —

"Orest, mein Theurer, kannst Du nicht vernehmen? Hat das Geleit der Schreckensgötter so Das Blut in Deinen Abern aufgetrocknet? Schleicht, wie vom Haupt ber gräßlichen Gorgone, Berstimmenb Dir ein Zauber burch die Glieber? D, wenn vergoff'nen Mutterblutes Stimme Zur Höll' hinab mit dumpfen Tonen ruft: Soll nicht der reinen Schwester Segenswort Hillfreiche Götter vom Olympus rufen?

Dreft:

Es ruft! es ruft! So willst Du mein Berberben? Berbirgt in Dir sich eine Rachegottin? Wer bist Du, beren Stimme mir entsehlich Das Innerste in seinen Tiesen wendet?

3phigenie:

Es zeigt fich Dir im tiefften Berzen an: Oreft, ich bin's! Gieh Iphigenien! Ich lebe!

Dreft:

Du!

3phigenie:

Mein Bruber!

Dreft:

Lag! Binmeg!

Ich rathe Dir, berühre nicht die Loden! Wie von Kreusa's Brautkleib gündet sich Ein unauslöschlich Feuer von wir fort. Laß mich!" —

In diesem kurzen Wechselgespräche liegt das Motiv d Kaulbach'schen Bildes, nur daß er mit kunstlerischer Freiheit t erst am Schlusse der Scene von Orest angedeutete Erscheinun der Furien vorweg genommen hat. Alle Liebe, alle tiefste Er pfindung, deren ein Menschenherz fähig ist, sind hier in t einfachen Worte Iphigenien's, in dieses unaussprechlich schön "Orest, ich bin's! Sieh Iphigenien! Ich lebe!

Dreft:

Du!

3phigenie:

Mein Bruber!"

zusammengedrängt. Aber dieser Bruder wendet sein Antlit ab von der Schwester, er kann diesen Blick der Liebe und des Erbarmens nicht ertragen, denn:

"Mit solchen Blicken suchte Klytämnestra Sich einen Weg zu ihres Sohnes Herzen."

und Kaulbach läßt ihn sein Antlit auch von uns abwenden. Mit Recht. Denn was dies Antlit uns nur durch Verzerrung feiner Schönheit lesen lassen könnte, das lesen wir ja bereits in den Gesichtern der schlangenhaarigen Unholdinnen, die ja eben nichts anderes sind, als die verkörperte Gestaltung der verzweifelnden Schmerz= und Reue = Gefühle, welche das Innere des Unglücklichen durchwühlen! Es ist ebenfalls ein feiner künstle= rischer Zug, daß Kaulbach sich in den Gestalten der Furien von allem Uebermaaß des Häßlichen frei gehalten hat. Es sind aller= dings die "furchtbaren" Göttinnen, als welche sie das Alter= thum verehrte, aber ihr Anblick hat nichts Gräßliches, ja in manchem dieser Gesichter, welche wir durch die offene Pforte des ummauerten Tempelhaines auf Orest hinstarren sehen, scheint sich fast eine Regung des Mitleids wiederzuspiegeln mit dem unseeligen Manne, der gerade in dem Augenblicke, wo er dem Glücke und der endlichen Erlösung so nahe ist, sich der letzten entsetlichen Erfüllung seines grausamen Schicksals preisgegeben wähnt. Und was soll ich von der Gestalt Iphigenien's sagen,

als daß es dem Künstler gelungen ist, die ganze statuar Ruhe und Erhabenheit derselben verbunden zu zeigen mit tiefsten, menschlichsten Bewegung der erbarmenden Liebe, herzerbebenden Mitleids der Schwester gegenüber dem wah fangenen quälenden Bruder! Ja, Liebe, reine Liebe spricht diesen geöffneten Lippen, aus diesen in seuchtem Mitleid stenden seelentiesen Augen, spricht aus den zum Umfassen Halten geöffneten Armen, die bald den "in Ermattung sinkenden" vergeblich zu stüpen suchen werden. Und alles, wir von ihr sagen können, geht auf in dem einzigen Aus der sich uns und sicher sedem Beschauer unwillsürlich über Lippen brängt, in dem Ausruse: Ja, dies ist Goethe's Lippen brängt, in dem Ausruse: Ja, dies ist Goethe's Lippen brängt, in dem Ausruse: Ja, dies ist Goethe's Lippen

IX.

Leonore von Este.

Wie die meisten größeren Dichtungen Goethe's ist auch sein Tasso nicht aus einem Gusse geschaffen, sondern in sehr verschiedenen Lebensperioden gearbeitet.

Er begann ihn im fünften Jahre seines Weimarischen Auf= enthalts, führte jedoch die Ausarbeitung nur wenig über den Anfang des zweiten Aktes hinaus, und nahm das in Profa angelegte Stud auf seiner Italienischen Fluchtreise mit über die Alpen, wo er nach der Umformung der Iphigenie sich daran machte, auch dieser Dichtung eine ähnliche Umgestaltung ange= deihen zu lassen. Allein diese Arbeit ward ihm schwerer als die bei der Iphigenie. Sieben Jahre waren seit den ersten Anfängen verstrichen, er selbst war in dieser Zeit ein anderer ge= worden, und das Vorhandene sagte ihm nicht mehr zu. Das war kein Wunder; hatten sich doch seine Beziehungen und Berhältnisse zu den Personen, und seine Gefühle für, seine An= schauungen von denselben, aus welchen die Farben in dem ersten Entwurfe der Dichtung entnommen waren, wesentlich im Laufe der Jahre verändert, und sollten sich noch mehr verändern bis zu der Zeit, wo er die neugestaltete und umgestaltete Dichtung abschloß. Er schrieb den Freunden (im Februar 1787 aus Rom): "Das Vorhandene muß ich ganz zerstören, das hat zu lange gelegen, und weder die Personen, noch der Plan, noch der Ton haben mit meiner jezigen Ansicht die mindeste Verwandtschaft." Am liebsten, — meint er in einem andern Briefe, — würse er das Ganze in's Feuer, doch da nun einmal die Vollendung des Gedichts bei ihm beschlossene Sache sei, so "wollen wir ein wunderlich Werk daraus machen". Noch ein Jahr später meldet er wiederum: "Tasso muß umgearbeitet werden; was da steht ist zu Nichts zu brauchen; ich kann weder so endigen noch Alles wegwersen."

Diese Bekenntniffe werden jett wesentlich ergänzt durch einen Brief, den Goethe zwei Monate nach der letten Aeußerung am 28. März 1778 an Karl August nach Weimar schrieb*). Die auf Tasso bezügliche Stelle besselben lautet: "Ich lese jett das Leben des Tasso, das Abbate Serassi, und zwar recht gut, geschrieben hat. Meine Absicht ist, meinen Geist mit dem Cha= rakter und den Schicksalen dieses Dichters zu füllen, um auf der Reise etwas zu haben, das mich beschäftigt. Ich wünsche das angefangene Stück, wo nicht zu endigen, doch weit zu führen, ehe ich zurücktomme. Hätte ich es nicht angefangen, so würde ich jetzt nicht mählen, und ich erinnere mich wohl noch, daß Sie mir davon abriethen. Indessen, wie der Reiz, der mich zu diesem Gegenstande führte, aus dem Inner= sten meiner Natur entstand, so schließt sich jett die Arbeit, die ich unternehme um es zu endigen, ganz sonderbar an's Ende meiner Italienischen Laufbahn, und ich kann nicht wünschen, daß

1. 1

^{*)} Siehe Briefwechsel Karl August's mit Goethe (Weimar 1863) Th. I. S. 121—122.

es anders sein möge." — Bir nöffen, daß das Gedicht auf der Rückreise in dem Garten Lebeli zu Flerenz dem Ende nade gesührt und im Sommer und Herdie defielden Jahres zu Belvedere, dem Beimarrichen Betriquarde vollends abgeschlossen wurde." Die erste, der er die umgeardeitete Dichtung bruchsstückeise nach seiner Rücksebr vorlas, und die sich für dieselbe auf das Tiesste interessure, war — die Perzogin Louise. "das Urbild jemer Fürstlin der Dichtung, der Prinzessin Leonore von Este, der Geliedten Tasse', mit welcher wir uns hier besichäftigen wollen.

Man migrerstehe ben Austruck Urbild nicht in dem Sinne, als ob die von Goethe bochrerehrte Fürstin dem Dichter zu seiner Leonore Toffo's wie bas Original zur Portraitsopie geseffen härte, oder gar, als ob das Berbaltnig der Prinzeffin der Dichtung zu dem unglücklichen Ganger des befreiten Jerufalems als eine Wieberipiegelung besienigen zarten Bezuges anzusehen sei, welcher ben Dichter des Taffo mit feiner Fürstin, der Gattin seines Herrn und Freundes verband. Freilich kann man sagen, daß in der ganzen Taffodichtung nichts enthalten sei, was nicht innerliches Erlebnig bes Dichters gewesen ware; aber berjenige wurde eine geringe Kenntniß von der Art und Weise des Goethe'ichen, wie alles wahrhaft dichterischen Schaffens verrathen, der nicht zugleich hinzusetzte: daß kein Erlebniß, kein Motiv ber eigenen Erfahrung in seiner Wirklichkeit vom Dichter belaffen worden sei, und daß vielmehr die Wirklichkeit des eignen Er= lebens ihm nur die Farben für seine Palette geliefert, aus deren Mischung, die das Geheimniß seiner Kunft ift und bleibt, die

39 P. 2 . 30

^{*)} G. ebendas. I, G. 134.

^{**)} Ebendas. I, S. 132

Seelens und Charaktergemälde seiner Dichtung hervorgeblüht sind. Mögen also auch hier die Farben zu dem Bilde des Herzog Alsons von Ferrara vielsach von Weimar's Karl August entslehnt sein, mag Leonore Sanvitale unzweiselhaft so manche Züge Charlotten's von Stein tragen, mag endlich eine Gestalt wie die Prinzessin der Dichtung in ihrer stillen Hoheit, ihrer traurig sansten und doch so stählern sesten Resignation kaum anders möglich, selbst für einen Goethe nicht zu schaffen möglich geswesen sein, wenn nicht die Wirklichseit in Louise von Weimar dem Dichter ein Urbild zu derselben gewährt hätte: immer bleiben diese Gestalten der Dichtung die freie unabhängige Schöpfung des Dichters, von dem das Wort gilt, daß "sein Gemüth das weit Zerstreute sammelt", und von dem Leonore Sanvitale so unvergleichlich tressend für unsere Frage sagt:

"Er scheint uns anzusehen, und Geister mögen An unfrer Stelle seltsam ihm erscheinen!"

Aber mit gleichem Rechte dürfte auch Goethe von den Gesstalten seiner Schöpfung, im Hindlicke auf das, was er für diesselben der Wirklichkeit des ihn umgebenden nächsten Lebenskreises, seiner eigentlichen Welt, verdankte, mit seinem Tasso sagen:

"Es sind nicht Schatten, die der Wahn erzeugte, Ich weiß es, sie sind ewig, benn sie sind."

Dies tiefe Wort gilt in doppelter Hinsicht für die Gestalt der Prinzessin Leonore seiner Dichtung.

Denn das seine Gewebe dieser Gestalt erscheint, in Bezug auf die zum Grunde liegende Wirkichkeit, aus zwei Grundlagen gebildet, die gleichsam Aufzug und Einschlag desselben ausmachen: nämlich aus der Gestalt der historischen Prinzessin Leonore von Este und aus der fürstlichen Frau, welcher der Dichter des Tasso ein ganzes Leben lang in unveränderter achtungsvoller Neigung nahe gestanden, deren Leben und Leiden er mitgelebt und mitzgelitten hat.

Leonore von Este, die jüngere der zwei Schwestern des Her= zogs Alfons von Ferrara, war neunundzwanzig Jahre alt, als der damals einundzwanzigjährige Tasso an den Hof ihres Bru-Die Berichte der Zeitgenoffen schildern sie schön, ders kam. geistreich, von edelster Anmuth, feiner Sitte, Runfte und Biffenschaften liebend und in ihnen wohlunterrichtet. Sie war kränk= lich und lebte deshalb meist zurückgezogen von dem festlichen Geräusche des Hoflebens. In ihrer äußern Erscheinung würdig einfach, von tadelloser Lebensführung und strengen Sitten, liebte sie es, in selbstgewählter Einsamkeit fern von dem ihr verhaßten fürstlichen Pomp und Glanz ihren Gedanken nachzuhängen, und den Uebungen einer strenggläubigen Frommigkeit zu leben. Milde und liebreich gegen Jedermann, auch einem ziemenden Scherze nicht abhold, von ruhiger Lebensklugheit, ward sie bald die theil= nehmende Beschützerin des jungen Dichters, dem sie gleich an= fangs in manchen Verwicklungen mit ihrem Rathe beizustehen Gelegenheit fand. Es wird berichtet, daß diefer Rath und Bei= stand sich selbst auf einen Liebeshandel ausdehnte, in welchen der jugendlich unbesonnene Tasso sich unvorsichtig genug mit einem Hoffräulein, Lucrezia Bendedio, der Geliebten von des Herzogs Alfons mächtigem Minister Pigna, verwickelt hatte, und daß es ihrer Klugheit gelang, die üblen Folgen von Taffo's Hauch Leonoren's ein Jahr ältere Schwester, die Prinzessin Lucrezia, welche ihn bei Leonoren eingeführt hatte, und die ein Jahr später Ferrara als Gattin des Herzogs von Urbino verließ, war und blieb des Dichters treue sorgliche Be=

schützerin und Freundin, und beide Schwestern ließen es sich angelegen sein, bis in das Kleinste für die Bedürfnisse des Tich= ters Sorge zu tragen, dessen eigne leichtsinnig sorglose Lebens= führung, dessen unpraktisches Behaben in allen äußeren Verhält= nissen, verbunden mit einer sich von Jahr zu Jahr steigernden krankhaften Reizbarkeit und Leidenschaftlichkeit ihnen dazu reiche Veranlassung und Gelegenheit boten.

Nach der Entfernung der älteren Schwester blieb Leonoren die nächste Sorge für den Dichter allein überlassen. Es bildete sich allmälig ein ganz eigenthümliches Verhältniß zwischen beiden, das aller Wahrscheinlichkeit nach von ihrer Seite durchaus in denjenigen Schranken blieb, welche Sitte und Lebensstellung, ihr trotz ihrer Neigung für den jungen Dichter auferlegten.

Taffo war in seiner Jugend einer der schönsten Männer Italiens, von hoher, schlanker, in allen ihren Berhältnissen har= monischer Gestalt. Seine Gesichtsfarbe mar weiß und später bleich, das locige Haar kastanienbraun, am Haupte heller als am Barte, die schwarzen Augenbraunen gewölbt und fein ge= schwungen, die lichtblau glänzenden, meist sinnend ruhigen oder gen Himmel gerichteten Augen groß und rund, die feinen, sauft gerötheten Lippen des Mundes voll weißer, wie Perlen dicht aneinandergereihter Zähne von lieblichem Ausdruck. Dieser herr= liche Ropf mit dem fräftig breiten Kinne und dem mäßig langen Halse saß auf einem Körper, deffen breite Brust und fraftige Schultern, dessen gelenke, wohl proportionirte Glieder das schönste Ebenmaaß aufzeigten, und bem man es ansah, daß er in den ritterlichen Uebungen des Reitens und Schwimmens, des Fechtens und Ringens bis zur Meisterschaft wohlgewandt mar. "Seine Rede", so fährt die Beschreibung fort, "war meist fertig und leicht, obwohl zuweilen stammelnd, sein Vortrag mehr gedanken=

reich als anmuthig. Selten lächelte er, nie lachte er laut auf. Die ganze Erscheinung verrieth auf den ersten Blick den Mann von hoher Bedeutung." Und bieser Mann, schon als Jüngling gefeiert als der erste Dichter des Jahrhunderts, zugleich in vieler, ja fast in jeder Hinsicht hülfsbedürftig wie ein Kind, und durch diese Hulfsbedürftigkeit, eine Folge eigner und fremder Bergärtelung, sowie durch seine trankhafte Reizbarkeit, seine duftere verdachtvolle Schwermuth, eine dämonische Natur, wie sie Goethe so unübertrefflich und dabei historisch vollkommen treu geschildert hat, war hingewiesen auf den Beistand und die Theilnahme eines Weibes, einer fürstlichen Jungfrau, wie die zart und tief empfindende Leonore von Este, die in ihm das Ideal einer poeti= schen Erscheinung verkörpert sah, und Neigung, Muße und Mittel hinreichend befaß, sich des verehrten Dichtergenius, des schönen und doch so unglücklichen Mannes anzunehmen, der, wie sie bald, und nicht nur sie allein, deutlich bemerken konnte, ihr, der Ein= samen, Kranken seine feurige Liebe, wenn auch scheinbar tief ver= stedt, entgegen trug! Es wäre ein Wunder gewesen, wenn sie feine Liebe nicht erwiedert hätte.

Man hat diese Liebe bestreiten, ihre historische Existenz absleugnen wollen. Ohne Grund. Schon im Jahre 1576 deutete der Dichter Guarini, den Tasso sich verseindet hatte, in einem Sonette auf dessen Leidenschaft sür die Fürstin deutlich hin, und es ist leider nur allzugewiß, daß diese unseelige Liebessleidenschaft die in dem Dichter liegenden Keime der Gemüthsstrankheit und theilweisen Geistesstörung zur Reise brachte. Man braucht seine Liebesgedichte, die er an die Fürstin gerichtet hat, nur zu lesen, um sich von der tiesen Wahrheit, von der verzehrenden Glut der Empfindung, welche sich darin ausspricht, zu überzeugen. Wie weit Leonore seine Liebe theilte, wird vielleicht

nie mit völliger Sicherheit auszumachen sein. Aber es ist in hohem Grade wahrscheinlich, daß seine Liebe nicht unerwiedert blieb. Die sonst unbegreisliche Tyrannei, mit welcher Herzog Alsons dem unglücklichen Dichter seine sämmtlichen Manuscripte und Papiere hartnäckig vorenthielt, die er bei seiner letzen Flucht in Ferrara gelassen hatte, und um die er den Herzog umsonst Jahre lang anslehte, sowie die unerbittliche Grausamkeit, mit welcher Alsons den durch seine unseelige Leidenschaft allerdings dem Wahnsinn nahe gebrachten Dichter sechs lange Jahre in dem Kerter des Irrenhauses gefangen hielt, sind nur dadurch zu erklären, daß der Herzog über Tasso's Liebe zürnte und die Indiskretion des Dichters sürchtete.

Leonore von Este starb den 10. Februar 1581 in Ferrara im fünfundvierzigsten Lebensjahre, kaum ein Jahr nach Tasso's Einkerkerung.

Goethe hat in seinem wundervollen Seelengemälde, — denn ein solches und kein Drama ist sein "Schauspiel" Tasso, — sich in der Schilderung der beiden Hauptpersonen möglichst treu an die historische Ueberlieferung gehalten, obschon seine eigentliche Absicht dahin ging, sich in dieser Dichtung ein Gefäß zuzubereiten, in welches er seine eigensten innerlichen Erfahrungen und Erlebnisse niederlegen mochte. Schon aus der vorstehenden kurzen Schilderung der historischen Leonore von Este wird es klar geworden sein, wieviel Züge derselben die Prinzessin der Goethe'schen Dichtung trägt.

Betrachten wir jetzt die letztere näher, so begegnen wir zus nächst einem gänzlichen Mangel der Schilderung der äußern Erscheinung Leonoren's, weil hier die Tradition den Dichter völlig im Stiche ließ. Denn es giebt keine Beschreibung des Aeußern der Geliebten des unglücklichen Märtyrers der Poesie und Liebe, kein Bild eines Malers, das uns ihre Züge erhalten hätte. Wir mögen einstweilen die Schilderung auf sie anwenden, mit welcher Tasso seine "Sophronia" in jener wundervollen Episode seines befreiten Jerusalems ausgestattet hat, in der er seine eigne, anfangs tief verhüllte Leidenschaft für die hohe Frau in jenen ersten glücklichen Tagen abspiegelte, als noch die Hoff-nung eines glücklichen Ausgangs seiner stillen Leiden in ihm lebendig sein mochte:

"Die Jungfrau kam allein hervorgegangen, Den Reiz nicht ausgestellt, nicht bang verwahrt; Voll Ruh der Blick, vom Schleier rings umfangen, Ablehnend, edelstolz in Gang und Art. Ob sie geschmückt? nachlässig? Ob der Wangen, Der Züge Reiz durch Kunst, durch Zusall ward? — Natur und Lieb', des Himmels Huld bereiten So wunderliebliche Nachlässigkeiten."

Leonore ist in der That die ächte Sophronia, die "maaßvolle" Hochgesinnte, die Berkörperung bewußter Entsagung und
eines poetischen Idealismus, der fern ist von aller berechnenden Selbstsucht. Die Züge, mit denen Leonore Sanvitale und sie selbst im ersten Akte ihr Wesen schildern, zeichnen uns eine seigennützig dis zu dem sehlerhaften Grade, daß sie nicht einmal "für ihre Freunde von Andern etwas zu erbitten" vermag. Wir sinden sie gleich beim Ansange des Stücks an einem schönen Frühlingstage versunken im Genusse der lieblichen Einsamkeit ihres geliebten Landsitzes, wo sie "so manchen Tag der Jugend froh verlebt hat", und in dessen schattigstillen Hainen sie sich "in die goldne Zeit der Dichter zu träumen liebt", deren poetische Welt ihrer Seele eigentliche Heimat ist. Erzogen von einer hochgebildeten Mutter, der sie "die Kenntniß aller Sprachen und des besten, was uns die Vorwelt ließ" zu danken gesteht, hat sie doch das Glück dieser mütterlichen Erziehung einer Frau, der sie sich an "Wissenschaft und rechtem Sinne", an Klugheit und Kenntniß jeder Art und an Geisteshoheit weit untergeorduet bekennt, nur kurze Zeit genossen. Denn die Mutter gehörte jenem Kreise bedeutender Männer und Frauen der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts an, die, wie wir aus Michel Angelo's und Victoria Colonna's Leben wissen, an der in Deutschland ausgebrochenen Bewegung zur religiösen Freiheit eifrig Theil nahmen, eine Theilnahme, die der gläubig frommen Tochter als ein Unglück und ein Irrthum erscheint. Wan entzog die Kinder der keterischen Mutter (Akt III, Scene 1):

"Man nahm uns von ihr weg. Nun ist sie todt! — Sie ließ uns Kindern nicht den Trost, daß sie Mit ihrem Gott versöhnt gestorben sei!"

So ist Leonore einsam herangewachsen. Frühe Leiden, die durch Kränklichkeit gebotene, durch eigene Neigung geförderte Abstrennung von dem Leben der Welt und seinen Freuden hat sie niehr und mehr in sich zurückgeführt, und eine Sinnesart genährt, die auf geduldiges Ertragen, auf Entbehren und Entsagung und zuletzt auf Unglauben an Glück überhaupt hinaussläuft. Hören wir von ihr selbst die Schilderung ihres Lebenssganges, in jener Scene mit ihrer Freundin und Nebenbuhlerin, der Gräsin Sanvitale. — "Glücklich? Wer ist denn glücklich?" ruft sie aus, als diese ihr die Hosffnung ausspricht, "sie dereinst, so schön sie es verdient, glücklich zu sehen". Und als dieselbe dann sie aussordert, "nicht nach dem zu blicken, was Jedem sehle,

und Liebe, kein Bild eines Malers, das uns ihre Züge erhalten hätte. Wir mögen einstweilen die Schilderung auf sie anwenden, mit welcher Tasso seine "Sophronia" in jener wundervollen Episode seines befreiten Jerusalems ausgestattet hat, in der er seine eigne, anfangs tief verhüllte Leidenschaft für die hohe Frau in jenen ersten glücklichen Tagen abspiegelte, als noch die Hossenung eines glücklichen Ausgangs seiner stillen Leiden in ihm lebendig sein mochte:

"Die Jungfrau kam allein hervorgegangen, Den Reiz nicht ausgestellt, nicht bang verwahrt; Voll Ruh der Blick, vom Schleier rings umfangen, Ablehnend, edelstolz in Gang und Art. Ob sie geschmückt? nachlässig? Ob der Wangen, Der Züge Reiz durch Kunst, durch Zusall ward? — Natur und Lieb', des Himmels Hulb bereiten So wunderliedliche Nachlässigkeiten."

Leonore ist in der That die ächte Sophronia, die "maaßvolle" Hochgesinnte, die Berkörperung bewußter Entsagung und
eines poetischen Idealismus, der fern ist von aller berechnenden Selbstsucht. Die Züge, mit denen Leonore Sanvitale und sie selbst im ersten Akte ihr Wesen schildern, zeichnen uns eine feinsinnige, innerliche, bescheiden hoheitvolle Natur, selbstlos uneigennützig dis zu dem sehlerhaften Grade, daß sie nicht einmal "für ihre Freunde von Andern etwas zu erbitten" vermag. Wir sinden sie gleich beim Ansange des Stücks an einem schönen Frühlingstage versunken im Genusse der lieblichen Einsamkeit ihres geliebten Landsitzes, wo sie "so manchen Tag der Jugend froh verlebt hat", und in dessen schatzigstillen Hainen sie sich "in die goldne Zeit der Dichter zu träumen liebt", deren poetische Welt ihrer Seele eigentliche Heimat ist. Erzogen von einer hochgebildeten Mutter, der sie "die Kenntniß aller Sprachen und des besten, was uns die Vorwelt ließ" zu danken gesteht, hat sie doch das Glück dieser mütterlichen Erziehung einer Frau, der sie sich an "Wissenschaft und rechtem Sinne", an Klugheit und Kenntniß jeder Art und an Geisteshoheit weit untergeordnet bekennt, nur kurze Zeit genossen. Denn die Mutter gehörte jenem Kreise bedeutender Männer und Frauen der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts an, die, wie wir aus Michel Angelo's und Victoria Colonna's Leben wissen, an der in Deutschland ausgebrochenen Bewegung zur religiösen Freiheit eifrig Theil nahmen, eine Theilnahme, die der gläubig frommen Tochter als ein Unglück und ein Irrthum erscheint. Man entzog die Kinder der keterischen Mutter (Akt III, Scene 1):

"Man nahm uns von ihr weg. Nun ist sie tobt! — Sie ließ uns Kindern nicht den Trost, daß sie Mit ihrem Gott versöhnt gestorben sei!"

So ist Leonore einsam herangewachsen. Frühe Leiden, die durch Kränklichkeit gebotene, durch eigene Neigung geförderte Abstrennung von dem Leben der Welt und seinen Freuden hat sie mehr und mehr in sich zurückgeführt, und eine Sinnesart genährt, die auf geduldiges Ertragen, auf Entbehren und Entsagung und zuletzt auf Unglauben an Glück überhaupt hinaussläuft. Hören wir von ihr selbst die Schilderung ihres Lebensganges, in jener Scene mit ihrer Freundin und Nebenbuhlerin, der Gräsin Sanvitale. — "Glücklich? Wer ist denn glücklich?" ruft sie aus, als diese ihr die Hossmung ausspricht, "sie dereinst, so schön sie es verdient, glücklich zu sehen". Und als dieselbe dann sie aussordert, "nicht nach dem zu blicken, was Jedem fehle,

n zu betrachten, was ihr alles noch bliebe, erwidert fie in schmerzlichsten Worten:

"Bas neir bleibt? Bebulb, Eleonore! - Ueben tonnt ich bie Bon Jugend auf. Benn Freunde, wenn Gefdwifter Bei Fest und Spiel gefellig fich erfreuten, Sielt Krantheit mich auf meinem Zimmer feft; Und in Befellicaft mancher Leiben mußte Ich frilh entbebren lernen. Eines war, Bas in ber Einsamkeit mich schön ergöhte, Die Freude bes Gefangs; ich unterhielt Mich mit mir felbft, ich wiegte Schmerz und Sebnfucht Und jeden Bunfch mit leifen Tonen ein. Da wurde Leiben oft Genug, und felbft Das traurige Gefühl zur harmonie. Nicht lang war mir bies Glud gegonnt: auch biefes Rahm mir ber Argt binweg: fein ftreng Bebot Dieg mich verftummen. Leben follt' ich, leiben, Den einzigen fleinen Troft follt' ich entbehren!"

t diesem hinkräntelnden Pflanzenleben begegnet ihr sehnsolles Herz zum erstenmale dem Jünglinge Tasso, nicht im e jener ritterkichen Prachtseste, der den Blick des zuerst in a eintretenden Jünglings blendete, denn auch damals war nt, ja sast dem Tode nahe. Erst als die noch schwach um halbgenesene lange nach jenen Tagen "zum erstensnoch unterstützt von ihren Frauen aus dem Krankenzimmer kam, wie sie es im Ansange des zweiten Attes Tasso in erung ruft, die Schwester, die ihr den Dichter zuführte:

"Da tam Lucretia voll froben Lebens Herbei und führte bich an ihrer Hand. Du warft ber erfte, ber im neuen Leben Mir neu und unbekannt entgegentrat. Da hofft ich viel für dich und — mich! auch hat Uns die hieher die Hoffnung nicht betrogen."

Diese Scene ist es, welche Kaulbach uns in seinem Bilde vorgeführt hat. Aber wie tief Eleonore selbst von dieser Besgegnung, die eine Reihe von Jahren hinter dem Beginne unsres Stücks zurückliegt, ergriffen worden war, das gesteht sie der Freundin in jener Scene des dritten Akts, in welcher der Schmerz über den zu befürchtenden Berlust des geliebten Freundes ihr Gefühl überwältigt und ihre sonst so verschwiegenen Lippen entsiegelt:

"Der Augenblick, ba ich zuerst ihn sah, War viel bebeutenb. Kaum erholt' ich mich Bon manchen Leiben; Schmerz und Krankheit waren Kaum erst gewichen; still bescheiben blickt' ich Ins Leben wieder, freute mich des Tags Und der Geschwister wieder, sog beherzt Der süßen Hossnung schönsten Balsam ein. Ich wagt' es, vorwärts in das Leben weiter Hineinzusehen! — — — Da, Eleonore, stellte mir den Jüngling Die Schwester vor; er kam an ihrer Hand Und — daß ich Dir's gestehe, — da ergriff Ihn mein Gemüth, und wird ihn ewig halten!"

Und eben so augenblicklich mit derselben dämonisch unwidersstehlichen Gewalt hat sich, wie Er ihr gegenüber (Aft II, Scene 1) ausspricht, auch Tasso von ihrer Erscheinung ergriffen gefühlt, deren geistigen Zauber für den Dichter die Schwäche ihrer Kranksheit noch vermehrte. Aus dem sinneberauschenden Taumel der prachtvollen Festlust von Turnier und Bankett in das stille hohe

Varmerzemaß der Generienden werend, führ er üch, "mei einem Kiel ur üben Sielt", gebeilt von über Kommene, von icher Zude, von seinn "üben Trebe". — Son über "Schende", von fich nach übent Gegenkünden über verler —

> Den is isidium prest ur und presid One issue par but Biridsensweiche kennend

Es firt fie neben einander bergezungen, baben de Beide wird und nach wird und wird und einander gelehr und das fäße Grit der Tucke in im nen tieferen Zugen in das Herz gelogen Jahre lang bes zu purm lurgen Fruillingstage, der vom Schiffal anserieben in, die Virtig ben herden Alze, nach gewaltiam gesprengter, lang verschlichenen Unaben plagten und verwelft im Stanke liegen zu seben.

Beeinligen wir jest diesen rom Dichter geschilderten, so ver= haugeihrellen Frühlingstag von Belriguardo und Leonoren's Ber= hulten an cemselben in unserer Schilderung.

Kir sinden sie mit ihrer Freundin Eleonore Sanditale in ihre ienstlichen Juruckgezogenheit der ländlichen Billa an einem ter ersten schönen hossnungsreichen Morgen des jungen Frühlings in phantastisch schäferlicher Tracht und Kleidung, über die ihr fürstlicher Bruder Alsons zu spotten liebt, mit Kränzewinden beschäftigt neben den Hermen Birgil's, ihres ernsten Lieblingsbichters, und Ariost's, den sich die leichtere, lebensfrische Sanvitale zum Lieblinge ertoren. Wir haben sie als eine Frau am Ende der ersten Hälfte der dreißig, Tasso etwa als sieben bis achtundzwanzigsährig zu denken. Sie ist nicht mehr so leidend wie früher, doch immer noch von zarter Gesundheit, die sie selbst weiterhin mit den Worten schildert: "Ich bin gesund, das heißt ich bin nicht krant!" Des Frühlings Weichheit schließt ihr im

Gespräch mit der Freundin, die bald von ihr zu scheiden und zu ihrem Gemahl nach Florenz zurückzugehen im Begriffe ist, die sonst still in sich versenkte Seele mehr als gewöhnlich auf. Es ist ihr nicht entgangen, daß die Sanvitale ihrem Dichter ungewöhnlichen Antheil schenkt, und sie kann sich's nicht verfagen, die Freundin darüber mit sanfter Heiterkeit ein wenig zu Auch hat sie mit dieser Neckerei mehr Recht, als sie felbst glaubt und der Freundin einzugestehen für gut findet, die ihrerseits, von der Prinzessin so herausgefordert, mit der Erklä= rung hervortritt, daß der Name Leonore, der sich in den Liebes= sonetten finde, welche von Tasso's Hand zuweilen den Bäumen des Parks Sprache verleihen, ebensowohl der Name der Prin= zessin wie der ihre sei. Es ist nicht zufällig, daß die Prinzessin die Ideen von der platonischen Liebe, welche ihre Freundin dem Dichter zuschreibt, deffen Liebe nicht sowohl ihren beiberseitigen Personen als vielmehr einem höheren allgemeineren Ibeale gelte, nicht zu verstehen erklärt; und ihre Antwort, welche sie auf das "Uns liebt er nicht! — verzeih', daß ich es sage!" — giebt, verräth der klugen Sanvitale plötlich den mahren Herzenszustand ihrer fürstlichen Freundin, und berechtigt sie zu ber spot= tenden Erwiderung:

> "Du? Schülerin des Plato! nicht verstehen, Was Dir ein Neuling vorzuschwatzen wagt? — Es müßte sein, daß ich zu sehr mich irrte!"

Aber die Kluge irrt sich nicht, und die unmittelbar darauf folgende Bitte der Prinzessin bei der Annäherung des Fürsten, ihr fast änglich abbrechendes:

"Da kommt mein Bruder! Laß uns nicht verrathen, Wohin sich wieder das Gespräch gelenkt!"

Marmorgemach der Genesenden tretend, fühlt er sich, "mit einem Blick in ihren Blick", geheilt von aller Phantasie, von jeder Sucht, von jedem falschen Triebe". — Von aller "Begierde", die "sich nach tausend Segenständen sonst verlor —

Trat ich beschämt zuerst in mich zurückt. Und lernte nun bas Wünschenswerthe kennen."

So sind sie neben einander hergegangen, haben sie Beide neben und mit einander gelebt und das süße Gift der Liebe in immer tieferen Zügen in das Herz gesogen Jahre lang bis zu jenem kurzen Frühlingstage, der vom Schicksal ausersehen ist, die Blüthe der herben Aloe, nach gewaltsam gesprengter, lang verschlossener Knospe plötslich in flammenrother Pracht aufstrahlen und am Abende gebrochen und verwelft im Staube liegen zu sehen.

Verfolgen wir jetzt diesen vom Dichter geschilderten, so vershängnißvollen Frühlingstag von Belriguardo und Leonoren's Vershalten an demselben in unserer Schilderung.

Wir sinden sie mit ihrer Freundin Eleonore Sanvitale in der idyllischen Burückgezogenheit der ländlichen Villa an einem der ersten schönen hoffnungsreichen Morgen des jungen Frühlings in phantastisch schäferlicher Tracht und Kleidung, über die ihr fürstlicher Bruder Alsons zu spotten liebt, mit Kränzewinden beschäftigt neben den Hermen Virgil's, ihres ernsten Lieblingsdichters, und Ariost's, den sich die leichtere, lebensfrische Sanvitale zum Lieblinge erkoren. Wir haben sie als eine Frau am Ende der ersten Hälfte der dreißig, Tasso etwa als sieben bis achtundzwanzigjährig zu denken. Sie ist nicht mehr so leidend wie früher, doch immer noch von zarter Gesundheit, die sie selbst weiterhin mit den Worten schildert: "Ich bin gesund, das heißt ich bin nicht krank!" Des Frühlings Weichheit schließt ihr im

Gespräch mit der Freundin, die bald von ihr zu scheiden und zu ihrem Gemahl nach Florenz zurückzugehen im Begriffe ist, die sonst still in sich versenkte Seele mehr als gewöhnlich auf. Es ist ihr nicht entgangen, daß die Sanvitale ihrem Dichter ungewöhnlichen Antheil schenkt, und sie kann sich's nicht ver= fagen, die Freundin darüber mit sanfter Heiterkeit ein wenig zu Auch hat sie mit dieser Neckerei mehr Recht, als sie selbst glaubt und der Freundin einzugestehen für gut findet, die ihrerseits, von der Prinzessin so herausgefordert, mit der Erklä= rung hervortritt, daß der Name Leonore, der sich in den Liebes= sonetten finde, welche von Tasso's Hand zuweilen den Bäumen des Parks Sprache verleihen, ebensowohl der Name der Prin= zessin wie der ihre sei. Es ist nicht zufällig, daß die Prinzessin die Ideen von der platonischen Liebe, welche ihre Freundin dem Dichter zuschreibt, dessen Liebe nicht sowohl ihren beiderseitigen Berfonen als vielmehr einem höheren allgemeineren Ibeale gelte, nicht zu verstehen erklärt; und ihre Antwort, welche sie auf das "Uns liebt er nicht! — verzeih', daß ich es fage!" — giebt, verräth der klugen Sanvitale plötzlich den wahren Herzenszu= stand ihrer fürstlichen Freundin, und berechtigt sie zu der spot= tenden Erwiderung:

> "Du? Schülerin des Plato! nicht verstehen, Was Dir ein Neuling vorzuschwatzen wagt? — Es müßte sein, daß ich zu sehr mich irrte!"

Aber die Kluge irrt sich nicht, und die unmittelbar darauf folgende Bitte der Prinzessin bei der Annäherung des Fürsten, ihr fast änglich abbrechendes:

"Da kommt mein Bruder! Laß uns nicht verrathen, Wohin sich wieder bas Gespräch gelenkt!"

ist nicht minder bedeutungsvoll für den Zustand ihres Innern. In der That sehen wir auch den Herzog Alsons in heiterem Scherze auf Tasso's Unzertrennlichkeit von den beiden Frauen auspielen, und sie neckend seiner Schomung versichern. Denn der fürstliche Herr sieht in Tasso's ihm nicht verborgener Reisgung nichts als ein poetisches Spiel und eine eben so erklärliche als erlaubte Huldigung. Der Fürstenstolz jener Zeiten hat eben keinen Begriff davon, daß die Liebe zwischen einem Dichter, sei er auch der erste Genius seines Volks und Jahrhunderts, und einer sürstlichen Prinzessin, sei sie auch nur die Schwester des Dynasten eines kleinen Ländchens von Ferrara, — kein Wahnstun sei, und daß Eleonore von Ste oder eine Viktoria Colonna je einem Tasso oder Michel Angelo etwas anderes sein könnten, als "Sterne die man nicht begehrt", so sehr man sich auch ihrer Pracht ersreuen mag.

Dagegen sehen wir in der nächsten Scene mit Alfons die Prinzessin stets bereit, den Dichter gegen des Bruders Klagen in Schutz zu nehmen, und während Leonore Sanvitale ganz auf des Fürsten Ans und Absicht eingeht, daß Tasso hinaus in die Welt müsse, verharrt die Prinzessin bei diesem Punkte in beseutungsvollem Schweigen. Aber sie ist wiederum die Erste, die den geliebten Dichter gegen Antonio vertheidigt, der gleich bei der ersten Begegnung seine Mißempfindung gegen den bevorzugten jungen Mann, dessen Leidenschaft für die Prinzessin ihm so wenig wie das Gefühl der Prinzessin ein Geheimniß ist, auf eine harte und schwer verletzende Weise Ausdruck giebt. Die unzgerechte und in keiner Weise herausgesorderte Bitterkeit und Hersbisseit, mit der Antonio ihren Liebling im Augenblicke von dessen höchster Erregung roh beleidigt hat, bringt der sein und tief empfindenden Fürstin ihr Gefühl für den Gekränkten nur

stärker zum Bewußtsein, und sie ist gerade deshalb um so weniger im Stande in jener ersten Scene des zweiten Atts das wennsgleich zart verschleierte Bekenntniß zurückzuhalten, daß Tasso's Liebe in ihrem Busen ein Scho sindet. Ja, sie liebt ihn, sie kann ihn nicht entbehren, und der Gedanke, sich ihn und seine Nähe um jeden Preis zu erhalten, ist es, der sie bewegt, den über sein neuentdecktes Slück in das reinste Entzücken versunskenen, jetzt nun auch ihr seine Liebe ohne Rückhalt gestehenden Tasso zu jenem Schritte der Versöhnung mit Antonio zu bestimmen, der ihr zur Erreichung ihrer Absicht nöthig scheint, und auf den Tasso mit so freudigem Gehorsam eingeht. Der Schritt mißlingt, doch nicht durch Tasso's Schuld, und sein Ausgang führt die Katasstrophe herbei.

Die Prinzessin hört von dem Ausgange mit Bestürzung, ja mit Entsetzen. Sie nimmt auch hier sogleich Tasso's Partei, und ihre Ahnung, daß diesmal Tasso, Antonio gegenüber, gewiß im Rechte gewesen sei (Akt III, Scene 1):

"Gewiß hat ihn Antonio gereizt 2c."

ist vollkommen richtig. Sie fühlt sich auf das Tiefste erschüttert. Sie klagt sich an, daß ihr unüberlegtes Berlangen Tasso zu diesem falschen Schritte getrieben, daß sie die Schuld der Folgen trage, und dieses Gefühl des Unglücks entsesselt ihre Zunge zu dem freien Bekenntniß ihrer tief im Herzen verborgenen Liebe. Je ofsener und wärmer Tasso selbst ihr im vorhergehenden Akte seine leidenschaftliche grenzenlose Hingebung gezeigt hatte, — "Wie schön, wie warm ergab er ganz sich mir!" ruft sie klagend aus, — um so zerschmetternder fühlt sie sich jetzt getrossen, als die listige Freundin, deren ganzer Sinn darauf gestellt ist, diesen Zwischenfall zu benutzen, um sich den von ihr geliebten Dichter

els huldigenden Berehrer zu gewinnen und zu sichern, ihr erksinet, daß Lusia's Cansermany wen Ferrara sest eine Rochwendigken sei.

Hier zucht zuern aus Leuneren's keufchem Herzen ein Junke der Eifersucht hervor. "Du willst dich im Genus, a Freundin! sehn, uch sell entbehren!" ruft sie ihr klagend zu. Anch weigert sie lange ihr Ja dem Plane, und giebt ihre widerwillige Cinstimmung nar mit den Borten: "Entschlossen din ich nicht, allein es sei, wenn er sich nicht auf lange Zeit entsernt." Und wenn sie "ihn denn einmal entbehren sell", so mag sie ihn noch am ersten der Freundin "gönnen". Aber immer auf? Rene macht sich ihr Schmerz, ja ihre Berzweislung Luft in ihren klagenden Geständnissen, die sich zulest die zu der Bersückerung steigern, daß ihr Herz "ihn ewig halten werde", ein Geständnis, das sie, erschreckend über ihre ungewohnte Ossenbeit, mit den Worten abzubrechen sucht:

"Ich bin geschwätzig und verbürge besser Auch selbst vor Dir, wie schwach und trank ich bin!"

Bergebens! Der unter der stillen Obersläche tief und stark fluthende Strom ihrer Liebesempsindung reißt sie unwiderstehlich fort, zu immer neuen Geständnissen ihrer Liebe für den Mann "den sie liebte, weil sie ihn verehren mußte", den sie lieben mußte, weil, wie sie ausruft, "ihr Leben erst durch ihn zum Leben ward, wie sie es nie gekannt". Und so strömt sie denn die ganze Kille ihres Liebesempsindens aus in jenen unsagdar schönen Versen, in denen sie die lebendig zurückgerusene Erinnerung an ihre vergangene Glückseeligkeit, und die vorweggenommene Schmerzensempsindung über die verödet vor ihr liegende Zukunst als Doppelstachel sich in die blutende Seele drückt. —

Gewiß nur die Eigensucht kann die Gräfin Sanvitale verleiten, in der still und tief glühenden Empfindung der Prinzessin, deren trauriges Loos fürstlicher Hoheit sie beklagt, nur eine ruhige "Neigung" zu seben, bie, abnlich bem talten, "ftillen Schein des Mondes, keine Lust nach Lebensfreude umbergießt". sie doch selbst keine Ahnung von der verzehrenden Glut der Leidenschaft, die Tasso's Herz bisher erfüllt. Die Prinzessin weiß es besser, wie es um ihr eigenes und wie es um Tasso's Inneres steht. Sie fürchtet, daß das Herrliche und Hohe dieser Liebe sie und ihn "elend machen" wird, wenn die bisher so stillbewahrte Flamme "ungehütet um sich her frißt", und ihre Furcht soll in Erfüllung geben. Die Entscheidung erfolgt, und Leonoren's Un= glück ist nur um so größer, als Erziehung und Natur, Charakter, Lebensstellung und Gewöhnung ihr die Kraft geben, ihre Leiden= schaft zu unterdrücken und ihr Herz zu brechen. die Leonore, die den Geliebten, der sich in ihre Arme stürzt, mit einem schaubernden "Hinweg!" "von sich stößt", diesen Ausgang nicht überleben kann, daß ihr ganzes Dasein mit diesem Akte zerbrochen ist, mit dem sie das, was bisher allein "ihr Leben war", von sich stößt, bedarf für den richtig Fühlenden keiner weiteren Erörterung. Und wenn Tasso die furchtbare Wahrheit jenes Wortes an sich erfahren soll, daß Goethe vielmehr der Prinzessin, als ihrer leichtblütigen Freundin hätte in den Mund legen mögen, bes Wortes:

> "Der Lorbeerkranz ist, wo er Dir erscheint, Ein Zeichen mehr bes Leibens als bes Glücks!"

das, beiläufig bemerkt, als der Vater des bekannten vergröberten Freiligrath'schen Worts von dem allzeitigen "Fluche" der Gabe der Dichtung und von dem "Kainsstempel des Dichters" gelten als huldigenden Berehrer zu gewinnen und zu sichern, ihr ersöffnet, daß Tasso's Entfernung von Ferrara jetzt eine Nothwensdigkeit sei.

Hier zuckt zuerst aus Leonoren's keuschem Herzen ein Funke der Eisersucht hervor. "Du willst dich im Genuß, o Freundin! sehn, ich soll entbehren!" ruft sie ihr klagend zu. Auch weigert sie lange ihr Ja dem Plane, und giebt ihre widerwillige Einsstimmung nur mit den Worten: "Entschlossen bin ich nicht, allein es sei, wenn er sich nicht auf lange Zeit ent fernt." Und wenn sie "ihn denn einmal entbehren soll", so mag sie ihn noch am ersten der Freundin "gönnen". Aber immer auf's Neue macht sich ihr Schmerz, ja ihre Verzweislung Luft in ihren klagenden Geständnissen, die sich zuletzt bis zu der Versicherung steigern, daß ihr Herz "ihn ewig halten werde", ein Geständniß, das sie, erschreckend über ihre ungewohnte Offenheit, mit den Worten abzubrechen sucht:

"Ich bin geschwätzig und verbürge besser Auch selbst vor Dir, wie schwach und krank ich bin!"

Bergebens! Der unter der stillen Obersläche tief und stark fluthende Strom ihrer Liebesempfindung reißt sie unwiderstehlich sort, zu immer neuen Geständnissen ihrer Liebe für den Mann "den sie liebte, weil sie ihn verehren mußte", den sie lieben mußte, weil, wie sie ausruft, "ihr Leben erst durch ihn zum Leben ward, wie sie es nie gekannt". Und so strömt sie denn die ganze Fülle ihres Liebesempsindens aus in jenen unsagdar schönen Bersen, in denen sie die lebendig zurückgerusene Erinnerung an ihre vergangene Glückseeligkeit, und die vorweggenommene Schmerzensempsindung über die verödet vor ihr liegende Zukunst als Doppelstachel sich in die blutende Seele drückt. —

Gewiß nur die Eigensucht kann die Gräfin Sanvitale verleiten, in der still und tief glühenden Empfindung der Prinzessin, deren trauriges Loos fürstlicher Hoheit sie beklagt, nur eine ruhige "Neigung" zu seben, die, ähnlich dem kalten, "ftillen Schein des Mondes, keine Lust nach Lebensfreude umbergießt". sie doch selbst keine Ahnung von der verzehrenden Glut der Leidenschaft, die Tasso's Herz bisher erfüllt. Die Prinzessin weiß es besser, wie es um ihr eigenes und wie es um Tasso's Inneres steht. Sie fürchtet, daß das Herrliche und Hohe dieser Liebe sie und ihn "elend machen" wird, wenn die bisher so stillbewahrte Flamme "ungehütet um sich her frißt", und ihre Furcht soll in Erfüllung gehen. Die Entscheidung erfolgt, und Leonoren's Un= glück ist nur um so größer, als Erziehung und Natur, Charakter, Lebensstellung und Gewöhnung ihr die Kraft geben, ihre Leiden= schaft zu unterdrücken und ihr Herz zu brechen. die Leonore, die den Geliebten, der sich in ihre Arme stürzt, mit einem schaudernden "Hinweg!" "von sich stößt", diesen Aus= gang nicht überleben kann, daß ihr ganzes Dasein mit diesem Akte zerbrochen ist, mit dem sie das, was bisher allein "ihr Leben war", von sich stößt, bedarf für den richtig Fühlenden keiner Und wenn Tasso die furchtbare Wahrheit weiteren Erörterung. jenes Wortes an sich erfahren soll, daß Goethe vielmehr der Prinzessin, als ihrer leichtblütigen Freundin hätte in den Mund legen mögen, des Wortes:

> "Der Lorbeerkranz ist, wo er Dir erscheint, Ein Zeichen mehr bes Leibens als bes Glücks!"

das, beiläufig bemerkt, als der Vater des bekannten vergröberten Freiligrath'schen Worts von dem allzeitigen "Fluche" der Gabe der Dichtung und von dem "Kainsstempel des Dichters" gelten darf: so hat die unglückliche Leonore von Este dagegen das Schicksal: den Fluch an sich zu bewahrheiten, der aus dem Vorurtheil der Welt von der Ungleichheit der Stände entspringend, gerade die Edelsten und Besten in Elend und Verderben reißt. Ihr Schicksal ist vorzugsweise, ja allein, das Tragische in dieser Dichtung, denn ihr der Unglückseeligen, die ihr Alles und sich selbst verliert, bleibt Nichts übrig, während Tasso sich doch noch zuletzt an den Felsen seststammern darf, an dem er scheitern sollte und ihm ein Gott das rettende Glück verlieh, "zu sagen was er leide".

Eugenie.

Das Trauerspiel "die natürliche Tochter", dessen Heldin wir in der Kaulbach'schen Darstellung vor uns haben, entstand dem Dichter durch die Lektüre der im letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts erschienenen Memoiren der Prinzessin Amelie Ga= brielle Stephanie Louise von Bourbon-Conti. Diese Prinzessin war die Frucht eines geheimen Liebesverhältnisses zwischen bem Prinzen Louis François von Bourbon-Conti und der schönen Herzogin von Mazarin. Die Berwandten diefer "natürlichen Tochter", obenan ihr Halbbruder der Graf von Marche — der später seinem Bater in der Regierung des kleinen Fürstenthums nachfolgte, bas nach bem Städtchen Conti bei Amiens ben Namen führte, und mit dem 1807 das Haus Bourbon-Conti ausstarb —, sahen sich durch die bevorstehende Anerkennung der= felben, welche ihr Bater bei dem Könige Ludwig XV. zu er= wirken gewußt hatte, in ihren Erbansprüchen bedroht. Sie griffen daher zu dem verbrecherischen Mittel, die junge Prinzessin heim= lich in eine kleine weltabgeschiedene Provinzialstadt zu entführen, kurze Zeit ehe der feierliche Akt der Legitimirung durch den König stattfinden sollte; ja, sie gingen so weit, die noch mino=

rense Prinzessu duci de minendiques Mitte par Berkendting mi ensur L'imprinder, dem Indianam Annous Louis L'.. ensur rapiter unt princloser Menium mu misensichiquer Leußere, pr pringer, duce meiner is menier Jahre ung de nielse deigendung erian, die si in pring prang, in der felber pr enzeuer, unt eine Indiaphensestating iver erponngener Ein zu reminiger.

Jene Memorer, ir weiter de unquictime Franc de Geidealise incer tenter and die membeneinden Zunklase über haiere her emaine, idiener den Immer einer Swör zu weren. desser Bedandung es ihm mignit maner kinne, seine Gedanker unt Anschwer ider be französische Peroduann unt nede Errä und Tiefe, als es ur den fricheren Transen "der Gerschwitzunt "der Bürgeigenern" ihne gerungen war, werfit anszusprechen. The Indiang was out one Tringe angelege, was der das vollendet verliegende, die Transcrive, dezendusen Drama mur die Experimen geben inder Sine Sine Sinemine, über sie Drutherl länger als die ganze Jodigense des Tudiers, als abgeichlossenes "Traveririel" brugnürllen, war iden an sich ein mikliches Unternehmen: aber noch miglicher für die dramatische, ja auch für die poeisiche Wirkung überhaum, wer die Bebandlungswerfe, beren fich ber Dichter bei tiefem Etrife bedienen zu durfen glantte.

Diese Behantlungsweise ist eine sast durchweg abstraft symbolische. Statt in dem Besonderen und durch das Besondere das Allgemeine darzustellen, aus der Lebendigkeit der Individualität und plastischen Charafteristif, wie in seinen srüheren Werken, das allgemein Bedeutende von selbst hervorgehen zu lassen, arbeitete er bei der Behandlung eines ganz geschichtlichen Stosses aus der nächsten Wirklichteit mit voller Absicht darauf hin, die

Idealistrung besselben baburch in's Werk zu setzen, bag er die personliche Bestimmtheit ber Gestalten und ihrer Berhältnisse, sowie der Zeit und der Umstände möglichst verwischte und ver= So wurden ihm die meisten der wirklich historischen Personen, welche ber Dichtung zum Grunde lagen, zu symbo= lischen Gestaltschemen. Alle Lokalfarbe, alle festbestimmte charakteristische Zeichnung, wie wir sie zum Beispiel im Egmont bewundern, verschwand in diefer idealifirenden Silberftiftzeich= nung, deren einformige regelmäßige Büge bei aller Reinheit und Richtigkeit der Linien nicht für das mangelnde individuelle Leben und für die fehlende Charakterfarbe entschädigen konnten, ebensowenig als die solcher symbolischen Behandlungsweise gemäße antikisirende, übermäßig einförmige und sententiöse Sprache, trot der vielen "schönen Stellen" und pathetischen Empfindungsergusse Erfat zu bieten vermochte für den gang= lichen Mangel an Handlung und für die Unklarheit, in welcher felbst bas, was man die "Fabel des Studs" nennt, gehalten ift.

Von diesem letzteren Uebelstande überzeugt man sich leicht, sobald man es unternimmt, diese "Fabel", d. h. den Hergang der in dem Drama behandelten Begebenheit aus dem Stücke darzustellen. Wir wollen dies versuchen, indem wir unsere Erzählung an diesenige Person des Stücks knüpfen, die Goethe sich zur Heldin desselben ausersehen hat.

Engenie, das heißt die wohl und adlig Geborne, — denn dies bedeutet der aus dem Griechischen stammende und mit Abssicht von dem Dichter seiner Heldin beigelegte Name, — ist die natürliche Tochter des "Herzogs", des nächsten Anverwandten und ersten Vasallen des "Königs", und einer ebenfalls dem Königshause nahe verwandten Fürstin. Ueber die letztere lauten

die Angaben in den Trick verlineden. Denn miknend der "König" ür als "die rerektrie, nut vernunden, nur ern verschrie, nut vernunden, nur ern verschrieben" bezeichnet, und der Herpog ür "die hondeguden, bechgefünnte Frank neum Afil I. Same I., dienn nur ver dem im Dienür des Herpogs ürdenden "Semenm" über ür eine zeug andere Spracke führen. In semem Munde Afil II. Same I. beißt ür nur "die ür ze Fran, der diese Kund, das übe nur ihrer Keigung Schmäcke verzumersen ihnen, ein Grenel war", und die daber und darfielte "nur anerkannt und kann gesehen" hame.

Eugenie werd aufauge als "ein unbedeutent, unbekanntes Aint" in einem alten einzigenen Jagtharfe ihres Beters dis Herzoge, umer der Leitung der "Hofmerkerin", ansergegen, obne den boben Nang ibres Baters zu fennen und obne von ibrer "boben" Minter gu miffen. Aber eine forgiange Erziehung und der Unterricht der besten Lehrer entmidelt das ren Natur degabte, moblgefinftete, geifing und leiblich fraftige und reich ausgestattete Amb gur berrich erblichenten Jungfran und gur höchsten Frende bes Baters, ber in bem Befige biefer Tochter Troft und Erfas findet für die Leiden, welche ibm fein einziger in gesetymäßiger Ebe erzengter Gebn bereitet. Stelz auf ben Werth und die treffliche Emmidlung diefer "natürlichen Tochter", läßt er dieselbe nach und nach öffentlich erscheinen, und bald wird das Berhältniß, in welchem fie zu ihm steht, durch seine unvorsichtige Baterliebe ein "öffentliches Geheimniß", das Jeder= mann bei Hof und in der Stadt kennt, nur der Konig nicht, der, wie es das Schicksal der Könige zu fein pflegt, das, was ihn am nächsten angeht, gerade zuletzt von Allen erfährt. Dies letztere geschieht auf einer Jagdpartie, welche der Herzog in dieser Absicht auf seinen Besitzungen veranstaltet und wobei er die

Einrichtungen so getroffen hat, daß der König in die Nähe bes einsamen Jagdschlosses geführt wird, welches "ben wonnevoll geheim verwahrten Schatz", die Tochter bes Herzogs, die schöne Eugenie, verbirgt, die, dem Könige unbekannt, auf flüchtigem Rosse als kühne Amazone Allen voran, an der Jagd des Hirsches Theil genommen hat. Bei dieser Gelegenheit eröffnet nun ber Berzog bem Könige, feinem Berwandten, das Geheinmiß feines Baterherzens und den Wunsch, die Tochter als Mitglied des föniglichen Hauses durch des Monarchen Huld legitimirt zu fehen, da der jüngst erfolgte Tod der Mutter das folchem Atte im Wege stehende Hinderniß beseitigt hat. Der König findet sich bazu bereit, und als Eugenie, von einem furchtbaren Sturze, den sie in Folge ihrer Tollfühnheit beim Herunter= fprengen von steiler Bergestlippenhöhe gethan, gludlich und unbeschädigt aus ihrer Ohnmacht zum Leben erwacht, findet sie sich wieder als Tochter "des Oheims eines Königs" und als "Nichte des großen Königs", der sie als solche anerkennt und ihr verspricht, daß er bald, "was hier geheim geschah, vor seines Hofes Augen wiederholen" werde. Bis dahin aber fordert er von Vater und Tochter strenge Berschwiegenheit. "Mißgunst lauert auf", und das Staatsschiff, das er zu steuern berufen ist, befindet sich bereits in einer klippenumbrobten Wogenbrandung —

"wo felbst ber Steurer nicht zu retten weiß."

Wir erfahren zugleich als nähere Erklärung der bedrängten Lage des guten aber schwachen Königs aus seinem eigenen Munde, daß Parteihader den Hof und Staat unterwühlt, daß der Herzog selbst bisher auf der Seite seiner Gegner gestanden hat, und daß Er, der König, erwarte, daß die neue, jetzt von ihm aner-

die Angaben in dem Stücke verschieden. Denn während der "König" sie als "die verehrte, nah verwandte, nur erst versstorbene" bezeichnet, und der Herzog sie "die hochbegabte, hochsgesinnte Frau" nennt (Akt I, Scene 1), hören wir von dem im Dienste des Herzogs stehenden "Secretair" über sie eine ganz andere Sprache sühren. In seinem Munde (Akt II, Scene 1) heißt sie nur "die stolze Frau, der dieses Kind, das ihr nur ihrer Neigung Schwäche vorzuwerfen schien, ein Greuel war", und die daher auch dasselbe "nie anerkannt und kaum gesehen" hatte.

Eugenie wird anfangs als "ein unbedeutend, unbekanntes Kind" in einem alten entlegenen Jagdhause ihres Baters des Herzogs, unter ber Leitung ber "Hofmeisterin", auferzogen, ohne den hohen Rang ihres Vaters zu kennen und ohne von ihrer "hohen" Mutter zu wissen. Aber eine sorgfältige Erziehung und der Unterricht der besten Lehrer entwickelt das von Natur be= gabte, wohlgestaltete, geistig und leiblich fräftige und reich aus= gestattete Kind zur herrlich erblühenden Jungfrau und zur höchsten Freude des Baters, der in dem Besitze dieser Tochter Trost und Ersatz findet für die Leiden, welche ihm sein einziger in gesetzmäßiger Che erzeugter Sohn bereitet. Stolz auf den Werth und die treffliche Entwicklung dieser "natürlichen Tochter", läßt er dieselbe nach und nach öffentlich erscheinen, und bald wird das Verhältniß, in welchem sie zu ihm steht, durch seine unvorsichtige Vaterliebe ein "öffentliches Geheimniß", das Jeder= mann bei Hof und in der Stadt kennt, nur der König nicht, der, wie es das Schicksal der Könige zu sein pflegt, das, was ihn am nächsten angeht, gerade zuletzt von Allen erfährt. Dies letztere geschieht auf einer Jagdpartie, welche der Herzog in dieser Absicht auf seinen Besitzungen veranstaltet und wobei er die

Einrichtungen so getroffen hat, daß der König in die Nähe bes einsamen Jagdschlosses geführt wird, welches "ben wonnevoll geheim vermahrten Schatz", die Tochter des Herzogs, die schöne Eugenie, verbirgt, die, dem Könige unbekannt, auf flüchtigem Rosse als kühne Amazone Allen voran, an der Jagd des Hirsches Theil genommen hat. Bei diefer Gelegenheit eröffnet nun der Berzog bem Könige, seinem Berwandten, das Geheinmiß seines Baterherzens und den Wunsch, die Tochter als Mitglied des föniglichen Hauses durch des Monarchen Huld legitimirt zu sehen, da der jüngst erfolgte Tod der Mutter das solchem Atte im Wege stehende Hinderniß beseitigt hat. Der König findet sich bazu bereit, und als Eugenie, von einem furchtbaren Sturze, den sie in Folge ihrer Tollfühnheit beim Herunter= sprengen von steiler Bergestlippenhöhe gethan, glücklich und unbeschädigt aus ihrer Ohnmacht zum Leben erwacht, findet sie sich wieder als Tochter "des Dheims eines Königs" und als "Nichte des großen Königs", der sie als solche anerkennt und ihr verspricht, daß er bald, "was hier geheim geschah, vor seines Hofes Augen wiederholen" werde. Bis dahin aber fordert er von Vater und Tochter strenge Verschwiegenheit. Denn "Mißgunst lauert auf", und das Staatsschiff, das er zu steuern berufen ist, befindet sich bereits in einer klippenumdrohten Wogenbrandung —

"wo selbst ber Steurer nicht zu retten weiß."

Wir erfahren zugleich als nähere Erklärung der bedrängten Lage des guten aber schwachen Königs aus seinem eigenen Munde, daß Parteihader den Hof und Staat unterwühlt, daß der Herzog selbst bisher auf der Seite seiner Gegner gestanden hat, und daß Er, der König, erwarte, daß die neue, jetzt von ihm aners

die Angaben in dem Stücke verschieden. Denn während der "König" sie als "die verehrte, nah verwandte, nur erst versstorbene" bezeichnet, und der Herzog sie "die hochbegabte, hochsgesinnte Frau" nennt (Akt I, Scene 1), hören wir von dem im Dienste des Herzogs stehenden "Secretair" über sie eine ganz andere Sprache sühren. In seinem Munde (Akt II, Scene 1) heißt sie nur "die stolze Frau, der dieses Kind, das ihr nur ihrer Neigung Schwäche vorzuwersen schien, ein Greuel war", und die daher auch dasselbe "nie anerkannt und kanm gesehen" hatte.

Eugenie wird anfangs als "ein unbedeutend, unbekanntes Kind" in einem alten entlegenen Jagdhause ihres Baters bes Herzogs, unter der Leitung der "Hofmeisterin", auferzogen, ohne den hohen Rang ihres Vaters zu kennen und ohne von ihrer "hohen" Mutter zu wissen. Aber eine sorgfältige Erziehung und der Unterricht der besten Lehrer entwickelt das von Natur begabte, wohlgestaltete, geistig und leiblich fräftige und reich aus= gestattete Kind zur herrlich erblühenden Jungfrau und zur höchsten Freude des Baters, der in dem Besitze dieser Tochter Trost und Ersatz findet für die Leiden, welche ihm sein einziger in gesetzmäßiger Che erzeugter Sohn bereitet. Stolz auf den Werth und die treffliche Entwicklung dieser "natürlichen Tochter", läßt er dieselbe nach und nach öffentlich erscheinen, und bald wird das Verhältniß, in welchem sie zu ihm steht, durch seine unvorsichtige Vaterliebe ein "öffentliches Geheimniß", das Jeder= mann bei Hof und in der Stadt kennt, nur der König nicht, der, wie es das Schicksal der Könige zu sein pflegt, das, was ihn am nächsten angeht, gerade zuletzt von Allen erfährt. Dies lettere geschieht auf einer Jagdpartie, welche der Herzog in dieser Absicht auf seinen Besitzungen veranstaltet und wobei er die

Einrichtungen so getroffen hat, daß der König in die Nähe des einsamen Jagdschlosses geführt wird, welches "den wonnevoll geheim vermahrten Schatz", die Tochter des Herzogs, die schöne Eugenie, verbirgt, die, dem Könige unbekannt, auf flüchtigem Rosse als kühne Amazone Allen voran, an der Jagd des Hirsches Theil genommen hat. Bei diefer Gelegenheit eröffnet nun der Berzog bem Könige, seinem Berwandten, bas Geheinmiß seines Baterherzens und den Wunsch, die Tochter als Mitglied des königlichen Hauses durch des Monarchen Huld legitimirt zu sehen, da der jüngst erfolgte Tod der Mutter das solchem Atte im Wege stehende Hinderniß beseitigt hat. Der König findet sich dazu bereit, und als Eugenie, von einem furchtbaren Sturze, den sie in Folge ihrer Tollkühnheit beim Herunter= fprengen von steiler Bergestlippenhöhe gethan, glücklich und unbeschädigt aus ihrer Ohnmacht zum Leben erwacht, findet sie sich wieder als Tochter "des Oheims eines Königs" und als "Nichte des großen Königs", der sie als solche anerkennt und ihr verspricht, daß er bald, "was hier geheim geschah, vor seines Hofes Augen wiederholen" werde. Bis dahin aber fordert er von Bater und Tochter strenge Berschwiegenheit. Denn "Mißgunst lauert auf", und das Staatsschiff, das er zu steuern berufen ist, befindet sich bereits in einer klippenumdrohten Wogenbrandung —

"wo felbst ber Steurer nicht zu retten weiß."

Wir erfahren zugleich als nähere Erklärung der bedrängten Lage des guten aber schwachen Königs aus seinem eigenen Munde, daß Parteihader den Hof und Staat unterwühlt, daß der Herzog selbst bisher auf der Seite seiner Gegner gestanden hat, und daß Er, der König, erwarte, daß die neue, jetzt von ihm aner=

1.16

1.4 1

die Angaben in dem Stücke verschieden. Denn während der "König" sie als "die verehrte, nah verwandte, nur erst versstorbene" bezeichnet, und der Herzog sie "die hochbegabte, hochzessinnte Frau" nennt (Akt I, Scene 1), hören wir von dem im Dienste des Herzogs stehenden "Secretair" über sie eine ganz andere Sprache sühren. In seinem Munde (Akt II, Scene 1) heißt sie nur "die stolze Frau, der dieses Kind, das ihr nur ihrer Neigung Schwäche vorzuwersen schien, ein Greuel war", und die daher auch dasselbe "nie anerkannt und kanm gesehen" hatte.

Eugenie wird anfangs als "ein unbedeutend, unbekanntes Kind" in einem alten entlegenen Jagdhause ihres Vaters bes Herzogs, unter der Leitung der "Hofmeisterin", auferzogen, ohne den hohen Rang ihres Vaters zu kennen und ohne von ihrer "hohen" Mutter zu wissen. Aber eine sorgfältige Erziehung und der Unterricht der besten Lehrer entwickelt das von Natur be= gabte, wohlgestaltete, geistig und leiblich fräftige und reich aus= gestattete Kind zur herrlich erblühenden Jungfrau und zur höchsten Freude des Vaters, der in dem Besitze dieser Tochter Trost und Ersatz findet für die Leiden, welche ihm sein einziger in gesetzmäßiger Che erzeugter Sohn bereitet. Stolz auf den Werth und die treffliche Entwicklung dieser "natürlichen Tochter", läßt er dieselbe nach und nach öffentlich erscheinen, und bald wird das Verhältniß, in welchem sie zu ihm steht, durch seine unvorsichtige Baterliebe ein "öffentliches Geheimniß", das Jeder= mann bei Hof und in der Stadt kennt, nur der König nicht, der, wie es das Schicksal der Könige zu sein pflegt, das, was ihn am nächsten angeht, gerade zuletzt von Allen erfährt. Dies letztere geschieht auf einer Jagdpartie, welche der Herzog in dieser Absicht auf seinen Besitzungen veranstaltet und wobei er die

Einrichtungen so getroffen hat, daß der König in die Nähe bes einsamen Jagbschlosses geführt wird, welches "den wonnevoll geheim verwahrten Schat, die Tochter bes Berzogs, die schöne Eugenie, verbirgt, die, dem Könige unbekannt, auf flüchtigem Rosse als kühne Amazone Allen voran, an der Jagd des Hirsches Theil genommen hat. Bei dieser Gelegenheit eröffnet nun der Berzog bem Könige, seinem Berwandten, das Geheinmiß seines Baterherzens und den Wunsch, die Tochter als Mitglied des föniglichen Hauses durch des Monarchen Huld legitimirt zu sehen, da der jüngst erfolgte Tod der Mutter das solchem Akte im Wege stehende Hinderniß beseitigt hat. Der König findet sich dazu bereit, und als Eugenie, von einem furchtbaren Sturze, den sie in Folge ihrer Tollfühnheit beim Herunter= sprengen von steiler Bergestlippenhöhe gethan, glücklich und unbeschädigt aus ihrer Ohnmacht zum Leben erwacht, findet sie sich wieder als Tochter "des Oheims eines Königs" und als "Nichte des großen Königs", der sie als folche anerkennt und ihr verspricht, daß er bald, "was hier geheim geschah, vor seines Hofes Augen wiederholen" werde. Bis dahin aber fordert er von Vater und Tochter strenge Verschwiegenheit. "Miggunst lauert auf", und das Staatsschiff, das er zu steuern berufen ist, befindet sich bereits in einer klippenumdrohten Wogenbrandung —

"wo selbst ber Steurer nicht zu retten weiß."

Wir erfahren zugleich als nähere Erklärung der bedrängten Lage des guten aber schwachen Königs aus seinem eigenen Munde, daß Parteihader den Hof und Staat unterwühlt, daß der Herzog selbst bisher auf der Seite seiner Gegner gestanden hat, und daß Er, der König, erwarte, daß die neue, jetzt von ihm aner=

kannte Richte dazu beitragen werde, ihm des Baters "Herz und Stimme zu erhalten". Beide sollen sich "neben ihn in's Chor der Treuen stellen, die an seiner Seite das Rechte, das Bestänsdige beschützen". "Das Beständige", d. h. das Hergebrachte, gegen welches von unten her die Revolution, in welcher der Monarch natürlich nur das Streben nach absoluter Gleichmacherei sieht, mit drohendem Wellenschlage andringt, während "der Zwist, der Große gegen Große reizt" —

— "von innen Das Schiff burchbohrt, das gegen äuß're Wellen Geschlossen kämpfend nur sich halten kann."

Durch den Herzog, ihren Bater erfährt Eugenie darauf, daß der König "zu gut ist", daß "seine Milbe Bermegenheit erzeugt", daß Strenge gegen die Revolutionäre Noth thue, daß es eine Partei solcher entschiedener Strenge giebt, zu welcher der Her= zog zählt, auf beren Stimme aber der König nicht hören wolle, der bei all seiner Güte und edlen Gesinnung doch als Regent nicht an seinem Plaze sei, und in dem sich die ehemalige Kraft seines alten Helbenstammes, deffen "später Zweig" er ift, ver= leugne. So wird Eugenie in bemfelben Augenblicke, welchen ber Bater so heiß ersehnt hat, in die Wirbel der Sorgen und Intriguen von Hof und Staat, - "ber Welt gedrängter Posse" nennt es der Herzog, - hineingeriffen, und mit Schmerz sieht der Letztere durch die Erhebung seiner Tochter das Paradies der Unschuld, das seine Tochter bisher umgab, und zu dem er selbst sich aus jenem wirren und gefahrvollen Treiben zu retten liebte, zerstört.

Aber ganz anders empfindet Eugenie. In dieser ächt aristokratischen Seele, in diesem Erzeugnisse der Sünde der großen Welt, lebt der stolze Geist ihrer Mutter. Keine Regung schwäch= licher Sentimentalität mindert die Befriedigung, welche die Ent= deckung ihres hohen Ranges, die Aussicht auf die nahe Aner= kennung desselben ihr gewährt hat. Der Gedanke, daß ihr König selbst, "der große König", wie sie ihn nennt, gestehen muß, daß er ihrer bedürfe, die Aussicht, daß sie zum Handeln berufen, daß sie bestimmt sei:

"Mit hocherhob'nen, hochbeglückten Männern Gewalt'ges Anfehn, würd'gen Einfluß"

zu theilen, erscheint ihr als "reizender Gewinn für edle Seelen", als hohes Glück gegen ihres bisherigen "Daseins Unbedeuten= heit". Eingeweiht in die Sorgen, Gedanken und Pläne des Baters, theilnehmend an jeder großen Handlung, "die den Vater dem Könige und dem Reiche theurer macht", will sie "das Recht vollbürtiger Kindschaft rühmlich sich erwerben". Man sieht: in diesem achtzehnjährigen Mädchen ist die Anlage gezeichnet zu einer Herrschernatur, wie sie die Geschichte in einer Elisabeth oder in einer Katharina auszeigt, und der lebensersahrene Welt= mann und Politiker, der Herzog, erscheint schwächer als die ju= gendliche Tochter. Er muß bekennen:

"Wir tauschten sonderbar die Pflichten um: Ich soll dich leiten und du leitest mich!"

Nur eine einzige Sorge erfüllt Eugenie in diesem Augensblicke, und diese Sorge ist eine ächt weibliche. Ein berühmter Theologe und Kanzelredner pflegte zu sagen: "Fast alle Frauen denken, selbst wenn sie sich das Paradies und die ewige Seeligsteit vorstellen, in ihrem innersten Herzen in der Regel zuerst daran, wie sie dort wohl gekleidet sein werden". Sanz ebenso ergeht es Eugenie in ihrem Falle. Zwar bezeichnet sie selbst

ihre Sorge für solches Aeußerliche als "mädchenhafte Schwachscheit", aber dieser Zug liegt tieser in ihrer Natur, als sie weiß, er liegt begründet in ihrem eigensten Wesen, das sich später in den bedeutungsvollen Worten Ausdruck giebt, mit denen sie den Gedanken eines bescheidenen aber dauernden Glückes von sich weißt:

"hinweg bie Dauer, wenn ber Glang erlosch!"

Das Geburtsfest des Königs, an welchem die seierliche Staatssattion ihrer Anerkennung als königliche Prinzessin vor sich gehen soll, ist nahe bevorstehend, so nahe, daß ihr sofort die schwere Sorge aufsteigt, wie und ob es möglich sein werde, die dazu nöthige Kleidung und Ausschmückung ihrer Person in so kurzer Frist zu beschaffen:

— "ber große Tag ist nah, Zu nah um Alles würdig zu bereiten; Und was von Stoffen, Stickerei und Spitzen, Was von Juwelen mich umgeben soll, Wie kann's geschafft, wie kann's vollendet werden?"

In ihrem Entzücken über ihre Erhebung hat sie vergessen, daß bereits der König diese ihre Sorge von ihr hinweggenommen hat durch die galante Erklärung, daß zwar ihre Schönheit als höchste Zierde genüge, um an dem bevorstehenden Ehrentage "aller Augen auf ihr ruhen zu machen", daß aber auch von Bater und König noch außerdem dafür gesorgt werden solle: "daß der Schmuck der Fürstin würdig sei". So erfährt sie denn auch jetzt von dem Bater auf jene ihre besorgte Frage, daß bereits "alles was sie bedürse" angeschafft und unerwartet reiche Gaben in einem edlen Schreine bereit liegen, den er ihr zussenden werde und zu dem er ihr den Schlüssel schon jetzt übers

giebt, doch mit der Bedingung, die er ihr "als leichte Prüfung", als Vorbild "mancher künftig schweren" auferlegt: den Schrein nicht eher aufzuschließen und das Geheimniß ihres Ranges und ihrer bevorstehenden Erhebung Niemand anzuvertrauen, als bis der Vater sie wiedergesehen habe.

Als Grund dieses Verlangens eröffnet der Herzog ihr, daß sein eigener müster Sohn "sie und ihr Schicksal neidisch um= laure", der ihr schon "den kleinen Theil der Güter, der ihr bis= her schuldigermaaßen zugewandt worden", mißgönne.

"Erführ' er, daß du höher nun empor Durch unfres Königs Gunst gehoben, bald In manchem Recht dich gleich ihm stellen könntest, Wie milft' er wüthen! Würd' er tückisch nicht Den schönen Schritt zu hindern alles thun?"

Eugenie findet die Prüfung für ein Mädchen hart, verspricht aber dem Vater, sie zu bestehen.

Der Dichter hat an das Nichthalten dieses Versprechens die tragische Schuld Eugeniens geknüpft, jenen kleinen Fehler, jenes "leichte Vergehen", dessen sie später sich allein schuldig bekennt: daß sie gesehen und gesprochen, was ihr zu sprechen und zu sehen verboten war. Aber dieser Faden ist zu schwach, um daraus die tödtliche Schlinge einer tragischen Verschuldung zu machen. Dem Herzoge geht es wie dem Könige: er weiß nicht, daß, was er tieses Geheimniß wähnt, bereits aller Welt und vor allem Dempienigen bekannt ist, vor dem er es am meisten verborgen gehalten wissen wüsten Sohne, in dessen Solde des Herzogs eigner vertrautester Diener, der "Secretair" steht. Dieser Secretair ist der Verlobte von Eugenien's mütterlicher Freundin und Erzieherin, der "Hosmeisterin", und wir ersahren aus dem Zwies

gespräche der Beiden zu Ansange des zweiten Altes, daß er und sein Spießgeselle, der Sohn des Herzogs, auf den von ihnen erwarteten Fall einer Anerkennung Eugenien's längst ihre Maaßregeln genommen haben. Dieser Fall steht jest nahe bevor, und die Verbündeten sind entschlossen, zum Aeußersten zu schreiten.

Die blinden Bewunderer Goethe's haben es als ein poetisches Verdienst Goethe's hervorgehoben, daß hier wie überall in seinen Dichtungen die Bertreter des bosen Prinzips nie unedel, gemein und verächtlich erscheinen, und haben den "Secretair" "eine tüchtige, gesunde, praktische Ratur" genannt, welche die Welt nimmt, wie sie liegt, "nicht ohne den zarteren Bedürsnissen des Perzeus zu huldigen!" Ja, sie behaupten, daß es nicht "rohe Selbstsucht sei", was die unglückliche Jungfrau so erbarmungsstos in's Elend stürze!

Man trant seinen Augen nicht, wenn man solche Dinge lieft. Gerade umgekehrt! in keiner Dichtung alter und neuer Zeit ift die gemeinste Selbstsucht, die empörendste Berlängnung jedes ebleren Gefühls gegenüber dem brutalften Egoismus in jo scham= loser Lieise handelnd aufgetreten, als in dieser Dichtung Goethe's. Und diese Frechheit wirkt nur um so beleidigender, je glätter und gebildeter die Form und Sprache find, in welcher sie vor uns erscheint. Die innerliche Fäulniß der hier dargestellten Welt wird nur noch widerlicher durch den Moschusgeruch, mit dem sie par= fümirt ist. Der Secretair ist ein Schurke, wenn es je einen gegeben hat. Seine eigene Geliebte, die Hofmeisterin, wirft ihm vor, daß er an seinem Herrn, dem edlen Herzoge, verrätherisch handle, indem er sich heimlich zur Partei des Sohnes gesellt habe. Aber freilich, in einer Welt, wo eine Bertreterin des tugendhaften Prinzips selbst sich zu der Gottlosigkeit des Ausspruchs versteigt:

— "Wenn das Waltenbe (b. i. Gott) Berbrechen zu begünst'gen scheinen mag, So nennen wir es Zusall; doch der Mensch, Der ganz besonnen solche That erwählt, Er ist ein —"

Ich wette Tausend gegen Eins, kein Mensch von gesundem Gestühl und Berstande wird errathen, was für eine Bezeichnung hier im Munde der "wohlgesinnten Frau" statt der nothwens digen: ein Schurke oder ein Teusel, folgt. Aber so grob ist diese gebildete Welt nicht: die "wohlgesinnte Frau" nennt einen solchen Menschen, der sich mit vollem Bewußtsein zu tückischem Verrath an seinem Herrn und zur Begünstigung eines schweren Verbrechens, und zwar aus eigennützigster Absicht entschließt, ein — "Räthsel!"

Der Zusammenhang ist dieser. Der Berrather hat mit dem Sohne des Herzogs feinen Handel abgeschloffen, und eilt nun, der Hofmeisterin, seiner Berlobten, die Nachricht zu bringen, daß der ihm versprochene Preis, den sie durch Theilnahme an dem Verbrechen mit verdienen helfen soll, ihre langerwünschte Berbindung endlich ermögliche. Diefer Preis, deffen einzelne Bestandtheile: ein behaglich ausgestattetes Haus für den Winter= aufenthalt in der Stadt (Paris), Haus, Garten und Grundbesitz auf dem Lande für Frühling und Sommer, "wobei noch manche Rente gar bequem vergönnt durch Sparsamteit ein sicheres Slück zu steigern", er wohlgefällig aufzählt, — soll gezahlt werden von dem Sohne des Herzogs für die Beseitigung Eugeniens. Die Hofmeisterin soll die ihr anvertraute Herzogstochter entführen, sie "nach den Inseln" (d. h. nach Capenne) bringen und so aus der Welt verschwinden lassen. Der edle Secretair stellt seiner Helfershelferin, welche sich anfangs entschieden wei= gert, lebbeit ver, daß der innge fänft zest, ma der Herzug die Americanung Engenien's vorvereinen, zu feubem Smithing "ges zwangen" der Benn die Prinkrifterin unge von der Belt ges ichieben "den Berch der Erdenguner in Listerlichem Sinne ges ring anichage, ir nage nam dranzen, in der Belt, selchen edlen Schap bester":

Der Beier neider ihn dem Sein, der Siden Bereihner seines Bauers James, Brüder Sutweit ein ungeweises Rome und Die Und besein. Seidet der Seiftinge vergiste Westen er kreben seil und kreier nam Geid. Berdäme man d dem Bemain, der sin kend und Ale eine ger Sein gefährt, wenn er sich unn Die Schweiter under geführt, wenn er sich unn Die Schweiter under geführt aufen will. Die eingebrungen ihm das Erbeiteil schmillert? Man keile sich an seinen May und richte.

Aber, antwortet die Holmeisterm dieser "nichtigen, gesunden praktischen Ratur", der Krinz ist zu schan zest ein reicher Fürst, und wird es später nach des Baters Tode zum Uebermans, warum misgönnt er einer so "holden Schwesser" einen Theil der Güter? Die Erwiderung, welche der würdige Genosse des Prinzen darauf gieht, ist vielleicht das Stürkse, was unsättliche Selbstsucht jewals gewagt bat:

"Billfürlich bandein ift des Renchen Glück! Er widerspricht der Fordrung der Raum, Der Stimme des Geseyes, der Bernunft, Und spender an den Zusall seine Gaben. Unendlicher Berichwendung Sind ungeweisne Güter wünschenswertd!" Darum muß Eugenie aus dem Wege, weil sie jenes "Glück" seines Patrons zu mindern droht. "Daran ist nichts zu ändern", setzt er ruhig hinzu, "und kannst Du nicht mit uns wirken, so gieb uns auf!" Die Hofmeisterin sordert Bedenkzeit. Er kann sie nicht gewähren, denn es ist Gefahr im Berzuge. Die Anerkennung Eugenien's steht vor der Thür. Er und der Prinz wissen, "daß Kleider und Juwelen schon im prächtigen Kasten eingeschlossen bereit stehen", zu dem der Herzog selbst den Schlüssel hat und ein Geheimniß zu verwahren glaubt —

"Wir aber wissen's wohl und sind gerüstet. Geschehen muß nun schnell das Ueberlegte!"

Bergebens verweist ihn die Freundin auf die Rache Gottes, der die Unschuld schütze. Der hartgesottene Bösewicht, oder wie die Goethomanen ihn nennen, "die tüchtige, gesunde, praktische Natur, welche die Welt nimmt, wie sie liegt", erwidert darauf in den wohllautendsten Versen:

Mer wagt ein Herrschendes zu läugnen, das Sich vordehält, den Ausgang unser Thaten Nach seinem eignen Willen zu bestimmen? Doch wer hat sich zu seinem hohen Rath Gesellen dürsen? Wer Gesetz und Regel, Wonach es ordnend spricht, erkennen mögen? Berstand empfingen wir, uns milndig selbst Im ird'schen Element zurecht zu sinden, Und was uns nützt, ist unser höchstes Recht!"

Als endlich die Freundin ihm erklärt, daß sie zu dem Verbrechen nicht mitwirken, daß sie vielmehr die Entführung Eugenien's nach Kräften verhindern wolle, spielt er seinen letzten Trumpf mit kühlem Muthe aus. "D meine Gute", ruft er ihr zu, wenn du die "holde Loduer" unde enrüftern dilfe, was das Mideste ift, oder, wenn du uns ugendure verräude. — de vergisten wir sie!

Geneg, der Seinerum kunnt die Welt, in der er lebt, und wur daben allen Genach ibm zu glanden. daß sie ist, wie er sie ichtliert. Aber kun Seinderlagen den Tranzischen Revolution dat die Restonendigken und beilimme Genecktigken des größen Strafgenächer, welches durch sie un durfer similat wis uns Mark verfamilien Welt verligigen werd, könker dennen, aus es dier Goethe genhau den!

Nate we desert went and un en an Thei iddineduction als der Secretar, is der Heimendern, som her Secretar, weiche die Gesche, du "drem hudunge" von den Secretarien ducht, "iden dange" kunt, edner duch Kriste es erstedern ducht, "iden dem Heime hare, wer über Pflicht es erstedern, chrem Heime, dem Heimendern, mil sie jest neutzürens duch gang allgemeine Gesinde und undestummte Anderungen über der Seciali beder Seclama Empenen zu demegen sinden, stemilig mit ihre Segistariung zu vergräten, oder sind dach neutzien zu finnen, des duch siedes siede Anderungen gar nach versiehen, gestweige dem ihmen Feige leifen land.

The first die Steine, neiche Kamadin derpektit den. Der nerfüllenen Kradistieren mit den Schundlichen nuch zeitracht, nur Empense erführt von der Heimenferiu, das diese von himme Jahalt und desen Beimmung vollständig unterrähtet, das alse das Gebeimmis, neiches sie bewahren fall, kruss necht ist. — das es und Andere, das es die Heimebren fall, kruss necht ist. — das Serderben der Unglässerligen ihmieden, verühnenzt die Gemessen des Bereinbers. Engenne seint alle unt Rocht keinen Gennet, neshäll sie sich den Gennst verlägen ist, der einzigen matterlichen Fremdum und sich selbst ihren jest die verbergenen Herre

lichkeiten zu zeigen. Sie öffnet also ben Schrein und schmudt sich unter Beihülfe der Freundin mit den Gaben, deren Pracht und Reichthum sie entzücken, und unter benen schließlich "das Ordensband der ersten Fürstentochter" ihr Entzücken bis zum Rausche steigert. Bergebens daß ihr die Hofmeisterin von "Ge= fahr", von "Sorgendrang", von Meuchelmord und Tod spricht. Eugenie, beren alleiniges fie beherrschendes Bathos, Glanz und Raugeshoheit mit Dachtstellung und Herrscherthum verbunden, bilden, sie kann folche Warnung nicht hören, nicht verstehen in einem Momente, wo sie sich durch jene äußern Zeichen bereits im Bollbesite dieser für fie bochften Güter erblickt, und es ift ein Beweis für die fehr unvollständige Kenntniß des Wesens ihres Zöglings von Seiten der Hof= meisterin, wenn diese auch nur einen Augenblick hoffen kann, durch unbestimmte Andeutung Eugenien, zumal in diesem Zeit= punkt, zur Entsagung zu bewegen.

Das Verbrechen wird ausgeführt, und die Hofmeisterin leiht dazu ihre Hand. Eugenie wird von ihr nach der Meereshafensstadt entsührt, um von dort aus nach den Inseln gebracht zu werden, deren mörderisches Fieberklima ihren baldigen Tod versspricht. Die Hofmeisterin ist mit einer königlichen Vollmacht versehen, die wahrscheinlich — wie so oft in den Tagen des funfzehnten Ludwig — betrügerisch erschlichen, alle Behörden des Reichs anweist, Eugenien ganz nach dem Willen ihrer Begleizterin zu behandeln. Der erste, dem wir sie die Vollmacht zeigen sehen, ist der Gerichtsrath, der sofort erkennt, daß hier nicht "von Recht und Gericht", sondern von entsetzlicher Gewalt die Rede ist, der aber "mit jenen Mächten, die sich solche Handlung erslauben dürfen, kaum zu rechten wagt", da ja "Sorge, Furcht vor größern Uebeln die nützlich ungerechten Thaten abnöthige!"

du die "holde Tochter" nicht entführen hilfst, was das Mildeste ist, oder, wenn du uns irgendwie verräthst, — so vergiften wir sie!

Gewiß, der Secretair kennt die Welt, in der er lebt, und wir haben allen Grund ihm zu glauben, daß sie ist, wie er sie schildert. Aber kein Vertheidiger der französischen Revolution hat die Nothwendigkeit und heilsame Gerechtigkeit des großen Strafsgerichts, welches durch sie an dieser sittlich bis in's Mark versfaulten Welt vollzogen ward, stärker betont, als es hier Goethe gethan hat!

Nicht viel besser, wenn auch um ein gut Theil schönrednerischer als der Secretair, ist die Hosmeisterin, seine Freundin, welche die Gefahr, die "ihrem Lieblinge" von den Verbrechern droht, "schon lange" kennt, ohne, wie ihre Pflicht es erforderte, ihrem Herrn, dem Herzoge davon Anzeige zu machen. Um ihr Gewissen zu beschwichtigen, will sie jetzt wenigstens durch ganz allgemeine Gründe und unbestimmte Andeutungen über die Gefahr hoher Stellung Eugenien zu bewegen suchen, freiwillig auf ihre Legistimirung zu verzichten, ohne sich doch verhehlen zu können, daß diese solche Andeutungen gar nicht verstehen, geschweige denn ihnen Folge leisten kann.

Es folgt die Scene, welche Kaulbach dargestellt hat. Der verschlossene Prachtschrein mit den Schmucksachen wird gebracht, und Eugenie erfährt von der Hosmeisterin, daß diese von seinem Inhalt und dessen Bestimmung vollständig unterrichtet, daß also das Geheimniß, welches sie bewahren soll, keins mehr ist; — daß es auch Andere, daß es die Feinde wissen, die eben darum das Berderben der Unglückseeligen schmieden, verschweigt die Genossin des Berräthers. Eugenie sieht also mit Recht keinen Grund, weshalb sie sich den Genuß versagen soll, der einzigen mütterslichen Freundin und sich selbst schon jetzt die verborgenen Herrslichen Freundin und sich selbst schon jetzt die verborgenen Herrslichen Freundin und sich selbst schon jetzt die verborgenen Herrslichen

lichkeiten zu zeigen. Sie öffnet also ben Schrein und schmuckt sich unter Beihülfe der Freundin mit den Gaben, deren Pracht und Reichthum sie entzücken, und unter denen schließlich "das Ordensband der ersten Fürstentochter" ihr Entzücken bis zum Rausche steigert. Bergebens daß ihr die Hofmeisterin von "Ge= fahr", von "Sorgendrang", von Meuchelmord und Tod spricht. Eugenie, deren alleiniges fie beherrschendes Bathos, Glanz und Raugeshoheit mit Machtstellung und Herrscherthum verbunden, bilden, sie kann solche Warnung nicht hören, nicht verstehen in einem Momente, wo sie sich burch jene äußern Zeichen bereits im Bollbesite biefer für fie bochften Güter erblickt, und es ift ein Beweis für die fehr unvollständige Renntniß des Wesens ihres Zöglings von Seiten der Hof= meisterin, wenn diese auch nur einen Augenblick hoffen tann, durch unbestimmte Andeutung Eugenien, zumal in diesem Zeit= punkt, zur Entsagung zu bewegen.

Das Verbrechen wird ausgeführt, und die Hofmeisterin leiht dazu ihre Hand. Eugenie wird von ihr nach der Meereshafensstadt entsührt, um von dort aus nach den Inseln gebracht zu werden, deren mörderisches Fieberklima ihren baldigen Tod versspricht. Die Hofmeisterin ist mit einer königlichen Vollmacht versehen, die wahrscheinlich — wie so oft in den Tagen des funfzehnten Ludwig — betrügerisch erschlichen, alle Behörden des Reichs anweist, Eugenien ganz nach dem Willen ihrer Begleizterin zu behandeln. Der erste, dem wir sie die Vollmacht zeigen sehn, ist der Gerichtsrath, der sofort erkennt, das hier nicht "von Recht und Gericht", sondern von entsetzlicher Gewalt die Rede ist, der aber "mit jenen Mächten, die sich solche Handlung erslauben dürfen, kaum zu rechten wagt", da ja "Sorge, Furch t vor größern Uebeln die nützlich ungerechten Thaten abnöthige!"

du die "holde Tochter" nicht entführen hilfst, was das Mildeste ist, oder, wenn du uns irgendwie verräthst, — so vergiften wir sie!

Gewiß, der Secretair kennt die Welt, in der er lebt, und wir haben allen Grund ihm zu glauben, daß sie ist, wie er sie schildert. Aber kein Vertheidiger der französischen Revolution hat die Nothwendigkeit und heilsame Gerechtigkeit des großen Strafsgerichts, welches durch sie an dieser sittlich bis in's Mark versfaulten Welt vollzogen ward, stärker betont, als es hier Goethe gethan hat!

Nicht viel besser, wenn auch um ein gut Theil schönrednerischer als der Secretair, ist die Hosmeisterin, seine Freundin, welche die Gefahr, die "ihrem Lieblinge" von den Berbrechern droht, "schon lange" kennt, ohne, wie ihre Pflicht es erforderte, ihrem Herrn, dem Herzoge davon Anzeige zu machen. Um ihr Gewissen zu beschwichtigen, will sie jetzt wenigstens durch ganz allgemeine Gründe und unbestimmte Andeutungen über die Gesahr hoher Stellung Eugenien zu bewegen suchen, freiwillig auf ihre Legistimirung zu verzichten, ohne sich doch verhehlen zu können, daß diese solche Andeutungen gar nicht verstehen, geschweige denn ihnen Folge leisten kann.

Es folgt die Scene, welche Kaulbach dargestellt hat. Der verschlossene Prachtschrein mit den Schmucksachen wird gebracht, und Eugenie erfährt von der Hosmeisterin, daß diese von seinem Inhalt und dessen Bestimmung vollständig unterrichtet, daß also das Geheimniß, welches sie bewahren soll, keins mehr ist; — daß es auch Andere, daß es die Feinde wissen, die eben darum das Berderben der Unglückseeligen schmieden, verschweigt die Genossin des Berräthers. Eugenie sieht also mit Recht keinen Grund, weshalb sie sich den Genuß versagen soll, der einzigen mütterslichen Freundin und sich selbst schon jest die verborgenen Herrslichen Freundin und sich selbst schon jest die verborgenen Herrs

lichkeiten zu zeigen. Sie öffnet also ben Schrein und schmuckt sich unter Beihülfe der Freundin mit den Gaben, deren Pracht und Reichthum sie entzücken, und unter denen schließlich "das Ordensband der ersten Fürstentöchter" ihr Entzücken bis zum Rausche steigert. Vergebens daß ihr die Hofmeisterin von "Ge= fahr", von "Sorgendrang", von Meuchelmord und Tod spricht. Eugenie, beren alleiniges sie beherrschendes Pathos, Glanz und Rangeshoheit mit Machtstellung und Berrscherthum verbunden, bilden, fie tann folche Warnung nicht hören, nicht verstehen in einem Momente, wo sie sich burch jene äußern Zeichen bereits im Bollbesite dieser für sie bochften Güter erblickt, und es ift ein Beweis für die fehr unvollständige Kenntniß des Wesens ihres Zöglings von Seiten der Hof= meisterin, wenn diese auch nur einen Augenblick hoffen kann, durch unbestimmte Andeutung Eugenien, zumal in diesem Zeit= punkt, zur Entsagung zu bewegen.

Das Verbrechen wird ausgeführt, und die Hofmeisterin leiht dazu ihre Hand. Eugenie wird von ihr nach der Meereshafensstadt entsührt, um von dort aus nach den Inseln gebracht zu werden, deren mörderisches Fieberklima ihren baldigen Tod versspricht. Die Hofmeisterin ist mit einer königlichen Vollmacht versehen, die wahrscheinlich — wie so oft in den Tagen des funszehnten Ludwig — betrügerisch erschlichen, alle Behörden des Reichs anweist, Eugenien ganz nach dem Willen ihrer Begleisterin zu behandeln. Der erste, dem wir sie die Vollmacht zeigen sehen, ist der Gerichtsrath, der sofort erkennt, daß hier nicht "von Recht und Gericht", sondern von entsetlicher Gewalt die Rede ist, der aber "mit jenen Mächten, die sich solche Handlung erslauben dürsen, kaum zu rechten wagt", da ja "Sorge, Furch t vor größern lebeln die nützlich ungerechten Thaten abnöthige!"

du die "holde Tochter" nicht entführen hilfst, was das Mildeste ist, oder, wenn du uns irgendwie verräthst, — so vergiften wir sie!

Gewiß, der Secretair kennt die Welt, in der er lebt, und wir haben allen Grund ihm zu glauben, daß sie ist, wie er sie schildert. Aber kein Vertheidiger der französischen Revolution hat die Nothwendigkeit und heilsame Gerechtigkeit des großen Strafsgerichts, welches durch sie an dieser sittlich bis in's Mark versfaulten Welt vollzogen ward, stärker betont, als es hier Goethe gethan hat!

Nicht viel besser, wenn auch um ein gut Theil schönrednerischer als der Secretair, ist die Hosmeisterin, seine Freundin, welche die Gefahr, die "ihrem Lieblinge" von den Berbrechern droht, "schon lange" kennt, ohne, wie ihre Pflicht es erforderte, ihrem Herrn, dem Herzoge davon Anzeige zu machen. Um ihr Gewissen zu beschwichtigen, will sie jetzt wenigstens durch ganz allgemeine Gründe und unbestimmte Andeutungen über die Gesahr hoher Stellung Eugenien zu bewegen suchen, freiwillig auf ihre Legistimirung zu verzichten, ohne sich doch verhehlen zu können, daß diese solche Andeutungen gar nicht verstehen, geschweige denn ihnen Folge leisten kann.

Es folgt die Scene, welche Kaulbach dargestellt hat. Der verschlossene Prachtschrein mit den Schmucksachen wird gebracht, und Eugenie erfährt von der Hosmeisterin, daß diese von seinem Inhalt und dessen Bestimmung vollständig unterrichtet, daß also das Geheimniß, welches sie bewahren soll, keins mehr ist; — daß es auch Andere, daß es die Feinde wissen, die eben darum das Berderben der Unglückseeligen schmieden, verschweigt die Genossin des Berräthers. Eugenie sieht also mit Recht keinen Grund, weshalb sie sich den Genuß versagen soll, der einzigen mütterslichen Freundin und sich selbst schon jest die verborgenen Herrs

lichkeiten zu zeigen. Sie öffnet also ben Schrein und schmückt sich unter Beihülfe der Freundin mit den Gaben, deren Pracht und Reichthum sie entzücken, und unter denen schließlich "das Ordensband der ersten Fürstentöchter" ihr Entzücken bis zum Rausche steigert. Vergebens daß ihr die Hofmeisterin von "Ge= fahr", von "Sorgendrang", von Meuchelmord und Tod spricht. Eugenie, beren alleiniges fie beherrschendes Bathos, Glanz und Rangeshoheit mit Machtstellung und Herrscherthum verbunden, bilden, sie kann folche Warnung nicht hören, nicht verstehen in einem Momente, wo sie sich burch jene äußern Zeichen bereits im Bollbesitze dieser für fie höchsten Güter erblickt, und es ift ein Beweis für die fehr unvollständige Kenntniß des Wesens ihres Zöglings von Seiten der Hof= meisterin, wenn diese auch nur einen Augenblick hoffen kann, burch unbestimmte Andeutung Eugenien, zumal in diesem Zeit= punkt, zur Entsagung zu bewegen.

Das Verbrechen wird ausgeführt, und die Hofmeisterin leiht dazu ihre Hand. Eugenie wird von ihr nach der Meereshafensstadt entsührt, um von dort aus nach den Inseln gebracht zu werden, deren mörderisches Fieberklima ihren baldigen Tod versspricht. Die Hofmeisterin ist mit einer königlichen Vollmacht versehen, die wahrscheinlich — wie so oft in den Tagen des funszehnten Ludwig — betrügerisch erschlichen, alle Behörden des Reichs anweist, Eugenien ganz nach dem Willen ihrer Begleisterin zu behandeln. Der erste, dem wir sie die Vollmacht zeigen sehn, ist der Gerichtsrath, der sofort erkennt, daß hier nicht "von Recht und Gericht", sondern von entsetzlicher Gewalt die Rede ist, der aber "mit jenen Mächten, die sich solche Handlung erslauben dürfen, kaum zu rechten wagt", da ja "Sorge, Furcht vor größern Uebeln die nützlich ungerechten Thaten abnöthige!"

Die Hofmeisterin entwickelt ihm, in ganz allgemein unklaren Phrasen, wie "ein erzürnter Gott (!)" dies Kind als des Haders Apfel zwischen zwei streitende Parteien geworfen habe. die wir aus dem Munde des Secretairs ganz genau erfahren haben, um welche niedrigen Interessen es sich handelt, können diese Phrasen ebensowenig wie der Gerichtsrath verstehen. Dieser nun — so wünscht die "wohlgesinnte Frau", die ihren Auftrag gern vollziehen möchte, ohne ihren Liebling in das offene Grab Capenne's zu begleiten, wohin auch sie selbst zu gehen wenig Luft hat, - foll Eugenien überreben, ihrem Stande zu entfagen und durch eine Che mit einem Bürgerlichen diese Entsagung unwiderruflich zu befräftigen. Denn dies sei das einzige Mittel, das sie retten könne. Der Gerichtsrath entschließt sich der Er= zieherin zu willfahren. Aber er scheitert zunächst an Eugenien's Festigkeit. Vergeblich schildert er ihr das Furchtbare des Orts, wohin man sie zu führen im Begriff ift, mit ben glühendften Farben. Die beherzte Fürstentochter fordert vielmehr ihn, den Mann des Rechts, auf, fie zu retten vor der rechtlofen Gewalt, die ihr geschieht. "Was ist" — so ruft sie ihm zu —

> "Was ist Gesetz und Ordnung, können sie Der Unschuld Kindertage nicht beschützen! Wer seid denn ihr, die ihr mit leerem Stolz Durch's Recht Gewalt zu bändgen Euch berühmt?"

Die Fürstentochter muß erfahren, daß es in dem Reiche ihres Oheims des "großen Königs" kein Gesetz und Recht giebt, welsches über die mittleren Schichten hinaufreicht zu den obersten Gewalten, oder, wie der Gerichtsrath sich ausdrückt:

"Was broben sich in ungemess'nen Räumen Gewaltig seltsam hin und her bewegt,

Belebt und töbtet ohne Rath und Urtheil, Das wird nach anderm Maß, nach andrer Zahl Bielleicht berechnet, bleibt uns räthselhaft."

In gutes schlichtes Deutsch übertragen heißt das nichts anderes, als: gegen einen vom Könige einmal vollzogenen Lettre de cachet, auch wenn der König ihn in blanco unterzeichnet hat, giebt es in Frankreich keine Hülfe.

Endlich nach langen Umschweisen tritt der Gerichtsrath mit jenem von der Hosmeisterin angegebenen Borschlage zur Rettung hervor, ja er thut noch mehr, er selbst bietet der Unglücklichen seine Hand an. Engenie, obschon nicht ohne Empsindung für diesen Sdelmuth, schlägt dennoch diese Art der Rettung aus. Auch das Zureden der sophistissirenden Hosmeisterin bleibt wirstungslos. Denn:

"Unmöglich ift, was Eble nicht vermögen!"

Und es ist ein Meisterzug in der Charafteristik Eugenien's, daß dies stolze Fürstenkind, welcher der Begriff der Standesehre tief im Blute liegt, immitten ihrer gränzenlosen Angst und Todes= noth am Rande des sichern Untergangs doch noch Spannkraft und Schärfe des Geistes in genügendem Maaße behält, um die "falschen Reden" des argen Weibes, als das was sie sind, zu erkennen und zu widerlegen. In diesem Schlußakte entwickelt überhaupt Eugenie sich zur wahren Hoheit eines wirklichen lebensvollen Charakters. Verlassen von aller menschlichen Hülfe und in die Hand eines falschen Weibes gegeben, das mit einem "Talisman" zu ihrem Untergange gewaffnet ist, dessen Macht kein Mensch Trotz zu bieten wagt, aus schwindelnder Höhe des Glücks, das sie von Kindheit auf "gehegt und gepflegt", in unentstliehbare schrecklichste Noth hinabgestoßen, verlassen doch

ihr Stolz und das Gefühl der Bürde und des hohen Adels ihres Blutes das jugendliche Geschöpf keinen Augenblick. Sie stellen Eugenie hoch über ihre Hosmeisterin, die im Grunde nur für sich selbst fürchtend und vor den Schrecknissen der "Inseln" zurückbebend, zuletzt in Buth geräth über die Festigkeit ihres Zöglings und sich sogar so weit vergißt, die letzte rührende Bitte der Unglücklichen und ihre ergreisende Mahnung an frühere Zeiten, mit der sie der Berderberin zu Füßen fällt, als "Spott" und "Falschheit" zu bezeichnen.

Dies empörende Betragen öffnet denn auch Eugenie die Augen über den letzten Grund ihres Geschicks, und sie schlendert dem schlechten Weibe die Anklage entgegen:

"Nicht meine Schuld, nicht jener Großen Zwist, Des Bruders Tücke hat mich hergestoßen, Und, mitverschworen, hältst Du mich gebannt!"

Und nun erweist sie sich als unerschrockene Heldin. Sie stürzt sich unter das Bolk der Stadt und ruft es um Hülse an. Aber das Bolk start, staunt, zaudert und hält sie endlich für wahnssinnig. Sie wendet sich an die erste Behörde der Provinz und Stadt, an den Gouverneur. Aber ein Blick auf die ihm von der Hosmeisterin vorgezeigte Bollmacht genügt, auch diesen von jedem Bersuche der Hülse abstehen zu lassen. Sie wendet sich endlich an die Aebtissin des nahen Klosters um Aufnahme in ihr geheiligtes Aspl. Die Aebtissin ist anfangs willig, sobald ihr aber die Hosmeisterin das Blatt vorgehalten, tritt sie schen zurück und erklärt:

"Ich beuge tief mich vor der höhern Hand, Die hier zu walten scheint."

Da erst, als sie jede Aussicht auf Rettung von tyrannischer

Gewalt verschwunden sieht, als keine Hand sich für sie erhebt, als sie sich durch einen einzigen Namenszug, der unter einem geheimen Besehl steht, selbst das Aspl der Kirche verweigert sieht, als Niemand für die Unschuldige nur wenige Schritte wagen mag, — als tödtliche Berbannung auf der einen und Selbstentwürdigung auf der andern sie "einander zu ängstigen", als "kein menschlich und kein göttlich Mittel von tausendsacher Qual sie zu befreien" sich ihr zeigt, — erst da entschließt sich das stolze herrliche Geschöpf, den Antrag des Gerichtsraths und seine Hand anzunehmen, aber — ohne ihm die Rechte des Gatten einzuräumen. Der Gerichtsrath geht, obwohl mit schwerem Herzen, darauf ein, und der Seelmuth dieser Entsagung ist es, welcher Eugenie bewegt, ihm das tröstende Wort zuzusprechen: "daß vielleicht ein Tag kommen werde, beide mit ernsteren Banden enger zu verbinden".

Und was ist es, was das stolze Fürstenkind zu diesem Schritte lettlich treibt? Sie sagt es uns selbst in dem Selbstgespräche, welches der Entscheidung vorhergeht. Ihr eignes Leben hat sie erkennen lassen, daß in dem Reiche, in welchem solch ein Gesschick möglich ist, ein Herrscherthum, wie das dieses schwachen Königs, das nur noch zum Bösen, Gewaltthätigen, Ungerechten unumschränkte Macht besitzt, ein Herrscherthum, unter welchem die Unschuld nirgends Schutz gegen die Gewalt, das Recht keine Sicherheit gegen die Macht sinden kann, verloren sein muß, daß sein noch bestehender äußerer Glanz ein hohler Schein, sein Dasein eine Lüge ist, "der gewaltige Geist des Ahnherrn", der diese Form schus

"Er ist entschwunden. Was uns übrig bleibt, Ift ein Gespenst, bas mit vergebnem Streben Berlorenen Besitz zu greifen wähnt!" The state of the control of the cont

> "Es mangelt Nebung rinerlicher Tugend Fem testen wohlgebauten Körper nicht,"

sum Könige, und das freuhist Verwistsein ihrer jugendlichen Kraftfülle drückt sich aus in bieser herrlichen Gestalt Kaulbach's, gehoben durch den Moment her Vestriedigung der einzigen Leidenschaft, die das Pathos dieser sinsssen Justischen Fungfran ausmacht. Sie fühlt in sich die Kraft allen

Gefahren zu stehen, auf welche, als eng verbunden mit der Hoheit, deren Zeichen sie schmücken, die Freundin ihr zur Seite, — die gleichfalls als höchst gelungener Ausdruck der Goethe'= schen Hofmeisterin gelten darf — sie warnend hinweist; und festen Sinnes erwidert sie auf die dunkel mahnende Rede der= selben die charakterisirenden Worte:

"D meine Liebe! Was bebeutend schmilckt, Es ist burchaus gefährlich. Laß auch mir Das Muthgefühl: was mir begegnen kann, So prächtig ausgerüstet zu erwarten." Darum will sie im Baterlande bleiben, selbst mit Aufopserung dessen, was ihr das Theuerste ist oder bisher war. Den Sturz der Ihrigen voraussehend, will sie bleiben, um jenen, die sie jetzt verstoßen und verleugnen, Böses mit Gutem zu vergelten und so der hohen Ahnen sich würdig zu beweisen, indem sie, "was sie einst im Glücke zugesagt, aus tiesem Elend zu erstüllen strebt".

Raulbach hat zur Darstellung der Eugenie sich den verhäng= nißvollen Augenblick gewählt, in welchem sie sich mit Bollbe= wußtsein auf der Höhe ihres Daseins empfindet. Wir sehen sie vor uns ganz wie sie der Dichter schildert, eine "Amazonen= tochter", für die Natur und Erziehung Alles gethan haben, um sie geistig und leiblich auszustatten und "zum Entzücken des Vaters" zu machen. Sie ist jeder Zoll ein Fürstenkind, eine fürstliche Jungfrau. Das Glück hat sie von Kindheit auf in seinen Armen gewiegt, und ihre reinen Züge sind ein unge= trübter Spiegel dieses Glücks. Jung und schön, mit Phantasie begabt, mit dichterischem Talent ausgestattet, gesund an Leib und Seele, eine zärtliche Tochter, eine liebevolle Herrin, hochgebil= beten Geistes, ist sie doch keine verzärtelte Sinnpslanze; —

> "Es mangelt Uebung ritterlicher Tugend Dem fest en wohlgebauten Körper nicht,"

fagt der Herzog, ihr Vater, von ihr zum Könige, und das freudige Bewußtsein ihrer jugendlichen Kraftsülle drückt sich aus in
dieser herrlichen Gestalt Kaulbach's, gehoben durch den Moment
der Befriedigung der einzigen Leidenschaft, die das Pathos dieser
fürstlichen Jungfrau ausmacht. Sie fühlt in sich die Kraft allen

Gesahren zu stehen, auf welche, als eng verbunden mit der Hoheit, deren Zeichen sie schmücken, die Freundin ihr zur Seite, — die gleichfalls als höchst gelungener Ausdruck der Goethe's schen Hosmeisterin gelten darf — sie warnend hinweist; und festen Sinnes erwidert sie auf die dunkel mahnende Rede ders selben die charakterisirenden Worte:

"D meine Liebe! Bas bedeutend schmudt, Es ist durchans gefährlich. Laß auch mir Das Muthgefühl: was mir begegnen kann, So prächtig ausgerüstet zu erwarten."

XI.

Friederike von Sesenheim.

Unter allen in Goethe's Jugendleben so überaus zahlreichen Herzensgeschichten hat keine die Theilnahme der Menschen in höherem Grade auf sich gelenkt, als die idnilische Liebesepisode, welche der einundzwanzigjährige Dichter während seiner Straßburger Studienzeit in dem Pfarrhause zu Sesenheim durchlebte. Er selbst hat diese Episode über vierzig Jahre später mit seiner Meisterhand in Dichtung und Wahrheit geschildert und allen Zauberduft glückseeliger Jugenderinnerung über diese Jugendliebe und über das holdseelige Bild der Pfarrerstochter von Sesenheim ergossen. Wie es in einem seiner damals entstandenen Lieder von der Geliebten heißt:

"Ein rosenfarbnes Frühlingswetter Lag auf dem lieblichen Gesicht," —

schrige Dichter niederschrieb, ein ewiger Frühlings= und Sommersonnenschein zu ruhen. Denn obgleich dieser Herzens= roman, ein volles Jahr umspannend, vom Herbste des Jahres 1770 sich durch den Winter bis in den Herbst des folgenden Jahres hinzog, sinden wir doch in des Dichters Darstellung so gut wie gar keinen Wechsel der Jahreszeiten angedeutet. Wie

das "herrliche Elsaß" mit der sonnigen Milbe seines Klima's, mit der überschwänglichen Fruchtfülle des gesegneten Bobens, feiner Garten, Felder und Weinberge, mit feinen grunen Rhein= inseln, seinen Buschen und Felsen, Sügeln und Wäldern, seinen Wiesenmatten und grünen Berghöhen, von denen aus man "das entfernte Blau der Schweizeralpen" erblickte, dem unter dem rauhen Himmel Thüringen's duldenden Dichter in der Er= innerung doppelt reizvoll erschien, so lag auch die ganze Beit jener Sesenheimer Liebesidulle, als er bas entzudende Gemälbe derselben im zehnten und elften Buche von Dichtung und Wahrheit entwarf, vor ihm da wie ein voller Kranz voll lauter sonnengoldnen Frühlingstagen. Das Herz ging ihm auf, wenn er sich den Genuß der Tages= und Jahreszeiten in diesem herr= lichen Lande vergegenwärtigte. "Man durfte sich", ruft er aus, "nur der Gegenwart hingeben, um diese Klarheit des reinen himmels, diesen Glanz der Erde, diese lauen Abende, diese warmen Nächte an der Seite der Geliebten oder in ihrer Nähe zu genießen. Monate lang beglückten uns reine ätherische Morgen, wo der Himmel sich in seiner ganzen Pracht wies, indem er die Erde mit überflüssigem Than getränkt hatte; und damit dieses Schauspiel nicht zu einfach werde, thürmten sich oft Wolken über die entfernten Berge bald in diefer, bald in jener Gegend. Sie standen Tage, ja Wochen lang, ohne den reinen himmel zu trüben, und felbst die vorübergehenden Be= witter erquickten das Land und verherrlichten das Grün, das schon wieder im Sonnenschein glänzte, ehe es noch abtrocknen konnte. Der doppelte Regenbogen, zweifarbige Säume eines dunkelgrauen, beinahe schwarzen himmlischen Bandstreifens, ma= ren herrlicher, farbiger, entschiedner, aber auch flüchtiger, als ich sie irgend beobachtet!"

Es würde ein frevelhaftes Unternehmen sein, das lichtglänszende Gedicht, zu dem Goethe diese Sesenheimer Herzensichtle gestaltet hat, durch einen nacherzählenden Auszug zu trüben, dieses Gedicht, das so lieblich und so traurig zugleich uns ans muthet, wie ein eigner ferner Traum der holdesten Jugendliebe, deren Blüthe längst vom Winde verweht ist, — dieses "lichte Gedicht", von dem der Dichter selbst singt, daß es —

"wie Regenbogen

Wirb auf buntlem Grund gezogen!"

Der dunkle Grund ist die Bedingung seiner Schönheit, wie "jede Lust", nach Jean Paul's sinnigem Worte "ein verhülltes Leid ist". Nur die Gestalt Friederiken's selbst, die in diesem Gedichte für alle Zeiten verklärte, wollen wir aus des Dichters Schilderung, mit Beihülse späterer Berichte und Nachforschungen, wie sie die gemüthvolle Theilnahme an dem Bilde des Dichters so zahlreich hervorgerusen hat, unsern Lesern hier vorzusühren versuchen.

Bu derselben Zeit, in welcher der künftige Dichter des Werther und des Faust als Einundzwanzigjähriger in Straßburg studirte, und umgeben von einem jugendlich aufgeregten Freundeskreise die gewaltigsten Eindrücke der Poesie und Kunst
alter und neuer Zeit, Homer und Shakespeare, die Lieblichkeit
des Goldsmith'schen "Pfarrers von Wakesield" und die Erhabenheit von Erwin von Steinbach's Wunderbau auf sich eindringen
ließ, während Herber, der ihm damals unendlich überlegene,
seinen Geist in ganz neue Regionen einführte und eine Revolution aller bisherigen Anschauungen von Kunst und Poesie in
dem Ilinglinge hervorrief, — zu derselben Zeit lebte sechs
Stunden von Straßburg entfernt, auf dem Dorse Sesenheim
ein schlichter gutmilthiger Landprediger, Johann Jacob Brion,

im behaglichen Genusse einer einträglichen Pfarre, an ber Seite einer vortrefflichen Gattin und Hausfrau, umgeben von einer aus vier Kindern, drei Töchtern und einem jungeren Sohne, be= stehenden Familie. Es ift der Bater Friederiken's, der mittleren unter den drei Töchtern des würdigen Pfarrherrn. Sie stand damals etwa im siebzehnten ober achtzehnten Jahre; die ältere Schwester, Maria Salome, bei Goethe mit einem Namen der Goldsmith'schen Dichtung Olivia genannt, mochte ein ober zwei Jahre mehr zählen, die jüngste, Sophie geheißen und in Goethe's Darstellung nicht erwähnt, war, wie der Bruder, noch im Alter von sieben bis zehn Jahren. Die Familie, welche wohlhabende und angesehene Bermandte in Stragburg besaß, stand mit ber Stadt in mancherlei Berbindung. Das gastfreie Pfarrhaus von Sesenheim, weit und breit in der Umgegend befreundet, mar auch in dem Kreise der Goethe'schen Tischgesellschaft nicht unbefannt; denn einer von Goethe's liebsten Genoffen, ein Mediziner Wenland, ein geborner Elfasser, stand mit demselben in freund= schaftlicher, durch vielfache Besuche unterhaltener Berbindung. Aus feinem Munde hatte Goethe oft die idpllischen Buftande jener Pfarrersfamilie, die Gastfreiheit des Hauses, das würdige Chepaar und die Anmuth und Liebenswürdigkeit der Töchter rühmen hören, und es bedurfte kaum eines großen Zuredens, um ihn den Vorschlag des Freundes, der sich erbot, ihn dort einzuführen, mit Freuden annehmen zu lassen. Dazu kam noch ein besonderer Umstand. Die Goldsmith'sche Dichtung des Pfarrers von Wakefield, in welche Herder ihn so eben vorlesend und deutend ein= geführt hatte, ließ den Wunsch in ihm rege werden, die in jenem unvergleichlichen Werke dargestellten Zustände einmal in der Wirklichkeit anzuschauen. Er hatte allerdings nicht erwartet aus jener erdichteten Welt in eine wirkliche versetzt zu werden, die

derfelden in innechend ihmin war, und in ihr ein Gedach zu erleden und bervarzurnien, desen Sannig zu dem bewer beiriedagenden Aniarmie wies engrinen Nomanies einen in berben, ja ungeichen Gegenfas niden inlie.

Es war in der erfien Gulfte des Thubers 1770, als beide Frennde na mi den Weg machten. Greebe, von Jugend auf sam Bernedenfrieden geneigt. — eine Reigung, in der ihn selbst der ernste Buter bestärft hatte, — beständ darauf in einer Art von Berkeidung nis ein einas irmiicher und unbedeutender Raudidat der Theologie aufgnireien, von dem der einführende Freund weder Gutes auch Beses sagen, überhampt ihn gleichgutig behandeln folle. Er hame dazu verichiedene Gründe. Er wollte ungefictt und obne Answertsamten zu erregen, feine Berbachtungen und seine Bergleiche zwischen Boese und Birklichkeit anstellen, und dies france nicht gescheben, wenn er als ber vornehme und vermögende Frankfurter Patrigiersfehn auftrat, von denen genialen Ueberichmanglichkeiten man bereits auch im Sejenheimer Pfarrhause allerlei Bunderliches und Berkehrtes vernommen hatte. Die heitere unschuldige Täuschung, mit welcher jein Eintritt begann, und deren wundervolle Ausmalung man in der Selbstbiographie nachlesen mag, sollte das verhängniß= volle Borspiel sein zu einer traurigen und minder schuldlosen, mit welcher der Abschluß der dadurch herbeigeführten Liebesepisode erfolgte!

Von früh auf gewöhnt, die ihn umgebende Welt mit den Augen dessenigen Künstlers oder Dichters zu betrachten, dessen Werte ihn gerade vorzugsweise beschäftigten, fand denn Goethe auch alsbald in dem alten schlechterhaltenen Pfarrhause und in der dasselbe bewohnenden Familie das leibhaftige Abbild der Goldsmith'schen Dichtung. Aber dieser rein künstlerische Ein=

brud wurde schnell durch einen andern mächtigeren, der leben= digen Wirklichkeit angehörigen bei Seite gedrängt. erschien; und mit ihrem Eintreten däuchte ihm an diesem länd= lichen Himmel ein wunderholder Stern aufzugehen. Gleich ihr erster Anblick bezauberte sein junges, für Schönheit und Liebe nur allzu empfängliches Herz. Selbst die deutsche, damals be= reits in den Städten durch die französische Mode verdrängte Nationaltracht, die sie und ihre Schwester noch trugen, vermehrte für ihn nur die Holdseeligkeit ihrer Erscheinung. "Gin kurzes, weißes, rundes Röcken, mit einer Falbel, nicht länger als daß die nettesten Füßchen bis an die Knöchel sichtbar blieben; ein knappes, weißes Mieder und eine schwarze Taffetschurze - so stand sie auf der Gränze zwischen Bäuerin und Städterin. Schlank und leicht, als wenn sie nichts an sich zu tragen hätte, schritt sie, und beinahe schien für die gewaltigen blonden Bopfe des niedlichen Köpfchens der Hals zu zart. Aus heiteren blauen Augen blickte sie sehr deutlich umber, und das artige Stumpf= näschen forschte so frei in die Luft, als wenn es in der Welt keine Sorgen geben könnte. Der Strohhut hing ihr am Arm, und so hatte ich das Vergnügen, sie beim ersten Male in ihrer ganzen Anmuth und Lieblichkeit zu sehen und zu erkennen."

Die Liebenswürdigkeit ihres Wesens, welche sie während der zwei Tage dieses ersten Zusammenseins entfaltete, entsprach dieser äußeren Erscheinung vollkommen. Sie zuerst hatte sich des in der Unterhaltung zurückgesetzten Fremden, der obenein die Rolle eines scheuen unbehülflichen Kandidaten der Theologie zu seinem großen Unbehagen fortzuspielen hatte, freundlich angenommen, ihn in der Umgegend und Personen des Umgangskreises der Familie durch ihre Mittheilungen eingeführt, ihm ihre Lieder zum Klaviere vorgesungen, und ein Abend-Spaziergang im Mon-

derselben so sprechend ähnlich war, und in ihr ein Gedicht zu erleben und hervorzurufen, dessen Schluß zu dem heiter befries digenden Abschlusse jenes englischen Romanes einen so herben, ja tragischen Gegensatz bilden sollte.

Es war in der ersten Hälfte des Oktobers 1770, als beide Freunde sich auf den Weg machten. Goethe, von Jugend auf zum Bersteckenspielen geneigt, - eine Reigung, in der ihn selbst der ernste Vater bestärkt hatte, — bestand darauf in einer Art von Verkleidung als ein etwas ärmlicher und unbedeutender Kan= didat der Thedlogie aufzutreten, von dem der einführende Freund weder Gutes noch Boses sagen, überhaupt ihn gleichgültig behandeln solle. Er hatte dazu verschiedene Gründe. ungestört und ohne Aufmerksamkeit zu erregen, seine Beobach= tungen und seine Vergleiche zwischen Poesie und Wirklichkeit an= stellen, und dies konnte nicht geschehen, wenn er als der vor= nehme und vermögende Frankfurter Patrizierssohn auftrat, von dessen genialen Ueberschwänglichkeiten man bereits auch im Sesen= heimer Pfarrhause allerlei Wunderliches und Verkehrtes ver= nommen hatte. Die heitere unschuldige Täuschung, mit welcher sein Eintritt begann, und deren wundervolle Ausmalung man in der Gelbstbiographie nachlesen mag, sollte das verhängniß= volle Vorspiel sein zu einer traurigen und minder schuldlosen, mit welcher der Abschluß der dadurch herbeigeführten Liebes= episode erfolgte!

Von früh auf gewöhnt, die ihn umgebende Welt mit den Augen desjenigen Künstlers oder Dichters zu betrachten, dessen Werke ihn gerade vorzugsweise beschäftigten, fand denn Goethe auch alsbald in dem alten schlechterhaltenen Pfarrhause und in der dasselbe bewohnenden Familie das leibhaftige Abbild der Goldsmith'schen Dichtung. Aber dieser rein künstlerische Ein=

bruck wurde schnell burch einen andern mächtigeren, der lebendigen Wirklichkeit angehörigen bei Seite gebrängt. erschien; und mit ihrem Eintreten däuchte ihm an diesem länd= lichen Himmel ein wunderholder Stern aufzugehen. Gleich ihr erster Anblick bezauberte sein junges, für Schönheit und Liebe nur allzu empfängliches Herz. Selbst die deutsche, damals bereits in den Städten durch die französische Mode verdrängte Nationaltracht, die sie und ihre Schwester noch trugen, vermehrte für ihn nur die Holdseeligkeit ihrer Erscheinung. "Gin kurzes, weißes, rundes Röcken, mit einer Falbel, nicht länger als daß die nettesten Füßchen bis an die Anöchel sichtbar blieben; ein knappes, weißes Mieder und eine schwarze Taffetschürze — so stand sie auf der Granze zwischen Bäuerin und Städterin. Schlank und leicht, als wenn sie nichts an sich zu tragen hätte, schritt sie, und beinahe schien für die gewaltigen blonden Böpfe des niedlichen Köpfchens der Hals zu zart. Aus heiteren blauen Augen blickte sie fehr deutlich umber, und das artige Stumpf= näschen forschte so frei in die Luft, als wenn es in der Welt keine Sorgen geben könnte. Der Strohhut hing ihr am Arm, und so hatte ich das Vergnügen, sie beim ersten Male in ihrer ganzen Anmuth und Lieblichkeit zu sehen und zu erkennen."

Die Liebenswürdigkeit ihres Wesens, welche sie während der zwei Tage dieses ersten Zusammenseins entfaltete, entsprach dieser äußeren Erscheinung vollkommen. Sie zuerst hatte sich des in der Unterhaltung zurückgesetzten Fremden, der obenein die Rolle eines scheuen unbehülflichen Kandidaten der Theologie zu seinem großen Unbehagen fortzuspielen hatte, freundlich angenommen, ihn in der Umgegend und Personen des Umgangskreises der Familie durch ihre Mittheilungen eingeführt, ihm ihre Lieder zum Klaviere vorgesungen, und ein Abend-Spaziergang im Mon-

benschein, bei welchem er ihr den Arm zu bieten sich gestattete, vollendete seine Bezauberung. "Wir zogen", — so heißt es in Goethe's Erzählung, - "durch die weiten Fluren mehr den himmel über uns zum Gegenstand habend, als die Erde, die sich neben uns in der Breite verlor. Friederiken's Reden jedoch hatten nichts Mondscheinhaftes; durch die Klarheit, mit der sie sprach, machte sie die Nacht zum Tage, und es war nichts darin, mas eine Empfindung angedeutet ober erwedt hätte". Nur bezog sie ihre Aeußerungen mehr als bisher auf ihren Be= gleiter, dem sie ihre Bustande und Umgangsbeziehungen ausein= anderzusetzen fortsuhr, weil er, wie sie hoffte, "keine Ausnahme von früheren Gästen der Familie machen und sie wieder besuchen werde, wie bisher noch jeder Fremde gern gethan, der einmal bei ihnen eingekehrt sei". "Es hörte sich ihr", fährt der Dichter fort, "gar so gut zu, und da ich nur ihre Stimme vernahm, ihre Gesichtsbildung aber so wie die übrige Welt im Dämmer schwebte, so war es mir, als ob ich in ihr Herz sähe, das ich hochst rein finden mußte, da es sich in so unbefangener Ge= schwätzigkeit vor mir eröffnete." Ihrer Unbefangenheit gegen= über bilbete jedoch sein Zustand einen bedeutenden Gegensatz. Er "empfand auf einmal einen tiefen Berdruß, nicht früher mit ihr gelebt zu haben, und zugleich ein peinliches und neidisches Gefühl gegen alle, die bisher dies Glück gehabt"; und nur die Bersicherung seiner Reisegefährten, das ihr Herz vollkommen frei sei, konnte ihn einigermaaßen beruhigen, obschon ihm "eine solche Heiterkeit von Natur aus" bei einem so jungen Mädchen unbegreiflich schien.

Dieser erste zweitägige Besuch reichte hin, sein Herz in Leis denschaft zu verstricken. Gleich der erste Brief, den er sosort nach seiner Rückschr an die "liebe neue Freundin" schrieb, —

es ift der einzige, der uns von einer über ein Jahr umfassenden zahlreichen Korrespondenz zwischen den Beiden erhalten ist*), darf wohl für eine Liebeserklärung in aller Form gelten. Er überließ sich dem Gefühle seines neuen Glücks, wohl des rein= sten, das er in seinem Leben genoffen, mit ganzlicher Unbekummertheit um die Zukunft. Seine Besuche in Sesenheim wiederholten sich in rascher Folge, und jeder derselben steigerte seine Liebe zu Friederiken und die Bewunderung der Gigen= schaften und Borzüge, die sie im näheren Verkehr mit ihm mehr und mehr entwickelte. Als Grundzüge ihres Wesens er= schienen ihm "besonnene Heiterkeit, Naivetät mit Bewußtsein, und Frohsinn mit Boraussehen: Gigenschaften, die unverträg= lich scheinen, die sich aber bei ihr zusammenfanden und ihr Aeußeres gar hold bezeichneten". Er sah, wie sie in ihrer nä= heren und ferneren Umgebung der Liebling Aller war, wie sie in ihrer Familie und in der Geselligkeit "Berwirrungen ge= schickt auszugleichen und die Eindrücke kleiner unangenehmer Bufälligkeiten leicht wegzulöschen verstand", wie selbst die Bauern des Dorfes die stets freundliche und hülfsbereite Pfar= rerstochter durch ihre Gruße auszeichneten, und wie ihr ganzes Betragen in der Gesellschaft allgemein als erfreulich und wohlthätig empfunden wurde. "Auf Spaziergängen schwebte sie, ein belebender Geift, hin und wieder, und wußte die Lucen auszufüllen, welche hier und da entstehen mochten. Von ihren Eltern, welche um ihre Gesundheit besorgt waren, weil man ihre Bruft nicht für stark hielt, ward sie bei allem, was kör= perliche Anstrengungen erheischte, sorgfältig geschont; aber diese Sorglichkeit und Vorsicht konnte bald übertrieben erscheinen, wenn man die federkräftige Anmuth ihrer Bewegungen im Freien

^{*)} Man findet ihn abgebruckt in "Goethe's Leben von H. Biehoff" I., 263—266.

ner Angen ich, der denne die me unger Arbem fann und unmer ralig in Hierigemane nuch. Die die Anne von überbennt tr Klement, in reichem de ich im bester auswahren. Für Beet, va hetur um neums regender verser, nie venn k ich auf auem annähen fachrinde navemennen die Annach über Leuigens idren um der renummen Erde, und die annermäßiche heiterten nurs Antoges mit dem namen kummel zu weits eiern. — Am allementichten war fe, wenn fe ief. Se wie 318 Reli feine Bestimmung gang zu erfüllen icheme, wenn es lecht über die kimenden Staten weginegt, fo finen and se ibre Art und Werfe um demilifien megniteinfen, wenn fie ensas Bergeffenes zu boien, einas Berlornes zu finden, ein entferntes Baar berbergarnfen, über Ram und Matten lendern Laufes bahmeilte." Daneben entzückte ibn bie Bergensteinheit, mit der fie feine Aufmerkfrinkeit und fein Gingeben anf die Schwächen und Grillen ihres alten Baters bemertte und ibm daufte, und die ruhige Sicherheit, mit der nie feiner leidenichaft= lichen, bald auch ron der Umgebung bemerkten Reigung zutrauensvoll begegnete. "Gie mar", — beißt es in Goetbe's spateren Lebensbefenntniffen nach der Erzählung des zweiten Besuches, -"von meiner Reigung überzeugt, wie ich von der ihrigen, und die feche Stunden schienen keine Entfernung mehr."

Wie sollte sie auch nicht überzeugt sein, da der Liebende es an Nichts sehlen ließ, sein Verhältniß zu dem geliebten Wesen immer enger zu knüpsen, und sie auch durch die Theilnahme an seinem geistigen Leben sich immer näher zu verbinden! "Sie hatte wenig gelesen; sie war in einem heiteren sittlichen Lebenssanuß aufgewachsen und demgemäß gebildet, aber sie las gern, besonders gern Romane, weil man darin, wie sie sagte, so hilbsche Leute sinde, denen man wohl ähnlich sehen möchte."

Er sandte ihr Bücher, doch nicht den Landpfarrer von Wakessield, weil ihm "die Aehnlichkeit der Zustände zu auffallend und zu bedeutend erschien!" Ein lebendig unterhaltender geistiger Berkehr entwickelte sich. Seine Briefe, seine Lieder flogen in ununterbrochener Folge zu ihr, unter ihnen Lieder, die zu den schönsten und reinsten gehören, welche unsere Sprache besitzt, und welche neben der Tiefe seiner Liebesenupfindung zugleich den vollen Ernst des Entschlusses, dieser Liebe für das Leben Folge zu geben, unzweideutig aussprachen:

"Fühle was dies Herz empfindet, Reiche frei mir beine Hand! Und das Band das uns verbindet, Sei kein schwaches Rosenband!"

Daß sich die Liebenden in nicht zu ferner Zeit trennen mußten, follte kein hinderniß ihrer dereinstigen Berbindung fein, - von diesem Gedanken sind viele jener Lieder erfüllt, und er erhält namentlich in dem Gedichte "An die Erwählte" seinen vollsten und klarsten Ausdruck, den Friederike nicht migverstehen konnte, selbst wenn sie minder vertrauensvoll gewesen wäre, als sie es war. Auch sie schrieb ihm oft und viel, und nicht nur erfreute er sich an "ihrer leichten, hübschen, herzlichen Hand; auch Inhalt und Styl waren natürlich, gut, liebevoll, von innen heraus", und ber angenehme Eindruck, ben ihre persönliche Erscheinung auf ihn gemacht hatte, wurde durch jeden ihrer Briefe erhalten und er= neuert. In ihrer Gegenwart, an ihrer Seite fühlte er sich mehr und mehr, wie er selbst gesteht, "grenzenlos glücklich, gesprächig, lustig, geistreich, vorlaut, und doch durch Gefühl, Achtung und Anhänglichkeit gemäßigt. Sie in gleichem Falle offen, heiter, theilnehmend und mittheilend. Wir schienen allein für die Ge= sellschaft zu leben, und lebten blos wechselseitig für uns."

por Augen fab, bei benen fie nie außer Athem tam und immer im Gleichgewichte blieb. Die freie Natur mar überhaupt Element, in welchem sie sich am besten ausnahm. n, ihre Gestalt trat niemals reizenber bervor, als wenn fie uf einem erhöhten Fußpfade hinbewegte: die Anmuth ihres igens schien mit ber beblumten Erbe, und bie unverwüst-Beiterkeit ihres Antlites mit dem blanen himmel zu wett-. — Am allerzierlichsten war fie, wenn fie lief. Reh feine Bestimmung gang zu erfüllen icheint, wenn es über die teimenben Saaten wegfliegt, fo ichien auch fie Art und Weife am beutlichsten auszuhrliden, wenn fie Bergeffenes ju holen, etwas Berlornes ju fuchen, ein ntes Baar berbeigurufen, über Rain und Matten leichten 3 babineilte." Daneben entzudte ibn bie Bergensfeinheit, ber fie seine Aufmerksamteit und fein Gingeben auf bie achen und Grillen ihres alten Baters bemerkte und ihm e, und bie ruhige Sicherheit, mit ber fie feiner leibenfchaft-, bald auch von der Umgebung bemerkten Reigung gutrauen !begegnete. "Sie mar", - heißt es in Goethe's fpateren isbefenntniffen nach ber Erzählung bes zweiten Befuches, meiner Reigung überzeugt, wie ich von ber ihrigen, und :chs Stunden ichienen feine Entfernung mehr." Bie follte fie auch nicht überzeugt fein, da ber Liebende es

tichts fehlen ließ, sein Verhältniß zu dem geliebten Wesen r enger zu knüpsen, und sie auch durch die Theilnahme inem geistigen Leben sich immer näher zu verbinden! "Sie wenig gelesen; sie war in einem heiteren sittlichen Lebensz aufgewachsen und demgemäß gebildet, aber sie las gern, ders gern Romane, weil man darin, wie sie sagte, so he Leute sinde, denen man wohl ähnlich sehen möchte." Er sandte ihr Bücher, doch nicht den Landpfarrer von Wakesfield, weil ihm "die Aehnlichkeit der Zustände zu auffallend und zu bedeutend erschien!" Ein lebendig unterhaltender geistiger Berkehr entwickelte sich. Seine Briefe, seine Lieder flogen in ununterbrochener Folge zu ihr, unter ihnen Lieder, die zu den schönsten und reinsten gehören, welche unsere Sprache besitzt, und welche neben der Tiefe seiner Liedesempsindung zugleich den vollen Ernst des Entschlusses, dieser Liebe für das Leben Folge zu geben, unzweidentig aussprachen:

"Fithle was dies Herz empfindet, Reiche frei mir deine Hand! Und das Band das uns verbindet, Sei kein schwaches Rosenband!"

Daß sich die Liebenden in nicht zu ferner Zeit trennen mußten, follte kein hinderniß ihrer dereinstigen Berbindung sein, - von diesem Gedanken sind viele jener Lieder erfüllt, und er erhält namentlich in dem Gedichte "An die Erwählte" seinen vollsten und klarsten Ausbruck, den Friederike nicht migverstehen konnte, selbst wenn sie minder vertrauensvoll gewesen wäre, als sie es war. Auch sie schrieb ihm oft und viel, und nicht nur erfreute er sich an "ihrer leichten, hübschen, herzlichen Hand; auch Inhalt und Styl waren natürlich, gut, liebevoll, von innen heraus", und der angenehme Eindruck, den ihre persönliche Erscheinung auf ihn gemacht hatte, wurde durch jeden ihrer Briefe erhalten und erneuert. In ihrer Gegenwart, an ihrer Seite fühlte er sich mehr und mehr, wie er selbst gesteht, "grenzenlos glücklich, gesprächig, lustig, geistreich, vorlaut, und doch durch Gefühl, Achtung und Unhänglichkeit gemäßigt. Sie in gleichem Falle offen, heiter, theilnehmend und mittheilend. Wir schienen allein für die Ge= fellschaft zu leben, und lebten blos wechselseitig für uns."

Eine öffentlich ausgesprochene Verlobung der beiden Liebens den scheint nicht stattgefunden zu haben, wohl aber ein geheimes Verlöbniß, daß die "herzlichste Umarmung und die treulichste Versicherung besiegelte". Seit diesem Augenblicke aber ging in Beiden eine bedeutsame Umwandlung vor.

Friederike, die nach dieser entscheidenden Eröffnung ihn beim Abschiede "öffentlich, wie andere Berwandte und Freunde", mit einem Kusse entließ, glaubte ihn jetzt völlig als den Ihrigen betrachten zu dürfen. Die stille Knospe ihres Wohlgefallens und ihrer Neigung zu dem schönsten, geistleuchtenden, anmuthig verwegenen, alles um sich her bezaubernden jungen Manne war fast ohne alle Schmerzen leibenvoller. Leibenschaft zur vollen Pracht der Rose aufgeblüht, an deren Dufte sich sein leiden= schaftliches Herz berauschte. Auch ihr Geist entzündete und steigerte sich an dem seinen. Ihre Briefe, die von jetzt an sich regelmäßig folgten, entzückten ihn immer mehr. "Auch in ihnen", so berichtet er uns, "blieb sie immer dieselbe; sie mochte etwas Neues erzählen, oder auf bekannte Begebenheiten anspielen, leicht schildern, vorübergehend reflektiren: immer war es, als wenn sie auch mit der Feder gehend, kommend, laufend, springend, so leicht aufträte als sicher. Auch ich, setzte er hinzu, schrieb sehr gern an sie; denn die Bergegenwärtigung ihrer Borzüge ver= mehrte meine Reigung auch in der Abwesenheit, so daß diese Unterhaltung einer persönlichen wenig nachgab, ja in der Folge mir sogar angenehmer und theurer wurde." -

Die Besuche wurden inzwischen ebenso eifrig fortgesetzt und dehntent sich in solcher Weise auß, daß ihn, wie er selbst besmerkt, nur seine wunderlichen Studien und sonstigen Verhältnisse nöthigen konnten, öfters von Sesenheim nach der Stadt zurücksaukehren. Die Vorlesung von Goldsmith's oft erwähnter Dichtung,

zu ber ihn bei einem solchen Besuche sein Freund Weyland wider seinen Willen zu nöthigen wußter, und die so überraschende Aehnlichkeiten der Personen und Zustände darbietende Bergleischung, welche der ganze Familienkreis dabei anzustellen im Falle war, wurde nicht als Warnung aufgenommen, ja sie vermehrte nur, wie Goethe selbst gesteht, dies Gefühl des sicheren Zusammenzgehörens der Liebenden. "Die Gewohnheit, zusammen zu sein, besestigte sich immer mehr, man wußte nicht anders, als daß ich diesem Kreise angehöre. Man ließ es geschehen und gehen, ohne gerade zu fragen, was daraus werden sollte. Und welche Eltern sinden sich nicht genöthigt, Töchter und Söhne in so schwebenden Zuständen eine Weile hinwalten zu lassen, bis sich etwas zusällig für's Leben bestätigt, besser als es ein lang angelegter Plan hätte hervorbringen können."

Das Lettere erwies sich nun leider in diesem Falle keines= wegs als richtig, und alle Liebe und Berehrung für den Genius unseres größten Dichters vermag demselben den Borwurf nicht zu ersparen, daß er die Nachsicht der Eltern und die unbefan= gene Hingebung Friederiken's aus Schwäche gegen sein eigenes Herz in einer fast frevelhaft zu nennenden Weise getäuscht hat. Aber die Gerechtigkeit gebietet hinzuzuseten, daß er selbst sich zu keiner Zeit seines Lebens über diese seine schwerste Verschuls dung verblendet oder dieselbe irgendwie zu beschönigen versucht hat, wenn er es auch unternahm, sie durch seine Erklärungen einigermaaßen zu mildern.

Es geht aus den eigenen Lebensbekenntnissen des Dichters hervor und ist durch die später veröffentlichten Bruchstücke seiner damaligen Correspondenz mit vertrauten Freunden unzweifelhaft erwiesen, daß Goethe sich nicht lange einer ungestörten inneren Glücksempfindung in diesem seinem Verhältnisse erfreute. Nur

Eine öffentlich ausgesprochene Verlobung der beiden Liebens den scheint nicht stattgefunden zu haben, wohl aber ein geheimes Verlöbniß, daß die "herzlichste Umarmung und die treulichste Versicherung besiegelte". Seit diesem Augenblicke aber ging in Veiden eine bedeutsame Umwandlung vor.

Friederike, die nach dieser entscheidenden Eröffnung ihn beim Abschiede "öffentlich, wie andere Berwandte und Freunde", mit einem Kusse entließ, glaubte ihn jetzt völlig als den Ihrigen betrachten zu dürfen. Die stille Knospe ihres Wohlgefallens und ihrer Reigung zu dem schönften, geiftleuchtenden, anmuthig verwegenen, alles um sich her bezaubernden jungen Manne war fast ohne alle Schmerzen leibenvoller. Leidenschaft zur vollen Pracht der Rose aufgeblüht, an deren Dufte sich sein leiden= schaftliches Herz berauschte. Auch ihr Geist entzündete und steigerte sich an dem seinen. Ihre Briefe, die von jetzt an sich regelmäßig folgten, entzückten ihn immer mehr. "Auch in ihnen", so berichtet er uns, "blieb sie immer dieselbe; sie mochte etwas Neues erzählen, oder auf bekannte Begebenheiten anspielen, leicht schildern, vorübergehend reflektiren: immer war es, als wenn sie auch mit der Feder gehend, kommend, laufend, springend, so leicht aufträte als sicher. Auch ich, setzte er hinzu, schrieb sehr gern an sie; benn die Bergegenwärtigung ihrer Borzüge ver= mehrte meine Reigung auch in der Abwesenheit, so daß diese Unterhaltung einer persönlichen wenig nachgab, ja in der Folge mir sogar angenehmer und theurer wurde." -

Die Besuche wurden inzwischen ebenso eifrig fortgesetzt und dehnten sich in solcher Weise aus, daß ihn, wie er selbst besmerkt, nur seine wunderlichen Studien und sonstigen Verhältnisse nöthigen konnten, öfters von Sesenheim nach der Stadt zurückzukehren. Die Vorlesung von Goldsmith's oft erwähnter Dichtung,

zu ber ihn bei einem solchen Besuche sein Freund Weyland wider seinen Willen zu nöthigen wußte, und die so überraschende Aehnlichkeiten der Personen und Zustände darbietende Vergleischung, welche der ganze Familienkreis dabei anzustellen im Falle war, wurde nicht als Warnung aufgenommen, ja sie vermehrte nur, wie Goethe selbst gesteht, dies Gefühl des sicheren Zusammenzgehörens der Liebenden. "Die Gewohnheit, zusammen zu sein, befestigte sich immer mehr, man wußte nicht anders, als daß ich diesem Kreise angehöre. Man ließ es geschehen und gehen, ohne gerade zu fragen, was daraus werden sollte. Und welche Eltern sinden sich nicht genöthigt, Töchter und Söhne in so schwebenden Zuständen eine Weile hinwalten zu lassen, bis sich etwas zufällig für's Leben bestätigt, besser als es ein lang angelegter Plan hätte hervorbringen können."

Das Letztere erwies sich nun leider in diesem Falle keines= wegs als richtig, und alle Liebe und Verehrung für den Genius unseres größten Dichters vermag demselben den Borwurf nicht zu ersparen, daß er die Nachsicht der Eltern und die unbefan= gene Hingebung Friederiken's aus Schwäche gegen sein eigenes Herz in einer fast frevelhaft zu nennenden Weise getäuscht hat. Aber die Gerechtigkeit gebietet hinzuzuseten, daß er selbst sich zu seiner Zeit seines Lebens über diese seine schwerste Verschulzdung verblendet oder dieselbe irgendwie zu beschönigen versucht hat, wenn er es auch unternahm, sie durch seine Erklärungen einigermaaßen zu mildern.

Es geht aus den eigenen Lebensbekenntnissen des Dichters hervor und ist durch die später veröffentlichten Bruchstücke seiner damaligen Correspondenz mit vertrauten Freunden unzweifelhaft erwiesen, daß Goethe sich nicht lange einer ungestörten inneren Glücksempsindung in diesem seinem Verhältnisse erfreute. Nur

in den ersten drei bis vier Monaten war es ihm beschieden, sich "in dem Taumel der sugesten Empfindungen zu wiegen" und glückseelige Tage des neuen Liebeslebens träumerisch hinzuschlen= dern. Sein Erwachen begann mit der oben geschilderten offenen Erklärung seiner Liebe. Das ausgesprochene Wort, der Ge= liebten für immer angehören, sein ganzes Leben an das ihrige knüpfen zu wollen, zerriß plötlich ben Schleier, ber seinen Blick umhüllt hatte. Vergebens suchte er die innere Stimme durch die immer erneuerte Leidenschaft seiner Aeußerungen in den Ge= dichten, welche er an die Geliebte richtete, zu übertäuben, und diese selbst, die zuweilen mit dem feinen Erkennen des weiblichen Herzens sein inneres Schwanken abnte, über ihre Besorgnisse Das Erstere mißlang ihm, mährend das Letztere zu beruhigen. leider nur allzuwohl gelang. Er selbst gesteht in Dichtung und Wahrheit, "daß ihn sein leidenschaftliches Verhältniß zu Friederike nunmehr zu ängstigen begann". Selbst ihre Gegenwart wurde ihm "beängstigend", und doch konnte er sich nicht entschließen, auf den Verkehr mit ihr zu verzichten. Alle die weitläufigen Erklärungen, in denen er sich darüber ergeht, laufen immer auf Ein und Daffelbe hinaus: sein Verstand fagte ihm, daß er Un= recht begehe, sich so frühzeitig für das Leben zu binden, und sein Herz konnte die Geliebte, deren treffliche Eigenschaften ihm in immer größerer Klarheit entgegentraten, nicht entbehren. selbst, die Gute und Holde, blieb sich, wie er wiederholt bemerkt, immer gleich, sie schien nicht zu denken, noch denken zu wollen, daß dieses Verhältniß sich so bald endigen könne.

Wie hätte sie es auch gekonnt! Wie hätte sie ahnen können, daß der Geliebte, während er an ihrer Seite weilte, unmittelbar nach dem Geständniß seiner Liebe und nachdem er die herzlichste Versicherung ihrer Gegenliebe erhalten, um Pfingsten des Jah= res 1771 aus Sesenheim an seinen Freund Salzmann schrieb: "daß seine Seele sich wie ein Wetterhahn im Winde schwankend drehe, und daß er um kein Haar glücklicher sei, nachdem er erlangt, was er gewünscht!" Wie konnte sie ahnen, daß er in bemfelben Briefe, frevelhaften Muthes, bas Eingeständniß aus= sprechen werbe, daß er, wie er noch nie in einer Liebe volles Genügens gefunden, ein solches auch schwerlich jemals finden, aber trothem nicht aufhören werbe, wie es in dem Gleichnisse heißt, "wieder und wieder Kirschbäumchen zu pflanzen!" den folgenden Briefen meldet er dem Freunde sogar, "daß die Kleine fortfahre, traurig trank zu sein, und daß mit ihm selbst das eigne Schuldbewußtsein herumgehe! Daß er "zwischen Thür und Angel site", daß er "zu wachend sei, um nicht zu fühlen, wie er nach Schatten greife", und daß er doch zu schwach, eben durch seine Liebe zu schwach sei, "die fesselnden Blumenketten zu zerreißen!"

Auch zerriß er sie nicht. Gewaltsamkeit des Entschlusses lag nicht in seiner Natur. Er suchte sie kaum zu lockern, und übersließ es der Zeit, sie allmälig abzustreisen. Ja, es ist aus seiner eigenen Darstellung und aus der Vergleichung aller sonst vorshandenen Zeugnisse ersichtlich, daß er selbst bei dem durch seine Rücksehr nach Franksurt herbeigeführten Abschiede, die Geliebte sowohl als sich selbst über das Entscheidende dieser Trennung zu täuschen suchte. Die Erinnerung an diese letzten Sesenheimer Tage war ihm noch nach mehr als vierzig Jahren eine peinsvolle. Was in denselben zwischen ihnen Beiden gesprochen und empfunden worden, bekennt er, "sei ihm nicht in der Erinnerung geblieben". Aber es steht zu lesen in seinen Gedichten, die ihn als mahnende Zeugen anklagen, in jenen verheißungsvollen Zeilen, in denen es heißt:

"Hand in Hand und Lipp' auf Lippe, Liebes Mätchen bleib mir tren! Lebewohl! und manche Klippe Fährt Dein Liebster noch vorbei.

Aber wenn er einst den Hasen Rach dem Sturme wieder grüßt, Rögen ihn die Götter strasen, Wenn er ohne Dich genießt!

War ich müßig Dir zur Seite, Drängte noch ber Kummer mich; Doch in aller dieser Weite Wirk' ich rasch und — nur für Dich!"

Diese Zeilen, die er noch nach der Trennung von Straßburg und von der Geliebten, an Friederike richtete, werden auch den Inhalt der Versicherungen enthalten haben, mit denen er die weinende Geliebte und sich selbst über den Abschied zu trösten suchte, bei dem ihm, wie er selbst erzählt, "übel zu Wuthe war".

Indeß alle diese Verheißungen sollten nicht in Erfüllung gehen. Die Trennung, wenn ihr auch nach neun Jahren ein kurzes Wiedersehen folgte, war eine ewige. Die Bedenklichkeiten gegen eine frühzeitige She, und die zahlreichen äußeren Hindersnisse, welche eine Verbindung des angesehenen Frankfurter Patriziersohnes mit einer einsachen, in die Atmosphäre der vornehmen Reichsstadt nicht hineinpassenden, Pfarrerstochter aus dem Elsässischen Dorfe im Wege standen, nuußten sich mit doppelter Stärke in Goethe erheben, als der sesselne Zauber der Gegenwart zerbrochen und der jugendliche Doctor juris wieder in die alten Frankfurter Verhältnisse eingetreten war, in denen sich ihm bald ganz andere Lebensaussichten darboten. Schon einmal, als er die Geliebte mit Schwester und Wutter in städtischer Ums

gebung zu Straßburg gesehen hatte, war ihm der Widerspruch, in welchem sich diese ländlichen Naturen zu städtischen Formen und Verhältnissen befanden, beängstigend vor die Seele getreten. Und nun gar, wenn er sich seinen pedantisch stolzen Vater, die schneidend scharf kritisirende Schwester, die Sippen und Freunde des Elternhauses, von deren Urtheil und Meinung er selbst von jeher mehr, als er sich eingestehen mochte, abhing, ihr gegenüber dachte! Wir wissen nicht, wie lange sein Schwanken gedauert haben mag. Aber endlich entschloß er sich. Er schrieb ihr den Scheidebrief.

Hören wir ihn selbst über sich selbst und lassen wir ihn sein eigenes Urtheil aussprechen über seine That. Es ist das härteste, welches ein unparteiischer Dichter fällen könnte, und wenn es eine Absolution für die Versündigung giebt, die er an diesem schönen und edlen weiblichen Wesen begangen, so gründet sie sich eben auf dieses volle und unumwundene Eingeständniß seines begangenen Unrechts.

"Die Antwort Friederiken's auf meinen schriftlichen Abschied", so erzählt er, "zerriß mir das Herz. Es war dieselbe Hand, derselbe Sinn, dasselbe Gefühl, die sich zu mir, die sich an mir herangebildet hatten. Ich fühlte nur den Berlust, den sie erlitt, und sah keine Möglichkeit, ihn zu ersetzen, ja nur ihn zu lindern. Sie war mir ganz gegenwärtig; stets empfand ich, daß sie mir sehlte, und was das Schlimmste war: ich konnte mir mein eigenes Unglück nicht verzeihen. Gretchen hatte man mir genommen, Annette mich verlassen. Gretchen hatte man mir genommen, Annette mich verlassen; hier war ich zum ersten Wale schuldig. Ich hatte das schönste Herz in seinem Tiefsten verwundet, und so war die Epoche einer düsteren Reue bei dem Mangel einer gewohnten erquicklichen Liebe höchst peinlich."

Dies Gefühl der Schuld begleitete ihn lange durch sein

Jugendleben. Er hatte es noch nicht ganz überwunden, als er, ein Dreißiger, über acht Jahre nach jenem Abschiebe mit seinem fürstlichen Freunde die bekannte Schweizerreise antrat. Er konnte es nicht unterlassen, auf derselben Sesenheim noch einmal auf= zusuchen. Der Brief, in welchem er seiner bamaligen Geliebten, Charlotte von Stein, über dieses Wiedersehen berichtet, zeigt uns, wie edel und schön sich Friederike ihm gegenüber auch jetzt erwies, und wie ihr liebevoll gefaßtes Betragen sein Berg erleich= terte. Es war den 25. September des Jahres 1779 als er von Selz aus allein nach Sesenheim hinüberritt. "Ich fand", so schreibt er, "die Familie, wie ich sie vor acht Jahren ver= lassen hatte, und wurde freundlich und gut aufgenommen. Da ich jetzt so rein und still bin wie die Luft, so war mir der Athem guter und stiller Menschen sehr willkommen. Die zweite Tochter hatte mich ehemals geliebt, schöner als ich's ver= diente, und mehr als andere, an die ich viel Leidenschaft und Treue verschwendet habe. Ich mußte sie in einem Augenblicke verlassen, wo es ihr fast bas Leben kostete. Sie ging leise barüber weg, mir zu sagen, was ihr von einer Krankheit jener Zeit noch überblieben, betrug sich allerliebst vom ersten Augen= blicke, da ich ihr unerwartet auf der Schwelle in's Gesicht trat — daß mir's ganz wohl wurde. Nachsagen muß ich ihr, daß sie auch nicht durch die leiseste Berührung irgend ein altes Ge= fühl in meiner Seele zu wecken unternahm. Sie führte mich in jene Laube, da mußte ich sitzen, und so war's gut". Er fand sein Andenken so lebhaft in dem ganzen Kreise, als ob er kaum ein halb Jahr weg wäre. "Und so", setzt er hinzu, "schied ich den andern Morgen, bei Sonnenaufgang, von freundlichen Ge= sichtern verabschiedet, daß ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckhen der Welt hindenken und in Frieden mit den

Geistern dieser Ansgesöhnten in mir leben kann". In dem liebs lichen Gedichte, welches "Wiedersehen" überschrieben ist, hat der Dichter nach seiner Rücksehr von jener Reise dieser letzten Bezgegnung mit der Jugendgeliebten ein schönes Denkmal gesetzt. Der scheindar chronologische Fehler, welcher in dem "zehnmal" des letzten Berses uns entgegentritt, ist nichts als eine künstlerische Licenz, welche sich der Dichter des Wohlklangs wegen gestattete. Das Gedicht ist ein Zwiegespräch, das der Dichter mit der vor Jahren verlassenen Geliebten beim Wiedersehen dichtet, und lautet:

Er.

"Süße Freundin, noch Einen, nur Einen Auß noch gewähre Diesen Lippen! Warum bist Du mir heute so targ? Gestern blühte wie heute ber Baum; wir wechselten Küsse Tausenbfältig; bem Schwarm Bienen verglichst Du sie ja, Wie sie ben Blüten sich nah'n und saugen, schweben und wieder Saugen und lieblicher Ton süßen Genusses erschalt. Alle noch üben das holde Geschäft. Und wäre der Frühling Uns vorübergestoh'n, eh' sich die Blüte zerstreut?

Sie.

Träume, lieblicher Freund, nur immer, rede von gestern!
Gerne hör' ich Dich an, drücke Dich redlich an's Herz.
Gestern, sagst Du? — Es war, ich weiß, ein töstliches Gestern;
Worte verklangen im Wort, Küsse verdrängten den Kuß.
Schmerzlich war's zu scheiden am Abende, traurig die lange Nacht von gestern auf heut, die den Getrennten gebot.
Doch der Morgen kehret zurück. — Ach! daß mir indessen Zehnmal, leider! der Baum Blüten und Früchte gebracht!"

Ueber Friederiken's Schicksale, nachdem Goethe sie im Jahre 1771 verlassen hatte, ist wenig Sicheres bekannt. Nachdem Goethe sie aufgegeben, hatte sich ein Straßburger Genosse desselben, der eitle, überspannte, auf Goethe's überlegenen Genius im

Stillen neidische Reinhold Lenz, in die Familie einzuführen ge= wußt, und durch eine halb wahre, halb eingebildete Leidenschaft Friederike zu bewegen gesucht, ihm die näheren Umstände ihres Berhältniffes zu Goethe und vor allem deffen an sie gerichtete Briefe anzuvertrauen. Als sie dadurch mißtrauisch gegen ihn gemacht, sich mehr und mehr zurückzog und seine Besuche ablehnte, trieb er es bis zu den lächerlichsten Demonstrationen des Selbstmordes, so daß man ihu als einen halb Tollen aus dem Hause entfernen und zur Stadt schaffen mußte. So berichtet Goethe selbst nach Friederiken's eignem mundlichen Berichte bei jener Zusammenkunft, wobei dieselbe ihn zugleich über die Absicht aufklärte, die Lenz gehabt, "ihm zu schaden und ihn in der öffentlichen Meinung und sonst zu Grunde zu richten"; und dieser Bericht wird selbst durch die Bertheidigungsversuche des neuesten Biographen von Lenz*), soweit er Charakter und Hand= lungsweise dieser zerfahrenen, kindisch eitlen und unreifen Natur betrifft, in allem Wesentlichen nur bestätigt.

Friederike Brion blieb unvermählt. Sie wies wiederholte Anträge von Bewerbern zurück, weil Goethe's Bild ihrem Herzen ewig eingeprägt blieb. Nach dem Tode ihrer Eltern führte ihr Schickfal sie weit von der ländlichen Beschränktheit ihres Heimatsdorfes hinaus in die ferne fremde Welt. Sie suchte und fand Aufnahme in dem Hause einer Freundin zu Paris, die an einen dortigen Beamten verheiratet war. Jene Besürchtung Goethe's, daß sie in die Umgebung der großen Welt nicht passen werde, ging nicht in Ersüllung; denn es wird berichtet, daß sie sich in den seinen Gesellschaftskreisen von Versailles und Paris als eine angenehme Erscheinung bewegte. Sie blieb dort, bis die

) |-|||-

^{*)} Reinhold Leng, Leben und Werke, von D. F. Gruppe. Berlin 1861.

Schreckenszeit der Revolution sie in's Baterland zurücktrieb, wo sie bis an ihr Ende in dem Hause ihres Schwagers, eines Pfarrers in Dießburg bei Offenburg, allgemein geliebt und als eine bereite Helserin und Wohlthäterin, ihre Tage in bescheidener Stille verlebte. "Ueber Goethe", — heißt es in dem Berichte, dem wir folgen, — "sprach sie stets nur mit Achtung; auf bittere Anspielungen über ihr Verhältniß zu ihm äußerte sie mit rührens der Bescheidenheit: er sei zu groß, seine Laufbahn zu hoch geswesen, als daß er sie habe heimsühren können *)".

Ophelia, in's deutsche Johll übersett, — so steht sie vor uns da in ungetrübter Lieblichkeit, Reine und Bescheidenheit, verklärt von dem Herzen und der Kunst des größten Dichters der Liebe, den ihr Bolk hervorgebracht, ein ewig leuchtender Stern an dem Himmel deutscher Liebes= und Jugend=Poesie, wie er dem Geliebten selbst, der ihre erste und einzige Liebe war, in seinem Leben nimmer wieder aufgegangen ist. An ihr selbst aber erfüllte sich das inhaltschwere Wort des Dichters:

> "Was unsterblich im Gesang soll leben, Muß im Leben untergeh'n!"

^{*)} Biehoff, Goethe's Leben II, S. 353.

XII.

Maximiliane la Roche,

die Mutter Bettina's.

Eine der anmuthigsten unter den Mittheilungen über Goethe's Frankfurter Jugend verdanken wir Bettinen.

Bekanntlich forderte Goethe im Oktober des Jahres 1810 die damals fünfundzwanzigjährige Bettina Brentano, die Tochter einer seiner Jugendgeliebten Maximiliane La Roche, in einem Briefe auf: ihm, da er im Begriffe stehe, seine Lebenserinnerungen zu schreiben, bei dieser Arbeit eine Art von Hülfe zu leisten. "Meine gute Mutter," schreibt er, "ist abgeschieden und so manche Andere, die mir das Bergangene wieder hervorrusen könnten, das ich meistens vergessen habe. Nun hast du eine schöne Zeit mit der theueren Mutter gelebt, hast ihre Märchen und Anekdoten wiederholt vernommen, und trägst und hegst Alles im frischen belebenden Gedächtniß. Setze dich also nur gleich hin und schreibe nieder, was sich auf mich und die Meinigen bezieht, und du wirst mich dadurch sehr erfreuen und versbinden."

Zu den Mittheilungen, welche diese Aufforderung zur Folge hatte, gehört denn auch die Geschichte von Goethe's Eislauf auf dem Main, angethan mit dem rothen Sammetpelze, den er seiner zuschauenden Mutter abgenommen. Goethe hatte die Runft des Schlittschuhlaufens erft fpat zu den übrigen Leibesübungen, denen er sich in seiner Jugend hinzugeben liebte, erlernt. war im Winter nach seiner Rückehr von Stragburg, als er, im dreiundzwanzigsten Jahre stehend und bereits wohlbestallter Advokat in seiner Vaterstadt, von Klopstock's Preishymnen auf die edle Kunft des Eislaufs begeistert, an einem heitern Winter= morgen sich zu dem ersten Bersuche in derselben entschloß, wo er es benn, wie er selbst berichtet, "durch Uebung, Nachdenken und Beharrlichkeit bald zu einer gewissen Fertigkeit brachte". Denn schon zwei Jahre später war er im Stande, mit andern Freunden fünstliche Tanztouren auf dem Gise auszuführen, zu beren Anschauen die Damen seines Kreises hinausgeladen waren. Auch Goethe's Mutter war hinausgefahren, und erzählte später den kleinen Bug jugendlichen scherzenden Uebermuths, deffen auch Goethe im sechzehnten Buche von Dichtung und Wahrheit gedenkt, nach Bettinen's Berichte in folgender Beise:

"An einem hellen Wintermorgen", — so schreibt Bettina an Goethe*), — "an dem deine Mutter Gäste hatte, machtest du ihr den Vorschlag, mit den Fremden an den Main zu fahren."
""Mutter, sie hat mich ja doch noch nicht Schlittschuh lausen sehen, und das Wetter ist heute so schön."" "Ich zog meinen karmoisinrothen Pelz an, der einen langen Schlepp hatte und vornherunter mit goldenen Spangen zugemacht war, und so sahren wir denn hinauß; da schleift mein Sohn herum wie ein Pseil zwischen den andern durch, die Luft hatte ihm die Backen roth gemacht und der Puder war auß seinen braunen Haaren

^{*)} Brieswechsel mit einem Kinde, Th. II, S. 261—262.

geslogen. Wie er nun den karmoisinrothen Pelz sieht, kommt er herbei an die Kutsche und lacht mich ganz freundlich an. Nun, was willst du? sag ich. Ei, Mutter, sie hat ja doch nicht kalt im Wagen, gebe sie mir ihren Sammetrock. — Du wirst ihn doch nicht gar anziehen wollen? — Freilich will ich ihn anziehen! — Ich zieh halt meinen prächtig warmen Rock aus, er zieht ihn an, schlägt die Schleppe über den Arm, und da fährt er hin, wie ein Göttersohn auf dem Eis. — So was Schönes giebt's nicht mehr; ich klatschte in die Hände vor Lust. Mein Lebtag seh ich noch, wie er den einen Brückenbogen hinaus und den andern wieder hineinlief, und wie da der Wind ihm den Schlepp lang hinten nach trug. Damals war deine Mutter mit auf dem Eis, der wollte er gefallen."

Dieses Motiv hat Kaulbach, wie er pflegt, mit künstlerischer Freiheit behandelt. Er hat die Staatskarosse, in welcher die Frau Rath mit ihren Gästen und Freundinnen faß, weggelaffen, um die Personen, auf die es ankommt, näher aneinanderrücken und deutlicher zeigen zu können; und er hat sich ebenso die Frei= heit genommen, den Kopf des jugendlichen Goethe-Apollo und die im Winde flatternden "ambrosischen Locken" nicht mit der "braunen Pelzmüte" zu bedecken, deren Goethe felbst in der Erzählung dieses kleinen Vorfalls ausdrücklich und sogar mit dem Zusatze erwähnt, daß ihn dieselbe zu dem goldbeschnürten rothen Sammetpelze der Mutter "nicht übel gekleidet habe". Aber der Künstler wollte lieber gegen die Ueberlieferung und gegen die Realität des "grimmig kalten" Wintertages fehlen, als auf die volle Wirkung des unbedeckten Hauptes mit dem frei wallenden, über der Stirn sich emporbäumenden Locenhaare ver= zichten, das dem Götterjüngling, der damals wie ein leuchtendes Meteor an dem Himmel der guten Philisterstadt Frankfurt em=

.....

porgestiegen war, so schön und ausdrucksvoll charakterisirt. der That würde der mütterliche "Sammetpelz" allein, zumal in dem Grau der Zeichnung, in welchem die rothe Farbe fehlt nicht ausreichend sein, die "als Eitelkeit" getadelte Sonderbar= keit und Excentrizität, über welche die ehrbaren Frankfurter von damals die bezopften Köpfe schüttelten und die man ihm, wie er selbst berichtet, "unter seinen Anomalien wohl später im Ernst und Scherze wieder vorrechnete", als solche kräftig genug für uns Spätgeborne hervorzuheben. Denn das sittengeschichtlich Merkwürdige und Interessante dieses ganzen Zuges aus dem Leben des jugendlichen Dichters besteht hauptsächlich darin, daß damals der philisterhafte Sinn der Deutschen in Allem und Jedem noch unendlich größer und verbreiteter war als vierzig bis fünfzig Jahre später, wo der Dichter selbst es von sich rühmen durfte, daß er sein Theil dazu gethan, seine Nation von der Philisterei zu befreien:

> "Ihr könnt mir immer ungescheut Wie Blücher'n, Denkmal setzen. Er hat von Franzen Euch befreit, Ich von Philister-Netzen."

Nach den Worten, mit welchen Bettina die Frau Rath ihre Erzählung schließen läßt, war die Mutter Bettinen's bei jener oben geschilderten Scene anwesend, und diese war es, welcher der jugendliche Dichter mit seiner improvisirten romantischen Drapirung "gefallen wollte". Kaulbach hat diesen Zug benutt, um die Vermittelung der Frauengruppe am Userrande mit dem dahinschwebenden Jünglinge herzustellen, der mit seitwärts geswendetem Haupte die großen Feueraugen auf die zarte Frauensgestalt richtet, welche, halb an ihre mütterliche Freundin gelehnt,

mit der erhobenen Rechten im Begriff steht, einen Schneeball dem Flüchtlinge nachzuwerfen. Es ist gleichsam der Preisapfel der Schönheit, den hier, umgekehrt wie in der griechischen Preissfabel, die schöne Frau dem Jünglinge zuzuerkennen scheint, dessen Halbgottschöne nebst den bezopften Perrückensphilistern um ihn her nur um so siegreicher und stolzer hervortritt. Die schöne zarte Frau aber mit dem liebenswürdigen Kindergesichte voll unbefangener Heiterkeit und anmuthiger Neckerei ist Maximisliane La Roche, die älteste Tochter der geistreichen Schriftstellerin und Freundin Wieland's, Sophie La Roche.

In der Zeit, in welche dieser geschilderte Schlittschuhlauf fällt, bildete das Verhältniß zu Maximiliane La Roche eine der bedeutenoften Bergensepisoden des vielliebenden und vielgeliebten jungen Dichters. Auf einer seiner Streifereien durch das schöne Main= und Rhein= Land, die er uns mit so unnachahmlicher Anmuth in seiner Selbstbiographie beschrieben hat, mar er auch, von Ems aus, nach Ehrenbreitstein gekommen, und hatte, vorher empfohlen durch seinen Darmstädter Freund Merk, die Bekannt= schaft der dort am Fuße des Schloßberges lebenden Familie La Roche gemacht. Freundlich aufgenommen, war er bald als ein Glied der Familie betrachtet worden. Mit dem Bater verband ihn, wie er selbst erzählt, deffen heiterer Weltsinn, mit der Mutter sein belletristisches und sentimentalisches Wesen und Stre= ben, mit den Töchtern seine Jugend. Unter den letzteren mar es vorzüglich die älteste Tochter, Maximiliane ober Maxe genannt, welche ihn "gar bald besonders anzog". Er hatte eben erst seine Wetslarer Verhältnisse abgebrochen, und sein Herz war gerade weich genug gestimmt, um neuen Eindrücken sich leicht und willig hinzugeben. "Es ist", wie er bei dieser Gelegenheit bemerkt, "eine sehr angenehme Empfindung, wenn sich eine neue Leiden=

schaft in uns zu regen anfängt, ehe die alte noch ganz verkluns gen ist. So sieht man bei untergehender Sonne gern auf der entgegengesetzten Seite den Mond aufgehen und erfreut sich an dem Doppelglanze der beiden Himmelslichter."

Dieser Doppelglanz seiner beiben damaligen Himmelslichter sollte seinen poetischen Schein auf die Werther Dichtung werfen, in welcher ihm zu dem Bilbe ber Lotte nicht nur die Wetlar'sche Braut seines Freundes Kestner, sondern anch die liebenswür= dige Gestalt Maximilianen's von La Roche gesessen hat, mit der ihn sehr bald eine Art Werther'schen Berhältnisses verbinden sollte. Maximiliane wird uns geschildert als eine höchst anmuthige Erscheinung, etwas klein und zart gebaut, von zierlichstem Buchse, mit dunkelschwarzen Augen und der reinsten blühendsten Gesichts= farbe. Die Neigung, welche Goethe für sie vom ersten Augen= blice an faßte, ward genährt durch längeres ungestörtes Bei= sammensein, und als er sich von dem La Roche'schen Hause losrif, um nach Frankfurt zurückzukehren, nahm er eine Liebesleibenschaft mit sich im Herzen fort, die durch eine sonderbare Berkettung der Umstände ihn bald in ähnlich verwirrende Halbverhältnisse ver= stricken sollte, wie diejenigen gewesen maren, aus benen er sich in Wetslar nicht ohne Mühe losgemacht hatte.

Die in jenen Zeiten wegen der gefühlsseeligen Zartheit ihrer Schriften und Romane gerühmte und geseierte Mutter Maxismilianen's, Frau Sophie La Roche, war nämlich in gewissen Berhältnissen des praktischen Lebens keineswegs ersüllt und besherrscht von dem zarten und gefühlvollen Geiste, den ihre Dichstungen athmeten. Dies zeigt sich am besten durch die Art und Weise, wie sie das Herzensschicksal und die Berheiratung ihrer beiden Töchter gestaltete, die sie beide so früh als möglich durch sogenannte "gute Partien" zu versorgen bestissen war, unbes

kümmert, ob das wahre Glück derselben dadurch gefördert werde. So nöthigte sie ihre jüngere und schönere Tochter Louise, den kurtrierischen Hofrath Möser, einen wüsten und gemeinen Menschen, zu heiraten. Eine höchst unglückliche Ehe war die Folge davon, und Goethe's Mutter sprach laut ihren Unwillen aus über die Schriftstellerin, welche durch ihre Schriften das Glück der Frauen zu befördern sich angelegen sein lasse, während sie ihre eigenen Töchter durch aufgezwungene Shen unglücklich mache. Denn auch Maximiliane hatte dasselbe Schickfal erfahren. Sie hatte, kurze Zeit nach Goethe's Entfernung, da dieser sich gegen die Mutter zu der vielleicht von derselben gehofften Erklärung nicht hatte entschließen mögen, auf Betrieb ber Mutter einem reichen Kaufmanne in Frankfurt ihre Hand ohne ihr Herz geben muffen. Herr Brentano war Wittwer und Bater von fünf un= erzogenen Kindern; er war zugleich an Alter, Lebensanschauung, Sitten und Bildung wesentlich von dem jungen Mädchen verschieden, das die mütterliche Tyrannei ihm als zweite Gattin überlieferte. Eine Lebensschilderung Sophien's von La Roche in der Zeitschrift "Frena"*) nennt ihn einen rauhen, geizigen und beschränkten Menschen. Wenn auch dies Urtheil zu hart scheinen dürfte, so wird es doch gewissermaaßen bekräftigt durch den Be= richt, welchen wir in einem Briefe J. H. Merk's an seine Sattin von einem Zeitgenossen über diese Berbindung besitzen. Dieser Brief, geschrieben am 29. Januar 1774, lautet in der Uebersetzung des französischen Originals**), wie folgt:

"Vorige Woche war ich in Frankfurt, um unsere Freundin Sophie La Roche zu sehen. Die Heirat, welche sie ihre Tochter

.. <u>L</u>..

^{*)} Frena. Erster Jahrgang. 1861. S. 273—284.

^{**)} S. Briefe aus dem Freundestreise von Goethe, Herber, Höpfner und Merk, berausgegeben von Wagner (Leipzig 1847), S. 85. N. 32.

(eben die vorgenannte Maximiliane) einzugehen bewogen hat, ist eine sehr wunderliche Partie. Der Mann ist zwar noch leid= lich jung, aber mit fünf Kindern beladen; übrigens zwar reich, aber ein Kaufmann, der über seinen Beruf hinaus wenig Geist besitzt. Es war mir eine traurige Erscheinung, unsere Freundin unter den Häringstonnen und Käsevorräthen aufzusuchen — und ich wollte, du hättest sehen können, wie Madame de La Roche sich ausnahm gegenüber all' den Redensarten und dem Geschwätz dieser feisten Kaufleute, deren üppige Dinors sie auszuhalten und deren schwerfällige Personagen sie zu amusiren hatte. Es kamen arge Scenen vor, und ich weiß nicht, ob sie nicht doch von dem Gewichte ihrer Reue erdrückt werden wird. Goethe ist bereits Hausfreund dort, er spielt mit den Kindern, und begleitet das Klavierspiel der jungen Hausfrau. Herr Brentano, obgleich als Italiener gehörig eifersüchtig, hat ihn lieb gewonnen und will durchaus, daß er so oft als möglich sein Haus besuche." -In einem vierzehn Tage später geschriebenen Briefe, in welchem Merk seiner Frau von Goethe's großen litterarischen Erfolgen berichtet und das Aufsehen vorhersagt, welches dessen neuer zu Oftern des Jahres erscheinender Roman (Werther's Leiden) er= regen werde, heißt es zum Schlusse: "Daneben hat er die kleine Brentano zu tröften über ben sie umgebenden Del = und Barings= geruch und die Manieren ihres Chemannes!"

Wir sehen, die Verheiratung Maximiliane'ns und Goethe's erneuter Verkehr mit derselben sielen gerade in die Zeit, in welcher das Schicksal des jungen Jerusalem, der sich in Wetzlar erschoß, verbunden mit seinen eigenen Wetzlarer Erinnerungen den Plan und die Ausführung des "Werther" in ihm gezeitigt hatte. Er meldete die Nachricht, daß die Geliebte nach Frankfurt heiratete, an Frau Jacobi auf eine Weise, die sast wie Glücks-

empfindung Hingt. "Mare La Roche", so schreibt er am Sploester= tage 1773 der Freundin, "heiratet hierher; ihr Künftiger scheint ein Mann, mit dem sich leben läßt, und also beifa u. f. w." Die Entfernung seiner Schwester Cornelie, welche sechs Wochen zuvor als Gattin Schloffer's Frankfurt und das elterliche Haus verlaffen und dadurch eine empfindliche Lucke in sein Leben geriffen hatte, schien ihm jest ersett zu werden durch die Rabe eines Besens, dem er sich gleichfalls in berzlichstem Bertrauen und gegenseitiger liebevoller Neigung verbunden empfand. Er schrieb darüber bald nach Maximilianen's Ankunft und Berheiratung an die oben genannte Freundin im Februar bes Jahres 1774: "Diese dritthalb Wochen her ist geschwärmt worden, und nun sind wir so zufrieden und glücklich als man's fein kann. Wir, fage ich, denn seit dem 15. Januar ift keine Branche meiner Existenz einsam. Und das Schicksal, mit dem ich mich so oft herumge= biffen habe, wird jett höflich betitelt bas schöne weise Schicksal, denn gewiß, das ift die erfte Gabe, seit es mir meine Schwester nahm, die das Ansehen eines Aequivalents hat. Die Maxe ist noch immer der Engel, der mit den simpelsten und werthesten Eigenschaften aller Herzen an sich zieht, und das Gefühl, das ich für fie habe, worin ihr Mann eine Urfache zur Gifer= sucht finden wird, macht nun das Glück meines Lebens." Zwar schildert er diesen Mann im Berfolge des Briefes als "einen würdigen Mann von offenem starken Charakter, großer Schärfe des Verstandes und höchst tüchtig zu seinem Geschäfte"; aber der Umstand, daß die junge Frau ihrerseits doch eben eines Freundes, wie Goethe es war, zur Ausfüllung ihres Herzens und ihrer geistigen Bedürfnisse benöthigt war, spricht deutlich genug da= für, daß die She Maximilianen's keine glücklich befriedigende und daß Merk's Schilderung derselben wohl so ziemlich die richtige war.

Goethe felbst hat dies in seinen späteren Lebensbekenntnissen auf die ihm eigene schonende Weise angedeutet und zugleich die peinlichen Verwicklungen geschildert, in welche ihn selbst jene Herzensneigung bald genug verstrickte. Er erzählt im breizehnten Buche von Dichtung und Wahrheit, wie Maximilianen's Mutter, Frau La Roche, bei ihren oft wiederholten Besuchen in dem Hause ihrer Tochter "sich nicht recht in den Zustand finden konnte, den sie boch selbst ausgewählt hatte"; wie sie, "anstatt sich darin behaglich zu fühlen oder zu irgend einer Beränderung Anlaß zu geben, sich in Klagen erging, so daß man wirklich denken mußte, ihre Tochter sei unglücklich, ob man gleich, da ihr nichts abging, (?) und ihr Gemahl ihr nichts verwehrte, nicht wohl einsah, worin das Unglud eigentlich bestände". frsiheres Berhältniß zu der jungen Frau", heißt es bann weiter, - "eigentlich ein geschwisterliches, ward nach ber Heirat fort= gesetzt. Meine Jahre fagten den ihrigen zu, ich mar der ein= zige in bem ganzen Kreise, an bem sie noch einen Wieberklang jener geistigen Tone vernahm, an die sie von Jugend auf gewöhnt mar. Wir lebten in einem kindlichen Vertrauen zusammen fort, und ob sich gleich nichts Leidenschaftliches in unseren Umgang mischte, so war er doch peinigend genug, weil auch sie sich in ihre Umgebung nicht zu finden wußte und, obwohl mit Glücksgütern gesegnet, aus dem heitern Thal Ehrenbreitstein und einer fröhlichen Jugend in ein düster gelegenes Handelshaus versetzt, sich schon als Mutter von einigen Stiefkindern benehmen sollte. In so viel neue Familien= verhältnisse war ich ohne wirklichen Antheil, ohne Mitwirkung eingeklemmt. War man mit einander zufrieden, so schien sich das von felbst zu verstehen, aber die meisten Theilnehmer wendeten sich in verdrießlichen Fällen an mich, die ich durch eine lebhafte

Theilnahme mehr zu verschlimmern als zu verbessern pslegte. Es dauerte nicht lange, so wurde mir dieser Zustand unerträglich; aller Lebensverdruß, der aus solchen Halbverhältnissen hervorzugehen pslegt, schien doppelt und dreisach aus mir zu lasten, und es bedurfte eines neuen gewaltsamen Entschlusses, mich auch hiervon zu befreien."

Allerdings stimmen die Berichte der verschiedenen Spochen nicht eben wohl zusammen. Aber der Goethe, der als Bierundssechzigsähriger diese Schilderung seiner Frankfurter Zustände und seines, doch von ihm selbst als "Leidenschaft" bezeichneten Bershältnisses zu Maximiliane Brentano niederschrieb, empfand eben anders und kühler als der Bierundzwanzigsährige, der diese Dinge erlebte, und der sehr wohl wußte, daß ein junges Wesen wie diese seine Maximiliane, auch wenn ihr äußerlich "nichts abging", doch in einer Sehe und in einer Umgebung, in welcher der von ihr geliebte Goethe "der einzige war, an dem sie noch einen Wiederklang jener geistigen Töne vernahm, an die sie von Jugend auf gewöhnt war", sich sehr unglücklich sühlen konnte und sühlen mußte!

Maximiliane war erst siebzehn Jahre alt gewesen, als der Wille ihrer Mutter sie mit Brentano verheiratete. Sie starb in der Blüte des Lebens, siebenunddreißig Jahre alt, 1793. Von ihren drei Töchtern erbte die 1785 zu Franksurt geborene Elisabeth, später nur Bettina genannt, die begeisterte Leidensschaft für den Freund ihrer Mutter.

Rehren wir jetzt noch einmal zurück zu dem Kaulbach'schen Bilde, das uns die reizende Spisode aus dieser Jugendliebe des Dichters mit so vollendeter Anmuth und Schönheit vorführt. Bei dem Anblicke dieser leicht auf den stahlbeslügelten Sohlen dahinschwebenden Göttergestalt, die, halb Appollon, halb Hermes,

das stolze Jünglingshaupt der jungen Schönen, wie Abschied nehmend, zuwendet, kommt uns unwillkürlich jenes Gedicht aus Goethe's Jugendzeit in die Seele, das ohne Zweifel dieser Periode seines Frankfurter Lebens die Entstehung verdankt:

"Sorglos über die Fläche weg, Wo vom kühnsten Wager die Bahn Dir nicht vorgegraben — du siehst, Mache dir selber Bahn!

Stille, Liebchen, mein Herz! Kracht's gleich, bricht's boch nicht! Bricht's gleich, bricht's nicht mit bir!"

Wohl hat er sich selber "Bahn gemacht" auf seinem Lebenssgange, in Regionen, wo keine Bahn ihm "vorgegraben" war vom "kühnsten Wager". Aber er hat auch brechen lassen, was brechen mochte, sicher, daß es nicht sein Herz war, das von seinem Dahinschweben gebrochen ward. Diesem Herzen waren Neigung und Leidenschaft damals und noch lange nachher Bestürsniß und tägliches Brod; er konnte und er wollte sie nicht entbehren. Aber die Leidenschaft, die er suchte, beherrschte ihn nicht als Thrannin. Ein Gott hat ihm gegeben sie auszusprechen, zu sagen, was er empfand und litt, und dies Aussprechen war sür ihn immer zugleich Befreiung und Herstlichen Fragmente, das ein Alexander von Humboldt für Goethe's schönstes Gedicht erklärte, preisend ausruft:

"Sie schafft ewig neue Gestalten; was da ist, war noch nie; was war, kommt nicht wieder. Alles ist neu und doch immer das Alte. — Ihr Schauspiel ist immer neu, weil sie immer neue Zuschauer schafft. Leben ist ihre schönste Erfindung, und der Tod ift ihr Kunstgriff, viel Leben zu haben. Sie hüllt den Menschen in Dumpfheit ein, und spornt ihn ewig zum Lichte. Sie macht ihn abhängig zur Erde, träg und schwer, und schüttelt ihn immer wieder Sie giebt Bedürfnisse, weil sie Bewegung liebt; jedes Bedürfniß ist eine Wohlthat, schnell befriedigt, schnell wieder erwachsend. Giebt sie eins mehr, so ist's ein neuer Duell der Lust, aber sie kommt bald in's Gleichgewicht. — Ihre Krone ist die Liebe; nur durch sie kommt man ihr-Sie macht Klüfte zwischen allen Wesen, und Alles will sich verschlingen. Sie hat Alles isolirt um Alles zusammenzuziehen. Durch ein paar Züge aus bem Becher der Liebe hält sie sich für ein Leben voll Mühe schadlos. Sie ist Alles; sie belohnt sich selbst und bestraft sich selbst, erfreut und qualt sich selbst. Sie ist rauh und gelinde, lieblich und schrecklich, kraftlos und allgewaltig. Alles ist immer da in ihr. Bergangenheit und Zukunft kennt sie nicht; Gegenwart ist ihr Ewigkeit." -

Gegenwart; — sie war auch Ewigkeit diesem Dichterherzen, das in allen den zahlreichen Phasen seiner Erregung und Beswegung immerdar dasselbe, das eine war und blieb. Sab ihm dies Herz ein neues Bedürfniß, so war ihm dasselbe eine neue Wohlthat, schnell befriedigt, ebenso schnell wieder neu erwachsend, ein "neuer Quell der Lust" dieses Herzens, das ebensobald wieder in's Gleichgewicht kam. Wer das tadeln und schelten will, der muß zugleich hinzusügen, daß er auch verzichten wolle auf die Früchte, die diesem Herzen entsprossen, um diesen Preis, um dieser seiner Beschaffenheit willen entsprossen, — auf Dichtungen wie der "Werther" und die unsterblichen Lieder der Frankfurter Jugendzeit, die höchsten und reinsten Töne leidenvoller Leidens

schaft, die jemals einem Menschenherzen entquollen sind, und an benen sich die spätesten Geschlechter noch erquicken und laben werden, so lange die Sprache währt, in der sie gedichtet sind. —

Bu dem Goethe in Frankfurt gehört, wie im Bilbe, so im Leben, auch die Gestalt seiner Mutter, von der er "die Frohnatur und die Lust zum Fabuliren" geerbt zu haben sich rühmte. Aber die eingehende Charakteristik dieser herrlichen Frau muß einem eignen Auffatze vorbehalten bleiben. Nur das Eine will ich hier noch bemerken, daß die "Frau Rath" vielleicht die Gin= zige in Goethe's nächster Frankfurter Umgebung war, welche mit dem ihr eigenen Tiefblicke es erkannte, daß die Trennung von Frankfurt für den Dichter des Werther eine Nothwendigkeit fei, und welcher zugleich der Genius und feine freie Entfaltung höher standen, als das Glück, den einzigen Sohn um sich und in ihrer Nähe zu haben, mährend der etwas philisterhafte Bater, als ächter Typus des engherzigen Frankfurter Bürgerthums jener Zeit, bekanntlich einem solchen Schritte der Trennung von der Vaterstadt durchaus abgeneigt und entgegen war. Aber der Sohn wußte besser, was ihm frommte, als er trop aller Abmahnungen des Baters und der zahlreichen besorgten Freunde seine Segel aufspannte und mit dem befrachteten Schiffe den Hafen Frantfurt verließ. Die Befürchtungen, welche ihn begleiteten, waren grundlos. Denn, wie er später in dem Gedichte "Seefahrt" fang, — "er stand männlich an dem Steuer": —

> "Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen; Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen, Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe Und vertrauet, scheiternd oder sandend, Seinen Göttern!"

Faur Katharina Lindich Bache wer inner inner poer jobre noch gener auf unfern Linke dargestellten Seunkarrer Lingenberfaße wern Fernite, den dinniher Conini Schindren mis Liger dienber: die der Tugnare Merius. die Some ser Locare, unident er ün der Bunker nert I...s nich I...s als Int 166 Ceragé um Semue ir deser Kenderstudt ans phalen all die docther derribeier durch Soveing seusi ush ungerndten Beildens unerdauer, und das Schlitte frifiren und under puter Gefinnak diferit eingefährt, ant id tunid Leicher irendi, die und in der Anddericheit rele hahe nas Sometime zu Fremiden gemain habet. "Feinche men iber", . - beige es meiler in dreiem Bruck der Miller, -"ber herzig den Toctor tennen lerene, defte meneger transe er the extreheer und prafte feine Gaben bralinglich, die er is beichaffen fant, tag er ihn entlich zu seinem gebeimen Legationsrathe mit Sig und Stimme im geheimen Confeil ernaunde. Da fint unn ber Best und fügt fich in fein neues Fach bestmöglich."

Wir wisen jest, hundert Jahre ipäter, daß er nech etwas mehr in Weimar gethan und dort und im deutschen Baterslande noch etwas mehr als "das Schlittschuhlanien und andern guten Geschmack eingesührt" hat. Aber anch seine Frankfurter Jugenderinnerungen, die Erinnerungen an die liebenswürdige Maximiliane solgten ihm nach in die neue Heimat, und die Tochter der Jugendgeliebten, Bettina war es, die dieselben in dem Herzen des Sechzigsährigen wieder erneuern sollte.

XIII.

Lili.

In dem Jugendleben Goethe's gehört das Berhältniß, welches ben Dichter bes Werther und Göt, bes Clavigo und Faust fast ein Jahr lang mit der unter dem Namen Lili ge= feierten schönen Frankfurterin verband, schon darum zu den eigenartigsten und interessantesten, weil es das einzige war, welches den jungen Dichter bis hart an die Schwelle der Ehe führte, und weil die Erinnerung daran noch über ein halbes Jahrhundert später ben Greis gegen seinen Edermann bas Ge= ständniß ablegen ließ: daß dies Weib eigentlich seine erste wie seine lette mahre Liebe gewesen sei. Wir dürfen freilich dies Geständniß nicht ganz wörtlich nehmen; doch wird man im Berlaufe unserer Darstellung sehen, daß und wieviel Wahrheit in demselben enthalten ist, aber es tritt uns auch in dieser Lili eines jener weiblichen Wesen entgegen, dem ein gunstiges Schicksal das Glück gewährt hat, das Leben und Dasein des Genius streifend zu berühren und von ihm in den Kreis ber= jenigen gezogen zu werben, die er in Bersen und Prosa un= sterblich gemacht hat. Denn an sie knüpfen sich viele seiner schönsten Jugendlieder, und der lette Versuch des Greises, seine Jugend schildernd sich zurückzurusen, wird von der Erinnerung an diese Gestalt wie von einem Strahle der scheidenden Sonne erleuchtet. Nur freilich, daß dem Achtzigjährigen die Kraft gesbrach, diese Episode mit demselben poetischen Feuer und dersselben Meisterschaft zu schildern, die uns in der Darstellung seiner Sesenheimer Liebesgeschichte entzücken. Das Gesühl der Erinnerung war noch lebendig klar in dem Greise, aber es ist die kühle Klarheit des Mondlichts, die über dem Gemälde jener Jugendtage und ihres Jugendrausches in Lust und Leid der Liebe ausgebreitet liegt. Glücklicherweise besitzen wir in seinen Dichtungen und Jugendliedern andere Duellen, welche den Mangel des lebendigen Kolorits in dieser Darstellung ersetzen, von der der große Dichter selbst gesteht, "daß ihr die Fülle einer Jugend sehle, die sich fühlt und nicht weiß, wo sie mit Kraft und Vermögen hinaus soll".

Anna Elisabeth Schönemann, geboren den 23. Juni 1758, war die einzige Tochter eines großen Frankfurter Banstiers und Handelsherrn, nach dessen frühem Tode (1763) die Mutter, eine seingebildete gescheidte Französin, eine geborene d'Orville, ebenso das Geschäft wie das in fürstlichem Style geführte Leben des Hauses fortsetze. Elisabeth, oder wie man sie in der Familie nannte, Lili, war trot ihrer Jugend, sie zählte damals, als Goethe sie kennen lernte, erst 16 Jahre, das glänzende Gestirn des Lebens in diesem Hause, in welchem sich Alles zusammen fand, was an bedeutenden Personen, fremsen und einheimischen, zu den höheren Kreisen der vornehmen Gesellschaft Frankfurt's gehörte. Goethe war die dahin dieser Gesellschaft fern geblieden, die weder zu der bürgerlichen Besschänktheit seines Baterhauses, noch zu seinen eigenen excentrischen Reigungen, seinem genialen Sturms und Drangtreiben

zu passen schien. Aber je mehr er selbst sich fern gehalten hatte, besto begieriger war man im Schönemann'schen Hause gewesen, den jungen Dichter kennen zu lernen, der damals in Frankswie in der litterarischen Welt "der Löwe" des Tages war, und von dessen Seltsamkeiten und Genialitäten man sich in Frankssurt, wie einst in Straßburg und in Sesenheim, das Wundersbarste zu erzählen wußte. Mutter und Tochter waren gespannt darauf, den jungen Mann, neben dem kein anderer Name aufzukommen vermochte, in der Nähe zu sehen, und es fand sich bald ein dienstwilliger Freund bereit, die Annäherung einzuleiten, welche durch den breiten Styl des geselligen Lebens, wie es sich gastlich frei und ungezwungen in jenem Hause bewegte, sehr erleichtert ward.

An einem Dezemberabende des Jahres 1774 sah sich Goethe plötzlich von einem Bekannten aufgefordert, benselben in das Schönemann'sche Haus zu einer musikalischen Abendgesellschaft zu begleiten. Hören wir ihn felbst weiter. "Es war schon spät, boch weil ich Alles aus bem Stegreif liebte, folgte ich ihm, wie gewöhnlich, anständig angezogen. Wir traten in ein Zimmer gleicher Erde, in bas eigentliche Wohnzimmer. Die Ge= sellschaft war zahlreich, ein Flügel stand in der Mitte, an den sich sogleich die einzige Tochter des Hauses setzte und mit be= deutender Fertigkeit und Anmuth spielte. Ich stand am untern Ende des Flügels, um ihre Gestalt und ihr Wesen nahe genug `bemerken zu können. Sie hatte etwas Kindartiges in ihrem Betragen, die Bewegungen, wozu das Spiel sie nöthigte, waren anmuthig und leicht. Nach geendigter Sonate trat sie an's Ende des Piano's mir gegenüber, wir begrüßten uns ohne weitere Rede, denn ein Quartett war schon angegangen. Schlusse trat ich etwas näher und sagte einiges Verbindliche. —

Sie wußte sehr artig meine Worte zu erwidern, behielt ihre Stellung und ich die meinige. Ich konnte bemerken, daß ich ganz eigentlich zur Schan stand — und ich will nicht leugnen, daß ich eine Anziehungskraft von der sanstesten Art zu empfinden glaubte." — Um so lieber war es ihm daher, als beim Abschiede Natter und Tochter ihm den Wunsch zu erkennen gaben, seinen Besuch bald wiederholt zu sehen. Er ließ sich das nicht umsonst gesagt sein, und — bald war es um seine Ruhe geschehen.

Die "unbarmherzige Schönheit" der reizenden, in allen kleinen Künsten liebenswürdiger Gefallsncht durch Raturanlage und gesellschaftliche Uebung früh zur Meisterschaft ausgebildeten sechzehnjährigen Blondine, welche mit und neben dem Reize jener kindlichen Unbefangenheit des Behabens die vollendete Sicherheit der Weltdame und das starke Bewußtsein ihrer Stellung und ihrer Borzüge verband, war nur zu bald Meister über sein unbeständiges Herz. Sie ward es um so leichter, und seine Sklaverei ward um so vollständiger, je neuer für ihn eine Erscheinung wie Lili war. In allen seinen früheren Lieb= schaften, von dem treuen Leipziger Annchen, das er mit seinen Grillen und Launen bis zur Verzweiflung gequält, und von der liebenswürdigen Sesenheimer Pfarrerstochter, mit deren tiefer Neigung er sein grausames poetisches Spiel getrieben, bis zu Anna Sibilla Münch, dem liebenswürdigen Frankfurter Bürgerkinde, der Freundin seiner Schwester Cornelie, die seine Eltern nur allzugern als Gattin bes Sohnes gesehen hätten, war er bisher derjenige gewesen, der sich als eine Art poeti= scher Königssohn zu der niedern Schäferin gleichsam herabge= lassen hatte. Diesmal aber waren die Rollen vertauscht. geselliger Stellung, an Rang, Reichthum wie an Weltgewandt=

heit war Lili die Höherstehende, ihm Ueberlegene. Sie war die Prinzessin, die sich zu ihm herabließ; und Goethe war von früh an empfänglich für solche Lebensbedingungen. Zwar in das tiesste geistige Wesen des sechsundzwanzigjährigen Dichters, der, seiner Kraft und seiner Aufgabe sich vorahnend bewußt, die höchsten Probleme der Menschheit, Faust und Prometheus, in seinem Busen trug, vermochte das sechzehnjährige Mädchen nicht zu dringen; aber er konnte es nicht verhindern, daß ihre Schönheit und ihre Jugend seinen Sinn berauschten und der poetische Zauber ihrer Anmuth und sieggewohnten Liebenswürdigkeit sein Herz in Fesseln schlug.

Er hatte sich bisher noch immer von allen Liebesverhält= nissen wieder frei gemacht, in die ihn Jugendsehnsucht und ein nie versiegendes Bedürfniß poetischer Herzensanregung verstrict hatten, und er hatte im dunklen Gefühle, daß sein Genius zu voller Entfaltung der Freiheit von bürgerlichen Lebensbanden bedürfe, gerade jett erft ein Berhältniß, eben bas zu jener jungen Frankfurterin, Anna Münch, abgebrochen, obschon alles sich vereinte, die Erfüllung desselben durch die Che zu begün= Jett war es auf's Neue aus mit seinem Frieden und feiner Freiheit, und diesmal besaß er nicht die Kraft, den Bauber zu durchbrechen, mit dem ihn die reizende Koketterie Lili's mehr und mehr zu umspinnen begann. Er opferte ihr seine Lebensgewohnheiten, seine Naturluft, seine wilbe Schen vor rauschender und glänzender Gesellschaft in vornehmen Zirkeln, Bällen, Concerten, Spielspiréen, die Zufriedenheit seiner Eltern, seine Erinnerung sogar an frühere Liebesfreuden und Leiden, den stillen Fleiß seiner Studien, die Lust an den poe= tischen Entwürfen, die seine Seele füllten — das alles, alles opferte er auf, nur um sie zu sehen, in ihrer Nähe zu weilen,

mbr. sunnel als benoepaper unt depindiger Seichaber inndern nur als gemgeschener Bereiter des neunfinner, int iener Madr. senender ichiner Kindes, das durch der Reg iener nunvoseiselicher Lebensmirtugker Jung und L. iezandere

In unen Kilefine, u velden er üb diduck unt fenen signiliden Telifi defent, ü ur fenen Schenkunfendnungen mögefrenden: über ver bediefen derfellen unde emmu um fann Luge zu verfelden. Dem voch deminder und emmyeider noch freide fich dreifs Alf und Al feiner Saurfindungen ur jenen empidenden Endern uns, welche dreier Saurfindungen ur Enrichung vertenden. So jener erfe Auffchen feines Herzens in dem respenden Lude:

"Her, were Her, was it das geber a."

tas mit dem bezendezenden Azstzie: "Liebe, Luke, luk mich los!" ichließt. — Aber die Liebe ließ ihm diesmal nicht lest; "das Zanberfädchen" ichien unzerreißtar, und das erfte Gedicht fand seine Fortsetzung in jenem zweiten, ebenfalls an Lili, du hier "Belinda" genannt ist, gerichteten Liede, das seine Alage ausspricht über die ihm anserlegte bittre Rothwendigkeit, sich in dem nichtigen Glanze leerer Geselligkeit der Liebsten zu Gesfallen umhertreiben, ihr zu Liebe die schönsten Mondscheinabende "am Spieltische" aushalten und "oft so unerträglichen Gessichtern sich gegenübergestellt" sehen zu müssen. Aber doch schließt dies Gedicht noch mit dem Bekenntnisse, daß die Gesliebte ihn das alles vergessen lasse:

"Reizender ist mir des Frühlings Blüthe Nun nicht auf der Flur; Wo Du Engel bist, ist Lieb und Güte, Wo Du bist, Natur."

4. . . .

L.

Das Berhältniß war allmälig ein engeres geworben. Der junge Dichter hatte von den Lippen des reizenden Wesens das Geständniß gehört, daß sie anfänglich auch an ihm nur die Kraft ihrer Gabe anzuziehen habe versuchen wollen, daß sie aber dafür ihre Strafe dadurch gefunden habe, daß sie auch ihrerseits von ihm angezogen und gefesselt worden sei. Sein Herz jubelte auf bei diesem Geständnisse, und das "Mailied" überschriebene Lied

"Wie herrlich leuchtet Mir die Natur 2c."

ist der Ausbruck des Entzückens, mit welchem er diese Kunde vernahm. Doch gab es auch nur zu bald Stunden, in welchen ihn das Gesühl einer gewissen innerlichen Unzusammengehörigzteit, verbunden mit der peinigenden Empsindung, welche Lili's Lust an Bethätigung ihrer unwiderstehlichen "Anziehungsgabe",— wie er die Koketterie des leichtherzigen, weniger tief angezlegten als glänzend begabten, aber eben wegen dieser heitern Leichtherzigkeit nur um so unwiderstehlicheren Mädchens nennt— fast zur Berzweislung brachte. Aus dieser Stimmung entstand das kleine Drama Ervin und Elmire, in welchem die Gezsallsucht einer Geliebten, die dem Liebhaber zur Pein wird, das Thema bildete. Es mochte eine Warnung für Lili sein sollen, und da diese Warnung noch nicht stark genug war, so verstärkte er die Gabe in dem Gedichte Lisi's Park, das Kaulbach mit seinem Bilde verkörpert hat.

Das Gedicht selbst bedarf kaum einer weiteren Erklärung. Die prosaische Schilderung, in welcher Goethe im letzten Theile von Dichtung und Wahrheit das Bestreben der reizenden Zausberin inmitten des Schwarmes ihrer jungen und ältern Versehrer dargestellt hat, wird hier poetisch zu dem Bilde einer

nicht einmal als bevorzugter und begünstigter Liebhaber, sondern nur als gerngesehener Berehrer des verwöhnten, sich seiner Macht freuenden schönen Kindes, das durch den Reiz seiner unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit Jung und Alt bezauberte.

Der innere Widerstreit, in welchem er sich dadurch mit seinem eigentlichen Selbst befand, ist in seinen Lebensaufzeich= nungen ausgesprochen; aber wir bedürfen derselben nicht einmal um seine Lage zu verstehen. Denn viel deutlicher und energischer noch spricht sich dieses Auf und Ab seiner Empfindungen in jenen entzückenden Liedern aus, welche dieser Stimmung ihre Entstehung verdanken. So jener erste Aufschrei seines Herzens in dem reizenden Liede:

"Herz, mein Herz, was soll das geben 2c."

das mit dem bezeichnenden Ausrufe: "Liebe, Liebe, laß mich los!" schließt. — Aber die Liebe ließ ihn diesmal nicht los; "das Zauberfädchen" schien unzerreißbar, und das erste Gedicht sand seine Fortsetzung in jenem zweiten, ebenfalls an Lili, die hier "Belinda" genannt ist, gerichteten Liede, das seine Klage ausspricht über die ihm auferlegte bittre Nothwendigkeit, sich in dem nichtigen Glanze leerer Geselligkeit der Liebsten zu Gesallen umhertreiben, ihr zu Liebe die schönsten Mondscheinabende "am Spieltische" aushalten und "oft so unerträglichen Gessichtern sich gegenübergestellt" sehen zu müssen. Aber doch schließt dies Gedicht noch mit dem Bekenntnisse, daß die Gesliebte ihn das alles vergessen lasse:

"Reizender ist mir des Frühlings Blüthe Nun nicht auf der Flur; Wo Du Engel bist, ist Lieb und Gilte, Wo Du bist, Natur." Das Berhältniß war allmälig ein engeres geworden. Der junge Dichter hatte von den Lippen des reizenden Wesens das Seständniß gehört, daß sie anfänglich auch an ihm nur die Kraft ihrer Gabe anzuziehen habe versuchen wollen, daß sie aber dafür ihre Strafe dadurch gefunden habe, daß sie auch ihrerseits von ihm angezogen und gesesselt worden sei. Sein Herz jubelte auf bei diesem Geständnisse, und das "Mailied" überschriebene Lied

"Wie herrlich leuchtet Mir die Natur 2c."

ist der Ausdruck des Entzückens, mit welchem er diese Kunde vernahm. Doch gab es auch nur zu bald Stunden, in welchen ihn das Gefühl einer gewissen innerlichen Unzusammengehörigsteit, verbunden mit der peinigenden Empfindung, welche Lili's Lust an Bethätigung ihrer unwiderstehlichen "Anziehungsgabe",— wie er die Koketterie des leichtherzigen, weniger tief angeslegten als glänzend begabten, aber eben wegen dieser heitern Leichtherzigkeit nur um so unwiderstehlicheren Mädchens nennt— fast zur Berzweissung brachte. Aus dieser Stimmung entstand das kleine Drama Ervin und Elmire, in welchem die Gesfallsucht einer Geliebten, die dem Liebhaber zur Pein wird, das Thema bildete. Es mochte eine Warnung für Lili sein sollen, und da diese Warnung noch nicht stark genug war, so verstärkte er die Gabe in dem Gedichte Lili's Park, das Kaulbach mit seinem Vilde verkörpert hat.

Das Gedicht selbst bedarf kaum einer weiteren Erklärung. Die prosaische Schilderung, in welcher Goethe im letzten Theile von Dichtung und Wahrheit das Bestreben der reizenden Zausberin inmitten des Schwarmes ihrer jungen und ältern Versehrer dargestellt hat, wird hier poetisch zu dem Bilde einer

modernen Circe, die umgeben von einem Gehege verzauberter Thiere, unter benen Goethe selbst, der Ungeberdige, oft genug "brummend" unzufrieden Schmollende, als Bar figurirt. Die gewandte Leichtigkeit und artige Neckerei, mit der die Schöne jedem ihrer Berehrer etwas Artiges und Freundliches zu spenden wußte, wird in dem Gedichte durch das Futterkörbchen veranschaulicht, aus welchem sie jeder Creatur eine Gabe zuzuwerfen weiß. Es ift ein Gelegenheitsgedicht im vollen Sinne des Worts, ein geistreicher Scherz, mit der Schnelligkeit und dreisten Sicherheit des jugendlichen Genius hingeworfen, nach einem folchen Gesell= schaftsabende, an welchem Lili ihre Gabe, alle Welt anzuziehen, mit ganz besonderer Meisterschaft und zu ganz besonderer Unzufriedenheit Goethe's geubt haben mochte. Aber es ift ein Scherz, dem auch der Ernst nicht fehlt. Wenn Lili am Tage nach jenem Abende das ihr zugesandte Blatt las, in dessen wild hinge= wühlten Zeilen ihr das Bild ihrer Koketterie in sprechender Klarheit entgegentrat, — da mochte sie doch wohl betroffen werden über ben fast drohenden Ernst des Schlusses, mit welchem der Dichter ausruft:

"Und Ich! — Götter, ist's in euren Händen, Dieses dumpse Zauberwerk zu enden, Wie dank' ich, wenn Ihr mir die Freiheit schafft! — Doch — sendet ihr mir keine Hülse nieder — Nicht ganz umsonst reck' ich so meine Glieder: Ich sühl's, — ich schwör's! Noch hab' ich Kraft!"

Und es sollte sich zeigen, daß er sie hatte, wenn wir nicht lieber sagen wollen: es sollte sich zeigen, daß die Verstrickung doch nicht fest, die Gewalt der Neigung, die ihm die Zauberin einsgeslößt hatte, doch nicht stark genug gewesen war, um eine alles

vergessende, alles überwindende Leidenschaft daraus hervorgehen zu lassen, jene Leidenschaft der Liebe, die alles duldet, alles trägt, die "stark ist wie der Tod und fest wie Scheol ihr Wille". Diese Liebe, wenn er sie je gekannt, hat Goethe erst später empfunden, als es zu spät war für sein Glück.

Der weitere Verlauf seines Liebeshandels mit der schönen Lili ist folgender. Goethe schmachtete fort in den Fesseln, ohne sie weder zerreißen, noch sein Berhältniß zu einem bestimmten Abschlusse bringen zu können; und Lili, die reizend Uebermüthige, wiegte sich mit Behagen in der Herrschaft, die sie über den schönsten und begabtesten jungen Mann ihres Rreises ausübte, ohne selbst den inneren zwingenden Drang zu fühlen, ihre sech= zehnjährige Freiheit um das Band der Che hinzugeben. gab benn ein qualendes Verhältniß, welches zuletzt beide Liebende gleichzeitig peinigte und drudte, bis ein Deus ober vielmehr eine Dea ex machina ihnen zu Hulfe kam. Gine mit beiben Familien befreundete Person, eine alte Jungfer, Demoiselle Delf in Beidelberg, als energische Borfteberin eines Handelshauses in Geschäften aller Art gewandt und zum Beiratstiften eben so geschickt als geneigt, legte sich in's Mittel. Sie burchschaute die Lage, kannte bie geheimen Wünsche und Hoffnungen der beiden Liebenden und beschloß, der unerträglichen Lage ein Ende zu machen. Sie unterhandelte mit den Eltern, die auf beiden Seiten dieser Berbindung eigentlich abgeneigt waren, und es gelang ihr schließlich, die Einwilligung berselben zu erwirken. "Gebt Euch die Sände!" rief sie mit ihrem pathetisch gebieterischen Wesen, als sie eines Abends den Liebenden die Nachricht von dem glücklichen Erfolge ihrer Bemühungen brachte. "Ich stand", so erzählt uns Goethe, "Lili gegenüber und reichte meine Hand bar, Sie legte die Ihre, zwar nicht zaudernd, boch langsam hinein.

ļ

Nach einem tiefen Athemholen sielen wir einander lebhaft bewegt in die Arme." Diese Schilderung des Moments, die den unzweifelhaften Stempel der Wahrheit trägt, ist sehr charakteristisch; sie läßt uns die weitere Entwickelung schon an der Schwelle vorausahnen.

Diese Entwickelung war keine glückliche, und konnte keine folche sein. Zunächst war die von der eifrigen Vermittlerin im heftigen Anlaufe den beiderseitigen Eltern der Liebenden ab= gedrungene Einwilligung keine aufrichtige. In ber reichen Bankier= familie hatte man mit der einzigen Tochter höher hinausgewollt, und der junge Dichter, ohne Stellung in der Welt und ohne vor= nehme Familienverbindungen, mar dort keineswegs ein münschens= werther oder auch nur genehmer Bräutigam für die von so vielen Seiten umworbene Tochter. In Goethe's Familie war es nicht viel anders. Der alte bürgerlich beschränkte und dabei doch sehr hochmüthige kaiserliche Titularrath Goethe, wollte von der "Staatsdame", wie er die schöne Bankierstochter nannte, als Schwiegertochter nichts wissen; der Mutter Goethe war sie auch nicht recht, und Goethe's Schwester Cornelie, damals bereits ohne Reigung an Schlosser verheiratet, war und blieb vollends eine entschiedene Gegnerin dieser Berbindung ihres Bruders. Die übereilt gegebene Einwilligung der Eltern ließ diese Gefühle der Abneigung unverändert, ja sie brachte dieselben, wie es in ähn= lichen Fällen zu geschehen pflegt, erst recht zum Bewußtsein und vermehrte ihre Stärke. Die Folge war ein unerfreulicher Zustand auf allen Seiten. Die Familien blieben ohne Zusammenhang, es entwickelte sich keinerlei Umgangsverkehr zwischen ihnen, und was das Schlimmste war, auch bei Goethe selbst regte sich, nach= dem der erste Freudenrausch verflogen war, ein Gefühl der äußer= lichen und innerlichen Unzusammengehörigkeit nur um so stärker,

je weniger Billigung seine Verlobung rings um ihn her fand und je weniger er sich verhehlen konnte, daß Lili's Neigung für ihn keineswegs stark genug sei, sie vergeffen zu machen, daß sie mit dieser Berbindung eigentlich ein Opfer bringe und aus gewohnten glänzenden äußern Berhältnissen in solche trete, deren Enge und Beschränktheit ihr durchaus nicht zusagen konnten. — Und er selbst? Wenn er in sein eigenes Innere blickte, fand er keines= wegs jene völlige Gewißheit seiner selbst, die den Liebenden über alle Hindernisse im starken Schwunge der Leidenschaft hinweg= Wohl war seinem jungen Dichterherzen die Erregung der Liebe Bedürfniß und Lebensluft, aber gegen die Fessel der Che, die ihn voraussichtlich für immer an die Frankfurter Scholle band, gegen das unwiderrufliche Aufgeben seiner Freiheit und jener Sehnsucht, die ihn in's Weite lockte, sträubte sich ber Genius Berstand und Herz, Ueberlegung und Empfindung, ge= riethen in immer stärkeren Widerstreit, den freilich die Gewalt der Gegenwart immer wieder zu beschwichtigen vermochte, ohne ihn doch völlig ausgleichen und aufheben zu können. die Berlobung, welche ihn mit der Geliebten für immer ver= binden follte, ber Anfang des Endes.

Goethe hatte nun, wie er sich ausdrückt, Gelegenheit erhalten "zu ersahren, wie es einem Bräutigam zu Muthe sei". Aber diese Ersahrung war für ihn keine angenehme, und wenn wir seine damals geschriebenen Briese an die Gräsin Auguste Stolberg, die Schwester seiner beiden bald zu erwähnenden Freunde, lesen, so gewinnen wir einen weit tieseren Einblick in den Zusstand seines unruhig bewegten Innern, als ihn uns seine spätere Darstellung im letzten Theile von Dichtung und Wahrheit zu gewähren vermag. Es geht aus diesen Briesen unzweiselhaft hervor, daß die Liebe zu dem jungen reizenden Weltkinde Lili,

an deren Seite er oft auf feurigem Rosse durch die grünen Fluren Frankfurt's dahinsprengte, und deren sugen Stimme er mit Entzücken lauschte, wenn sie ihm die Lieder am Klavier sang, die er für sie gedichtet, sein Herz nicht ganz, nicht allein erfüllte, daß er nicht umhin konnte, auch an andern "recht lieben und edlen weiblichen Seelen" einen Antheil zu nehmen, der die Grenzlinie der Freundschaft bei der damals in ihm und um ihn her herrschenden Gefühlsüberspannung nicht immer einhielt. Selbst das Bedürfniß jenes Briefwechsels mit der jungen Gräfin Stolberg ist ein Zeichen, daß ihn sein Berhältniß zu Lili nicht ganz ausfüllte, und die damals entstandene Dichtung "Stella" ist eigentlich nur der Ausdruck derselben Empfindung. Zwar be= mühte er sich zu gleicher Zeit, in Frankfurt für seine Berbin= dung mit Lili sich eine bürgerliche Stellung zu begründen, und Lili empfand es schwer, daß ihn diese Bemühungen öfter und mehr als ihr lieb war, ihrem Dienste entzogen; aber insgeheim lähmte ihn dabei doch immer wieder der Gedanke, daß doch Alles, was er in Frankfurt erlangen könne, nicht hinreichen werde, den Bedürfnissen und Lebensgewohnheiten seiner Berlobten zu ent= Dazu kam, daß die bereits damals mit dem jungen sprechen. Fürsten von Weimar angeknüpfte Bekanntschaft und die von demselben erhaltene Einladung nach Weimar ihn in die Ferne lockte, hinaus aus den Beschränkungen des verknöcherten reichs= städtischen Lebens, aus "der quetschenden Enge" eines bürgerlich prosaischen Daseins, hinaus in eine freiere Welt der Unabhängigkeit, wie sie der poetische Beist jener Sturm= und Drang= periode sich auszumalen liebte. Dahin deutet es, wenn er in dem in jenen Tagen seines wundersamen Hin= und Herschwankens gedichteten Drama, Claudine von Villa Bella den abentheuern= den Rugantino ausrufen läßt: "Wo habt Ihr einen Schauplat

des Lebens für mich? Eure bürgerliche Gesellschaft ist mir unserträglich! Will ich arbeiten, so muß ich Knecht sein; will ich mich lustig machen, muß ich Knecht sein! Wuß nicht einer, der halbweg was werth ist, lieber in die weite Welt gehen?"

In die weite Welt ging er nun zwar für's Erste nicht, wohl aber in die Schweiz, wozu ihn die beiden jungen Grasen Stolberg bei einem Besuche, den sie ihm in Franksurt abstatteten, dringend aufforderten. Er nahm ihre Aussorderung um so lieber an, als seine innere Unruhe über das Berhältniß, in welches er sich verstrickt sah, dis zu einem solchen peinigenden Grade gewachsen war, daß er sich "zu aller und jeder Thätigkeit unfähig sühlte". Mit unbestimmter Andeutung seines Borsates, "aber ohne Absschied" trennte er sich von Lili. Er wollte "den Bersuch unternimmt, oh er sie entbehren könne!" Wer solchen Bersuch unternimmt, ist schon entschieden. — Sein Bater bestärkte ihn in dem Reisentschlusse auf Aeußerste, und rieth dringend, die Reise dis nach Italien auszudehnen; denn auch dem Herrn Rath schien Entsernung und zwar eine möglichst lange als das beste Mittel, um die ihm widerwärtige Berbindung auf anständige Art zu lösen.

Unterwegs besuchte Goethe seine Schwester Cornelie in Emmendingen. Sie empsahl, ja "besahl" ihm, wie er sich bezeichnend ausdrückt, eine Trennung von Lili gleichfalls auf das Dringendste. Die willensstarke, unbeugsam energische, aller Sentimentalität todseindliche, äußerlich reizlose, und von jeder sinnelichen Aber freie Cornelie Goethe war innerlich und äußerlich der schärsste Gegensatz zu Lili, der sich denken läßt, ihre Abeneigung gegen dieselbe daher um so tieser, und die Herrschaft, welche ihr männlicher Geist über den weicheren Bruder ausübte, fast eine unbeschränkte zu nennen. Sie verstand es, ihn im

gegenwärtigen Falle bei der Seite zu fassen, wo er am leichtesten zugänglich war, indem sie ihm sein Festhalten an der Verbindung mit Lili als eine Ungerechtigkeit gegen diese klüglich darzustellen Es schien ihr, wie sie ihm sagte, grausam, ein solches Frauenzimmer, von dem sie sich die höchsten Begriffe gemacht hätte, aus ihrer glänzenden, lebhaft bewegten Existenz heraus= zuzerren, und in ein Haus und in Berhältnisse wie die des Goethe'schen Vaterhauses zu versetzen, deren Enge und Schwere sie selbst nur allzuhart empfunden hatte. Ja, sie gab ihm zu ver= stehen, daß Lili selbst eine heimliche Scheu und Abneigung gegen eine solche Verpflanzung hege. Er schied von der Schwester, im Innern überzeugt, doch ohne sich zu Entschluß und Bersprechen aufraffen zu können, "mit dem rathselhaften Gefühle im Bergen, woran die Leidenschaft sich fortnährt; denn Amor, das Kind, hält sich noch hartnäckig fest am Kleide ber Hoffnung, eben als sie schon starken Schritts sich zu entfernen den Anlauf nimmt".

Wohl lüftete und weitete ihm der Anblick der Schweiz mit der Welt ihrer Naturwunder die Seele aus. Er sang auf dem Züricher See jenes herrliche Lied, das mit den Worten beginnt:

> "Und frische Nahrung, neues Blut Saug' ich aus freier Welt. Wie ist Natur so hold und gut, Die mich am Busen hält!"

und er begegnete den immer wiederkehrenden Träumen seines wunden Herzens mit dem ermunternden Zurufe:

"Aug', mein Aug', was sinkst bu nieder? Goldne Träume, kommt ihr wieder? Weg du Traum, so gold du bist. Hier auch Lieb' und Leben ist!" Aber in all' der Entzückung, mit der er von den grünumkränzten Höhen niederblickte auf die Schönheit des herrlichen Sees, kam ihm doch immer wieder die Empfindung für sie, die Empfindung, daß er selbst all' dies gegenwärtige Glück nur voll genieße durch die Liebe, die er für sie im Herzen trage:

> "Wenn ich, liebe Lili, Dich nicht liebte, Welche Wonne gäb' mir dieser Blick! Und doch, wenn ich, Lili, Dich nicht liebte, Wär', was wär' mein Glick! —"

Er ging nicht nach Italien. An der Schwelle kehrte er um; sein Herz zog ihn zurück in die Heimat, unwiderstehlich, unsaufhaltsam. Auch hatte er das dunkle Gefühl, daß für ihn Italien noch nicht an der Zeit sei.

Drei Monate hatte seine Reise gewährt, drei Monate hatte er die Geliebte entbehrt. Jest sah er sie wieder, fühlte er sich wieder in den alten schmerzlich süßen Banden. Noch drei andere Monate verlebte er in den gleichen Zuständen, denen er sich durch seine Schweizer Fluchtreise hatte entziehen wollen. "Ich vermied nicht und konnte nicht vermeiden, Lili zu sehen; es war ein schonender zarter Zustand zwischen uns beiden. war unterrichtet, man habe sie in meiner Abwesenheit völlig überzeugt, sie musse sich von mir trennen, und dieses sei um so nothwendiger, ja thunlicher, als ich durch meine Reise und eine ganz willkürliche Abwesenheit mich genugsam selbst erklärt Dieselben Lokalitäten jedoch, in Stadt und auf dem habe. Lande, dieselben Personen, mit allem Bisherigen vertraut, ließen denn doch kaum die beiden noch immer Liebenden, ob= gleich auf wundersame Weise auseinander Gezogenen, ohne Berührung. Es war ein verwünschter Zustand, der sich in gewiene Same dem Hades, dem Jahrenseiten zwei ginklich raginklahen Algeicherdenen vergich. Si pal Angenkliche, we die vergengenen Lage ich weiter berpräcken ihrenen, aber gleich wie weiterlendrende Geivenfer verfammaden.

Se Geethe ser Greis, ein billies Jubilburden witer. Aber saters lactet der Bercht des Sechsandprungsgützigen in den. em Bismente blick geschenden Breier en Angele Einberg. panal in dem com 3. August, wenne Tage und der Richtele tot ten Breit, ben er in bem Bebrimmer ber Gelebten, 138 er in ihrer Abwesenheit betreten, an ihrem Schreibnick au s Papier "hinmublie", mabrent tie Geliebte, du ibn febr über: aldt bei ihrem Eintritte in ihrem Allerheiligften fand, fich im Nebengimmer zum gemeiniamen Spazierritte umtleidete: "Der", so ichreibt er, "hier in dem Zimmer des Madchens, das mich ungludlich macht ohne ihre Echnld, mit der Seele eines Engels, deifen heitere Tage ich trube, ich! . . Bergebens, baß ich drei Monate in freier Luft herumfuhr, taufend neue Wegenstände in alle Sinne sog; und ich sitze wieder in Offen= bach, so vereinfacht wie ein Kind, so beschränkt als ein Papagei auf der Stange." Und dann fommt, nach vielen Ansrufen und Wedankenstrichseufzern, wie sie den Briefen jener Periode eigen sind, das mertwurdigfte Geftandniß: "Unseeliges Schickfal, das mir teinen Mittelzustand erlauben will. Entweder auf einen Puntt, fassend, anklammernd, ober schweifend gegen alle vier Winde!" -

Alber neben diesem Wertherisch gefühlvollen Goethe steht zu gleicher Zeit noch ein anderer, der das in den letzten Worten liegende Thema an seinen chnischen Freund Merk in denselben Tagen in einem ganz andern Tone anschlägt. "Ich bin wieder garstig gestrandet", schreibt er im August nach der Rückschr

1

von der Schweizerreise an Merk (S. Briefe an Merk I, S. 69), "und möchte mir tausend Ohrseigen geben, daß ich nicht zum Teusel ging, da ich flott war. Ich passe wieder auf neue Geslegenheit abzudrücken; nur möcht' ich wissen, ob Du mir im Fall mit einigem Geld beistehen wolltest nur zum ersten Sprung. Allenfalls magst Du meinem Bater nächstens klärlich beweisen, daß er mich auf's Frühjahr nach Italien schicken müsse; d. h. zu Ende dieses Jahres muß ich fort. Daur' es kaum bis dahin, auf diesem Bassin herumzugondoliren, und auf die Frösch' und Spinnenjagd auszuziehen!" — Gewiß, das klingt anders, als die empfindsame Ueberschwänglichkeit in den Briessen an die seinfühlende, reichsgräsliche, nie gesehene Seelensfreundin. Es lebten eben wie in Faust's, so auch in Goethe's Brust "zwei Seelen", deren eine "sich von der andern trennen wollte".

Und sie trennten sich. Der Zustand ward immer unhaltsbarer und unleidlicher. Schwester Cornelia schürte und drängte immer gewaltsamer. Zwischenträgerische Freunde, denen er leider sein Ohr nicht verschloß, berichteten ihm, daß Lili selbst geäußert, sie sühle in sich wohl die Kraft, wenn es sein müsse, alle ihre Verhältnisse abzubrechen und mit ihm nach Amerika zu gehen, aber nicht den Muth, sich in der Enge seines Vaterhauses zu begraben. Freundin Auguste deutete ihm an, daß doch der geistige Abstand zwischen ihm und Lili allzugroß und ein tieserer Zusammenhang der letztern mit ihm deshalb unmöglich sei. Er gab daß zu, "aber eben dieser Abstand", schrieb er ihr zurück, "mache für ihn daß Band nur noch sester". Er war gerade frei und klar genug einzusehen, daß Lili's Unberührts heit von der herrschenden Sentimentalität, ihr gesunder klarer, tüchtiger Sinn, ihr ehrenwerther Charakter, ihre heitere Selbst-

wissem Sinne dem Hades, dem Zusammensein jener glücklich unglücklichen Abgeschiedenen verglich. Es gab Angenblicke, wo die vergangenen Tage sich wieder herzustellen schienen, aber gleich wie wetterleuchtende Gespenster verschwanden."

So Goethe der Greis, ein halbes Jahrhundert später. Aber anders lautet der Bericht des Sechsundzwanzigjährigen in den, im Momente selbst geschriebenen Briefen an Auguste Stolberg, zumal in dem vom 3. August, wenige Tage nach der Rückkehr datirten Briefe, den er in dem Wohnzimmer der Geliebten, das er in ihrer Abwesenheit betreten, an ihrem Schreibtische auf's Papier "hinwühlte", während die Geliebte, die ihn sehr überrascht bei ihrem Eintritte in ihrem Allerheiligsten fand, sich im Nebenzimmer zum gemeinsamen Spazierritte umkleidete: "Hier", so schreibt er, "hier in dem Zimmer des Mädchens, das mich unglücklich macht ohne ihre Schuld, mit der Seele eines Engels, dessen heitere Tage ich trübe, ich! . . Bergebens, daß ich drei Monate in freier Luft herumfuhr, tausend neue Gegenstände in alle Sinne sog; und ich sitze wieder in Offen= bach, so vereinfacht wie ein Kind, so beschränkt als ein Papagei auf der Stange." Und dann kommt, nach vielen Ausrufen und Gedankenstrichseufzern, wie sie den Briefen jener Periode eigen sind, das merkwürdigste Geständniß: "Unseeliges Schicksal, das mir keinen Mittelzustand erlauben will. Entweder auf einen Punkt, fassend, anklammernd, oder schweifend gegen alle vier Winde!"

Aber neben diesem Wertherisch gefühlvollen Goethe steht zu gleicher Zeit noch ein anderer, der das in den letzten Worten liegende Thema an seinen chnischen Freund Merk in denselben Tagen in einem ganz andern Tone anschlägt. "Ich bin wieder garstig gestrandet", schreibt er im August nach der Rückschr von der Schweizerreise an Merk (S. Briese an Merk I, S. 69), "und möchte mir tausend Ohrseigen geben, daß ich nicht zum Teusel ging, da ich flott war. Ich passe wieder auf neue Geslegenheit abzudrücken; nur möcht' ich wissen, ob Du mir im Fall mit einigem Geld beistehen wolltest nur zum ersten Sprung. Allenfalls magst Du meinem Bater nächstens klärlich beweisen, daß er mich auf's Frühjahr nach Italien schien müsse; d. h. zu Ende dieses Jahres muß ich fort. Daur' es kaum bis dahin, auf diesem Bassin herumzugondoliren, und auf die Frösch' und Spinnenjagd auszuziehen!" — Gewiß, das klingt anders, als die empfindsame Ueberschwänglichkeit in den Briesen an die seinsühlende, reichsgräsliche, nie gesehene Seelensstrundin. Es lebten eben wie in Faust's, so auch in Goethe's Brust "zwei Seelen", deren eine "sich von der andern trennen wollte".

Und sie trennten sich. Der Zustand ward immer unhaltsbarer und unleidlicher. Schwester Cornelia schürte und drängte immer gewaltsamer. Zwischenträgerische Freunde, denen er leider sein Ohr nicht verschloß, berichteten ihm, daß Lili selbst geäußert, sie sühle in sich wohl die Krast, wenn es sein müsse, alle ihre Verhältnisse abzubrechen und mit ihm nach Amerika zu gehen, aber nicht den Muth, sich in der Enge seines Vaterhauses zu begraben. Freundin Auguste deutete ihm an, daß doch der geistige Abstand zwischen ihm und Lili allzugroß und ein tieserer Zusammenhang der letztern mit ihm deshalb unmöglich sei. Er gab daß zu, "aber eben dieser Abstand", schrieb er ihr zurück, "mache für ihn daß Band nur noch sester". Er war gerade frei und klar genug einzusehen, daß Lili's Unberührtsheit von der herrschenden Sentimentalität, ihr gesunder klarer, tüchtiger Sinn, ihr ehrenwerther Charakter, ihre heitere Selbst-

gewißheit und anmuthige Sicherheit sie vor allen Frauen, die er je gekannt hatte, sehr zu ihrem Bortheile auszeichneten. Und wenn man endlich jenes oben erwähnte Geständniß bes Greises gegen Edermann bazu nimmt, so kann man sich letztlich bes Schlusses nicht enthalten, daß es für den Denschen Goethe ein Unglück war, daß die Trennung von Lili, zu der ihn doch im Grunde nicht eigner freier Entschluß, sondern vorzugsweise äußere Umftände, die brängenden Abmahnungen der Seinen, der Widerwille der Schwester, die Zwischenträgereien falscher Freunde und eine gewisse Schwäche seines eignen, aus Härte und Weichheit wunderbar gemischten Charakters bewogen, ihm das Glück einer Berbindung mit einem Weibe entrissen, welches, Alles in Allem genommen, dem Besten seines menschlichen Wesens ebenbürtig war, und von der er noch fünfzig Jahre später, im Hinblick auf alle jene Umstände zu bekennen sich gedrungen fühlte: "In ihr allein, glaubt' ich, wußt' ich, lag eine Kraft, die das Alles überwältigt hätte". Worte sind das schönste Ehrenzeugniß für Lili, und sie sind zugleich das Bekenntniß einer Schuld, oder wenn man lieber will, eines schweren Fehlers von Seiten Goethe's, eines Fehlers, den er schwer gebüßt hat. "Denn alle Schuld rächt sich auf Erden!"

Wie das Berlöbnis nicht förmlich und offenkundig gewesen war, so war auch die Trennung keine offene und förmliche. Er leerte den Becher der schmerzenvollen Lust, den er sich gefüllt hatte, bis zum letzten Tropfen, während er sich verzgebens durch Arbeiten wie durch Zerstreuungen aller Art, durch Hazardspielen und durch eine neue Liebschaft zu übertäuben suchte. Es gelang ihm nicht, und er sah mehr und mehr, das Flucht aus der Nähe der noch immer Geliebten für ihn die

einzige Rettung sei. Wahrhaft poetisch und rührend ist die Schilderung jenes späten Oktober-Abends, wo er, schon zur Flucht entschlossen, in seinen Mantel gehüllt zum lettenmale durch die dunklen Straßen der Baterstadt schlich, um, wenn nicht von ihr, so boch von dem Hause, das sie umschloß, den letzten Abschied zu nehmen. "Sie wohnte im Erdgeschosse eines Echauses, die grünen Rouleaux waren niedergelassen; ich konnte aber recht gut bemerken, daß die Lichter am gewöhnlichen Platze Bald hörte ich sie zum Klaviere singen; es war das Lied: "Ach, wie ziehst Du mich unwiderstehlich!" das nicht ganz vor einem Jahre an sie gedichtet ward. Es mußte mir scheinen, daß sie es ausdrucksvoller sänge als jemals, ich konnte es deutlich Wort für Wort verstehen. — Nachdem sie es zu Ende gesungen, sah ich an dem Schatten, der auf die Rouleaux fiel, daß sie aufgestanden war. Sie ging bin und wieder, aber vergebens suchte ich den Umriß ihres lieblichen Wesens durch das dichte Gewebe zu erforschen. "Nur der feste Vorsatz mich wegkubegeben" (er wollte nach Weimar geben), "ihr nicht durch meine Gegenwart beschwerlich zu sein, ihr wirklich zu entsagen, und die Vorstellung, was für ein seltsames Aufsehen mein Wiedererscheinen machen müßte, konnte mich ent= scheiden, die so liebe Nähe zu verlassen."

Er ging, um nicht wiederzukehren. In Weimar umgab ihn eine Welt neuer Verhältnisse, deren Wogen bald genug über ihn zusammenschlugen, und ihm zuerst fast die Besinnung raubten. Doch lebte Lili's Bild noch immer in seinem Herzen fort. In einem Briefe an seinen Freund, den jungen Herzog Karl August, vom 24. Dezember 1775, — (derselbe fehlt in dem so eben erschienenen Briefwechsel Goethe's und Karl August's), — schreibt er von Waldeck auß: "Wie ich so in der

gegen das Fichtengebirg ritt, tam das Gefühl der Berabeit, meines Schidsals und meiner Liebe über mich und 1g so bei mir felber:

> "Holbe Lili, warft so lang All' meine Lust und all' mein Sang. Bist, ach! nun all' mein Schmerz, und boch All' mein Sang bist Du noch."

Busat zur dritten Auflage.

i verheiratete fich im Sommer 1776, anderthalb Jahre doethe's Fortgange von Frankfurt, mit einem reichen Ban-Bernhard von Türkheim ju Stragburg, moselbst Goethe i ber, im Berbft bes Jahres 1779 mit feinem fürstlichen be, dem Bergoge Rarl August, unternommenen Schweigerals gludliche Gattin und Mutter wiederfah (S. Briefe au von Stein I. S. 246). Siebenundzwanzig Jahre am 14. Oftober 1806, in ben Schredenstagen nach ber · Schlacht führte ein junger frangofischer Sufarenoffigier : aus feinem bebrohten Saufe auf bas Schlog. Es war ohn feiner einft geliebten Lili! (G. Riemer: Ditgen über Goethe I, G. 263.) eit jenem oben ermahnten letten Bieberfeben und diefer jung mit ihrem Sohne hatte Goethe nichts mehr von Jugendverlobten bernommen. Erst als achtzigjähriger follte er burch ben ichriftlichen Bericht einer Freundin n, wie tief und innig biefelbe an ihm gehangen und

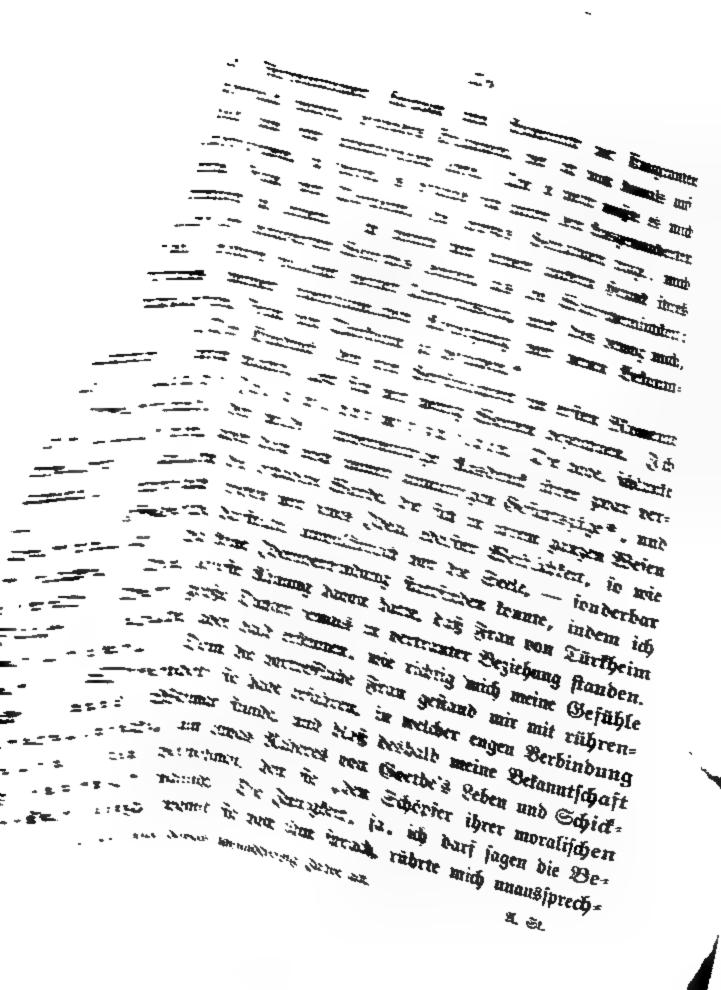
bantbares Anbenten fie bem Geliebten ihrer Jugend be-

wahrt hatte. Diesen Bericht, von dem ich seit Jahren durch einen Verwandten der Schreiberin Kunde besaß, ohne ihn mit= theilen zu dürfen, ist jetzt veröffentlicht*), und bildet ein schön= stes Ehrenzeugniß für den großen Dichter nicht minder, wie für die Frau, an welche sein Leben dauernd zu knüpfen ihn das Schicksal verhinderte. Es war die Gräfin Henriette von Egloff= stein, Schwester ber Weimarischen Hofmarschallin, in zweiter Che verheiratet mit dem Hannoverschen Oberforstmeister, General von Beaulieu-Marconnay, — die Mutter der drei mit Goethe nahe befreundeten Gräfinnen Julie (Malerin), Caroline und Auguste von Egloffstein, — welche in den Jahren 1793 und 1794 die Bekanntschaft der Frau von Türkheim (Lili's) machte, und von ihr beauftragt wurde dem ihr befreundeten Dichter die Mittheilungen zur Kenntniß zu bringen, welche jene ihr über ihr Berhältniß zu Goethe vertrauensvoll gemacht hatte. Sie that es — nach langen Jahren — in dem folgenden schriftlichen an Goethe gesendeten Berichte, den Niemand ohne Bewegung lesen wird:

"Die an mich ergangene Aufforderung: dasjenige, was sich in Bezug auf eine der edelsten Frauen meinem Gedächtnisse unauslöschlich eingeprägt hat, schriftlich mitzutheilen, erfüllt mich mit wehmüthiger Freude, weil ich mich dadurch berechtigt sehe, das heilige Vermächtniß, welches die Tressliche einst in meinem Herzen niederlegte, dem einzig geliebten Freunde ihrer Jugend zu übergeben und auf diese Weise dem Vertrauen zu entsprechen, dessen sie mich vor einer langen Reihe von Jahren würdigte."

"Ich muß in diese zurücktehren und bemerken: daß zur Zeit der französischen Revolution, namentlich Anno 1793 und 1794,

^{*)} In ben "Grenzboten" XXVIII, II, Nr. 32 (1869), S. 202-204.



lich, und vermehrte meine hohe Meinung von dem verehrten Manne, den ich damals leider noch nicht persönlich kannte."

"Dieser Umstand verhinderte mich, dem Wunsche seiner Jugendfreundin Gentige zu leisten. Allein die theure Frau ließ es mich nicht entgelten, und von jenem Augenblicke an entspann sich das herzlichste Freundschaftsverhältniß zwischen uns Beiden. So lange ich lebe werde ich an die genuß= und lehrreichen Stunden mit tief bewegter Seele denken, die ich bei Frau von Türkheim zubrachte, und ihre Tugenden zum Bor= bilde nehmen."

"Im Laufe unserer traulichen Unterhaltungen erzählte sie mir die Geschichte ihres Herzens, aus welcher ich deutlich ersah, daß pie, wenn auch nicht vollkommen glücklich, doch mit ihrem Schicksal zufrieden war, weil — Goethe es ihr vorgezeichnet hatte. Mit seltener Aufrichtigkeit gestand mir Frau von Türkheim: ""ihre Leidenschaft für benselben sei mächtiger als Pflicht= und Tugend= gefühl in ihr gewesen; und wenn seine Großmuth die Opfer, welche sie ihm bringen wollte, nicht standhaft zurückgewiesen hätte, so würde sie späterhin, ihrer Selbstachtung und der bürger= lichen Ehre beraubt, auf die Bergangenheit zurückgeschaut haben, welche ihr jett im Gegentheil nur beseligende Erinnerungen Seinem Ebelfinne verdanke sie einzig und allein ihre geistige Ausbildung, an der Seite eines würdigen Gatten und den Kreis hoffnungsvoller Kinder, in welchem sie Ersat für alle Leiden fände, die der Himmel ihr auferlegt. muffe sich baber als sein Geschöpf betrachten, und bis zum letten Hauch ihres Lebens mit religiöser Berehrung an seinem Bilde hangen. Da ihr aller Wahrscheinlichkeit nach nicht vergönnt sein murbe, Goethe'n wieber zu feben, so bate fie mich: dem unvergeglichen Freunde, wenn ich ihn einst von Andie Fürstenthümer Anspach und Bayreuth mit Emigranten überfüllt waren, besonders Erlangen, wo ich mich damals aufshielt und sehr zurückgezogen lebte. Um so mehr mußte es mich überraschen, zu hören, es befände sich unter den Ausgewanderten eine Frau von Türkheim, die großes Berlangen trage, mich kennen zu lernen. Ich konnte mir keinen andern Grund ihres lebhaft geäußerten Bunsches denken, als die Wahrscheinlichkeit: sie bedürfe vielleicht meiner Unterstützung, und dies bewog mich, trotz meiner eigenthümlichen Abneigung vor neuen Bekanntsschaften, Frau von Türkheim zu besuchen."

"Der Eindruck, den ihre Personlichkeit im ersten Momente auf mich machte, läßt sich mit wenig Worten bezeichnen. glaubte Iphigenie vor mir zu sehen. Die hohe, schlunke Gestalt, der milbe, schwermüthige Ausdruck ihrer zwar ver= blühten, aber doch noch immer anmuthigen Gesichtszüge *), und vor allem die erhabene Würde, die sich in ihrem ganzen Wesen aussprach, riefen mir jenes Ideal edelster Weiblichkeit, so wie es Goethe darftellte, unwillfürlich vor die Seele, — sonderbar genug, da keine Ideenverbindung stattfinden konnte, indem ich nicht die leiseste Ahnung davon hatte, daß Frau von Türkheim und der große Dichter jemals in vertrauter Beziehung standen. Ich sollte aber bald erkennen, wie richtig mich meine Gefühle geleitet. Denn die vortreffliche Frau gestand mir mit rühren= der Offenheit: sie habe erfahren, in welcher engen Berbindung ich mit Weimar stünde, und bloß deshalb meine Bekanntschaft gewünscht, um etwas Näheres von Goethe's Leben und Schicksalen zu vernehmen, den sie "den Schöpfer ihrer moralischen Existenz" nannte. Die Innigkeit, ja, ich darf sagen die Be= geisterung, womit sie von ihm sprach, rührte mich unaussprech=

^{*)} Lili war damals fünfunddreißig Jahre alt.

lich, und vermehrte meine hohe Meinung von dem verehrten Manne, den ich damals leider noch nicht persönlich kannte."

"Dieser Umstand verhinderte mich, dem Wunsche seiner Jugendfreundin Gentige zu leisten. Allein die theure Frau ließ es mich nicht entgelten, und von jenem Augenblicke an entspann sich das herzlichste Freundschaftsverhältniß zwischen uns Beiden. So lange ich lebe werde ich an die genuß= und lehrreichen Stunden mit tief bewegter Seele denken, die ich bei Frau von Türkheim zubrachte, und ihre Tugenden zum Bor= bilde nehmen."

"Im Laufe unferer traulichen Unterhaltungen erzählte fie mir die Geschichte ihres Herzens, aus welcher ich deutlich ersah, daß gie, wenn auch nicht vollkommen glücklich, doch mit ihrem Schicksal zufrieden war, weil - Goethe es ihr vorgezeichnet hatte. Mit seltener Aufrichtigkeit gestand mir Frau von Türkheim: ""ihre Leidenschaft für denselben sei mächtiger als Pflicht= und Tugend= gefühl in ihr gewesen; und wenn seine Großmuth die Opfer, welche sie ihm bringen wollte, nicht standhaft zurückgewiesen hätte, so würde sie späterhin, ihrer Selbstachtung und der bürger= lichen Ehre beraubt, auf die Bergangenheit zurückgeschaut haben, welche ihr jett im Gegentheil nur beseligende Erinnerungen Seinem Ebelsinne verdanke sie einzig und allein ihre geistige Ausbildung, an der Seite eines würdigen Gatten und den Kreis hoffnungsvoller Kinder, in welchem sie Ersat für alle Leiden fände, die der Himmel ihr auferlegt. musse sich daher als sein Geschöpf betrachten, und bis zum letten Hauch ihres Lebens mit religiöser Berehrung an seinem Bilde hangen. Da ihr aller Wahrscheinlichkeit nach nicht vergönnt sein würde, Goethe'n wieder zu sehen, so bate sie mich: dem unvergeglichen Freunde, wenn ich ihn einst von An=

gesicht zu Angesicht schaute und sich eine schickliche Gelegenheit fände, daszenige mitzutheilen, was sie mir in dieser Absicht ansvertraut habe.""

"Ihre Worte hatte ich treu bewahrt; aber eine folche jeit fand sich nicht. Ich war damals noch zu jung 1 hochverehrten Meister gegenüber viel zu schückern, ich es hätte wagen dürsen einen so überaus belikaten und zu berühren. Späterhin sührte mich mein Geschick er Nähe, und während mancher kurzen Anwesenheit in hielt mich die Furcht: durch meine Taubheit lästig en, davon ab, das ehemalige Verhältniß mit demselben mzuknüpsen. Schon hatte ich die Hossnung aufgegeben, 28 heiligen Auftrages entledigen zu können, als ich mich dlich dazu berusen sah, und dies für eine besondere es Himmels halten muß."

ige der Inhalt dieser flüchtig entworfenen Zeilen die ergangenheit des erhabenen Dichtergreises wie ein milmenblick beleuchten und meine innigen Wünsche für sein sehen erfüllt werden."

mar, ben 3. Dezember 1830.

Henriette von Beaulieu-Marconnap, geb. von Egloffftein.

aus bem Schlußtheile bieses Berichtes hervorgeht, war sorberung zu ber schriftlichen Abfassung von Goethe ngen, der von dem Auftrage, welchen Lili der Bersgegeben, durch die Berwandten der letteren Annde ersaben mochte. Und so tam denn durch eine Greisin an is das rührende Geständniß, welches vor länger als Renschenalter die Geliebte seiner Jugend ihrer Freundin m Zwecke anvertraut hatte. Wie tief es ihn bewegte,

davon zengen die wenigen Zeilen mit welchen Goethe drei Tage später jene Mittheilung beautworte. Sie lauteten:

"Rur mit den wenigsten Worten, verehrte Freundin, mein dansbares Anersennen. Ihr theures Blatt mußte ich mit Rührung an die Lippen drücken. Dehr wüßte ich nicht zu sagen. Ihnen aber möge zu geeigneter Stunde, als genügender Lohn, irgend eine eben so freudige Erquickung werden."

Beimar den 7. Decbr. 1830.

J. B. v. Goethe.

Jetzt erst sind wir im Stande, gewisse Andeutungen zu verstehen, welche Goethe im vorletzten Buche von Dichtung und Wahrheit über Lili's Bereitwilligkeit, der Bereinigung mit ihm große Opfer zu bringen, gemacht hat, Opfer, deren ganzen Umfang man aus jenen Andeutungen (S. oben S. 235) schwerlich zu errathen vermocht hätte. Aber wir scheiden mit Ehrfurcht und Erhebung von einer Liebe, die das Glück verdiente: von dem Genius unseres größten Dichters für alle Zeiten verklärt zu werden.

Ueber ein Menschenalter nach Goethe's Tode, im Jahre 1865 entdeckte ein Berwandter der Berfasserin des oben mitgetheilten Berichts, der Weimarische Oberhofmeister, Baron Karl von Beaulieu-Marconnan, in Frankfurt, wo er sich als Bundestagsgesandter befand, ein Büchelchen in klein Octav, kaum genügend geheftet, auf grünem Papier mit grell buntem Umschlage gedruckt, — die erste Ausgabe von Goethe's "Stella" (Berlin bei A. Mylius 1776). Es war das Exemplar, welches Goethe von Weimar aus an Lili geschickt hatte und auf dessen erster unbedruckter Seite des zweiten Blattes sich das solgende

eigenhändig von Goethe geschriebene und bisher unbekannte Gedicht befand*):

"An Lili."

"Im holden Thal, auf schneebebeckten Höhen War stets bein Bild mir nah.
Ich sah's um mich in lichten Wolken weben,
Im Herzen war mir's da.
Empsinde hier, wie mit allmächt'gem Triebe Ein Herz das andre zieht,
Und daß vergebens Liebe
Vor Liebe slieht."

Die briefliche Mittheilung des Entdeckers gelangte zu spät an mich, um noch der zweiten Auflage einverleibt zu werden. Das Gedicht, welches in den früheren Ausgaben der Goethe'schen Werke sehlte, beweist auf's Neue: wie tief das Gedenken an Lili auch nach der Trennung von ihr noch in des Dichters-Herzen lebendig geblieben war.

[&]quot;) Diese kostbare Reliquie ist durch die regierende Frau Großherzogin von. Weimar für die dortige Bibliothek erworben worden.

Goethe's Frauengestalten

von

Adolf Stahr.

II.

Lunfte, durchgesehene Auflage.

Berlin.

Berlag von J. Guttentag.
(A. Collin.)

1875.

Das Recht der Uebersetung in fremde Sprachen ift vorlehalten.

Inhalt.

Erfe Abiheilung.

,	Entste	•	_	•	•	•				*			-						
	Erste	•														•	•	•	•
	Zwei	ite	Pe	rio	de.	17	794	<u> </u>	179	96	•	•	•	•	•	•	•	•	•
Mari	ane	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•
frau	Meli	ina		•	•	•	•	•	•			•	•	•	•	•		•	•
ßhili	ne .	•		•	•	•					•	•	•	•	•	•	•	•	•
Lure	lie.		•					•	•		•		•	•			•		•
hdie	•	•						•	•		•			•	•	•	•	•	•
Eher	eje.	•	•					•	•		•	•	•		•		•		•
	lie .						•	•	•	•					•		•		•
Mign	ion		•	•	•	•	•	•		•		•	•		•	•	•	•	
							Rı	veif	. J	sfa	eifs	lme.							
		Ą)	ie	£r	au	e n	-		W a	•		_		t f	d) a	fte	n.		
Ottili	e.		•		•		•	•			•		•	•	•	•		•	
tharl	lotte r	ınb	if	jre	T	och t	er	Luc	ian	e			•	•	•	•	•	•	•
_ 7		••••	•	,,,,		77						<u>.</u>	•	•	•	•	·	•	•
									An ş	411	r.								

			-	
			•	
		•		
			•	
•				
	ke_			1

Goethe's Frauengestalten.

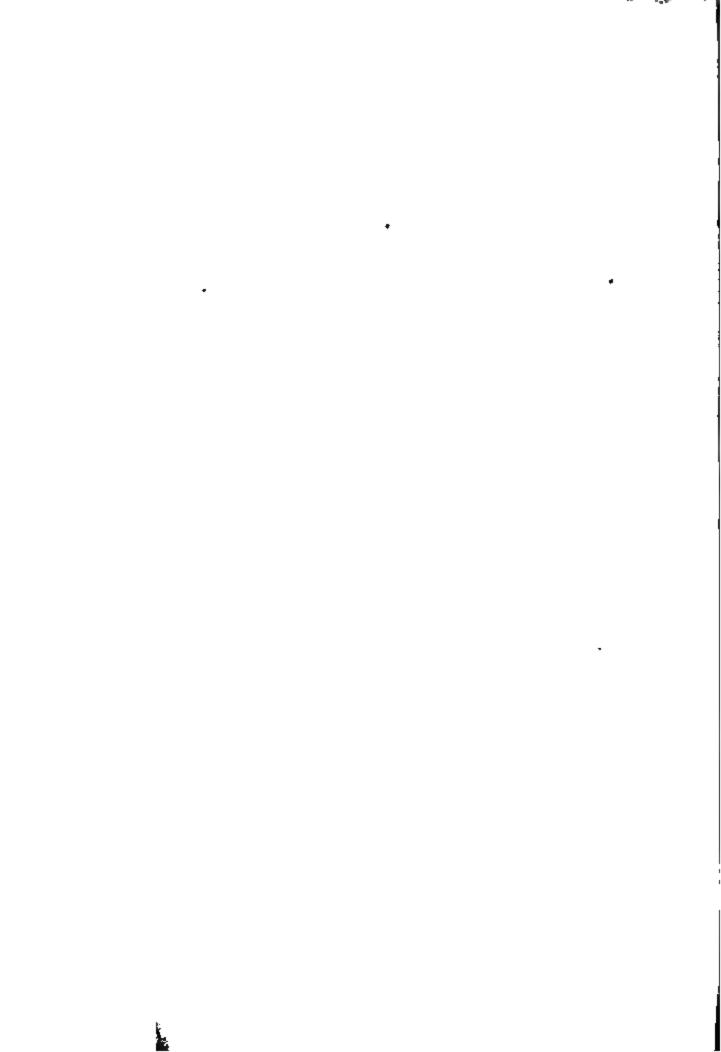
Π.

II.

	-	

Erste Abtheilung.

Die Frauen aus dem Wilhelm Meister.



Bur

Entftehungsgeschichte des Bilhelm Meifter.

Erfie Periode.

1776-1786.

Bei wenigen anderen Werken Goethe's ift es für Berftand= niß und Beurtheilung in gleichem Maage wichtig, sich die Entstehungsgeschichte berselben zu vergegenwärtigen, als bei bem Wilhelm Meister, zwischen deffen erstem Beginne und lettlichem Abschlusse der Zeitraum von vollen zwanzig Jahren liegt. Denn Goethe war kaum siebenundzwanzig Jahre alt, als er die erste Hand an die Ausführung des Planes legte, und er hatte bereits das siebenundvierzigste Lebensjahr überschritten, als er das Werk endlich, nach vielen Umarbeitungen beendete. Schon Schiller, der davon nur im Allgemeinen unterrichtet war, forderte deshalb von seinem großen Freunde, bald nach dem Erscheinen der Dichtung, deren Bollendung erlebt zu haben er "zu dem schönsten Glud seines Daseins rechnete", daß berselbe, wie von seinen frühern Werken, so namentlich von dem Wilhelm Meister die Geschichte, soviel er davon noch wisse, aufschreiben möchte. Es sei das, meinte er, keine verlorene Arbeit, denn man könne ohne das, weder den Dichter noch das Gedicht ganz kennen lernen*).

^{*)} Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe I, Brief 268.

Leider hat Goethe ducien Bunich des Freundes unerfüllt gelassen, und wir sind daher durum angewiesen, diese Geichichte aus vereinzelsen Antigen einigerungszen zu erzünzen.

In seinen Tags- und Juhresbeiten bezeichnet Goethe selbst Die Zeit von 1775 bis 1780 als die Periode, in welcher die Anlänge bes Meifter, wie er fich ausbrückt, "letnichenenartig" hervortreten. In einem Briefe an seinen Freund Merd aus jener Zeit leien wir eine Andentung von dem ursprünglichen Plane des Nomans, der viel beidränfter und deffen Absicht weit einseniger war, als die einer viel späteren Zeit angehörenden Ausischrungen lepter Hand. Er iprach nämlich gegen Merck, der damals fich selbst in allerlei eigenen tendenzissen Roman= versuchen erging, die er für Bieland's Mertur fcbrieb, ben Bunich and, daß berfelbe ihm nicht "in das theatralische Gehege tommen moge", da er selbst damit beschäftigt sei, diesen Stoff in einem Romane zu verarbeiten *). Wir werben weiter= hin sehen, daß diese theatralische und dramatische Tendenz in der ersten Gestalt des Werts so überwuchernd in den Bordergrund trat, daß felbst nach großen späteren Rurzungen der dahin gehörigen Bartien, Schiller bes Theatralischen, speziell für den Schauspieler didaktisch berechneten noch immer zu viel fand, und durch diese Bemertung den Dichter zu neuen umfassenden Berfürzungen veranlagte.

Es ist bekannt, daß Goethe lange an dem Glauben sesthielt, die Bühne zur Vermittlung einer fruchtbaren Wechselwirkung zwischen Dichter und Publikum benutzen und durch ihre Hebung ästhetisch bildend und versittlichend auf seine Zeit und sein Volk einwirken zu können.

[&]quot;) Briefe an Merd G. 138.

Auch in diesem Betrachte ist ber Held des Romans das ent= sprechende Gegenbild des Dichters, und Goethe drückt dies felbst einmal in einem seiner Briefe an die Stein aus, wo er ibn "sein geliebtes dramatisches Ebenbild" nennt*). Aber er ist es nicht blos in diesem Betrachte. Was den jugendlichen Dichter zu dieser Dichtung führte, war der in ihm von jeher vorwiegende unwiderstehliche Drang zur Selbstconfession, jener Drang, sein eigenstes inneres und äußeres Leben und Erfahren, sein Irren und Streben, seine Neigungen und Lebensversuche in kunftlerischer Form aus sich heraus zu gestalten, und sich durch diesen Prozeß des schaffenden Nachbildens, theils über sich selbst klar zu werden, theils von so manchem Druck der Wirklichkeit zu befreien. In diesem Sinne kann man fast alle seine Dichtungen, von bem kleinsten Xenion, dem einfachsten Liebe an, bis zu den größten dramatischen und epischen Werken, theils als Gelegenheitsgebichte, theils als Bekenntnisse über sich selbst bezeichnen. In Betreff des Wilhelm Meister hat er selbst dies mehrere Jahre nach der abschließenden Bollendung des Werks in einem Briefe an einen Leipziger Freund**) ausgesprochen, dem er auf eine Frage über diese Dichtung antwortete: "Bei solchen Werken mag der Klinstler sich vornehmen, was er will, so giebt es immer eine Art von Confession, und zwar auf eine Weise, von der er sich kaum selbst Rechenschaft zu geben versteht". Die Form, sett er gleich hinzu, behalte immer etwas Unreines - (dies ist, wie wir später sehen werden, einer Ausführung Schiller's entnommen) und man könne Gott banken, wenn man im Stande war, soviel

^{*)} Brief vom 24. Juni 1782.

^{**)} Rochlit. S. Goethe's Briefe an Friedr. Rochlit in Goethe's Briefen an Leipziger Freunde, herausgegeben v. D. Jahn, S. 847—348.

Gehalt hineinzulegen, daß fühlende und denkende Menschen sich beschäftigen mögen, ihn wieder daraus zu entwickeln.

Diese Confessionen über sich selbst waren in der ersten Bestalt, welche der Roman in der Periode der ersten zehn Jahre von Goethe's Leben in Weimar (1776—1786) erhielt, wie wir aus mehreren Andeutungen entnehmen können, noch viel subjectiver und bestimmter, als dies jett in dem völlig umgearbeiteten und durch das Länterungsfeuer der eigenen vorgerlickten Ent= widelung des Dichters, so wie durch die zwei Jahre lang die Um= schmelzung begleitende Schiller'sche Kritik hindurch gegangenen, gedruckten Werke der Fall ift. Das subjective Berhältniß des Dichters zu seinem poetischen Spiegelbilde und zu deffen Freuden und Leiden erscheint in jener ersten Periode noch demjenigen verwandt, welches ihn mit seiner ersten Romandichtung mit dem Werther verknüpft hatte. Er hatte sich noch nicht zu jener kühlen Rube und Besonnenheit emporgearbeitet, welche die Erschütterun= gen des Herzens und seiner leidenvollen Leidenschaft schildern kann, ohne daß die Hand selbst, welche die Schilderung entwarf, von der empfundenen Erregung noch nachzitterte. Gine einzige Aeuße= rung in einem Briefe an die Stein mag dies erläutern. schreibt ihr unter dem 5. Juni 1780, wie er auf einem Ritte nach Sotha "seine Lieblingssituation im Wilhelm Meister" weiter aus= geführt habe. "Ich ließ den ganzen Detail in mir entstehen und fing zuletzt so bitterlich zu weinen an, daß ich eben zeitig nach Gotha kam." Man wird schwerlich irren, wenn man annimmt, daß die den Dichter selbst so tief bewegende "Lieblings= situation" diejenige war, welche wir jetzt im sechzehnten und siebzehnten Kapitel des ersten Buches lesen. Für jene zehn Jahre und das allmälige Entstehen der Dichtung im Laufe derselben bietet uns nämlich, neben der Correspondenz des Dichters mit

seinem Freunde Anebel, vor allem sein Briefwechsel mit der Geliebten seines Herzens, Charlotte von Stein, erwünschte Anhaltspunkte dar, die wir im Folgenden benutzen wollen.

Die erste Erwähnung des Wilhelm Meister in demselben fällt in das Jahr 1777, kurz vor der Harzreise, welche uns das herrliche Gedicht gleichen Namens eintragen sollte. "Gestern Abend", so schreibt er ber Geliebten am 31. Oktober, "habe ich einen Saltomortale über brei fatale Kapitel meines Romans gemacht, vor denen ich schon so lange scheue; nun, da die hinter mir liegen, hoff ich, den ersten Theil bald ganz zu produziren." Aus dieser Stelle geht hervor, daß Goethe schon lange zuvor an dem Werke gearbeitet und, wie damals seine Gewohnheit war, einzelne fertiggewordene Bruchstücke des ersten Buchs (denn dieses ist ohne Zweifel mit dem "ersten Theile" gemeint) der Freundin und wahrscheinlich auch einigen anderen Genossen seines kleinen Kreises mitgetheilt hatte. Die nächste Erwähnung bemerken wir indessen erst über ein halbes Jahr später in jenem zuvor angeführten Briefe vom 5. Juni des folgenden Jahres, den wir für das damalige pathologische Berhältniß zwischen Dichter und Dichtung so bezeichnend fanden. Es heißt dort weiter: "Ich wollte gern Geld darum geben, wenn das Kapitel vom Wilhelm Meister aufgeschrieben wär'; aber man brächte mich eher zu einem Sprung durch's Fenster. Diktiren könnt' ich's noch ehr, wenn ich nur einen Reiseschreiber hätte. Zwischen so einer Stunde, wo die Dinge so lebendig in mir werden und meinem Zustand in diesem Augenblick, wo ich jett schreibe, ist ein Unterschied, wie Traum und Wachen." Man sieht, der jugendliche Dichter war damals noch weit entfernt von jener schlagfertigen Gefaßtheit und Selbstgewärtigkeit, die er später von den Poeten forderte, als er ihnen zurief:

"Gebt Ihr Euch einmal für Poeten, So kommandirt die Poesie!"

In demselben Jahre 1780 finden wir den Roman nur noch zweimal erwähnt, und zwar in einer Weise, welche uns einen Einblick in die ungunftigen Berhältnisse giebt, unter denen Goethe in dieser Periode seines Weimarischen Lebens an seinen dichterischen Schöpfungen arbeiten mußte und zu arbeiten vermochte. Wie es eine Amtsreise gewesen war, auf der er im Juni das Detail der ihn so lebhaft bewegenden Situation des ersten Buchs in seinem Seiste ausgesonnen hatte, so finden wir ihn im September auf einer ähnlichen mit dem jungen Berzog unternommenen Fahrt, bei der Gefängnisse inspicirt und Kri= minalverbrecher vernommen wurden, während das menschliche Elend sich ihm in der grausesten Gestalt herzbedrückend auf= drängte, dennoch wieder in den wenigen freien Augenblicken mit seiner Lieblingsdichtung beschäftigt. Er meldet, daß er in der Morgenfrühe "einige Briefe des großen Romans geschrieben". "Es wäre doch gar zu hübsch", sett er hinzu, "wenn ich nur einmal vier Wochen Ruhe hätte, um wenigstens einen Theil zur Probe zu liefern." Aber dieser so bescheidene Wunsch wurde dem im Freundschaftsjoche an den Staats- und Hofdienst gefesselten Dichter in allen diesen Jahren bis zu seiner Flucht nach Italien kaum jemals erfüllt, und so hatte er sich — und wir mit ihm — glücklich zu preisen, daß er die Kraft besaß, auch unter den heterogensten Berufsgeschäften aller Art: bei Retrutirungsreifen und Stragenbauinspectionen, neben den Berhandlungen mit den Landständen und den Bearbeitungen von Pacht= und Triftsachen, Forst= und Bergbau=Angelegenheiten, auf administrativen Rundreisen durch die verschiedenen Gebiets= theile des Landes, wie zu Hause neben den Kammersessionen

1

und den zersplitternden Ansprüchen und Zerstreumgen des Hofund Gesellschaftslebens und seines Liebesverhältnisses, jeden freien Moment den Interessen des Schriftstellers und Dichters zu widmen, die er doch als seinen eigentlichen Beruf erkennen mußte und erkannte*). Er selbst sah es daher, wie er einmal gegen seine Geliebte äußert, als "die größte Gabe an, für die er den Göttern danke, daß er durch die Schnelligkeit und Mannigsaltigkeit der Gedanken einen Tag in Millionen Theile zu spalten und eine kleine Ewigkeit daraus zu bilden vermöge". Diese Gabe kam ihm zu Hülfe in jener Zeit und vor allem kam sie dem Wilhelm Meister zu Gute.

Das erste Buch besselben wurde indessen boch erst im Frühlinge des Jahres 1781 vollendet, wo er im Mai der Frau
v. Stein meldet, daß ihm eine gemeinsame Freundin, die Gräsin
Werther, der er das Manuscript mitgetheilt hatte, "ein gar
artig Zettelchen bei Rücksendung des Wilhelm Meister geschrieben".
Bon da dis zum November des folgenden Jahres sinden wir
ihn sortwährend an der Weitersührung des Romans thätig**).
Ansang Juli war er mit dem zweiten Buche ziemlich zu Stande,
und einen Monat später konnte er den größten Theil desselben
dem sürstlichen Chepaare vorlesen***). Oftmals diktirte er
in dieser Zeit der Freundin an dem Werke, und schrieb dann
die Kapitel, wenn sie ihn verlassen hatte, zu Ende. Die Befriedigung, welche ihm die Arbeit gewährte, veranlaßte ihn einmal in einem der Briese zu dem Ausruse: "Eigentlich bin ich

^{*)} S. Brief an Charlotte v. Stein vom 10. Anguft 1782.

^{**)} S. Briefe an die Stein vom 20. März, 25. Mai, 21., 24., 27. und 30. Juni, 10., 23. und 29. August, 18., 20., 28. Oktober, 4., 8., 9., 10., 12. November, 1. u. 29. Dezember (1782).

^{***)} Briefe vom 10. u. 23. August 1782.

doch zum Schriftsteller geboren. Es gewährt mir eine reinere Frende als jemals, wenn ich etwas nach meinen Gedanken gut aeschrieben habe".

Anfang September war bas zweite Buch zu Enbe gemb er ging ungefaumt an die Ausarbeitung bes britten.). Oftober melbet er, daß bie vier erften Rapitel beffeln ber Ordnung und in bes Abichreibers Sanden feien", er seufzend hingu: "Nun muß ich bas Wert bei Seite md meine anbern Geschäfte treiben". Aber es ließ ihm lube, und um Beit für baffelbe ju gewinnen, feben wir : ohnehin ichon targ zugemeffenen Stunden ber Rachtch noch mehr verfargen, und trot ber winterlichen Beit m 6 Uhr ichon vor fünf Uhr auffteben, um bittirenb t Werke arbeiten zu konnen. Dafür hatte er bie Benug-, icon am 12. November ber Geliebten ben glüdlichen if bes britten Buchs melben gn tonnen. Diefes Datum bon ba an bebeutsam für bas Wert, indem er ber in verfprach, jeden zwölften November burch bie Beendiines weiteren Buchs ber Dichtung gu bezeichnen, - ein iß, welches für bie nachfolgenben brei Jahre, wie wir verben, ihm gludlich einzuhalten gelang. Geine Charar es vor allen, deren Theilnahme ihn zu immer neuem ipornte, wenn icon fein Liebesroman mit ihr ihm anbrerich viele Beit wegnahm. "Wenn ich" - foreibt er einbiefer Beit*) - "foviel an meinen Wilhelm als an achte, fo mare ber Roman balb fertig. Aber es ift ein Roman, der meinem Herzen näher ift." Immer aber Die Freundin, der ju Liebe er ftets von neuem an die

Dezember 1782.

durch seine Berhältnisse ihm so sehr erschwerte Schöpfung geht *). "Deine freundliche Zusprache von gestern Abend" — heißt es in einem Briefe des folgenden Jahres — "hat mich bewogen, heute früh an Wilhelm zu schreiben, und ich hoffe, heute das vierte Buch zu beendigen und gleich das fünfte anzufangen. Am vierten schreibe ich akkurat ein Jahr seit dem 12. Ro= vember 1782, wie ich angemerkt habe." Er fandte dasselbe in Abschrift an seinen Freund Knebel, dem er auch schon früher die drei ersten Bücher der "theatralischen Sendung", wie er sich in einem Briefe ausdrückt, mitgetheilt hatte, und fühlte sich durch deffen Theilnahme und Bemerkungen äußerst erfreut. "Ich fahre nun fort", schrieb er demselben, "und will sehen, ob ich das Werkchen zu Ende schreibe. Alsdann aber wird es auf Zeit und Glück ankommen, ob ich es wieder im Ganzen übersehen, durchsehen und Alles schärfer und fühlbarer anein= ander rücken kann." Un eine Beröffentlichung durch den Druck zu denken, lag ihm, wie man sieht, damals noch durchaus im weiten Felde, und sein späteres Wort:

"Jahrelang schaffet ber Meister und kann sich nimmer genug thun." hat er mit diesem Werke treulich erfüllt.

Am 4. Juni des Jahres 1784 schreibt er der Freundin aus Eisenach: "An Wilhelm habe ich hier und da eingeschaltet, und am Style gekünstelt, damit er recht natürlich werde, und habe nun den Schluß des Buchs recht gegenwärtig. Wenn ich wieder zu Dir komme, wollen wir es schließen. Ich habe Liebe zu dem Werklein, weil ich denke, es macht Dir Freude". Diese nachbessernde Arbeit setzt er auch in den folgenden Ta-

^{*)} S. Briese vom 9. November 1783, 14. Juni 1784 u. a. m.

boch zum Schriftsteller geboren. Es gewährt mir eine reinere Frende als jemals, wenn ich etwas nach meinen Gebanken gut geschrieben habe".

Bu Anfang September war das zweite Buch zu Ende geführt und er ging ungefäumt an die Ausarbeitung bes dritten. Am 20. Oktober melbet er, daß die vier ersten Kapitel beffel= ben "in der Ordnung und in des Abschreibers händen seien", setzt aber seufzend hinzu: "Nun muß ich das Werk bei Seite legen und meine andern Geschäfte treiben". Aber es ließ ihm keine Ruhe, und um Zeit für dasselbe zu gewinnen, sehen wir ihn die ohnehin schon karg zugemessenen Stunden der Nacht= ruhe sich noch mehr verkürzen, und trot der winterlichen Zeit statt um 6 Uhr schon vor fünf Uhr aufstehen, um diktirend an dem Werke arbeiten zu können. Dafür hatte er die Genug= thuung, schon am 12. November der Geliebten den glücklichen Abschluß des dritten Buchs melden zu können. Dieses Datum wurde von da an bedeutsam für das Werk, indem er der Freundin versprach, jeden zwölften November durch die Beendi= gung eines weiteren Buchs der Dichtung zu bezeichnen, — ein Gelöbnig, welches für die nachfolgenden drei Jahre, wie wir sehen werden, ihm gludlich einzuhalten gelang. Seine Char= lotte war es vor allen, deren Theilnahme ihn zu immer neuem Fleiße spornte, wenn schon sein Liebesroman mit ihr ihm andrer= seits auch viele Zeit wegnahm. "Wenn ich" — schreibt er ein= mal in dieser Zeit*) — "soviel an meinen Wilhelm als an Dich bächte, so wäre ber Roman bald fertig. Aber es ist ein anderer Roman, der meinem Herzen näher ift." Immer aber ist es die Freundin, der zu Liebe er stets von neuem an die

^{*) 1.} Dezember 1782.

durch seine Berhältnisse ihm so sehr erschwerte Schöpfung geht *). "Deine freundliche Zusprache von gestern Abend" — heißt es in einem Briefe des folgenden Jahres — "hat mich bewogen, heute früh an Wilhelm zu schreiben, und ich hoffe, heute das vierte Buch zu beendigen und gleich das fünfte anzufangen. Am vierten schreibe ich akkurat ein Jahr seit dem 12. No= vember 1782, wie ich angemerkt habe." Er fandte dasselbe in Abschrift an seinen Freund Knebel, dem er auch schon früher die drei ersten Bücher ber "theatralischen Sendung", wie er sich in einem Briefe ausdrückt, mitgetheilt hatte, und fühlte sich durch deffen Theilnahme und Bemerkungen äußerst erfreut. "Ich fahre nun fort", schrieb er demselben, "und will sehen, ob ich das Werkchen zu Ende schreibe. Alsdann aber wird es auf Zeit und Glück ankommen, ob ich es wieder im Ganzen übersehen, durchsehen und Alles schärfer und fühlbarer anein= ander rücken kann." An eine Beröffentlichung durch den Druck zu denken, lag ihm, wie man sieht, damals noch durchaus im weiten Felde, und sein späteres Wort:

ŧ

"Jahrelang schaffet ber Meister und kann sich nimmer genug thun." hat er mit diesem Werke treulich erfüllt.

Am 4. Juni des Jahres 1784 schreibt er der Freundin aus Sissenach: "An Wilhelm habe ich hier und da eingeschaltet, und am Style gekünstelt, damit er recht natürlich werde, und habe nun den Schluß des Buchs recht gegenwärtig. Wenn ich wieder zu Dir komme, wollen wir es schließen. Ich habe Liebe zu dem Werklein, weil ich denke, es macht Dir Freude". Diese nachbessernde Arbeit setzt er auch in den folgenden Ta=

^{*)} S. Briese vom 9. November 1783, 14. Juni 1784 u. a. m.

gen und Wochen der Abwesenheit von der Geliebten fort. "An Wilhelm", so heißt es in einem späteren Briefe vom 17. Juni, "hab ich nicht weiter geschrieben. Manchmal geh' ich das Gesschriebene durch und arbeite es aus, manchmal bereit' ich das Folgende. Wenn ich wieder diktiren kann, soll das Buch bald fertig sein."

Dies fünfte Buch ward großentheils auf Geschäftsreisen in Sisenach, auf der Wartburg, in Sotha, Ilmenau und anderen Orten geschrieben, bisweilen selbst in späten Nachtstunden, die er sogar dem brieslichen Verkehre mit der Geliebten seines Herzens abbrach*). Beendet wurde dasselbe im Oktober dieses Jahres 1784.

Bon da ab scheint die Fortsetzung eine Zeit lang geruht zu haben. Zwar hatte er sich gleich nach Beendigung des fünsten an das sechste Buch gemacht, aber über ein halbes Jahr lang geschieht sodann in den Briefen des Werks keine Erwähnung dis zum 6. und 7. Juni 1785, wo er der Freundin aus II-menau schreibt: "An Wilhelm habe ich sortgesahren; vielleicht thut er diesmal einen guten Ruck. Der Ansang dieses Buchs gefällt mir selbst". Auch weiterhin gesteht er, daß er jetzt Freude an der Arbeit habe, und am 20. Juni sandte er der in Karlsbad Abwesenden das Lied Mignon's von der Sehnsucht, das nach der damaligen Eintheilung des Romans im sechsten Buche stand, während wir es jetzt in Folge der späteren, ab-türzenden und zusammenziehenden Ueber- und Umarbeitung, die das Werk zehn Jahre weiterhin zu ersahren hatte, im vierten

[&]quot;) Brief ans Jimenan, 5. Oktober 1784. "Run sage ich Dir Gute Racht, damit ich noch einige Angenblicke meinem Wilhelm widmen kann, der anch Dein ist."

Buche lesen. Dennoch sehen wir, daß er in den folgenden Monaten dieses Jahres wiederholt der Freundin seinen Zweifel ausdrückte, ob er mit diesem sechsten Buche ben herkommlichen Termin des zwölften November werde einhalten können*). In= beffen gelang es ihm, Wort zu halten. Auf einem einsamen Ritte nach Ilmenau am 6. November "sann er dasselbe vollends aus", und korrigirte in den nächsten Tagen dort noch Manches in dem mitgenommenen Manuscripte. "Mit großer Sorgfalt habe ich es durchgegangen", schreibt er, "und finde doch, daß man es noch beffer machen könnte. Will's Gott, sollen die folgenden Bücher von meinen Studien zeugen." In den fünf Tagen vom 7. bis 11. November schrieb er in der winterlichen Einsamkeit des kleinen weltabgeschiedenen Ortes die letzten Kapitel des sechsten Buchs. Am elften November war er damit fertig, und meldete voll Genugthuung der Freun= din, daß er mit Beendigung beffelben zum zwölften November Wort gehalten, fügte aber im Hinblick auf das langsame Fort= ruden des Werts mit einem leisen Seufzer hinzu: "Wenn es so fortgeht, werden wir alt zusammen, ehe wir dieses Runstwert beendet sehn".

Es war genau die Hälfte des Ganzen, welche er mit diesem Buche nach neunjähriger Arbeit abschloß; denn der Roman war ursprünglich auf zwölf Bücher, statt der jetzigen acht, anzgelegt; das sechste Buch entsprach daher dem vierten heutigen der gedruckten Bearbeitung. Er freute sich darauf, dies letzte Buch dem Kreise der an dem Werke theilnehmenden Freunde in Weimar vorlesen zu können, der außer der Frau von Stein hauptsächlich nur noch aus Herder's, der Frau von Imhof und

^{*)} Briefe v. 8., 10., 11. September u. 7. Ottober 1785.

Auchel bestand, die damals so ziemlich sein ganzes kleines Bublifum bildeten *). "Dioge es Euch", so ichreibt er der Freundin in dem zulett angeführten Briefe, "so viel Freude machen, als es mir Sorge gemacht hat; ich darf nicht jagen Mühe, denn die ist nicht bei diesen Arbeiten. Aber wenn man so genan weiß, was man will, ist man in der Ansführung niemals mit sich selbst zufrieden." Zufrieden aber war er selbst gerade am wenigsten mit diesem Werte, das, wie er seinem Freunde Anebel brieflich wiederholt klagte, in einem zerstreuten Leben und unter taufendfach zerftückelten Arbeiten geschrieben, in jedem Betrachte des fliegenden, einheitlichen Guffes ent= behrte, und an dem ohne Zweifel dem Dichter selbst, bei jeder überschauenden Durchsicht, dieser Mangel immer stärker und beunruhigender entgegentreten mochte. Gewiß verstärkte die Betrachtung dieses Werkes, das er in seinen Beimarischen Berhältnissen, trot allen Fleißes, mabrend eines fo langen Zeit= raums von nahezu zehn Jahren kaum zur Hälfte zu vollenden im Stande gewesen war, das Gewicht derjenigen Beweggründe, welche am Schlusse dieser Lebensepoche in ihm den Plan zur Reife brachten, sich durch die Flucht nach Italien von der drückenden Last jener Berhältnisse zu befreien, um endlich einmal seinem eigentlichen Berufe und seiner wahren Lebensaufgabe ungehindert folgen zu können.

Zu den unvollendeten größeren Dichtungen, wie Faust und Iphigenie, Egmont und Tasso, welche Goethe auf diese Fluchtreise mitnahm, um sie in der ersehnten italischen Muße außzusühren, gehörte auch der Wilhelm Meister. Bon diesem hatte
er zuvor noch den Plan für alle sechs sehlenden Bücher am

^{*)} Riemer II, 194. Briefe an Frau von Stein (von Schöll) III, 208.

8. Dezember bes Jahres 1785 entworfen*) und die für das siebente Buch nöthigen Hamletstudien zu Ende gebracht**), wie wir ihn denn auch an diesem Buche während der ersten fünf Monate des Jahres 1786, neben den heimlichen Borbezreitungen zu seiner Italiänischen Reise, fortarbeitend sinden. Er entzog sogar seiner Geliebten manchen Abend, um Zeit für diese Arbeit zu gewinnen, und nahm das Manuscript auch nach Jena mit, wohin er im Mai ging, um Italiänisch zu treizben***). Und als er endlich am dritten September von Carlszbad nach dem gelobten Lande seiner Sehnsucht ausbrach, bezgleitete ihn das Manuscript seines "Ebenbildes" über die Alpen dorthin+).

Hier aber verlassen uns alle unsere Nachrichten über das weitere Schicksal bes Werks während der nächstfolgenden sieben bis acht Jahre. Eine Notiz bei Riemer, daß dasselbe in Italien "durch Kunstbetrachtungen sehr angeschwollen sei", ist die einzige Spur davon, daß Goethe sich auch in Italien mit dieser Dichtung beschäftigt habe. Auch kann sich jene Nachricht nur auf die erste Gestalt derselben beziehen, denn der Umfang, welchen die etwa in Italien erwachsenen Kunstbetrachtungen in dem heutigen Wilhelm Meister einnehmen, ist verhältnißmäßig äußerst gering. Sie mögen, wie so vieles Andere, der späteren sichtenden Ueberarbeitung als Opfer gefallen sein. Goethe selbst erwähnt in seinem Italiänischen Reisewerke einer Beschäftigung mit dem Wilhelm Meister nirgends, und auch in seiner neuers

^{*)} S. Brief an die Stein vom 9. Dezbr. 1786: "Gestern habe ich den Plan auf alle sechs folgenden Bücher des W. aufgeschrieben".

^{**)} Schöll III, S. 136 — 137 n. S. 222.

^{***)} S. Briefe vom 12., 18., 14. u. 21. März, 21., 23. u. 24. Mai 1786.

^{†)} Riemer II, 591.

dings veröffentlichten Correspondenz aus dieser Zeit mit seinem fürstlichen Freunde, sindet sich nur zweimal eine Auspielung persönlicher Art auf die Figur des Helden der Dichtung, auf die wir alsbald zurücksommen werden. Daß aber die Dichtung nicht über den Ansang des jetzigen fünften Buchs vorgerückt war, als Goethe die Arbeit sechs Jahre nach seiner Rücksehr aus Italien wieder aufnahm, geht mwiderleglich aus einem später zu erwähnenden Briese an Schiller (vom 18. Februar 1795) hervor, in welchem er dem Freunde meldet, daß er "das Schema zum fünften und sechsten Buche" ausgearbeitet habe.

Wieviel nun von der erften Gestalt der Dichtung in dem jetzt vorliegenden Werke erhalten geblieben, ist schwer zu ent= scheiden, da uns nicht, wie von andern Dichtungen dieser Periode, 3. B. von Iphigenie und Goet, so auch von diesem Werke die ursprüngliche Gestaltung aufbewahrt worden ist. Die Abschriften, in denen die sechs ersten Bücher einzelnen Befreundeten, wie Anebel und anderen, mitgetheilt wurden, scheinen sämmtlich ver= loren, oder vielmehr von dem in solchen Dingen fehr vorsichtigen Dichter zurückgenommen und vernichtet worden zu sein. doch wüßte ich kaum etwas, was für den kritischen Beobachter seines dichterischen Entwickelungsganges wichtiger und interessanter sein könnte, als wenn es einem solchen verstattet wäre, ben Wilhelm Meister der ersten mit dem der zweiten Periode ver= gleichen zu können. Ansprüche und Bitten der Art mögen mahr= scheinlich schon bei seinen Lebzeiten an den Dichter gelangt sein, wie das eins seiner zahmen Xenien beweist, das ich unbedenklich auf unseren Fall beziehe. Der Dichter läßt in demselben die Bitte an sich richten:

"Laß boch, was du halb vollbracht, Mich und andre kennen!"

Aber er wies die so Bittenden ab mit der Antwort:

"Weil es uns nur irre macht, Wollen wir's verbrennen."

Nicht ganz mit Recht, wie mir scheinen will. Von bem großen Haufen freilich, von der Masse des lesenden Publikums mochte und mag das "weil" dieser Antwort allerdings gelten; aber es ist auch nicht diese Mehrzahl, die mit Gifer und Bewunderung in einem andern Gebiete der Kunst die zahlreichen ersten Ent= würfe und Stizzen eines Rafael und Michelangelo zu ihren Meisterwerken aufsucht und studiert, um lernend zu genießen und genießend zu lernen. Jene vergleichende Betrachtung, wenn sie möglich wäre, würde uns beweisen, daß die erste größere Hälfte des Werks in seiner jetigen Gestalt nur darum sich durch ungleich größere Lebenswärme und plastische Kraft der Darstellung so vortheilhaft von den drei letten Büchern unter= scheidet, weil sie das Produkt der vollen Jugendkraft und Frische des Dichters war. Aber sie würde uns daneben unter anderm auch sehr wahrscheinlich zeigen, wie der sechsundvierzigjährige Dichter so manchen kecken Zug des eigenen Lebens und des eigenen Gelbst, ben der neunundzwanzigjährige in die Dichtung hineinzuzeichnen kein Bebenken getragen hatte, aus berselben wieder entfernt hat. Denn daß er in dieser ersten Bearbeitung so viel als irgend möglich aus der ihn umgebenden Wirklich= feit des Lebens zu verwerthen suchte, und daß er mit Bewußt= sein Menschen und Dinge überall darauf anzusehen sich gewöhnte, was sie ihm für jene Dichtung sein und leisten könnten, ist noch jetzt aus den Briefen an die Stein oft bis in's Einzelne

nachweisbar*). Er sammelte eben alles ihm irgend benuthar Scheinende aus dem ihn umgebenden, besonders aus dem für ihn so durchaus neuen Hof= und Fürstenleben, für seine "epische Borrathskammer", und es kam sogar vor, daß irgend eine bis= her unbekannte Erscheinung, die an ihn herantrat, ihn zu dem Bersuche anreizte, auch diese in seinen Roman zu verweben. So die Bekanntschaft eines judischen Bankiers, des damals vielgenannten Juden Ephraim, wovon er der Freundin mit den Worten Meldung thut: "Bald habe ich nun das Bedeutende der Judenheit zusammen, und habe große Luft, in meinem Roman auch einen Juden anzubringen"**), was er jedoch, wie wir glauben, ohne Schaden für das Werk unterlaffen hat. Da= für aber, daß der enge Bezug der Person und Individualität des Dichters, zu dem Charakter und der Persönlichkeit des von ihm dargestellten Helden des Romans in dem damaligen Wei= marschen Kreise seines kleinen Publikums kein Geheimniß mar, haben wir außer den bereits erwähnten Aeußerungen in den Briefen an die Stein noch ein besonders schlagendes Zeugniß v in einem Briefe an den Herzog Karl August aus Rom ***), in welchem Goethe demselben, mit Bezug auf die ihm innewohnende unüberwindliche Neigung, sich und sein Lebensschiff mit den Interessen und Schicksalen anderer zu belasten, das Geständniß ablegt, bei dem das von uns unterstrichene Wort so vielfagend erscheint: "meine Existenz (in Rom) ist wieder auf eine wahre Wilhelmiade hinausgelaufen!" — Und in einem andern Briefe

^{*)} S. Schöll, Briefe Th. II, S. 8—10 in Bezug auf die Gestalten des Grafen und der Gräfin im Roman. Briefe vom 8. u. 11. März 1781. — Ueber ans deres f. Br. vom 29. Dezbr. 1782 aus Leipzig; vom 9. Juli 1784, vom 24. Mai 1785.

^{**)} Brief vom 28. Ottober 1782.

^{***)} Briefwechsel zwischen Goethe und Karl August, Th. I, S. 109.

an den Herzog, der diesem vorhergeht, ebenfalls aus Rom (vom 10. Februar 1787) heißt es: "Ganz besonders ergötzt mich der Antheil, den Sie an Wilhelm Meister nehmen. Seit der Zeit, da Sie ihn in Tannroda lasen, habe ich ihn oft wieder vor der Seele gehabt. Die große Arbeit, die noch ersordert wird, ihn zu endigen und ihn zu einem Ganzen zu schreiben, wird nur durch solche theilnehmende Ausmunterungen überwindlich. Ich habe das Wunderbarste vor. Ich möchte ihn endigen mit dem Eintritt in's vierzigste Jahr; da muß er auch geschrieben sein. Daß es auch nur der Zeit nach möglich werde, lassen Sie uns zu Rathe gehen. Ich lege hier den Grund zu einer soliden Zufriedenheit, und werde zurückserend mit einiger Einrichtung Vieles thun können."

Goethe stand im achtunddreißigsten Jahre, als er dies schrieb. Er sollte, wie wir sehen werden, das Werk, das er im vierzigsten Lebensjahre zu beenden hoffte, erst nahezu zwanzig Jahre später vollenden!

3meite Feriode.

1794-1796.

vethe's Rücklehr aus Italien waren über fünf Jahre in denen das Werk völlig geruht hatte. Zwar erzählt , daß ber Dichter baffelbe auf Bureben ber Bergogin Jahre 1791 wieder vorgenommen habe, aber bie eintretenden Umftande, welche, verbunden mit feinem Berhaltniffe zu feinem fürstlichen Freunde, den fried-Menfchen in die Rriegsgräuel des unglückseeligen feldzuges und in die Schredniffe ber Mainger Beneinzwangen, ließen ichwerlich Zeit und Reigung gur ig mit einer Dichtung auffommen, beren innerstes ge Behaglichkeit ber Stimmung erforberte. nehrere Jahre nachdem ihn diese seine "militairische auch durch biefe "Erbfrantheit ber Welt", wie er ausdrudt, hindurchgeführt hatte, ju Anfange bes Epoche machenden Jahres 1794 Scheint ber Dichter jung wiebergefunden zu haben; wenigstens erfeben iferen Nachrichten, bag er im Dai biefes Jahres derlag und die endliche Herausgabe des Werks mit ger Buchhändler Unger abichloß. In biefes Jahr fällt die für beide Dichter so bedeutungsvolle und glückbringende Annäherung Schiller's an Goethe, und wir dürfen die Bollendung des Wilhelm Meister als deren erste reiche Frucht anfehen.

Schiller, ber von der erneuten Beschäftigung Goethe's mit dieser Dichtung erfahren hatte, und eben im Begriff stand, eine Beitschrift, "die Horen", zu begründen, für die er Goethe's Mitwirkung dringend munschte, fragte bei demselben an: ob er nicht seinen Roman in derselben nach und nach erscheinen lassen möchte, erbat sich aber in jedem Falle die Gunst der Mitthei= lung der Dichtung zur eigenen Lektüre. Goethe antwortete um= gehend, daß er leider wenige Wochen zuvor das Werk an Unger vergeben und die ersten gedruckten Bogen schon in seinen Ban= Er selbst habe mehr als einmal daran gedacht, daß es für die neue Zeitschrift recht schicklich gewesen sein würde, da es "eine Art von problematischer Komposition sei, wie sie die guten Deutschen lieben". Goethe's Brief ist vom 27. August 1794. Von diesem Tage an bis zu jenem 22. Oktober des Jahres 1796, wo der letzte Band des Wilhelm Meister im Druck vollendet in Weimar eintraf und sofort an Schiller nach Jena abgesendet wurde, also mehr als zwei volle Jahre lang, blieb diese Dichtung ein Gegenstand fortdauernder schriftlicher und mündlicher Mit= theilungen und Besprechungen zwischen den beiden befreundeten Dichtern, und es ist kaum zu viel gesagt, wenn wir hinzufügen, daß ohne die belebende, rastlos ermunternde und befeuernde Theilnahme, welche Schiller dem Werke schenkte, dasselbe schwer= lich in so kurzer Zeit, ja vielleicht überhaupt nicht zu seinem Abschlusse und zu seiner jetigen vollendeten Gestalt gelangt sein würde.

Wenn man bisher vorzugsweise gewohnt gewesen ist, nur

von dem Einflusse zu sprechen, welchen Goethe seinerseits im Ganzen wie im Einzelnen auf so manche der Dichtungen Schiller's ausgesibt, so zeigt eine aufmerksame Lektüre des Schiller Soethe'schen Brieswechsels, daß Schiller dem Freunde bei diesem Werke denselben Dienst reichlich wiedererwiesen hat, wobei denn noch zu erwägen ist, daß viele wichtige kritische Besmerkungen und Nathschläge Schiller's uns nur deshalb unbekannt geblieben sind, weil sie nicht schriftlich, sondern in mündlichen Unterredungen bei ihren gegenseitigen Besuchen verhandelt wursden, auf die an mehr als einer Stelle des Brieswechsels ans gespielt wird.

Nur das erste und zweite Buch des Romans, das bereits gedruckt war, blieben unberührt von Schiller's fritischem Ein= Alle die übrigen Bücher sandte ihm Goethe vor dem Drucke im Manuscripte zu, mit dem ausgesprochenen Berlangen "die Wohlthat" der Bemerkungen des Freundes seiner Dichtung zu Gute kommen lassen zu können*), die ohnehin schon so lange geschrieben sei, daß er sich im eigentlichen Sinne nur als Her= ausgeber ansehen könne, der anfangs seine Arbeit vielmehr als eine "Last", denn als einen Genuß zu empfinden vermöge. Daß ihm auch der letztere möglich, in ungeahnter Weise mög= lich wurde, das follte er der Theilnahme und begeisterten Freude Schiller's an dem fortschreitenden Werke verdanken. Goethe auf des neuen Freundes thätige Theilnahme gleich an= fangs rechnete, und wie großen Werth er auf dieselbe legte, bekennt er in dem Briefe, mit dem er die beiden ersten schon gedruckten Bücher der Dichtung begleitete. Er schreibt demselben Ende Dezember des Jahres 1794: "Endlich kommt das erste

^{*)} Briefwechsel I., Br. 27.

Buch von Wilhelm Schüler, der, ich weiß nicht wie, den Namen Meister ermischt hat. Leider werden Sie die beiden ersten Bücher erst sehen, wenn das Erz ihnen schon die bleibende Form gegeben hat. Demungeachtet sagen Sie mir Ihre offene Meinung, sagen Sie mir, was man wünscht und erwartet. Die folgenden werden Sie noch im biegsamen Manuscript sehen und mir Ihren freundschaftlichen Rath nicht vorenthalten". Schon am britten Tage antwortet Schiller: "Mit wahrer Herzenslust habe ich das erste Buch Wilhelm Meister's durch= lesen und verschlungen, und ich banke bemfelben einen Genuß, wie ich lange nicht, und nur durch Sie gehabt habe. Es könnte mich ordentlich verdrießen, wenn ich das Mißtrauen, mit dem Sie von diesem vortrefflichen Produkt Ihres Genies sprechen, einer anderen Ursache zuschreiben müßte, als ber Größe der Forderungen, die Ihr Geist jederzeit an sich machen muß". Nachdem er sich dann entschuldigt hat, daß er im Drange seiner Arbeiten heute "kein näheres Detail seines Urtheils" geben könne, meldet er, daß auch W. v. Humboldt, der damals in Jena lebte, und mit dem er das Buch gemeinsam gelesen, "sich recht daran gelabt" und, so wie er selbst, Goethe's Geist in feiner ganzen männlichen Jugend, stillen Kraft und schöpferi= schen Fülle in demselben gefunden habe, und fährt dann fort: "Gewiß wird diese Wirkung allgemein sein. Alles hält sich darin so einfach und schön in sich selbst zusammen, und mit wenigem ist so viel ausgerichtet. Ich gestehe, ich fürchtete mich anfangs, daß mährend ber langen Zwischenzeit, die zwischen bem ersten Wurfe und der letten Hand verstrichen sein muß, eine kleine Ungleichheit, wenn auch nur des Alters, sichtbar sein möchte. Aber davon ist auch nicht eine Spur zu sehen. kühnen poetischen Stellen, die aus der stillen Fluth des Ganzen wie einzelne Blitze vorschlagen, machen eine treffliche Wirlung, erheben und stülen das Gemüth. Ueber die schöne Charafteristit will ich hente noch nichts sagen; eben so wenig von der lebendigen und dis zum Greisen treffenden Natur, die in allen Schilderungen herrscht, und die Ihnen überhaupt in keinem Produkte versagen kann. Bon der Treue des Gemäldes einer the atralischen Wirthschaft und Liedschaft kann ich mit vieler Competenz urtheilen, indem ich mit beiden besser bekannt bin, als ich zu wünschen Ursache habe. Die Apologie des Handels ist herrlich und in einem großen Sinn. Aber daß Sie neben dieser, die Reigung des Haupthelden noch mit einem gewissen Ruhm behaupten konnten, ist gewiß keiner der geringsten Siege, welche die Form über die Materie errang."

Goethe, der damals in Betreff solcher Theilnahme nichts weniger als verwöhnt war, empfand dies Zeugniß, welches Schiller dem ersten Buche ausstellte, um so wohlthätiger, als er selbst in der That an seinem Werke fast irre geworden zu sein gestand. "Sie haben mir", so antwortet er auf jenen Brief Schiller's, "durch das gute Zeugniß, das Sie dem ersten Buche meines Romans geben, sehr wohlgethan. Nach den sonderbaren Schicksalen, welche diese Produktion von innen und außen geshabt hat, wär' es kein Wunder, wenn ich ganz und gar konsus darüber würde. Ich habe mich zuletzt blos an meine Idee geshalten, und will mich freuen, wenn sie mich aus diesem Labyerinthe herausseitet."

Ueber das zweite Buch schreibt Schiller wenige Wochen später mit gleicher Begeisterung wie über das erste: "Ich kann das Gefühl" (heißt es in dem Briefe vom 7. Januar 1795), "das mich beim Lesen dieser Schrift, und zwar in zunehmendem Grade, je weiter ich darin komme, ersüllt, nicht besser als durch

eine suße und innige Behaglichkeit, durch ein Gefühl geistiger und leiblicher Gesundheit ausdrücken, und ich wollte bürgen, daß es bei allen Lesern im Ganzen dasselbe sein nuß". Er erklärt sich dieses Gefühl aus der durchgängig in dem Werke herrschenden ruhigen Rlarheit, Glätte und Durchsichtigkeit, die auch nicht das Geringste zurückließen, was das Gemüth unbefriedigt und unruhig lasse, und die Bewegung desselben nicht weiter trieben, als nöthig sei, um ein fröhliches Leben in dem Menschen anzufachen und zu erhalten. Er knüpft an dieses Urtheil jene bekannte Parallele zwischen der poetischen Welt und dem Wesen dieser Dichtung, in welcher "Alles so heiter, so lebendig, so harmonisch aufgelöst und so menschlich wahr" erscheine, und dem Wesen und der Welt der abstratten Philo= sophen, wo Alles so strenge, starr und abstrakt und so höchst unnatürlich sei, und schließt dieselbe, angeregt von dem so eben genossenen dichterischen Produkte Goethe's, mit den berühmten Worten: "So viel ist gewiß, der Dichter ist der einzige wahre Mensch, und der beste Philosoph ist nur eine Carikatur gegen ihn".

Das dritte Buch des Romans las Schiller im Manuscripte. Seine Bemerkungen über dasselbe theilt er dem Freunde, der ihn zu dem Zwecke in Jena besuchte, mündlich mit. Sie müssen wichtig genug gewesen sein, Soethe zu nochmaligem Uebergehen der Arbeit zu veranlassen; denn er schreibt nach seiner Kückkehr dem Freunde: "Mein drittes Buch ist sort (zum Drucke); ich habe es nochmals durchgesehen und Ihre Bemerkungen darüber vor Augen gehabt". Schon vierzehn Tage später (11. Februar 1795) sendet er das vierte Buch mit der Bitte, alles anzumerken, was ihm bedenklich vorkomme, eilte aber dem Manuscripte gleich wieder einige Tage später

felbst nach, um es mit dem Freunde durchzusprechen, und schreibt, zurückgekehrt nach Weimar, unter dem 18. Februar: belebt durch den guten Muth, den ihm die neuliche Unterredung ein= geflößt, habe er schon das Schema zum fünften und sechsten Buche ausgearbeitet. "Wie viel vortheilhafter ist es boch", ruft er aus, "sich in anderen als in sich selbst zu bespiegeln!" We= nige Tage später sendet Schiller das Manuscript des vierten Buchs zurud, verfeben mit seinen fritischen Bemerkungszeichen über manches Einzelne und mit einigen ausführlicher motivirten Ausstellungen in dem begleitenden Briefe, die uns als Beispiel seiner fritischen Genauigkeit und seines feinen Sinnes bienen mögen, und die ich deshalb unverkürzt hersetzen will. Die erste betrifft das Geldgeschenk, welches Wilhelm von der Gräfin durch die Hand des Barons erhält und annimmt. däucht — und so schien es auch Humboldt (schreibt Schiller), daß nach dem zarten Verhältnisse zwischen Wilhelm und der Gräfin, diese ihm ein solches Geschenk, und durch eine fremde Hand, nicht anbieten, er es nicht annehmen dürfe. Ich suchte im Zusammenhange nach etwas, was ihre und seine Delikatesse retten könnte, und glaube, daß diese dadurch geschont werden würde, wenn ihm dieses Geschenk als Remboursement für ge= habte Unkosten gegeben und unter diesem Titel von ihm ange= nommen würde. So wie es dasteht, stutt der Leser und wird verlegen, wie er das Zartgefühl des Helden retten soll." -Nachdem er sodann ausgesprochen hat, wie er beim zweiten Durchlesen dieses Buchs wieder neues Bergnügen über die unendliche Wahrheit der Schilderungen und über die treffliche Entwicklung des Hamlet empfunden habe, bemerkt er in Bezug auf die letztere, daß es in Rücksicht auf die Verkettung des Sanzen und der sonst in so hohem Grade behaupteten Man=

nigfaltigkeit wegen zu wünschen sei, daß diese Materie nicht so unmittelbar hintereinander vorgetragen, sondern wo möglich durch einige bedeutende Zwischenumstände hätte unterbrochen werden können. Sie komme bei der ersten Zusammenkunft mit Serlo zu schnell wieder auf's Tapet, und nachher im Zimmer Aurelien's gleich wieder. "Indeß", so schließt er mit jener liebenswürdigen Feinheit und Anmuth, die überhaupt seine Kritik Goethe'scher Dichtungen in diesen Briefen charakterisirt, "indeß sind dies Kleinigkeiten, die dem Leser gar nicht aufsallen würden, wenn Sie ihm nicht selbst durch alles Vorshergehende die Erwartung der höchsten Varietät beigebracht hätten."

"Ihre gütige kritische Sorgfalt für mein Werk", also erswidert Goethe auf diesen Brief, "hat mir auf's Neue Lust und Muth gemacht, das vierte Buch nochmals durchzugehen. Ihre Obelos*) habe ich wohl verstanden und die Winke benut; auch den übrigen Desideriis hoffe ich abhelsen zu können und bei dieser Gelegenheit noch manches Gute in's Ganze zu wirken. Diese Ueberarbeitung beschäftigte Goethe noch nahezu einen Monat, ehe er das vierte Buch an den Berleger absenden mochte, und wir sehen in der That, daß er jene Schiller'schen Bemerkungen sorgfältig benutzt hat. Demnächst ging er an die Ausarbeitung des "religiösen Buchs" seines Romans, wie er es nennt, was er dem Freunde mit den Worten anzeigte: da das Ganze auf den edelsten Täuschungen und der zartesten Berwechslung des Subjectiven und Objectiven beruhe, so gehöre mehr Sammlung und Stimmung dazu, als vielleicht zu irgend

^{*) &}quot;Dbelos", griechischer Name für die am Rande bemerkten Zeichen eines kritischen Anstosses an irgend einer Stelle des Textes.

einem anderen Theile. Ja, die Darstellung eines solchen Gegen= standes würde ihm, wie der Freund seiner Zeit selbst sehen werde, geradezu unmöglich gewesen sein, wenn er nicht früher die Studien dazu gesammelt hätte. Schiller begreift das vollkommen. Er ist "nicht wenig neugierig" auf das Gemälde, das der Dichter entworfen habe. "Es kann weniger als ein andres", fügt er hinzu, "aus Ihrer Individualität fließen, denn grade dies" — (das spezifisch Religiöse, wie es in den Be= kenntnissen ber schönen Seele erklingt) - "scheint mir eine Saite zu sein, die bei Ihnen, und schwerlich zu Ihrem Unglück, am seltensten anschlägt. Um so erwartender bin ich, wie Sie das heterogene Ding mit Ihrem Wesen gemischt haben werden. Religiose Schwärmerei ift und kann nur Gemüthern eigen sein, die beschauend müßig in sich selbst versinken, und nichts scheint mir weniger Ihr Casus zu sein als dieses. Ich zweifle keinen Augenblick, daß ihre Darstellung wahr sein wird, aber das ist sie alsdann lediglich durch die Macht Ihres Genies und nicht durch die Hülfe ihres Subjects."

Die sich Schritt vor Schritt steigernde Theilnahme des Freundes an dem Werke beseuerte den Dichter, wie derselbe fast in jedem Briese dankbar anerkennt, zu einer immer eifrigeren Thätigkeit sür dasselbe. Er mag die Vollendung des fünten Buchs nicht abwarten und schickt am 11. Juni (1795) die erste Hälfte des Manuscripts an Schiller, während die zweite erst Anfang August nachfolgt.

Schiller's Freude an demselben drückt sich in wahrhaft besgeisterter Weise aus. "Dieses fünfte Buch", schreibt er schon am dritten Tage nach Empfang des Manuscripts, "habe ich mit einer ordentlichen Trunkenheit und mit einer einzigen unsgetheilten Empfindung gelesen. Selbst im Meister ist Nichts,

_<u></u>.

was mich so Schlag auf Schlag ergriffen und in seinen Wirbel unfreiwillig mit fortgenommen hätte." Er hebt eine Anzahl einzelner Stellen hervor, wie Wilhelm's Rechtfertigung gegen Werner wegen seines Uebertritts zum Theater, diesen Uebertritt felbst, die Gestalten Serlo's, Philinen's, des Souffleurs, die wilde Nacht auf dem Theater u. f. f., deren Darstellung und Ausführung er auf das Höchste rühmt, und betont vor allem als bewundernswürdig die Einfachheit der Mittel, durch welche der Dichter ein so hinreißendes Interesse zu bewirken gewußt habe. Aber er hält auch nicht zurück mit einer wichtigen Ausstellung, der einzigen, welche er gegen dieses fünfte Buch zu machen habe. Er findet nämlich, daß Goethe denjenigen Partieen, welche das Schauspielwesen ausschließend beträfen, mehr Raum gegeben habe, als sich mit der weiten und freien Idee des Ganzen vertrage. "Es sieht zuweilen aus", meint er, "als schrieben Sie für den Schauspieler, da Sie doch nur von dem Schauspieler schreiben wollen." Die Sorgfalt, welche ge= wissen kleinen Details in dieser Gattung gewidmet sei, die Aufmerksamkeit auf einzelne kleine Kunstvortheile, die zwar dem Schauspieler und Direktor, aber nicht dem lesenden Publikum wichtig seien, brächten den falschen Schein eines besonderen Bwecks in die Darstellung und ließen den Leser vermuthen, daß eine Privatvorliebe für diese Gegenstände in dem Autor sich übergebührlich hervorgedrängt habe. Hier also sei Kür= zung zum Bortheile des Ganzen von künstlerischen Gründen geboten.

Wenn wir uns erinnern, daß Goethe allerdings den Rosman in seinem ersten Entwurfe auf diesen "besonderen Zweck" hin angelegt hatte, und wenn wir dazu von ihm selbst erfahren, daß er bei der letzten Ueberarbeitung, um jene praktische Tens

denz zurückzudrängen, bereits "das erste Manuscript fast um ein Drittel verkürzt habe", so werden wir es als einen neuen Beweis anzusehen haben, wie hoch er Schiller's Kritik schätte, wenn wir hören, wie bereitwillig er barauf einging, Freundes Erinnerungen "wegen des theoretisch = praktischen Ge= wäsches", wie er sich ausbrückt, "zu benuten und an einigen Stellen die Scheere auf's Neue walten zu lassen, da man der= gleiche Reste früherer Behandlung nie ganz los werde"*). Diese Bereitwilligkeit Goethe's, die kritischen Erinnerungen des Freundes zu benuten, erfüllte diesen mit großer Freude und gab ihm neuen Muth, mit denselben fortzufahren. unterläßt er nicht, Goethe's Gifer für die Beendigung bes Werkes auf alle Weise anzuspornen. "Ich fühle", so schreibt er ihm im nächsten Briefe, "mit der Liebe, die ich für dieses Werk Ihres Geistes hege, auch alle Eifersucht des Eindrucks, den es auf andere macht, und ich möchte mit dem nicht gut Freund sein, der es nicht zu schätzen wüßte." Er berichtet ihm Alles, was er von dem günstigen Eindrucke der bereits ver= öffentlichten Theile der Dichtung hört, und meldet unter anderm auch, daß in Nordbeutschland, wie er durch den Verleger seines Musenalmanachs erfahren, viel Nachfrage nach dem Meister sei. Er melbet, daß ber allgemeine Stein des Anstoges, den die feine Welt an der Dichtung nehme, der sei, daß der Held sich so gern bei dem Schauspielervolk aufhalte und die gute So= cietät vermeide, und meint, daß es vielleicht nicht überflüssig und jedenfalls nicht uninteressant sein wurde, die Köpfe dar= über zurecht zu setzen. Er erbietet sich, zu diesem Zwecke selbst anonym einen Brief, der jene Beschwerde ausspreche, an den

^{*)} I. Br. 78.

Berfasser des Romans zu richten, damit Goethe darauf das Nöthige antworten könne*). Dieser erledigte, wie es scheint, die Sache durch das fünfundsiebzigste seiner Benetianischen Episgramme, deren Sammlung er bald darauf dem Freunde mittheilte, und dessen Entstehung sich so auf das Beste erklärt. Es lautet bekanntlich:

"Hast du nicht gute Gesellschaft gesehn? Es zeigt uns bein Büchlein Fast nur Gaukler und Bolk, ja was noch niedriger ist." "Gnte Gesellschaft hab' ich gesehen, man nennt sie die gute, Wenn sie zum kleinsten Gedicht keine Gelegenheit giebt."

Daneben behielt Schiller sich wiederholt vor, eine kritische Bürdigung bes Berkes zu veröffentlichen. Der Herausgeber der Jenaischen Litteraturzeitung hatte ihm schon nach dem Er= scheinen des ersten Theils die Recenston besselben angetragen, und Schiller meldet, daß er sehr geneigt sei, ihm zu willfahren, schon um diese Aufgabe nicht in andre Hände kommen zu seben**). Nach dem Erscheinen der folgenden Theile äußerte er mehr= mals denselben Borsat, um Goethe zur Vollendung des Ganzen anzuspornen. "Daß Sie ben Meister bald vornehmen wollen", schreibt er am 16. Oktbr. 1795, "ist mir sehr lieb. Ich werde dann nicht fäumen, mich bes Ganzen zu bemächtigen, und wenn es mir möglich ist, so will ich eine neue Art von Kritik, nach einer genetischen Methode dabei versuchen, wenn diese anders, wie ich jett noch nicht präcis zu sagen weiß, etwas Mögliches ift." Fünf Wochen später hofft er, eine Beurtheilung des Meister im August oder September des künftigen Jahres The same of the sa

^{*)} I, Br. 77 u. 79.

^{**)} I, Br. 16.

ausstührlich liefern zu können; und nach endlich erfolgter endung des Ganzen schreibt er (2. Juli 1796): "eine würswahrhaft ästhetische Schätzung des ganzen Kunstwerks ist große Unternehmung: ich werde ihr die nächsten vier Mosganz widmen, und mit Freuden"*). Leider ist dieses Untersen nicht ausgeführt worden, und wir haben uns daher um ehr zu sreuen, daß wenigstens Schiller's Briefe uns einen, auch geringen Bruchtheil seiner kritischen Beurtheilung des 8 als Ersat bieten mögen.

tehren wir jest zu benfelben zurud. Schiller's Rritit über fechfte Buch finden wir in bem achtundachtzigften Briefe Mug. 1795) enthalten**). Er bedauert febr bei Burudng bes Manuscripts, bag ihm nicht vergonnt gewesen fei, biefes Buch mit Goethe mündlich gu fprechen, weil man m einem Briefe nicht auf Alles befinne und gu folchen jeilungen ber Dialog unentbehrlich fei. Er findet die Art, er Dichter ben ftillen Bertehr ber ichonen Geele mit bem jen in fich eröffnet habe, bochft gludlich und ben Bang, iefes garte und feine Berhaltnig nehme, "augerft übereinend mit der Natur". Auch der Uebergang von der Relis überhaupt, ju ber driftlichen, burch bie Erfahrung ber e fei meifterhaft gebacht, aber bei aller Trefflichkeit ber ben Ibeen bes Gangen fürchtet er boch, bag biefelben 8 zu leise angedeutet feien". Er verschweigt nicht, bag nches näher gufammengerudt, anderes fürzer gefaßt, bineinige Sauptibeen mehr ausgebreitet gewünscht hatte,

I, Br. 119, 124, 180.

Die dort gegebene Bezeichnung bes Buchs als bes "fünften" ift ein ehler und ebenfo muß es in Goethe's Antwortbriefe ftatt "in meinem ten Buche" heißen "im sechsen".

und daß er besorge, daß es manchen Lesern vorkommen werbe, als wenn in diesem Buche die Geschichte still stebe. Daneben sei ihm zwar des Dichters Bestreben nicht entgangen, "durch Bermeidung der trivialen Terminologie der Andacht seinen Gegenstand zu purifiziren und gleichsam wieder ehrlich zu machen"; "aber", fest er hinzu, "einige Stellen habe ich boch angestrichen, an denen, wie ich fürchte, ein driftliches Gemüth eine zu leichtsinnige Behandlung tadeln könnte". Dieser ganze Schiller'sche Brief ist überhaupt ein höchst merkwürdiger Ausdruck seines Berhältnisses zur Religion und zum Christenthume, über deffen eigentlichstes Befen er in dem Goethe'ichen Buche noch zu wenig gesagt und namentlich nicht genugsam angebeutet findet, was diese Religion einer schönen Seele sein, ober viel= mehr was eine solche baraus machen könne. "Ich finde", so schließt er seine Ausstellungen, "in der driftlichen Religion virtualiter*) die Anlage zu dem Höchsten und Ebelsten, und die verschiedenen Erscheinungen berfelben im Leben scheinen mir bloß beswegen so widrig und abgeschmadt, weil sie verfehlte Darftellungen dieses Söchsten sind. Hält man sich an den eigent= lichen Charafterzug des Christenthums, der es von allen mono= theistischen Religionen unterscheibet, so liegt er in nichts anderem, . als in der Aufhebung des Gesetzes, des Kantischen Imperativs, an beffen Stelle das Christenthum eine freie Reigung gesetzt haben will. Es ift also in seiner reinen Form Darstel= lung iconer Sittlichkeit ober der Menschwerdung des Beiligen, und in diesem Sinne die einzige afthetische Religion". Diese Saite ift es, welche er in ber Goethe'schen Dichtung hätte mögen ein wenig anklingen hören.

^{*)} b. h. ber Anlage nach.

Goethe bekennt sich denn auch mit diesen Auslassungen des Freundes "ganz einverstanden" und durch die Bemerkungen des selben "sehr erfreut und ermuntert". Er berichtet, "daß er erst im achten Buche die christliche Religion in ihrem reinsten Sinne in einer anderen Generation (?) erscheinen zu lassen vorhabe, daß am Ende, wie er hoffe, der Freund nichts Wesentliches vermissen werde". Doch wünscht er, zu dem Ende den Gegenstand vorher noch einmal mit ihm durchzusprechen.

Das sechste Buch ging Anfang Ottober 1795 zum Druck ab. Ein Besuch bei Schiller hatte den Dichter zu dem Entschlusse gebracht, fortan, wie er nach seiner Rückehr schreibt, "mit Herz, Sinn und Gedanken sich an den Roman zu halten, und nicht zu wanken, bis er ihn überwunden habe". Schiller bestärkt den sehr zum Zaudern geneigten Dichter in diesem Vorsatze auf das Eifrigste*); es sei allerdings das Bortheilhafteste für das Ganze, wenn er jetzt ununterbrochen in dieser Arbeit lebe. Vor Allem sei es nothwendig, daß der lette Band, das siebente und achte Buch, einige Monate früher fertig werde, als er in Druck gegeben "Sie haben eine große Rechnung abzuschließen", werden müsse. ruft er ihm zu; "wie leicht vergißt sich da eine Kleinigkeit." Im November erschien der dritte Theil, das fünfte und sechste Buch enthaltend, gedruckt, und Schiller meldet über den Eindruck in seiner Umgebung (20. Nov. 1795): jedermann finde das sechste Buch an sich selbst sehr interessant, wahr und schön, aber man fühle sich doch durch dasselbe "im Fortschritte aufgehalten". "Freilich ift", setzt er hinzu, "Dieses Urtheil kein afthetisches, denn beim ersten Lesen, besonders einer Erzählung, dringt mehr die Neugierde auf den Erfolg und das Ende, als der Geschmack auf das Ganze."

^{*)} Brief 115.

Die Art, wie Goethe auf diesen Tadel der Leser, — auf den ihn jedoch, wie wir sehen, Schiller selbst schon früher nach Lesung des Manuscripts des sechsten Buchs vorbereitet hatte, - sich gegen ben Freund äußert, ist ebenso eigenthümlich, als dazu angethan, Mißverständniß zu erzeugen, wie ich denn selbst die bezüglichen Worte seines Antwortbriefes oft genug von den Einen als Beweis hochmüthiger Mißachtung des Publikums habe anführen hören, während andere, weniger Mißwollende, sie nicht verstehen zu können erklärten. Jene Worte lauten: "das sechste Buch meines Romans hat auch guten Effekt gemacht; freilich weiß der arme Leser bei solchen Produktionen niemals, wie er dran ist; benn er bedenkt nicht, daß er diese Bücher gar nicht in die Hand nehmen würde, wenn man nicht verstünde, seine Denkfraft, seine Empfindung und seine Wigbegierbe zum Besten zu haben". Die Worte klingen allerdings etwas nach dem Hoch= muthe der Geistesaristokratie, den man Goethe so oft vorgeworfen hat; aber es ist damit nicht so schlimm, wie es scheint. genauer betrachtet, sprechen sie doch nur in scherzender Form die einfache Wahrheit aus: daß der Romandichter — und um diesen handelt es sich hier — es künstlich vermeiden muß, den Lefer gleich von vornherein wissen zu lassen, was er von felbst errathen würde, wenn der Dichter ihn nicht geflissentlich durch allerlei Berwicklungen und Hindernisse irre führte.

Der Abschluß der Dichtung verzögerte sich von da an noch beinahe ein volles Jahr, wie wir denn überhaupt von dem Punkte an, bis zu welchem der Dichter das Werk in der ersten Beriode geführt hatte, dasselbe nur sehr langsam fortschreiten sehen. Goethe selbst gestand, daß er sich vor der Aufgabe fürchte. Er war unmittelbar nach der endgültigen Vollendung des dritten Bandes wieder an den Roman gegangen, da er, wie er dem

e schrieb, alle Ursache habe, sich eifrig baran zu halten. Forderungen, zu denen ber Leser durch die ersten Theile gt wird, find wirklich, der Form und Materie nach, un-Man sieht felten eber, wie viel man schulbig ift, als in wirklich einmal reine Wirthschaft machen und bezahlen Doch hatte er guten Muth, ba Alles barauf antomme, an die Beit wohl brauche und feine Stimmung verfäume. am 15. Dezember (1795) fonnte er bem Freunde melben. m ber Roman gum Glud alle Beit wegnehme. "Diefer Band", fügte er hinzu, "mußte sich nothwendig felbst , ober er konnte gar nicht fertig werben. Die Ausarbeis rangt fich mir jest recht auf, und ber lange aufammenne und gestellte Solgftoß fangt endlich an zu brennen." r ift bavon auf's bochfte erfreut. "Der himmel ver-· Ihnen", fcreibt er, "jest nur bie gute Laune, um ben ı zu endigen. Ich bin unglaublich gespannt auf bie Entg, und freue mich recht auf ein ordentliches Studium anzen."

verging das Jahr 1795. Gegen Ende Januar des folgensiden wir Goethe am achten, dem Schlußbuche des Ganzen tigt, ohne daß jedoch das siebente schon beendet gewesen Es erklärt sich dies aus Goethe's eigenthümlicher Art zu n, mit der er, wenn das Ganze eines Werks in seinem fertig war, je nach Stimmung und Lanne, oft die dem se nach weit von einander getrennten Situationen vorgreisaszusühren pflegte. Am 4. Februar hofft er, das siebente in ganz kurzer Zeit" an Schiller abschiden zu können, da elbe jest nur "aus dem Gusse des Diktirens in's Reine". Was weiter daran zu thun sei, werde sich sinden, wenn ite Buch ebensoweit sei, und er das Ganze mit dem Freunde

recht lebhaft und ernsthaft durchgesprochen haben werde, der alsbald in seiner Antwort meldet, "daß er sich auf den Meister wie auf ein Fest freue". "Auch ich werde", fügt Schiller hinzu, "ehe wir über das Ganze sprechen, mich mit dem Bisherigen noch mehr vertraut machen."

Bon jenem Tage an bis zum 9. Juni sinden wir in dem Brieswechsel beider Dichter des Werks nicht mehr erwähnt. Die Freunde genossen nämlich innerhalb dieser Zeit mehrmals des Glücks eines persönlichen Beisammenseins. Segen Ende März war Goethe in Jena, im April Schiller vier Wochen bei dem Freunde in Weimar, welcher ihn dann im Mai und Juni wiesder besuchte. Wir sinden daher auch in der langen Zeit vom 5. Februar bis 9. Juni nur neun, meist sehr kurze Villete zwischen beiden gewechselt. Vom 21. April bis zum 10. Juni ist eine vollständige Lücke im Brieswechsel.

In diese Zeit fällt also das mündliche "Durchsprechen" des letzten Theils der Dichtung, und zwar zunächst des siebenten Buchs, das in Folge von Schiller's Bemerkungen einer nochsmaligen Revision unterworsen wurde, ehe Goethe es zum Druck abschickte"). Wenige Tage darauf meldet er, das achte Buch sei der Bollendung nahe, er hofse dieses letzte Buch binnen acht Tagen dem Freunde senden zu können, — "und da hätten wir denn doch eine sonderbare Epoche unter sonderbaren Aspekten abgeschlossen". Endlich am 26. Juni stand er am Ziele. "Hier schicke ich (schreibt er) endlich das große Werk und kann mich kaum freuen, daß es so weit ist; denn von einem so langen Wege kommt man immer ermüdet an. Ich habe es auch nur einmal durchsehen können, und Sie werden also noch manches

^{*)} Briefwechsel I, Br. 167 (14. Juni 1796).

zu suppliren haben. Es muß auf alle Fälle noch einmal durchsgearbeitet und abgeschrieben werden. Lesen Sie das Manuscript erst mit freundschaftlichem Genuß und dann mit Prüfung, und sprechen Sie mich los, wenn Sie können. Manche Stellen verlangen noch mehr Ausführung, manche fordern sie; und doch weiß ich kaum, was zu thun ist; denn die Ansprüche, die dieses Buch an mich macht, sind unendlich und dürsen, der Natur der Sache nach, nicht ganz befriedigt werden, obgleich Alles geswissermaaßen ausgelöst werden muß. Weine ganze Zuversicht ruht auf Ihren Forderungen und Ihrer Absolution."

Seine Zuversicht sollte nicht getäuscht werden.

Schon anderen Tages antwortet Schiller mit dem herzlichsten Danke für die Sendung. Er preist sein Glück, daß ihn dieselbe "bei heiterem Sinne" treffe, und daß er also hoffen dürfe, sie mit ganzer Seele zu genießen. Er erklärt das Unbehagen, von dem Goethe sich am Ende der Arbeit beschlichen fühlte, durch die Bemerkung, daß der Abschied von einer langen und wichtigen Arbeit immer mehr traurig als erfreulich sei, weil das ausges spannte Gemüth zu schnell zusammensinke und die Kraft sich nicht gleich zu einem neuen Gegenstande zu wenden vermöge.

Zwei Tage später berichtet er über den ersten Eindruck, den das achte Buch auf ihn gemacht habe. Er sühle sich beunruhigt und befriedigt zugleich. Das Merkwürdigste an dem Total=eindruck scheint ihm dieses, daß Ernst und Schmerz durchaus wie ein Schattenspiel versinken und der leichte Humor vollkommen darüber Meister werde, daß der Ernst in dieser Dichtung nur Spiel, und das Spiel in derselben der wahre und eigentliche Ernst, daß der Schmerz nur Schein und die einzige Realität die Ruhe sei*). Er bittet um nochmalige Zusendung des Manu=

^{*)} Briefwechsel I, Br. 177.

scripts von dem siebenten Buche, weil er gern das Ganze noch einmal im Zusammenhange durch alle seine Details begleiten möchte, und Goethe sendet ihm dasselbe sosort, indem er in Bezug auf des Freundes erstes Gesammturtheil über das achte Buch erwidert: wie unendlich viel ihm das Zeugniß werth sei, daß er im Ganzen das, was seiner Natur gemäß sei, auch hier der Natur des Werks gemäß hervorgebracht habe. Er meldet, daß ihm auch Wilhelm Humboldt's kleine Erinnerungen sörderzlich gewesen, und hofft jetzt von Schiller's Bemerkungen über das achte Buch "eine gleiche Wohlthat", da er dasselbe, sobald er jene habe, nochmals durcharbeiten wolle.

Schiller wendete jett zwei volle Tage daran, die sämmtlichen acht Bücher des Meister auf's Neue im Zusammenhange, "ob= gleich nur sehr flüchtig", zu durchlaufen. Am 2. Juli war er Der Eindruck war, wie er schreibt, "überwäl= damit fertig. tigend"*). Der Brief, welchen er an jenem Tage begann und in den drei folgenden fortsetzte, gehört zu dem Schönsten, mas er jemals dem Freunde geschrieben, zu dem Herzerfreuendsten, was Goethe jemals in seinem Leben genossen hat. Auch die folgenden Briefe Schiller's (186 und 189) sind fast ganz einer eingehenden kritischen Besprechung der nun abgeschlossenen Dichtung gewidmet. Der erste Brief schildert fast nur den allge= meinen Eindruck, den das Ganze auf ihn gemacht hatte. gehört", also schreibt Schiller, "zu dem schönsten Glück meines Daseins, daß ich die Vollendung dieses Werks erlebte, daß sie noch in die Periode meiner strebenden Kräfte fällt, daß ich aus dieser reinen Quelle noch schöpfen kann; und das schöne Ber= hältniß, das unter uns ist, macht es mir zu einer gewissen Religion, Ihre Sache zu der meinigen zu machen, Alles, was

^{*)} Briefwechsel I, Br. 180, 181, 182.

in mir Realität ist, zu dem reinsten Spiegel bes Geistes auszubilden und so in einem höheren Sinne des Worts den Ramen Ihres Freundes zu verdienen. Wie lebhaft, schließt er, habe ich bei dieser Gelegenheit ersahren, daß das Bortreffliche eine Wacht ist, daß es auf selbsissüchtige Gemüther auch nur als eine Wacht wirten kann, und daß es dem Bortrefflichen gegenüber keine Freiheit giebt als die Liebe." Ich müßte die sämmtlichen Briefe Schiller's über das nun vollendete Wert, welche in dem Briefwechsel zusammen gegen neunzehn Seiten einnehmen, hier wiederholen, wenn ich einen Begriff geben wollte von der begeisterten Bewunderung des Ganzen, wie von der Feinheit der tritischen Bemerkungen im Einzelnen, mit denen er sich gegen den Freund auszulassen nicht müde wird.

Man tann wohl fagen, dag die in diefen Blättern gefchilberte Bollenbung bes Bilbelm Meifter und Schiller's thatige Theilnahme an berselben, dem Freundschaftsbunde beider großen Menichen erft bie volle Beibe und von Goethe's Seite jene Innigfeit verlieb, die fich benn auch in feinen Antwortbriefen*) in einer fonft bem gurudhaltenben Goethe nicht eben geläufigen Weise ausspricht. Schon bem erften Schiller'ichen Briefe (Br. 180) antwortet er mit fiberftromendem Bergen für die "Erquidung", welche ihm ber Freund burch bie Mittheilung beffen gewährt, mas berfelbe bei bem Roman, befonders bei bem achten Buche, empfunden und gedacht habe. Er nimmt leinen Anftand es auszusprechen, wie viel bas Wert felbft bem Freunde bante, ber birett wie indirett bie Bollenbung beffelben geforbert, ja, eigentlich möglich gemacht habe. "Wenn diefes nach Ihrem Sinne ift", schreibt er, "jo werden Sie auch Ihren eigenen Einfluß barauf nicht verkennen; denn gewiß, ohne unfer

^{*)} Briefwechfel I, Br. 184, 185, 187.

Berhältniß hätte ich bas Ganze kaum, wenigstens nicht auf diese Weise, zu Stande bringen können. Hundertmal, wenn ich mich mit Ihnen über Theorie und Beispiel unterhielt, hatte ich die Situationen im Sinne, die jeht vor Ihnen liegen, und beurtheilte sie im Stillen nach den Grundsähen, über die wir uns vereinigten. Wie selten sindet man dei Geschäften und Handlungen des gemeinen Lebens die gewünschte Theilnahme, und in diesem hohen ästhetischen Falle ist sie kaum zu hossen; denn wie viele Menschen sehen das Kunstwert an sich selbst, wie viele können es übersehen? und dann ist es doch unr die Reigung, die Alles sehen kann, was es enthält, und die reine Reigung, die dabei noch sehen kann, was ihm mangelt. Und was wäre nicht noch Alles hinzuzusehen, um den einzigen Fall anszudrücken, in dem ich mich nur mit Ihnen besinde!"

Soethe versuchte nun, nach Schiller's Bemerkungen und Fingerzeigen, "durch die sich auch in seinem Geiste das Ganze mehr verbinde und wahrer und lieblicher werde", den letzten Theil der Dichtung auf's Nene durchznarbeiten. Ja, er ging sogar so weit, den Freund zu ermächtigen und zu bitten, daß derselbe da, wo ihn selbst ein gewisser "realistischer Tic", den er als eine hartnädige Berkehrtheit seiner Natur bezeichnet, an dem Aussprechen dessen, was noch sehle, hindern sollte, — "mit einigen keden Pinselstrichen selbst das Nöthige hinzusügen möge""). Schiller sedoch lehnt dies eben so sest aus Goethe's poetischer Individualität, in deren Grenzen der Dichter durchsaus bleiben müsse; alle Schönheit des Werts müsse eben seine Schönheit sein. Ingleich vermehrte er die Zahl seiner in den vorigen Briesen gemachten Bemerkungen noch um einige sehr

47.1

[&]quot;) Briefwechfel I, Br. 187.

bedeutende, deren Berücksichtigung bei der letzten Ueberarbeitung er dem Freunde empfahl. Ein unmittelbar darauf folgender Besuch, den ihm Soethe in Jena (14. Juli — 20. Juli) absstattete, gab Gelegenheit, Bieles mündlich durchzusprechen, was uns somit durch die Lücke des Brieswechsels verloren gesgangen ist.

Goethe nahm das Manuscript mit zurück nach Weimar, um es abermals durchzugehen und in neuer Abschrift dem Freunde zu überschicken, damit derselbe beurtheilen möge, mit welchem Erfolge der Dichter die Verlangnisse des Kritikers zu erledigen versucht habe. Darüber verging jedoch, obschon Goethe diese Arbeit in wenigen Wochen zu beendigen hoffte, der Rest des Juli und die Zeit der folgenden Monate bis zum Oktober. Goethe wurde mehr und mehr ungeduldig bei der Arbeit. "Der Roman", schreibt er drei Wochen nach dem Besuche, "giebt auch wieder Lebenszeichen von sich. Ich habe zu Ihren Ideen Körper nach meiner Art gefunden; ob Sie jene geistigen Wesen in ihrer irdischen Gestalt wiedererkennen werden, weiß ich nicht." Es ist offenbar, daß ihm das wiederholte Herumarbeiten an einem fertigen Werke, dessen Fehler und Mängel ihm der Freund nicht verhehlt hatte, am Ende lästig und peinlich wurde. "Fast möchte ich", schreibt er, "bas Werk zum Drucke schicken, ohne es Ihnen weiter zu zeigen. Es liegt in der Ber= schiedenheit unserer Naturen, daß es Ihre Forderungen niemals ganz befriedigen kann." Doch auch dies, fügt er hinzu, werde, wenn Schiller sich "dereinst über das Ganze erkläre", - d. h. jene öffentliche Kritik des ganzen Werks unternehme, zu der er sich bereit erklärt hatte — gewiß wieder zu mancher schönen Bemerkung Anlag geben. Wirklich schickte er ben Schluß des Werks, das achte Buch, zum Drucke ab, ohne das

: **: : : : :** : :

Manuscript noch einmal Schiller mitzutheilen, damit, was ihm gelungen sein möchte, den Freund im Drucke überrasche, und was daran ermangeln möge, Beiden Unterhaltung für künftige Stunden gewähre; "denn was den Augenblick betrifft, so bin ich wie von einer großen Debauche recht ermüdet daran, und wünsche Sinn und Gedanken wo anders hinzulenken"*).

So erhielt benn Schiller das Werk am 22. Oktober 1796 gedruckt zu "unverhoffter Frende" von Goethe zugesendet und stattete dem Freunde seinen Glückwunsch ab "zur glücklichen Beendigung diefer großen Krise". Bon bem Romane selbst konne man sagen: er sei nirgends beschränkt, als durch die rein ästhe= tische Form, und wo die Form darin aushöre, da hange er mit dem Unendlichen, mit der Kunst und dem Leben, zusammen. Er möchte ihn, schreibt er, "einer schönen Insel vergleichen, die zwischen zwei Meeren liege". Die Beränderung fand er zu= reichend und volltommen im Sinne und Geifte bes Ganzen, und nur leise beutete er gewisse Ausstellungen an, die er auch jetzt noch nicht verschweigen mochte. Dahin gehöre eine gewisse Weit= läufigkeit der neuen Zusätze und eine gewisse allzulockere Ber= bindung derselben mit dem Alten, ein zu großes Borwiegen des didaktischen Theils im letten Buche, und endlich sei, — worauf er in früheren Briefen großen Werth gelegt, — die Hauptidee des Ganzen nicht deutlich genug ausgesprochen.

Noch einmal seitbem kommt Schiller in dem Briefwechsel mit Goethe auf das Werk zurück. Gerade ein Jahr nach der Vollendung des Werks schreibt er dem Freunde (30. Oktober 1797) jenes wichtige Wort über die Form des Meister, die wie jede Romansorm schlechterdings nicht poetisch sei, weil sie ganz nur im Felde des Verstandes liege, unter allen seinen

^{*)} Briefwechsel I, Br. 214.

Car banks

bedeutende, deren Berücksichtigung bei der letzten Ueberarbeitung er dem Freunde empfahl. Ein unmittelbar darauf folgender Besuch, den ihm Soethe in Jena (14. Juli — 20. Juli) absstattete, gab Selegenheit, Vieles mündlich durchzusprechen, was uns somit durch die Lücke des Brieswechsels verloren gesgangen ist.

Goethe nahm das Manuscript mit zurlick nach Weimar, um es abermals durchzugehen und in neuer Abschrift dem Freunde zu überschicken, damit derselbe beurtheilen möge, mit welchem Erfolge der Dichter die Berlangnisse des Kritikers zu erledigen versucht habe. Darüber verging jedoch, obschon Goethe diese Arbeit in wenigen Wochen zu beendigen hoffte, der Rest des Juli und die Zeit der folgenden Monate bis zum Oktober. Goethe wurde mehr und mehr ungeduldig bei der Arbeit. "Der Roman", schreibt er drei Wochen nach dem Besuche, "giebt auch wieder Lebenszeichen von sich. Ich habe zu Ihren Ideen Körper nach meiner Art gefunden; ob Sie jene geistigen Wesen in ihrer irdischen Gestalt wiedererkennen werden, weiß ich nicht." Es ist offenbar, daß ihm das wiederholte Herumarbeiten an einem fertigen Werke, dessen Fehler und Mängel ihm der Freund nicht verhehlt hatte, am Ende lästig und peinlich wurde. "Fast möchte ich", schreibt er, "bas Werk zum Drucke schicken, ohne es Ihnen weiter zu zeigen. Es liegt in der Ber= schiedenheit unserer Naturen, daß es Ihre Forderungen niemals ganz befriedigen kann." Doch auch dies, fügt er hinzu, werde, wenn Schiller sich "dereinst über das Ganze erkläre", - d. h. jene öffentliche Kritik des ganzen Werks unternehme, zu der er sich bereit erklärt hatte — gewiß wieder zu mancher schönen Bemerkung Anlaß geben. Wirklich schickte er den Schluß des Werks, das achte Buch, zum Drucke ab, ohne das

Manuscript noch einmal Schiller mitzutheilen, damit, was ihm gelungen sein möchte, den Freund im Drucke überrasche, und was daran ermangeln möge, Beiden Unterhaltung für künftige Stunden gewähre; "denn was den Augenblick betrifft, so bin ich wie von einer großen Debauche recht ermüdet daran, und wünsche Sinn und Gedanken wo anders hinzulenken"*).

So erhielt benn Schiller das Werk am 22. Oktober 1796 gedruckt zu "unverhoffter Freude" von Goethe zugesendet und stattete dem Freunde seinen Glückwunsch ab "zur glücklichen Beendigung dieser großen Krise". Von dem Romane selbst könne man sagen: er sei nirgends beschränkt, als durch die rein äfthe= tische Form, und wo die Form darin aufhöre, da hange er mit dem Unendlichen, mit der Kunst und dem Leben, zusammen. Er möchte ihn, schreibt er, "einer schönen Insel vergleichen, die zwischen zwei Meeren liege". Die Beränderung fand er zu= reichend und vollkommen im Sinne und Geiste bes Ganzen, und nur leise beutete er gewisse Ausstellungen an, die er auch jetzt noch nicht verschweigen mochte. Dahin gehöre eine gewisse Weit= läufigkeit der neuen Zusätze und eine gewisse allzulockere Ber= bindung derselben mit dem Alten, ein zu großes Borwiegen bes didaktischen Theils im letzten Buche, und endlich sei, — worauf er in früheren Briefen großen Werth gelegt, — die Hauptidee des Ganzen nicht deutlich genug ausgesprochen.

Noch einmal seitdem kommt Schiller in dem Briefwechsel mit Goethe auf das Werk zurück. Gerade ein Jahr nach der Vollendung des Werks schreibt er dem Freunde (30. Oktober 1797) jenes wichtige Wort über die Form des Meister, die wie jede Romanform schlechterdings nicht poetisch sei, weil sie ganz nur im Felde des Verstandes liege, unter allen seinen

^{*)} Briefwechsel I, Br. 214.

bedeutende, deren Berücksichtigung bei der letzten Ueberarbeitung er dem Freunde empfahl. Ein unmittelbar darauf folgender Besuch, den ihm Goethe in Jena (14. Juli — 20. Juli) absstattete, gab Gelegenheit, Bieles mündlich durchzusprechen, was uns somit durch die Lücke des Brieswechsels verloren gesgangen ist.

Goethe nahm das Manuscript mit zurlick nach Weimar, um es abermals durchzugehen und in neuer Abschrift dem Freunde zu überschicken, damit derselbe beurtheilen möge, mit welchem Erfolge der Dichter die Verlangnisse des Kritikers zu erledigen versucht habe. Darüber verging jedoch, obschon Goethe diese Arbeit in wenigen Wochen zu beendigen hoffte, der Rest des Juli und die Zeit der folgenden Monate bis zum Oktober. Goethe wurde mehr und mehr ungeduldig bei der Arbeit. "Der Roman", schreibt er brei Wochen nach dem Besuche, "giebt auch wieder Lebenszeichen von sich. Ich habe zu Ihren Ideen Körper nach meiner Art gefunden; ob Sie jene geistigen Wesen in ihrer irdischen Gestalt wiedererkennen werden, weiß ich nicht." Es ist offenbar, daß ihm das wiederholte Herumarbeiten an einem fertigen Werke, dessen Fehler und Mängel ihm der Freund nicht verhehlt hatte, am Ende lästig und peinlich wurde. "Fast möchte ich", schreibt er, "bas Werk zum Drucke schicken, ohne es Ihnen weiter zu zeigen. Es liegt in ber Ber= schiedenheit unserer Naturen, daß es Ihre Forderungen niemals ganz befriedigen kann." Doch auch dies, fügt er hinzu, werde, wenn Schiller sich "dereinst über das Ganze erkläre", - d. h. jene öffentliche Kritik des ganzen Werks unternehme, zu der er sich bereit erklärt hatte — gewiß wieder zu mancher schönen Bemerkung Anlaß geben. Wirklich schickte er den Schluß des Werks, das achte Buch, zum Drucke ab, ohne das

6

Manuscript noch einmal Schiller mitzutheilen, damit, was ihm gelungen sein möchte, den Freund im Drucke überrasche, und was daran ermangeln möge, Beiden Unterhaltung für künftige Stunden gewähre; "denn was den Augenblick betrifft, so bin ich wie von einer großen Debauche recht ermüdet daran, und wünsche Sinn und Gedanken wo anders hinzulenken"*).

So erhielt denn Schiller das Werk am 22. Oktober 1796 gedruckt zu "unverhoffter Freude" von Goethe zugesendet und stattete dem Freunde seinen Glückwunsch ab "zur glücklichen Beendigung diefer großen Krise". Bon dem Romane selbst konne man sagen: er sei nirgends beschränkt, als durch die rein äfthe= tische Form, und wo die Form darin aufhöre, da hange er mit bem Unendlichen, mit der Kunst und dem Leben, zusammen. Er möchte ihn, schreibt er, "einer schönen Insel vergleichen, die zwischen zwei Meeren liege". Die Beränderung fand er zu= reichend und volltommen im Sinne und Geiste bes Ganzen, und nur leise beutete er gewisse Ausstellungen an, die er auch jett noch nicht verschweigen mochte. Dahin gehört eine gewisse Weit= läufigkeit der neuen Zusätze und eine gewisse allzulockere Ber= bindung derselben mit dem Alten, ein zu großes Borwiegen des didaktischen Theils im letzten Buche, und endlich sei, - worauf er in früheren Briefen großen Werth gelegt, — die Hauptidee bes Ganzen nicht beutlich genug ausgesprochen.

Noch einmal seitdem kommt Schiller in dem Briefwechsel mit Goethe auf das Werk zurück. Serade ein Jahr nach der Vollendung des Werks schreibt er dem Freunde (30. Oktober 1797) jenes wichtige Wort über die Form des Meister, die wie jede Romanform schlechterdings nicht poetisch sei, weil sie ganz nur im Felde des Verstandes liege, unter allen seinen

^{*)} Briefwechfel I, Br. 214.

Forderungen stehe und durch alle seine Grenzen bedingt sei. Wenn daher ein ächt poetischer Geist sich dieser Form bediene und in ihr die poetischen Zustände ausdrücke, so entstehe ein sonderbares Schwanken zwischen einer prosaischen und poetischen Stimmung. Er rath baber bem Freunde, basjenige, mas fein Geist in ein Werk legen könne, immer nur in die reinste äfthetische Form zu legen, damit nichts von demselben in einem unreinen Medium verloren gehe. Goethe stimmt ihm zu, indem er bemerkt: gerade die Unvollkommenheit des Meister habe ihm am meisten Mühe gemacht. Eine reine Form (wie die epische in Hermann und Dorothea) helfe und trage, während eine un= reine überall hindere und zerre, und so hofft er denn, es werde ihm nicht leicht wieder begegnen, daß er sich in Gegenstand und Form vergreife. Wir wissen, daß er trothem mit dem Roman der Wahlverwandtschaften dem Meister einen Nachfolger gegeben hat. —

Hier schließt die von uns zu zeichnen versuchte Entstehungssgeschichte eines Werts, dessen Gleichen seitdem — es sind jetzt nahezu hundert Jahre verslossen — unsere Litteratur nicht mehr gesehen hat. Wenn die von uns gegebene historische Stizze auch keinen anderen Erfolg hätte, als den, zu zeigen: daß, nach dem griechischen Worte "gles Schöne ist schwer", die Meisterwerke unserer großen Dichter nicht spielend oder in eilender Hast gesichaffen, sondern in langer mühevoller Arbeit, als Früchte des gewissenhaftesten Künstlersleißes zu ihrer, unsere Herzen ersquickenden und unseren Geist nährenden Vollreise gelangt sind, so wäre dies schon ein Verdienst gegenüber unserer Zeit, in welcher selbst unter den Besten von solcher Künstlergeduld und Gewissenhaftigseit im Produciren nur seltene Beweise zu sinsen sein dürsten. Und wenn der Goethe'sche Wilhelm Meister

in dem weiten, unabsehbar angebauten Felde unserer Romanlitteratur noch heute als ein unübertroffenes Meisterwerk dasteht, unendliche Tiefe unter ruhiger Fläche bergend, den reichsten und bedeutendsten Gehalt in edelster und reinster Form bietend, mit Gestalten, die "ewig sind, weil sie sind", die noch heute, wie vor fast einem Jahrhundert die Herzen des Lesers bewegen und seine Theilnahme unwiderstehlich erzwingen — soll das heutige Geschlecht sich daran erinnern, daß der größte Dichter unseres Bolks dieses Werk ein Menschenalter lang in der Werkstatt behalten, und daß ihm bei der letzten Ausstührung zur Bollendung kein geringerer als ein Schiller drei Jahre lang die kundige hülfreiche Hand geleistet hat.

Schiller aber schrieb ein Jahr nach dem Erscheinen des vollendeten Werks, das er wieder einmal gelesen hatte, dem Freunde — (es ist das letzte Wort von ihm über das Werk): "Ich kann Ihnen nicht sagen, wie mich der Meister auch bei diesem neuen Lesen bereichert, belebt, entzückt hat; es fließt mir darin eine Quelle, wo ich für jede Kraft der Seele, und für diezenige besonders, welche die verseinigte Wirkung von allen ist, Nahrung schöpfen kann".

Mariane.

Wir eröffnen die Reihe der Frauengestalten, mit denen Lebensgang und Schickal des Helden der Goethe'schen Dichtung näher oder serner verbunden erscheinen, billig mit der holdseeligen Gestalt dersenigen, welche den Ansangs- und Ansgangspunkt seiner vielsach verschlungenen Wanderung bildet, mit der Gestalt sener Nariane, deren Begegnung für Wilhelm so verhängnißs voll entscheidend zu werden bestimmt ist.

Diese Begegnung wird am Anfange der Dichtung als gesschehen vorausgesetzt. Wir sehen im ersten Kapitel die beiden Liebenden bereits auf dem Sipsel ihres höchsten, ach! so kurzen Liebesglückes angelangt, umrauscht von dem Meere, dem die schaumgeborne Göttin einst entstiegen, von der Wogensluth der ersten, der vollen, heißen, ganz erfüllenden und ganz erfüllten Ingendliebe, deren Seeligkeit der Dichter im dritten Kapitel des ersten Buchs mit wahrhaft hymnischer Begeisterung preist. "Wenn die erste Liebe", ruft er aus, "wie ich allgemein beshaupten höre, das schönste ist, was ein Herz früher oder später empfinden kann, so müssen wir unsern Helden dreisach glücklich preisen, daß ihm gegönnt ward, die Wonne dieser einzigen Augenblicke in ihrem ganzen Umfange zu genießen. Nur wenig

Menschen werden so vorzüglich begünstigt, indeß die meisten von ihren früheren Empfindungen nur durch eine harte Schule geführt werden, in welcher sie nach einem kümmerlichen Genusse gezwungen sind, ihren besten Wünschen zu entsagen, und das, was ihnen als höchste Glückseeligkeit vorschwebte, für immer entbehren zu lernen."

Wilhelm Meister ist in jenem glücklichen Falle, und Alles vereint sich, sein Glück zu erhöhen. Ein Blick auf die erste Scene, in welcher ihn uns ber Dichter in Marianen's Arme eilend vorführt, genügt zugleich, die Gestalt des reizenden Ge= schöpfes, in welchem der liebestrunkene Jüngling seine erweckende, seinen Lebensvorsatz bestärkende "Gottheit" sieht, in allem Bauber ihres Wefens vor uns hinzustellen. Sie ift ba, ganz und vollständig da, so wie sie erscheint, die junge, schöne, ge= feierte Schauspielerin, in der phantastisch reizenden Buhnentracht "als junger Offizier gekleibet", wie sie vor wenigen Mi= nuten noch "das Publikum entzückt hat", strahlend von Jugend= frische, leuchtend von wahrer, reiner, ganz hingebender Glut einer ersten Liebe, Alles vergessend, Alles von sich weisend, was sie abhalten soll, sich einer Leidenschaft zu überlassen, "die sie so oft dargestellt und von der sie doch keinen Begriff gehabt hatte". Jest ist diese Leidenschaft wie eine himmelauflodernde Flamme in ihrem Busen erwacht, und nichts mehr kann, nichts soll sie abhalten, sich ganz ihr hinzugeben. Was ist alle spä= tere Liebesdarstellung in dem ganzen Werke Goethe's gegen diese einzige Scene, in der wir den vollen Pulsschlag des Dichters selbst vernehmen, der selbst noch jung, ein achtund= zwanzigjähriger, diesen Triumphgesang hingebender Liebesleiden= schaft und unschuldiger Sinnlichkeit aus Marianen's Munde ertonen ließ! Spott und Hohn und Warnungen der alten Bar-

bara, die Bergangenheit mit der beschämenden Erinnerung an ihre Schmach, die Zukunft, welche wie ein toddrohendes Schwert über ihrem Haupte hängt, — Alles verschwindet vor ihr, ist nichtig und ohnmächtig gegenüber ber Kraft ihrer Liebe. "Spotte wie du willst", ruft sie aus, "ich lieb ihn! ich lieb ihn! Mit welchem Entzücken spreche ich zum erstenmal diese Worte aus." Sie hat sie so oft ausgesprochen, diese Worte, aber es ift, als vernähme ihr Chr sie jetzt zum erstenmale, weil das Echo in ihrer eigenen Brust sie tausendsach verstärkt wiedergiebt. ich will mich ihm um den Hals werfen! ich will ihn faffen, als wenn ich ihn ewig halten wollte. Ich will ihm meine ganze Liebe zeigen, seine Liebe in ihrem ganzen Umfange ge= nießen." Dieser Augenblick, in welchem sie die erste Liebe in ihrem Herzen aufblühen fühlt, ist ihr die Ewigkeit: - "und wenn mir die Morgensonne meinen Freund rauben sollte, will ich mir's verbergen". Das schwächste, leitbarfte, willenloseste aller weiblichen Geschöpfe wird für und durch diesen Mann zur willensstarten, Alles überwindenden Beldin. — Der ganze Schwung der Jugend und Leidenschaft, gesteigert noch durch das Phantastische ihres Berufs, durch das Abenteuerliche, Auf= geregte ihres Schauspielerlebens, durch die Exaltation der eben gehabten Anstrengung, das Alles tritt uns in dieser Mariane des ersten Kapitels in all' seiner bunten Pracht entgegen. Dieses aufflammende Entzücken über die Erfüllung eines bisher nur als Schein gekannten Glücks, es ist "das Lebendige, das nach Flammentod sich sehnet". Wer kennt es nicht, das tief= finnige Lied, das der greise Dichter gesungen hat zum Preise des nach Flammentod sich sehnenden Falters, jenes Lied, das da anhebt mit den Worten:

"Sagt es Niemand, nur ben Weisen, Weil's bie Menge gleich verhöhnet!" —

Mariane ist dieser glänzend bunte "Schmetterling", den keine Ferne schwierig macht, der, gebannt vom Strahl der Feuerkerze, "des Lichts begierig" auf den zarten Schwingen sich hineinstürzt in die Glut, die ihn vernichtet. Aber die Flamme, die sie versuichtet, ist zugleich ihre Läuterung und Verklärung.

Goethe liebt es nicht, die Vorgeschichte der Gestalten seiner Romandichtung weitläufig zu erzählen. Auch über Mariane und über ihre Herkunft und früheren Lebensereignisse erfahren wir nur kurze Andeutungen und auch diese erst, nachdem bereits Jahre über den unbekannten Grabhügel des liebenswürdigen Geschöpfes dahin gegangen sind. Mariane ist guter Leute Rind. Im Schoofe einer begüterten Familie erwachsen, hat es ihrer Jugend an Nichts gemangelt. Sorgfältig und in guten bürger= lichen Grundsätzen von liebevollen Eltern erzogen, an ein behag= lich sorgenloses Dasein gewöhnt, trifft das Unglück sie an, als es über ihr Vaterhaus hereinbricht, den Wohlstand der Eltern vernichtend und diese selbst bald darauf von ihrer Seite reißend. Sie bleibt allein zurück, oder vielmehr schlimmer als allein; denn eine alte Wärterin, die richtige Milchschwester ber Shake= speare'schen Amme Julia's ist jetzt ihre einzige Stütze und Beratherin. Die alte Barbara ist so recht

> — "ein Weib, wie auserlesen, Zum Kuppler- und Zigeunerwesen".

und wo fände beides besser seine Rechnung als in der Welt des zigeunernden Schauspielerthums jener Zeit, dem sich ihre junge Pflegebesohlene auf ihren Rath zuzuwenden genöthigt sieht. Es ist kein eigener idealer Drang, kein abenteuerlich Gelüsten, the enteriorists in all the line of animal a finite of the second of the

Art fram the te country in the

or course butter in entitien kinne innerhalte mit meete the contract their formations are in the d. 300, 20 on find the transfer of the state THE PARTY AND RESERVED TO PROPERTY AND ADDRESS OF THE PARTY AND ADDRESS der et et la lacture mixim de des femeres des des grismatic un Schillenberg und Linderprice verrouge and the transfer of the conference of the confer esweit serie une Benntiüge ungemigt. Mire Parkages die de mechiq nuchen, done de ret proventer. Se donte vide ur ministr Versenntier ir vettimer Einger. Te ver unthinking in sgentlichen Same: Te inne keinen Beneff, die nan fantes time, thue at legither: Tie muis mer in medie hway, na mean de chulta von: de inice numer ieuer pegeben. 1/4 produmen and are eme foldie Enge madre ex migrich. Dif he peachtage main, hich felige hungingeben, um eine Meiner themer "Anthra he bezahlen." Genicktige nicht durch die Weit seidig inniana auch thet Beratherm, eben dieseihe alte Burburg, der 14 mit bem gangen Cynismus biefer Art von Beibern eingesteht, hof, he and fie allein es geweien, welche des unglindliche junge

Geschöpf dazu gebracht habe, sich einem freigebigen Liebhaber, bem jungen Kaufmann Norberg, einem reichen Buftlinge, bin= zugeben. Freilich hätte sie ihre Pflegebefohlene retten können, "mit Hunger und Noth, mit Kummer und Entbehrung"; "aber darauf war ich niemals eingerichtet!" Das verstockte Weib hatte dabei obenein noch ein völlig ruhiges Gewissen. Sie hatte in den "vornehmen Häusern", in denen sie früher als Dienerin gelebt, Mütter genug gefunden, "die recht ängstlich besorgt waren, wie sie für ein liebenswürdiges, himmlisches Mädchen den allerabscheulichsten Menschen auffänden, wenn er nur zugleich der reichste war"; sie hatte oft genug gesehen, wie solch' armes Geschöpf vor seinem Schicksale zitterte und bebte, und nirgends Trost fand, bis ihr irgend eine erfahrene Freundin begreiflich machte, daß sie durch den Chestand das Recht erwerbe, über ihr Berg und ihre Person nach Gefallen verfügen zu können. Warum sollte sie, in Armuth und Niedrigkeit von Noth und Hunger bedrängt, mit ihrer Schutbefohlenen nicht thun, mas sie Reiche und Vornehme thun sah! — Nie hat ein Dichter mit sonnenhellerer Rlarheit die Sophistit des Berbrechens und zugleich die Schäben ber Gesellschaft, welche sich "die gute" nennt, vor unsern Augen aufgebect!

Mariane hat sich verkausen lassen, aber mit Widerwillen. Reine Faser ihres Herzens ist bei dem unwürdigen Handel betheisligt gewesen. Ihr Herz ist frei geblieben, ihr "kleines Gemüth" hat seine Unschuld bewahrt. Aber gerade das wird ihr Unglück. Wenige Wochen später lernt sie, während Norberg's Reise, den Mann kennen, zu dem vom ersten Augenblicke an sich die ganze Liebeskraft ihres Herzens unwiderstehlich hingezogen fühlt, weil seine Seelenreinheit, sein Schwung und Adel der Empfindung, seine Begeisterung für ihre Kunst, seine achtungsvolle Liebe für

r sniger, skinner, senerarierrade Seine som some 12 og de Arabert in de Sier, Sanner gra en dans Santonn. Die niembioring Generale rominte Man int mer er bemant Mermenbe. ate die I die, deren haar Benannen un ander of carry from Maria and and Jens and Maria not the ten finematics of the sense state, when is Transported and edit and Editor des Indiana. Then this — and Article fields bencome, the great parties Ar de gebrund, - me ferne, weine beine ferne i Priestria, dans die die diegenagen Office na, un Aerberg fie in finns Scienififica un de n nigenechta gefeffett witt. Der Festenst, zu den अन्यकाला क्रमेंसा — ज काउसार पर विस्ता क्रमानुसर Bestatt eine in bem Augmittelle, wie bie Brents if gu fleben und meliebt gu merben, ma die Mogt weiten, me genfinnen blieftes fan in all ihren bondert por Te findlellen und ihr die bengennigende thre Berfiftrerin entieden: "D, hatten bie meiner ner Unichuls nur mer Bochen geichent, in batte ich gent Begenthand meiner Liebe geftanben, ich murb t geweien, und die Liebe harte das mit einem rufigen geben bierfen, was ich jest witter Bellen vertauft

m ganz geringen Theile besjenigen Leuchtstams, bessen e Natur über die meisten ihrer Schwestern ausgewürde fle sich retten können vor der Angst ihres er gerade dieser Leichtsinn sehlt ihr jest ganzlich. einer Entbedung ihres Zustandes gegenüber dem bres Herzens sehlen ihr Kraft und Muth. Sein

Glud ist so rein, so vollständig; sie kann sich nicht überwinden, es durch ein offenes Bekenntniß ihrer unglückseeligen Lage felbst zu zerstören, und seine reine Glückempfindung an ihrer Seite vermehrt nur das Gefühl des Elends ihrer Berworrenheit. Immer und immer wieder fährt inmitten ihres Liebesglucks "die kalte Hand des Borwurfs ihr über das Herz" und "selbst am Busen bes Geliebten, selbst unter den Flügeln seiner Liebe ift sie nicht sicher bavor". Aber noch unendlich bedauernswerther empfand sie sich, wenn sie allein war, und wenn sie aus den Wolken, in denen seine Leidenschaft sie empor trug, in das Be= wußtsein ihres Zustandes herabsank. Das Gemälde desselben, wie es Goethe's Meisterhand entworfen hat, gehört zu den ergreifenbsten Seelenschilderungen ber Dichtung. Wohl war der Armen "Leichtsinn zu Hülfe gekommen, so lange sie in niedriger Berworrenheit lebte, sich über ihre Berhältnisse betrog, ober vielmehr sie nicht kannte. Da erschienen ihr die Vorfälle, denen sie ausgesetzt war, nur einzeln, Bergnügen und Berdruß lösten sich ab, Demüthigung wurde durch Eitelkeit, und Mangel oft durch augenblicklichen Ueberfluß vergütet; sie konnte Noth und Gewohnheit sich als Gesetz und Rechtfertigung anführen, und so lange ließen sich alle unangenehmen Empfindungen von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tage abschütteln. Run aber hatte das arme Mädchen sich auf Augenblicke in eine bessere Welt hinüber gerückt gefühlt, wie von oben herab aus Licht und Freude in's Dede, Berworfene ihres Lebens herunter ge= sehen, hatte gefühlt, welche elende Kreatur ein Weib ift, das mit dem Berlangen nicht zugleich Liebe und Chrfurcht einflößt, und fand sich äußerlich und innerlich um nichts gebessert. hatte nichts, was sie aufrichten konnte. Wenn sie in sich blickte und suchte, war es in ihrem Seiste leer, und ihr Herz hatte

sie selbst dem jungen, schönen, liebebedürftigen Wesen eine ganz neue Welt erschließen. Bergebens sind die Bitten, Warnungen und Drohungen der alten Barbara. Die eigensüchtige Vertraute hatte uneingeschränkte Macht nur über den Verstand Marianen's, denn sie kannte alle Mittel, deren kleine Reigungen zu befrie= digen, aber sie hatte keine Macht über das Herz ihrer Pflege= befohlenen, und von dem Augenblicke an, wo dieses sprach, war und fühlte sich Mariane frei und ledig aller Ketten des früheren Gehorsams. Aber ach - eine Kette blieb bennoch, die zu spren= gen ihr die Kraft gebrach, — die Kette, welche durch ihren widerwilligen Gehorsam, durch das ihr abgezwungene Opfer ihrer Ergebung an Norberg sie in ihrem Bewußtsein an die Bergangenheit unzerreißbar gefesselt hielt. Der Fehltritt, zu dem sie sich hat bewegen lassen — er erscheint in seiner ganzen entsetzlichen Gestalt erft in dem Angenblicke, wo das Bewußt= sein, wahrhaft zu lieben und geliebt zu werden, wo die Mög= lichkeit eines reinen, nie geahnten Glückes sich in all' ihrer lockenden Schönheit vor sie hinstellen und ihr die herzzerreißende Klage gegen ihre Verführerin entlocken: "D, hättest du meiner Jugend, meiner Unschuld nur vier Wochen geschont, so hätte ich einen würdigen Gegenstand meiner Liebe gefunden, ich wäre seiner würdig gewesen, und die Liebe hatte das mit einem ruhigen Bewußtsein geben dürfen, mas ich jetzt wider Willen verkauft habe!"

Mit einem ganz geringen Theile desjenigen Leichtsinns, dessen Füllhorn die Natur über die meisten ihrer Schwestern ausgesschüttet hat, würde sie sich retten können vor der Angst ihres Herzens, aber gerade dieser Leichtsinn fehlt ihr jetzt gänzlich. Selbst zu einer Entdeckung ihres Zustandes gegenüber dem Geliebten ihres Herzens sehlen ihr Kraft und Muth. Sein

Slud ist so rein, so vollständig; sie kann sich nicht überwinden, es durch ein offenes Bekenntnig ihrer unglückseeligen Lage felbst zu zerstören, und seine reine Glückempfindung an ihrer Seite vermehrt nur das Gefühl des Elends ihrer Berworrenheit. Immer und immer wieder fährt inmitten ihres Liebesglücks "die kalte Hand des Borwurfs ihr über das Herz" und "selbst am Busen des Geliebten, selbst unter den Flügeln seiner Liebe ift sie nicht sicher davor". Aber noch unendlich bedauernswerther empfand sie sich, wenn sie allein war, und wenn sie aus den Wolken, in denen seine Leidenschaft sie empor trug, in das Be= wußtsein ihres Buftandes herabsank. Das Gemälde beffelben, wie es Goethe's Meisterhand entworfen hat, gehört zu den ergreifendsten Seelenschilderungen der Dichtung. Wohl war der Armen "Leichtsinn zu Hülfe gekommen, so lange sie in niedriger Berworrenheit lebte, sich über ihre Berhältnisse betrog, ober vielmehr sie nicht kannte. Da erschienen ihr die Borfälle, denen sie ausgesetzt war, nur einzeln, Bergnügen und Berdruß lösten sich ab, Demuthigung wurde burch Eitelkeit, und Mangel oft durch augenblicklichen Ueberfluß vergütet; sie konnte Noth und Gewohnheit sich als Gesetz und Rechtfertigung anführen, und so lange ließen sich alle unangenehmen Empfindungen von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tage abschütteln. hatte das arme Mädchen sich auf Augenblicke in eine bessere Welt hinüber gerückt gefühlt, wie von oben herab aus Licht und Freude in's Debe, Berworfene ihres Lebens herunter ge= sehen, hatte gefühlt, welche elende Kreatur ein Weib ist, das mit dem Berlangen nicht zugleich Liebe und Chrfurcht einflößt, und fand sich äußerlich und innerlich um nichts gebessert. hatte nichts, was sie aufrichten konnte. Wenn sie in sich blickte und suchte, war es in ihrem Geiste leer, und ihr Herz hatte

keinen Widerhalt. Je trauriger dieser Zustand war, besto heftiger schloß sich ihre Neigung an den Geliebten sest; ja, die Leidensschaft wuchs mit jedem Tage, wie die Gesahr, ihn zu verlieren, mit jedem Tage näher rückte."

Aber ber Geliebte tann ihr teme Bulfe bringen. Er ahnt nichts bon ihrem inneren Buftanbe, bon ihrem Geelenleiben, die fie ihm gu entbeden nicht ben Dath hat, und die alte Barbara ift natürlich auf bas Gifrigfte befliffen, ihn in feiner gludlichen Unwiffenheit zu erhalten. Es beißt in ber Dichtung von Marianen: Wilhelm ift "ihrer Treue, ihrer Tugend gewiß", und Marianen's Berhalten, Die Stimmung ihres Betragens gegen ihn tragt bagu bei, ibn in feinen ibealiftifden Empfinbungen gu bestärken. "Die Furcht, ihr Geliebter möchte ihre übrigen Berhaltniffe por ber Beit entbeden, verbreitete über fie einen liebenswurdigen Anschein von Gorge und Scham, felbst ihre Unruhe fcbien ihre Bartlichkeit zu vermehren. nur mit fich und feiner Liebe, feinem idealen Lebensplane, mit bem Aufban eines burch alle bochften Guter ber Poefie und eines poetischen Bluds verschönten Daseins beschäftigt, gleicht er bem Banberer, ber, bie Augen gu ben Sternen bes Simmels gerichtet, nicht fieht, was vor feinen Fugen liegt und in truntenem Entzücken bem Abgrunde gufchreitet, ber fich nabe por ihm eröffnet. Blind vertrauend, gang fich hingebend, ift er, fühlt er fich reich genug, Die Beliebte mit allen Schäpen feines Innern auszustatten. Den Gegenstand feiner Leibenschaft ju verebeln, burch feinen Beift bas geliebte Dabden mit fich empor zu beben, "an das er fich mit allen Banben ber Menfchbeit gefnupft" empfindet, in welchem er "die Salfte, mehr als bie Balfte feiner felbst" fieht, wird feine iconfte Aufgabe. Mariane erscheint ihm als bie vom Schicfal felbft ihm gefendete Egeria, deren Hand ihn "aus dem stockenden, schleppenden bürgerlichen Leben zu erretten" bestimmt sei, und während er unaufhörlich den ganzen Reichthum seines Gefühls auf sie hin= überträgt, kommt er sich dabei doch als ein Bettler vor, der vielmehr "von ihrem Almosen lebe!" Seine Jugend, seine Weltunerfahrenheit, sein. überspannter Idealismus haben ihn "auf den Flügeln der Einbildungstraft" zu dem reizenden Mäd= chen getragen, die ihm zuerst "in dem günstigen Lichte theatra= lischer Borstellung" erschienen war. Mariane ist seine erste Liebe und mit dieser ersten vollen Liebe verbindet sich zugleich feine von Jugend an genährte Leidenschaft für die Bühne. Was bedarf es mehr, um jenen berauschenden Trank zu bereiten, der nach Mephisto selbst einen am Leben verzweifelnden Faust, ge= schweige denn einen voll gläubiger Inbrunft das Leben um= fassenden Wilhelm Meister "Helena in jedem Weibe" sehen läßt? Ganz eingehüllt in jene "glückliche Dumpfheit" der Ju= gend, zumal der liebenden Jugend, "deren zauberisch schöner Schleier Natur und Wahrheit in ein heimlicheres, schöneres Licht stellt", vermag er nicht zu gewahren, wie dieses liebliche Wesen mit seinem "kleinen Gemuth" gerade am wenigsten ge= eigenschaftet ift zu der Stelle, die er ihm in seinem Leben und für die gewaltsame Umgestaltung desselben angewiesen hat.

Es liegt eine ganze Welt von bezeichnender Kraft in jenem Ausdrucke, mit welchem der sonst in direkter Charakteristik so sparsame Dichter die Gestalt Marianen's gekennzeichnet hat. Mariane ist ganz nur Herz und Gemüth, aber — sie ist "ein kleines Gemüth". Ihre Liebe selbst, so innig, so zärtlich, so ganz ihr Wesen erfüllend, ist doch mehr unmittelbare Natursbestimmtheit, als bewußte, von einem kräftigen Geiste getragene Leidenschaft. Ihre Zärtlichkeit für den geliebten Mann ist

keinen Widerhalt. Je trauriger dieser Zustand war, desto heftiger schloß sich ihre Neigung an den Geliebten sest; ja, die Leidensschaft wuchs mit jedem Tage, wie die Gesahr, ihn zu verlieren, mit jedem Tage näher rückte."

Aber ber Geliebte tann ihr teine Bulfe bringen. nichts von ihrem inneren Buftanbe, von ihrem Geelenleiben, die fie ihm zu entbeden nicht ben Duth bat, und die alte Barbara ift naturlich auf bas Gifrigfte befliffen, ihn in feiner gludlichen Unwiffenheit zu erhalten. Es beift in ber Dichtung von Marianen: Wilhelm ist "ihrer Treue, ihrer Tugend gewiß", und Marianen's Berhalten, Die Stimmung ihres Betragens gegen ihn trägt bagu bei, ihn in feinen ibealiftifchen Empfindungen zu bestärken. "Die Furcht, ihr Geliebter möchte ihre übrigen Berhaltniffe bor ber Beit entbeden, verbreitete über fie einen liebenswürdigen Anschein von Sorge und Scham, folbft ihre Unruhe ichien ihre Bartlichteit zu vermehren. nur mit fich und feiner Liebe, feinem idealen Lebensplane, mit bem Aufbau eines burch alle bochften Guter ber Boefie und eines poetifchen Blud's verschönten Dafeins beichäftigt, gleicht er bem Wanderer, ber, die Augen gu ben Sternen bes Simmels gerichtet, nicht fieht, was vor feinen Fugen liegt und in truntenem Entguden bem Abgrunde gufchreitet, ber fich nabe por ihm eröffnet. Blind vertrauend, gang fich bingebend, ift er, fühlt er fich reich genug, die Geliebte mit allen Schätzen feines Innern auszustatten. Den Gegenstand feiner Leibenschaft gu verebeln, burch feinen Beift bas geliebte Dabden mit fich empor zu hehen, "an bas er fich mit allen Banben ber Menfchbeit gefnupft" empfindet, in welchem er "die Salfte, mehr als bie Balfte feiner felbst" sieht, wird feine fconfte Aufgabe. Mariane erscheint ihm als die vom Schickfal felbst ihm gesen-

b:

bete Egeria, beren Hand ihn "aus bem stockenben, schleppenben bürgerlichen Leben zu erretten" bestimmt sei, und während er unaufhörlich den ganzen Reichthum seines Gefühls auf sie bin= überträgt, kommt er sich dabei doch als ein Bettler vor, der vielmehr "von ihrem Almosen lebe!" Seine Jugend, seine Weltunerfahrenheit, sein überspannter Ibealismus haben ihn "auf den Flügeln der Einbildungstraft" zu dem reizenden Mäd= chen getragen, die ihm zuerst "in dem günstigen Lichte theatra= lischer Borstellung" erschienen war. Mariane ist seine erste Liebe und mit dieser ersten vollen Liebe verbindet sich zugleich feine von Jugend an genährte Leidenschaft für die Bühne. Was bedarf es mehr, um jenen berauschenden Trank zu bereiten, ber nach Mephisto selbst einen am Leben verzweifelnden Faust, ge= schweige denn einen voll gläubiger Inbrunft das Leben um= fassenden Wilhelm Meister "Helena in jedem Weibe" seben läßt? Ganz eingehüllt in jene "glückliche Dumpfheit" ber Jugend, zumal der liebenden Jugend, "deren zauberisch schöner Schleier Natur und Wahrheit in ein heimlicheres, schöneres Licht stellt", vermag er nicht zu gewahren, wie dieses liebliche Wesen mit seinem "kleinen Gemüth" gerade am wenigsten ge= eigenschaftet ist zu der Stelle, die er ihm in seinem Leben und für die gewaltsame Umgestaltung besselben angewiesen hat.

Es liegt eine ganze Welt von bezeichnender Kraft in jenem Ausdrucke, mit welchem der sonst in direkter Charakteristik so sparsame Dichter die Gestalt Marianen's gekennzeichnet hat. Mariane ist ganz nur Herz und Gemüth, aber — sie ist "ein kleines Gemüth". Ihre Liebe selbst, so innig, so zärtlich, so ganz ihr Wesen erfüllend, ist doch mehr unmittelbare Natursbestimmtheit, als bewußte, von einem kräftigen Geiste getragene Leidenschaft. Ihre Zärtlichkeit für den geliebten Mann ist

ir biefe tann fie gang fich bingebend leiben, entn felbst - aber fie ift unfahig zu handeln, benn e Schwungfebern eines ftarten Willens, ja fast erhaupt. "Mache, was du willst, ich fann nichts folgen will ich!" bas ift Alles, was fie, als die er Rataftrophe naber und naber tritt, ben bofen Rathichlägen ihrer Barbara gu entgegnen weiß. t unentwidelt, ift "leer" geblieben, und barum iergen "ber Wiberhalt". Man hat fo viel von ber ichen, mit welcher Goethe ben Belben feines Roelt habe. Giebt es ein ftarteres Beifpiel von beren Umftanb, bag ber Dichter ibn gur Gefährtin en aller Unternehmen, zu einer Revolution gegen tiffe feines Lebens, eine Mariane mablen lagt, Wefen, trot ihres zufälligen Schauspielerthums, auf ein friedliches Dasein, ein fich beglückt fithren in jenen bürgerlichen Berhältniffen angelegt ihne allen Zweifel, wenn ihr bie Bahl frei ftanbe, Bühne und bes poetischen Scheins mit taufenb inschen murbe gegen ein noch fo bescheibenes Loos r ihrem Geliebten fo wibermartigen Schranken gerlichen aber geficherten Erifteng? Sat nicht bie liche Buppenspielergablung, neben ihrem Sauptgenwärtigen Seelenguftand und bie abenteuerlichen Wilhelm's anschaulich und begreiflich zu machen, ! fichtbare Nebenabsicht, zu zeigen, wie himmelrriane bavon entfernt ift, an feinen Gebanten und jeil zu nehmen, ober vielmehr Theil nehmen gu ift etwas von einer ber lieblichften Bestalten bes manbichters, von Diden's childwife, in biefer

Goethe'schen Mariane, die bei ihres Geliebten begeisterten Kunsterinnerungen und Kunstbetrachtungen unmerklich einschläft, weil ihr die Begebenheiten "zu einfach" und die Betrachtungen "zu ernsthaft" sind!

Ift Mariane so ihrem Geliebten in jeder Beziehung geistig tief untergeordnet und in der Welt, in welcher er mit feinen Gedanken und Lebensanschauungen, seinen Entwürfen und Plänen lebt, eine völlig Fremde, so fehlen ihr auf der andern Seite auch gewisse äußere Eigenschaften, welche sonft doch meift das Eigenthum von Frauen aus guten bürgerlich wohlständigen Familien zu sein pflegen. Im Elternhause zu häuslicher Ord= nung und Sauberkeit, zu selbstthätiger Wirthschaftlichkeit nicht genügend angehalten, weil der Wohlstand bes Saufes ein Bedienenlassen des einzigen Töchterchens durch andere zu gestatten, die Gitelkeit der Eltern daffelbe vielleicht gar zu fordern schien, ist die arme Mariane in allen äußerlichen Dingen unpraktisch wie ein Kind und vollkommen abhängig von einer Dienerin, die durchaus nicht geneigt ist, sie zur Ordnung und Umsicht anzuhalten. Ihr Geliebter, der, in einem feinen Burgerhause erzogen, an Ordnung und Reinlichkeit als an ein nothwendiges Lebenselement gewöhnt ist, stutte freilich anfangs, wenn er bei seiner Geliebten durch den glücklichen Nebel, der ihn umgab, auf Tische, Stühle und Boden sah und den vom Dichter so lebhaft ausgemalten Zustand gewahrte, in welchem er ihr Zim= mer und gelegentlich sie selbst antraf. Aber die Liebe, zumal eine folche erste, obenein mit idealisirender Runftbegeisterung verbundene Jugendliebe ist "eine so starke Würze, daß selbst schale und ekle Brühen davon schmackhaft werden; und da er in der Gegenwart der Geliebten meist wenig von allem Anderen bemerkte, ja vielmehr ihm Alles, was ihr gehörte, sie

berührt hatte, lieb werden mußte, so fand er zuletzt in dieser verworrenen Wirthschaft einen Reiz, den er in seiner stattlichen Prunkordnung niemals empfunden hatte". Wohl ihm, daß sein Schicksal es ihm ersparte, die Dauer dieses Reizes durch die Erfahrung der Zeit zu prüsen! Mit dem Gegenstande seiner Liebe vereint, durch unzertrennliche Bande an Mariane gefesselt, wäre er auf seinem Lebenszuge in sein gelobtes Land der poetischen Freiheit und Schönheit zu Grunde gegangen. Auch hat Mariane für diesen seinen Plan zum Auszuge in das romantische Land des zigeunernden Schauspielerthums nicht die geringste Sympathie, weil sie, obschon sonst in Allem ihm untergeordnet, ihn doch in diesem Punkte durch ihre Erfahrung von der Wirklichkeit übersieht.

Zu ihrem Unglücke — aber zu seinem Glücke — hat Masriane indeß nicht den Muth, sich von der Gewissensangst, die mit Centnerlast auf der Armen drückt, durch ein Seständniß gegen den Geliebten zu befreien, selbst da nicht, als Wilhelm durch Werner gewarnt, ihr vertraut, was man im Publikum von ihr rede. Gerade sein volles Vertrauen auf ihre Unschuld, seine seste Ueberzeugung, daß sein Freund und das Publikum sich durch solche Nachrede "an ihr versündigen", trägt dazu bei, der armen Schuldig-Unschuldigen die Lippen zu verschließen.

So erfolgt die Katastrophe, welche ihrem kurzen Glücke ein so trauriges Ende bereitet, und sie sebst vernichtet. Ein unglücklicher Zufall, den der Dichter mit seiner Absichtlichkeit an ihre komödiantische Unordnung geknüpft hat, eröffnet ihrem Geliebten, was sie ihm verschwiegen, eröffnet es fast in demsselben Augenblicke, wo sie sich zu dem Entschlusse aufgerafft hat: "das Aeußerste zu wagen, um seiner werth, um seines Besitzes gewiß zu sein, ihm Alles zu entdecken, ihm ihren ganzen

Zustand zu offenbaren, und es ihm alsdann zu überlassen, ob er sie behalten oder verstoßen wolle".

Durch diesen Zug erhebt der Dichter die Gestalt Marianen's zu wahrhaft tragischem Interesse. In dem Momente, wo ihr erbarmungsloses Geschick das liebenswürdige Wesen zermalmend zu erfassen im Begriff steht, befindet sich Mariane auf der Höhe ihres inneren Werthes und ihrer sittlichen Größe, ift sie wirklich eine Helbin der Liebe. Denn selbst, wenn des Gelieb= ten Gefühl "fähig mare", sie zu verstoßen, vermag sie sich boch mit dem Gedanken zu beruhigen, daß sie in solcher Strafe "einen Trost finden werde", der sie befähige, Alles zu erdulden, was das Schickfal ihr auferlegen wolle. Diese Stimmung in= nerer Gelbstgewißheit ihres Berthes, diefe bemuthige Bingebung an ihr Bertrauen auf den Edelmuth des Geliebten, wie rührend sprechen sie sich aus in den kurzen Briefen*), die sie ihm nach seinem ihr unerklärlichen Berschwinden schreibt und die von den Angehörigen des im Fieberwahnsinn rasenden unglücklichen Wilhelm ber Schreiberin unerbrochen guruckge= sendet, erst vor seine Augen kommen, nachdem bereits ihre Lippen längst im Tode verstummt sind. Tone von dieser herz= rührenden Einfachheit und unschuldigen Liebeshingebung sind dem Dichter des Wilhelm Meister feine mehr gelungen. den einzigen Troft will sie haben, von ihm gefannt zu sein, möge es ihr nachher geben, wie sie wolle; denn jett fühlt sie und spricht sie es aus, "daß sie ohne Schuld dem Geliebten gegenüber war, wenn sie sich auch nicht unschuldig nennen durfte". Und nicht um ihretwillen allein, auch um seinetwillen fleht sie ihn an, zu kommen, ihr jenen einzigen Trost nicht zu versagen. Denn sie kennt den Geliebten, sie fühlt die un=

^{*) 23.} Deifter, Buch VII, Kap. 8.

erträglichen Schmerzen, die er leidet, indem er sie slieht; und das in dem Munde dieses bescheidenen Wesens so unbeschreiblich rührende Wort: "ich war vielleicht nie Deiner würdig als in dem Augenblicke, da Du mich in ein grenzenloses Elend zusrückstößest", ist eine von keinem fühlenden Herzen bezweifelte Wahrheit.

An keine seiner Frauengestalten des Romans hat der Dichter so viel Jugendliebe verwendet; keine hat er so mit allen Mit= teln seiner Kunst und mit dem ganzen Aufwande seiner in die geheimsten Tiefen des Herzens dringenden Menschenkenntniß im Sonnenlichte der Schönheit vor unsere Phantasie hinzuzaubern, ihre Anmuth, ihre kindliche Unschuld, ihre hingebende Liebe und sanfte Bärtlichkeit, ihre rührende Ergebung in den Ausgang ihres "traurigen Lebens" mit so unauslöschlichen Zü= gen den Herzen seiner Leser einzuprägen gewußt, als die Ge= stalt Marianen's. Obschon in dem Plane des Ganzen nur als vorbereitendes Mittel für die Entwicklung seines Helden die= nend, zieht die holde Schattengestalt der Todten sich durch den ganzen Verlauf der Dichtung hindurch, als wenn sie noch mitten unter den Lebenden wäre, von denen sie doch schon im Beginne derfelben geschieden ist. Wir vermögen so wenig wie Wilhelm Meister selbst an ihren Tod zu glauben, und ich erinnere mich noch sehr wohl, daß ich selbst, als ich in erster Jugend das Gedicht mit jener Theilnahme las, die an die Stelle der Dich= tung noch die volle Wirklichkeit zu setzen geneigt und gewohnt ist, mich bis zum Ende nicht von der festen Erwartung ihrer Wiederkehr loszumachen vermochte. Auch ist in der Dichtung selbst Alles darauf berechnet, diesen Glauben so lange als möglich zu unterhalten, und eben dadurch und zugleich durch das treue Andenken, welches ihr nach Jahren der Held der

Dichtung widmet, sowie durch die Art, wie er selbst und Andere sich über die Berlorene aussprechen, ihre Gestalt, abgelöst von der Berworrenheit und Trübe ihrer wirklichen Erscheinung, in einer reinigenden Berklärung vor uns gegenwärtig zu erhalten.

Es ist rührend zu lesen, mit welcher innigen Theilnahme Schiller in seinen Aeußerungen über die Dichtung von dem Schicksale dieses holden Geschöpses spricht, und wie er den Dichter in Betreff ihrer nahezu der Unbarmherzigkeit beschulbigt. "Gegen Mariane allein", schreibt er dem Freunde, "möchte ich Sie eines poetischen Eigennutes beschuldigen. Fast möchte ich sagen, daß sie dem Roman zum Opser geworden, da sie der Ratur nach zu retten war." Um sie würden daher, meint er, noch immer bittere Thränen sließen, wenn man sich bei den drei anderen tragisch endenden Figuren (Mignon, Harsner, Anresie) gern von dem Individuum ab, zu der Idee des Gauzen wenden werde.

Schon lange bevor Wilhelm den wahren Zusammenhang der Tinge ersährt, hat nach dem ersten Ausbruche seiner Verzweislung sein liebevoll menschliches Herz sür die Unglückliche gesprechen, haben "ihr Stand und ihre Schickale sie tansendmal bei ihm entschuldigt". Er hat sich sogar angeklagt — er, zu dessen schwüssen Charakterzügen es gehört, eben so unerkittlich streng gegen sich selbst, als liebevoll nachsichtig gegen Andere zu sein — daß er "zu grausam gegen sie gewesen", daß er nicht genng bedacht, als er sie in Verzweislung und Hillsbasselt zurstakließ, wiewiel Missverständnisse die Welt verwirren, wiewiel Umstände dem größten Fehler Verzebung erstehen können und wie leicht es möglich war, daß sie sich zu entschuldigen vernuchte. Sein Erinnern weilt unablässig bei der geliebten

r Berlorenen. Nach ihrem Berlufte hat er "alle farben abgelegt und fich an bas Gran, an die Rlei-Schatten gewöhnt". Gin Halstuch und eine Berleneinzigen sichtbaren Andenten, Die ihm von ber Belieben, bewahrt er forgfältig Jahre lang, und als ihnen trennt, geschieht es nur, um fie bem einzigen bem fein Berg mabren tiefen Antheil nimmt, um fie ı schenken. Wachend und traumend begleitet ibn ihr n verschiedenften, bald traurigen, balb beiteren, an enes Glud ibn erinnernden Situationen. Die erften , welche er über fie von bem herumgiehenben Schauem alten Bolterer", erhalt, in beffen Beurtheilung en fich bem bitteren Tabel und ber leibenschaftlichen piel unfreiwilliges Lob ihrer Gute und Liebensbeimifcht, reißen alle feine alten Bunden wieder rmeden ihm auf's Neue bas lebhafte Gefühl, "daß iner Liebe nicht gang unwürdig gemefen fei". rt in feinem Bergen und mit ihr bie leife Boffnung, ieberericheinen ihn boch noch einmal beglüdend überne. In ber Ginfamteit bes Rrantenlagers nach bem e, auf ben Brettern bes Gerlo'ichen Theaters, wo jeaterprobe vorzeitig ankommend, fich allein findet, Bald- und Dorfbecoration eines Nachspiels ihm bie iche Begegnung mit ber Beliebten in's Bebachtnig all erneuert ibm feine Gebufucht biefe Boffnung *); t hängt er an berfelben mit feinem Glauben, bag Anblid bes blonden Friedrich in feiner Offigierstracht mit ber frevelhaften Dinftifilation Philinen's binreicht, hoffnung, daß die Geliebte lebe, daß fie ihm er-Ber, Buch IV, Sap. 12; Buch V, Sap. 8; Buch VII, Rap. 1.

halten sei, zur Sewißheit zu erheben. Erst die unbarmherzigen Enthüllungen der alten Barbara vermögen ihn von dem bes glückenden Frrthume seines liebenden Herzens zurückzubringen und ihn "zum erstenmale völlig zu überzeugen, daß Mariane todt sei".

Aber die Geliebte ist ihm dennoch nicht völlig verloren. Sterbend hat sie ihm einen Ersat hinterlassen in dem Kinde, das sie ihm geboren, in dem Sohne, den er, nachdem er ihn in Felix gesunden, jetzt als sein höchstes Glück und Gut in sein Leben aufnimmt. In dem schönen lieblichen Knaben bleibt ihm sortan die Geliebte dauernd erhalten, er darf es wagen, auf's Neue glücklich zu sein im Besitze des Kindes, das seiner und Marianen's Liebe das Dasein dankt, und die Erklärung des Mannes, dessen milde Weisheit und Einsicht Wilhelm so hoch verehrt, drückt den besiegelnden Stempel auf sein Glück durch den Ausspruch, mit dem der Dichter uns von Marianen scheiden läßt: "Der Gesinnung nach war seine abgeschiedene Mutter Ihrer nicht unwerth".

Fran Melina.

end der Dauer seines turzen Romans mit Manur noch wenige Wochen oder Tage ihn von
en Flucht aus dem Baterhause und von dem
im Berein mit seiner Geliebten die Schauspielers
rsolgen, sehen wir Wilhelm auf jener ersten
dreise, durch welche sein Bater die Geschicklichs
für den ihm zugedachten Handelsberuf zu prüsen
Belanntschaft einer Frau machen, welche bes
sein späteres Leben einen nicht unwichtigen
1. Diese Frau ist Madame Melina, die einzige
nu bürgerlichen Standes in der Goethe'schen

Tochter eines mäßig begüterten Kaufmanns in voinzialstadt und ihre Jugendschicksale versetzen die prosaische Mistere kleinbürgerlicher Familiensdem Tode ihrer Mutter hat sich ihr Bater, in vorgerückten Jahren stehend, zum zweitens und so der erwachsenen Tochter eine Stiefsmit welcher sich sehr bald ein nichts weniger rhältniß herausstellt. Die zwischen Stiefmutter

Sugar

und Tochter entstandene gegenseitige Abneigung wird noch vermehrt burch ben Umftand, bag bie Lettere gu bemerten bat, wie mehrere "hubsche Partien", welche fie batte thun und burch welche fie aus ben brudenben Berhaltniffen bes Baterhaufes fich hatte befreien tonnen, burch bie Wegenbeftrebungen ihrer Stiefmutter vereitelt werben, beren Beig die Roften ber Musstattung schente. Balb barauf findet fich in bem Stäbtchen ein junger Mann ein, ber fich als Lehrer bes Frangösischen bort nieberläßt. Berr Melina ift ein Schaufpieler, ber fich bon einer manbernben Schauspielertruppe losgemacht und, über bas Elend folcher Eris fteng enttäufcht, beschloffen bat, fein Glud in ber Sphare bes geordneten burgerlichen Dafeins gu fuchen. Sein neuer Sprachlehrerberuf führt ibn auch in bas Saus bes obenermabnten Raufmanns, wo es ihm balb gelingt, ber Tochter eine lebhafte Reigung einzuflößen, die, febr empfänglich fur bie Romantit bes Lebens, welche ber junge Schauspieler in ihrer Phantafie reprafentirt, und nur allgu geneigt, ber fliefmutterlichen Tyrannei fich um jeden Preis ju entziehen, ihn ohne große Dabe ju bewegen weiß, fie aus bem ihr unerträglich gewordenen Baterhaufe zu entführen, um mit ihr vereint "in der weiten Welt ein Glud gut fuchen", fur bas fle von Seiten ber Eltern feine gutliche Ginwilligung zu gewärtigen baben. Der innerlich talte, berechnenbe Melina wird bagu befonbers noch burch Umftand bewogen, daß feine Geliebte burch bas Bermach einer Tante ein Neines unabhängiges Bermogen befist, beffen Gulfe er fich auf bie eine ober andere Art eine fu burgerliche Stellung ju begrunden hoffen barf. Er murbe freilich porgieben, ben romantischen Schritt einer Entfith ju permeiben und lieber offen als Bewerber um die Sand Beliebten aufzutreten; aber leiber fteht foldem burgerlich fc

ten Borgehen von seiner Seite unter anderen Hindernissen auch der Umstand entgegen, daß die noch ziemlich junge Stiefmutter seiner Geliebten selbst ein Auge auf ihn geworfen hat. Da nun andrerseits das Berhältniß beider Liebenden bereits durch gegenseitige vertrauende Hingabe ein solches geworden ist, welches ein Zurücktreten ohne Chrlosigkeit von seiner und Schande auf ihrer Seite nicht mehr gestattet, so bleibt eben nur heimliches Davongehen übrig.

Als Wilhelm Meister auf seiner Geschäftsreise in dem Hause ihrer Eltern anlangt, ist die Katastrophe soeben eingetreten. Das junge Paar ist entflohen, der Bater, "außer sich vor Schmerz und Verdruß", hat beim Amte die Verfolgung der Flüchtlinge ausgewirft, die Stiefmutter ergießt ihr Herz gegen den Be= sucher in einer Fluth von Schmähungen wider die Tochter und deren Entführer zu nicht geringer Berlegenheit Wilhelm's, "der sich und sein eigenes Borhaben durch diese Spbille gleichsam mit prophetischem Geiste voraus getadelt und gestraft fühlt", und der in dem tiefen Schmerze und der stillen Trauer des Baters zugleich das Bild des Leides erblickt, welches er felbst über den eigenen Bater zu verhängen im Begriffe steht. dessen werden die Flüchtlinge eingeholt und Wilhelm wird gegen seinen Willen Zeuge der peinlichsten Auftritte, welche das zwölfte Kapitel des ersten Buchs uns mit so lebhaften Farben vorführt. Das Berhalten der beiden Liebenden, vom Dichter mit unver= gleichlicher Kunst und nicht ohne einen Anflug leiser Ironie geschildert, ist ganz dazu angethan, auf das weiche Herz des stets hülfsbereiten Helden den allergunftigsten Eindruck zu machen und ihn sofort zu dem Entschlusse zu bestimmen, mit seiner Berwendung bei Gericht und Eltern für die Unglücklichen einzuschreiten. Vor Allem ist es die Haltung der jungen Schönen, ihr Muth, ihre Zärtlichkeit, ihr schickliches äußeres Aufstreten, das gelassene Bewußtsein ihrer selbst und die heroische Freimüthigkeit, mit der sie sich zu dem Geheimnisse ihrer Liebe bekennt, die ihn "einen hohen Begriff von den Gesinnungen des Mädchens sassen lassen, indeß die Gerichtspersonen sie für eine freche Dirne erkannten und die gegenwärtigen Bürger Gott dankten, daß dergleichen Fälle in ihren Familien entweder nicht vorgekommen oder nicht bekannt geworden waren!"

Gleich bei ihrem ersten Auftreten zeigt Madame Melina, daß sie weit mehr als ihr Gemahl durch Neigung und Anlagen zur Schauspielerin bestimmt ist. Es ist etwas lehrhaft, um nicht zu sagen predigerhaft Theatralisches in den ersten Worten, die wir sie von dem Leiterwagen herab, welcher sie an der Seite bes mit Retten beschwerten Geliebten zur Beimat zurückführt, an die Umstehenden richten hören. "Wir sind sehr un= glücklich", ruft sie ihnen zu, "aber nicht so schuldig, wie wir So belohnen grausame Menschen treue Liebe, und Eltern, die das Glud ihrer Kinder ganzlich vernachlässigen, reißen sie mit Ungestüm aus den Armen der Freude, die sich ihrer nach langen trüben Tagen bemächtigte!" Sie ist wie ge= schaffen für das Fach der Heldinnen und heroischen Liebhabe= rinnen, die später eben so brauchbare Anstandsdamen als zärt= liche Mütter abzugeben pflegen. Auch zeigt sich bald, daß nach geschehener halber Versöhnung mit den Eltern die Nothwen= digkeit, das Theater aufzusuchen, ihr durchaus nicht unangenehm und die damit verbundene "Aussicht, die Welt zu sehen und sich in ihr sehen zu lassen", ihr bei Weitem lockender erscheint, als ihrem Berlobten, der zu Wilhelm's höchstem Erstaunen nur allzugern bereit wäre, den Brettern für immer den Rücken zu kehren, und "eine bürgerliche Bedienung, sei es auch, welche

ten Borgehen von seiner Seite unter anderen Hindernissen auch der Umstand entgegen, daß die noch ziemlich junge Stiefmutter seiner Geliebten selbst ein Auge auf ihn geworfen hat. Da nun andrerseits das Verhältniß beider Liebenden bereits durch gegensseitige vertrauende Hingabe ein solches geworden ist, welches ein Zurücktreten ohne Ehrlosigkeit von seiner und Schande auf ihrer Seite nicht mehr gestattet, so bleibt eben nur heimliches Davongehen übrig.

Als Wilhelm Meister auf seiner Geschäftsreise in dem Hause ihrer Eltern anlangt, ist die Katastrophe soeben eingetreten. Das junge Paar ist entflohen, der Bater, "außer sich vor Schmerz und Verdruß", hat beim Amte die Verfolgung der Flüchtlinge ausgewirkt, die Stiefmutter ergießt ihr Herz gegen den Be= sucher in einer Fluth von Schmähungen wider die Tochter und deren Entführer zu nicht geringer Berlegenheit Wilhelm's, "der sich und sein eigenes Vorhaben durch diese Sybille gleichsam mit prophetischem Geiste voraus getadelt und gestraft fühlt", und der in dem tiefen Schmerze und der stillen Trauer des Vaters zugleich das Bild des Leides erblickt, welches er selbst über den eigenen Bater zu verhängen im Begriffe steht. dessen werden die Flüchtlinge eingeholt und Wilhelm wird gegen seinen Willen Zeuge der peinlichsten Auftritte, welche das zwölfte Kapitel des ersten Buchs uns mit so lebhaften Farben vorführt. Das Verhalten der beiden Liebenden, vom Dichter mit unver= gleichlicher Kunft und nicht ohne einen Anflug leiser Fronie geschildert, ist ganz dazu angethan, auf das weiche Herz des stets hülfsbereiten Helden den allergünftigsten Eindruck zu machen und ihn sofort zu dem Entschlusse zu bestimmen, mit seiner Berwendung bei Gericht und Eltern für die Unglücklichen einzuschreiten. Vor Allem ist es die Haltung der jungen Schönen, ihr Muth, ihre Zärtlichkeit, ihr schickliches äußeres Aufstreten, das gelassene Bewußtsein ihrer selbst und die heroische Freimüthigkeit, mit der sie sich zu dem Geheimnisse ihrer Liebe bekennt, die ihn "einen hohen Begriff von den Gesinnungen des Mädchens fassen lassen, indeß die Gerichtspersonen sie für eine freche Dirne erkannten und die gegenwärtigen Bürger Gott dankten, daß dergleichen Fälle in ihren Familien entweder nicht vorgekommen oder nicht bekannt geworden waren!"

Gleich bei ihrem ersten Auftreten zeigt Madame Melina, daß sie weit mehr als ihr Gemahl durch Neigung und Anlagen zur Schauspielerin bestimmt ift. Es ist etwas lehrhaft, um nicht zu sagen predigerhaft Theatralisches in den ersten Worten, die wir sie von dem Leiterwagen herab, welcher sie an der Seite bes mit Retten beschwerten Geliebten zur Beimat zurud= führt, an die Umstehenden richten hören. "Wir sind sehr un= glücklich", ruft sie ihnen zu, "aber nicht so schuldig, wie wir So belohnen grausame Menschen treue Liebe, und Eltern, die das Glück ihrer Kinder gänzlich vernachlässigen, reißen sie mit Ungestüm aus den Armen der Freude, die sich ihrer nach langen trüben Tagen bemächtigte!" Sie ist wie ge= schaffen für das Fach der Heldinnen und heroischen Liebhabe= rinnen, die später eben so brauchbare Anstandsdamen als zärt= liche Mütter abzugeben pflegen. Auch zeigt sich bald, daß nach geschehener halber Versöhnung mit den Eltern die Nothwen= digkeit, das Theater aufzusuchen, ihr durchaus nicht unangenehm und die damit verbundene "Aussicht, die Welt zu sehen und sich in ihr sehen zu lassen", ihr bei Weitem lodender erscheint, als ihrem Verlobten, der zu Wilhelm's höchstem Erstaunen nur allzugern bereit wäre, den Brettern für immer den Rücken zu kehren, und "eine bürgerliche Bedienung, sei es auch, welche

, anzunehmen". Leider aber setzen die Eltern seiner der Ersüllung dieses Wunsches unüberwindliche Hinsentgegen. Sie wollen die ungerathene Tochter "nicht en sehen, wollen die Berbindung eines hergelausenen i mit einer so angesehenen Familie, welche sogar mit uperintendenten verwandt war, sich durch die Gegenst beständig aufriten lassen", und so sieht sich der durchs das Praktisch-Bürgerliche gestellte Melina wider seinen sezwungen, in die kaum verlassene Lebensbahn wieder enken.

ganze Episode dieses Begebnisses bildet das Gegenstüd dage und dem Entschlusse des Haupthelden der Dicher daß das Berhältniß der Personen das umgekehrte, tsucht nach der Welt und den Brettern auf der weibe ie Enttäuschtheit und der Zug zur bürgerlichen Prosa Seite Melina's ist, weshalb denn auch Wilhelm von ch eben so abgestoßen sühlt, als er sich von der jungen stin angezogen empfindet.

t drei Jahre später treffen wir das inzwischen verheistar in jenem freundlichen Landstädtchen wieder, welches jelm, der von der Heiterkeit des Orts und der Schönser Lage am Fuße des Gebirges angezogen, dort auf veiten Geschäftsreise ein Paar Tage zu verweilen beshatte, so verhängnisvoll zu werden bestimmt ist. Herr u Melina haben sich dorthin gewendet, weil sie in z eine Schauspieler-Gesellschaft zu sinden und bei dersachen Schauspieler-Gesellschaft zu sinden und bei dersachin ein solches an verschiedenen Orten vergeblich gest doch nur für kurze Zeit gesunden und sich daher sehr durchgeschlagen haben; ihre Bestürzung ist also nicht

gering, als sie and hier ihre Erwartungen getäuscht finden. Das Theater ift aufgelöft, die Dekorationen und die Sarderebe find verpfandet zurudgelaffen, die Gesellschaft bis auf zwei Mitglieder, Laertes und Philine, in alle Winde zerstreut. Wit den beiden letztern, die von der Anmuth des Orts bewogen zurückgeblieben sind, um ihre wenige gesammelte Baarschaft daselbst in Rube zu verzehren, mährend ein Freund ausgezogen ist, ein Unterkommen für sich und sie zu suchen, hat Wilhelm einige Tage lang ein luftiges Leben geführt, deffen forglose Heiterkeit durch die beiden Ankömmlinge auf eine nicht gerade angenehme Weise unterbrochen wird. Das philisterhaft engherzige, kleinlich forgliche, knausernde Wesen Melina's ist dem sorglosen Leichtsinne des Laertes zuwider, während sich vom ersten Augenblicke an eine noch stärkere Abneigung zwischen Philine und Madame Melina unverhohlen zu erkennen giebt; und alle Bersicherungen des gutherzigen Wilhelm, daß die neuen Ankömmlinge "recht gute Leute" seien, vermögen seinen neuen Freunden keine gunftigen Gefinnungen über feine alten Befannten beizubringen.

Wir begegnen hier zuerst der aussührlichen Charatterschilsderung, welche der Dichter in eigener Person von Madame Melina zu geben sich veranlaßt sindet, und die zu den seinsten ihrer Art in der Dichtung gehört. "Diese junge Frau", heißt es am Schlusse des sünsten Luchs, "war nicht ohne Bildung, doch sehlte es ihr gänzlich an Seist und Seele. Sie deklamirte nicht übel und wollte immer deklamiren; allein man merkte bald, daß es nur eine Wortdeklamiren; allein man merkte bald, daß es nur eine Wortdeklamation war, die auf einzelnen Stellen lastete und die Empsindung des Ganzen nicht ausdrückte. Bei diesem Allen war sie nicht leicht Jemandem, besonders Männern, unangenehm. Viels

mehr schrieben ihr biejenigen, die mit ihr umgingen, gewöhnslich einen schönen Verstand zu: denn sie war, was ich mit alle mar ste eine Anempfinderin nennen möchte; sie wußte unde, um dessen Achtung ihr zu thun war, mit einer Aufmerksamkeit zu schmeicheln, in seine Ideen so möglich einzugehen, sobald sie aber ganz über ihren waren, mit Ekstase eine solche neue Erscheinung aufseie verstand zu sprechen und zu schweigen, und ob kein tücksches Gemüth hatte, mit großer Vorsicht

1, wo des Andren schwache Seite sein möchte."
hen wir es, das hier vom Dichter gezeichnete Bild,
t wir ohne Mühe das sprechend getroffene Portrait
en Klasse von Frauen erblicken, die uns in Familie
lichaft nicht selten in einer gefährlichen Wirksamkeit
nach einzelnen Zugen weiter auszusühren.

junächst ihre Befähigung betrifft, die schwache Seite erauszusinden, so bewährt sie dieselbe zunächst gegen n des Romans. Wilhelm ist Dichter, und Dichter unntlich nicht zu schweigen. Bereits in den ersten sie ihn dahin gebracht, aus seiner Schreibtafel einige sie entzückt haben, für sie zu kopiren, und dieser geringsügige Umstand wird zugleich die Ursache, daß breise aufschiebt und seinen zu dem Ende an Werner ten Brief wieder zerreißt*). Das Interesse, welches Welina an ihm und seinem dichterischen Treiben efördert, ohne daß sie dies gerade beabsichtigt, die es Gatten auf Wilhelm's Geldbeutel, die durch die Andringlichkeit Welina's zu scheitern droben, und

20,7

II, **R**ap. 6.

es ist zehn gegen eins zu wetten, daß sie es eigentlich ist, beren versteckter Einfluß das für Wilhelm so bedenkliche Geschäft des Vorschuffes an Melina zum Ankaufe des verpfändeten Theater= inventars zu Stande bringt. Gegen Philine empfindet sie ihrerseits eine gleich starke Abneigung, als diejenige ist, welche diese ihr vom ersten Augenblicke an unverhohlen entgegenbringt; aber sie weiß ihre Abneigung zu bekämpfen, weil sie einsieht, daß Philine ein starkes Bindemittel für Wilhelm an die kleine in der Bildung begriffene Schauspielergesellschaft ift, auf deren Direktion ihr Mann spekulirt. Zu dem letteren hat sich ihr Berhältniß beträchtlich abgekühlt. Sie hat in den drei Jahren eines vom Glücke nicht begünstigten umberziehenden Zusammen= lebens mit demfelben hinreichende Gelegenheit gehabt, seinen kleinlichen, egoistischen, kalten und gelegentlich tückischen Charakter kennen zu lernen, und von seiner Schwerlebigkeit zu leiden. Ihre Illusionen über ihn sind verschwunden, aber er ist und bleibt für sie doch immer ihr Gatte, und der Umstand, daß ihr kleines Vermögen ihnen bisher die Mittel zur Eristenz gegeben hat, hat ihr selbst eine gewisse Herrschaft über ihn verliehen, in deren Besitze sie sich, die so lange gedrückte, um so behaglicher fühlt, als ihr Wesen selbst auf solche Oberherr= lichkeit gestellt ist. Des gleichen Bewußtseins genießt sie in ihrem Innern auch gegenüber ben Berufsgenossen ihres Mannes. Sie hat es immer gegenwärtig, daß sie benfelben an Bildung überlegen, daß sie guter bürgerlicher Herkunft und eigentlich aus ihrer Sphäre herabgestiegen ift, und eben darum hält sie es für nöthig, bei jedem Anlasse zur Beruhigung ihres Ge= wissens immer wieder mit einigen erhabenen Moralbetrachtungen auf den Sockel dieser ihrer guten bürgerlichen Herkunft hin= aufzusteigen. Sie hält streng auf gute Lebensart und schickliche es Anstandes, und Philinen's Leichtfertigfeit ift ihr in Grauel.

ich ohne irgend welche Anlage zu tieferer Leidenschaft, r boch nicht an einer gewissen Lebhaftigleit ber Emwelche sie burch ben Ausbrud zu fteigern verfteht bei jeber Gelegenheit tundgeben mag. Man fann ihr n folden Fällen nicht eben affeltirt nennen, weil bie eigentlich ihr Wefen bilbet, und fo fich gemifferv vorträgt. Go fann fie g. B, die Schonheit einer iner Raturfcene, einer Raturbeobachtung nur bann wenn fie ihr Empfinden babei ausbruden und ihrem burch Recitation irgend welcher paffenden Dichterbreibenber Gattung Worte geben barf, mas ihre bei erfahrt anwefende Gegenfuglerin Philine fogleich verein Befet vorzuschlagen, bag fich Riemand untere, bon einem unbelebten Gegenstande gu fprechen*). eben nicht anders als auf Stelgen geben, mahrenb hre Pantöffelchen noch zu viel find. Jene ausge-Reigung jum Erhabenen, Beroifden, ber wir gleich e bei ihr begegneten, begleitet fie fort und fort. rmt für die beutschenationalen Ritterftude und beat, "Sohn ober Tochter, wogu fie Soffnung batte, es als Abalbert ober Dechthilbe taufen zu laffen". , da bies "altdeutsche Bergnugen" ber Armen perb, bem Spotter Laertes gu einem feiner herben Garelegenheit bieten muß**). Diefe Borliebe fitr bie 1 bes Erhabenen, welche wir uns burch bie entspre= ife ihrer Beftalt bestärtt vorstellen bürfen, verleitet gur Gefchmadlofigleit. Dbichon fie gleich nach bem

I, Rap. 9. **) Buch II, Kap 10. Bgl. Buch IV, Rap. 10.

Antritt ihrer Schauspielerlaufbahn "zu ihrem größten Berdrusse in das Fach der jungen Frauen, ja sogar der zärtlichen Mütter übergeben muß, so kann fie es sich doch nicht verfagen, in dem auf dem Grafenschlosse aufzuführenden Festspiele Wilhelm's die Rolle der himmlischen Jungfrau des Olymps zu übernehmen"*). Man kann sich benken, zu welchen leichtfertigen Späßen sie dadurch ihre Umgebung, vor Allen die kede Phi= line herausgefordert haben mag, der schon Madame Melina's ganzes Behaben in ihrem hoffnungsvollen Zustande ein Gegen= stand des Spottes ist, und der die vorauf spazierende Wackelfalte des verkürzten Rockes der Frau Direktrice, "die so gar keine Art noch Geschick hat, sich nur ein bischen zu mustern und ihren Zustand zu verbergen"**), einen wahren Augen= schmerz verursacht. Gerade in diesem Benehmen aber spricht fich wieder die solid bürgerliche Gesinnung und Empfindungs= weise der Verspotteten aus, die sich inmitten der laxen Ge= schlechtsverhältnisse der Komödianten=Gesellschaft als ehrliche rechtmäßige Frau und Mutter ihrer Würde bewußt ist, und es für eine Schande ansehen mürde, ohne Noth zu versteden, mas sie als ihre Ehre ansehen darf. Sie hat keine Aber von der frevelhaften Aesthetik Philinen's, der der Anblick ihrer "Miß= gestalt" ben Wunsch entlockt: "daß es doch hübscher wäre, wenn man die Kinder von den Bäumen schüttelte".

Trotz so mancher an das Abgeschmackte streisenden Eigensthümlichkeiten kann man Frau Melina indessen nicht gram oder auch nur abgeneigt sein. Ihre Schwächen sind meist nur die Entsprechungen positiver Eigenschaften. Jene Neigung sür das Heroische, welche sie auch bei dem Abzuge vom Schlosse des Grafen, in dem Streite über den einzuschlagenden Weg

^{*)} Buch III, Kap. 7. **) Buch IV, Kap. 1.

wppe auf die Seite Wilhelm's treten läßt, bessen Borber gefährlichere scheint und sich denn auch als solchen
, beruht zum Theil mit auf "ihrer natürlichen Herzeit"*). Sie ist sleißig, thätig und eifrig bemüht, durch
Virthschaftlichkeit nicht nur ihren und ihres Mannes eigenen
il wahrzunehmen, sondern auch das Sanze möglichst zunzuhalten. Für Wilhelm, in welchem sie die Seele dieses
a erkennt, hat sie von Ansang an eine ausgesprochene
1g, die sich im weiteren Verlause ihres Zusammenseins zu
lebhaften Herzensantheile steigert: in allen Züchten und
natürlich. Denn so überschwänglich sich ihre Phantastis
seich im Ansange ihres Austretens über ihr Berhältniß
em Verlobten ausspricht, so hat ihr Satte doch von ihrer
schwerlich zu fürchten, daß sie in der She ähnlichen Srundnachzuleben sich versucht sühlen möchte.

re Reigung für Wilhelm setzt sich aus verschiedenen Ele1 zusammen. Zunächst aus der Dankbarkeit, die sie ihm
2 ihr und ihrem Manne geleisteten Dienste schuldet, und
2 Achtung und dem Respekte, den ihr seine bürgerlichen
2 knisse einslößen, — eine Seite, nach welcher sie sich ihm
2 krungebung gewissermaßen verwandt empsinden zu
2 glaubt. Dazu kommt seine alle anderen Mitglieder des
3 so weit überragende Bildung, seine Sittlichkeit, seine
4 Umgangsformen und endlich das Interesse, welches er
4 Dichter und als Opfer einer unglücklichen Liebe ein4 Dazu ist dieser ihr so werthe junge Mann obenein in
5, von den Schlingen einer Philine gefangen zu werden,
5 ner nach Madame Melina's Ansicht so durchaus und in
6 Beziehung unwürdig, ihn so gar nicht zu verstehen fähig

uch IV, Kap. 4.

Das vermehrt ihr Bestreben, ihn an sich zu ziehen, sein Bertrauen zu gewinnen, und sie glaubt wirklich, den Beruf und die Pflicht zu haben, ihn aus den Netzen der frevelhaften Philine zu retten. Schon bei dem Feste, das Serlo nach der gelungenen ersten Aufführung bes Shakespeare'schen Hamlet veranstaltet, giebt sich, unterstützt von der allgemeinen Exaltation, "ihre lebhafte Neigung für Wilhelm" in nicht zu verkennender Weise kund. Nach dem plötzlichen Berschwinden ihrer verhaßten Nebenbuhlerin vom Schauplate seben wir sie sodann ihre Anstrengungen, sich in der Gunft und Schätzung ihrer Umgebungen festzuseten, nach dieser wie nach allen anderen Richtungen hin verdoppeln. Sie thut sich durch Fleiß und Aufmerksamkeit vor allen Mitgliedern der Serlo'schen Gesellschaft hervor, und während sie sich zugleich in die Launen des Direktors geschickt zu fügen und ihr Talent seinen Bunschen gemäß zu bilben weiß, steigert sie dasselbe wirklich zu demjenigen Grad, der es für die Gesellschaft eben so nützlich als erfreulich macht. So gelingt es ihr bald, "ein richtiges Spiel zu erlangen und den natürlichen Ton der Unterhaltung volltommen, den der Empfindung wenigstens bis zu einem gewissen Grade zu gewinnen". Bei diesem achtungs= werthen Streben kommt ihr ber Zustand ihres Herzens zu Hülfe: jene geheime Neigung für Wilhelm, die nach Philinen's Ent= fernung frei von Eifersucht sich anmuthiger und tiefer kund giebt. Noch eifriger als bisher sucht sie ihm seine künstlerischen Grund= fätze abzumerken, sich nach seiner Theorie und seinem Beispiel zu richten. Ihr ganzes Wesen erhält ein gewisses Etwas, bas fie intereffanter macht *).

So lange die gefährliche Philine in der Nähe ihres Freundes weilte, hatte der beständige Verdruß darüber, daß die Schmei=

^{*)} Buch V, Kap. 16.

chelei, wodurch sie sich eine gewisse Reigung Wilhelm's er= worben hatte, nicht hinreiche, diesen Besitz gegen die Angriffe einer lebhaften, jüngeren und glücklicher begabten Natur zu vertheidigen, ihrem Benehmen eine unwohlthuende Schärfe ge= geben. Sie hatte sogar sich nicht enthalten können, den Freund über seine Empfindung für das mehr als leichtsinnige Mädchen mit heftigen Vorwürfen zur Rede zu setzen*). Jett, wo sie die Gefahr für denfelben entfernt sieht, ist das Alles anders. Sie wird mehr und mehr die Herzensvertraute des heimlich geliebten jungen Mannes, der ihr sogar das Geheimniß seiner damals allerdings noch fraglichen Vaterschaft zu dem schönen Knaben Felix entdeckt. Die Art und Weise, wie sie diese Ent= deckung aufnimmt, ist bezeichnend für ihr Berhältniß zu Wil= helm. "D! über die leichtgläubigen Männer!" läßt der Dichter sie ausrufen; "wenn nur etwas auf ihrem Wege ist, so kann man es ihnen sehr leicht aufbürden. Aber dafür sehen sie sich auch ein andermal weder rechts noch links um, und wissen Richts zu schätzen, als was sie vorher mit dem Stempel einer willkürlichen Leidenschaft bezeichnet haben." "Sie konnte", heißt es weiter, "einen Seufzer nicht unterdrücken, und wenn Wilhelm nicht ganz blind gewesen ware, so hätte er eine nie ganz be= siegte Neigung in ihrem Betragen erkennen mussen." Aber die Frivolität, welche in ihren Worten zu liegen scheint, thut ihr felbst boch fogleich wieder leid, und jene Entdeckung steigert nur noch ihre Liebe zu dem mutterlosen Knaben, in welchem sie jett ben Sohn ihres eigenen Geliebten erkennt. Denn auch sie hat die Eigenheit, die sie den Frauen nachsagt: daß sie die Kinder ihrer Liebhaber recht herzlich lieben, wenn sie schon die Mutter gar nicht einmal kennen oder sie von Herzen hassen:

^{*)} Buch II, Kap. 11.

und die ihr soust nicht gewöhnliche Lebhaftigkeit, mit der ür den in's Zimmer springenden Anaben an ihr Herz drückt, giebt den deutlichsten Adminientar zu ihren Worten *;.

Go ift fie benn auch die Emzige, die Bilhelmen bei vernem so überans tranrigen, alle seine bisher is bebevoll gebegten Illusionen unbarmherzig zerkerenden Abichiede vom Theater und der Serlo'ichen Gesellichaft, mit wehrhaft edelmütbiger Befinnung trenlich und trobend zur Seite fteht. Sie allein hat ihm Liebe und Tantbarteit bewahrt, mahrend alle Anderen, ihr Mann, eine im Gennte burdans metrige und gemeine Ratur, an der Spipe, Alles, was Wilhelm für fie gethan, alle Opfer, die er ihnen gebracht, alle Tienste, die er ihnen geleiftet, in demselben Angentlicke vergeffen, wo fie feiner nicht mehr bedürfen, ja jelbit nach Art der meisten Menichen eben deshalb Abneigung gegen ihn empfinden, weil fie ihm Dant ichulden. In dieser Rataftrophe bewährt Madame Melina bie fittliche Tüchtigleit ihres Beiens. Sie in innerlich emport über das Betragen ihres Dannes und ihrer Genomenidait, und Bilbelm's liebenswürdige Eigenthamlichten, immer von allem Miftingen, von allen widrigen Begebriffen bie Chrid nur in fich felbit, nicht in Anderen zu frichen, die fich auch bei dieser Gelegenheit bewährt, rührt ihr im Tieffien das Herz. "Gein Gie nicht ungerecht gegen fich ielbit!" ruft fie dem icheidenden Freunde zu, der fich nicht als Glünfriger, fendern weimehr als Schuldner derer empfindet, die er gu verleffen im Begriff ift; "wenn Riemand erfennt, was Sie ikr uns gethan hatten, is werde ich es uicht verlennen, denn unter ganger Zufraud ware villig anders, wenn wir du nicht beieffen beiten. Gehr es doch unteren Beritzen wie unseren Birisben: sie ichen sich gar nicht mehr übrisch,

^{*} But TI, Am. L.

wenn sie ausgeführt, wenn sie erfüllt sind, und wir glauben Nichts gethan, Nichts verlangt zu haben". Die letzten Worte haben etwas Erschütterndes, denn sie sind zugleich ein Bekenntniß ihres eigenen Zustandes, ihres eigenen inneren und äußeren Schicksals. Auch ihre Wünsche, die sie einst aus Heimat und Vaterhaus trieben, "sehen sich nicht mehr ähnlich, seit sie erfüllt sind!"

Wenn Goethe seinen Belden darauf angelegt gehabt hätte, in der Wirksamkeit eines Theaters seine Befriedigung zu finden, so wäre Madame Melina für denselben vielleicht die passendste von allen Frauen gewesen. Der Dichter hat dieser Gestalt unter den Frauen seiner Dichtung Die höchste Ehre erwiesen, die er ihr erzeigen konnte, indem er sie beim Abschiede von ihrem Freunde mit dem Bekenntnisse ihrer Liebe zugleich die Erklärung seines Gefühls der Schuldnerschaft aussprechen läßt. glaubt sich immer als Schuldner der ihm bisher verbundenen Gesellschaft ansehen zu muffen, weil er ihr nicht das geleistet, was er ihr leisten zu können geglaubt und versprochen habe. "Es ist auch wohl möglich, daß Sie es sind", erwidert ihm Frau Melina, "nur nicht auf die Art, wie Sie es denken. Wir rechnen uns zur Schande, ein Versprechen nicht zu erfüllen, das wir mit dem Munde gethan haben. O mein Freund, ein guter Mensch verspricht durch seine Gegenwart nur immer zu viel! Das Bertrauen, das er hervorlockt, die Neigung, die er einflößt, die Hoffnungen, die er erregt, sind unendlich; er wird und bleibt ein Schuldner ohne es zu wissen. Leben Sie wohl! Wenn unsere äußeren Umstände sich durch Ihre Leitung recht glücklich hergestellt haben, so entsteht in meinem Innern durch ihren Abschied eine Lucke, die sich so leicht nicht wieder ausfüllen wird!"

Es sind die letzten Worte, die wir aus ihrem Munde ver=

Wie sie von ihrem Freunde, so nehmen wir von ihr mit denfelben Abschied, benn Frau Melina und die gesammte Schauspielergesellschaft verschwinden mit Wilhelm's Entfernung von dem Schauplate ber Dichtung, um nicht wieberzukehren. Sie hatten ihre Aufgabe erfüllt, ben Helden derselben sich an und unter ihnen entwickeln und über sich aufklären zu lassen, und Frau Melina darf das beruhigende Bewußtsein in ihr weiteres Leben mit sich nehmen, auch ihrerseits zur Erfüllung ihrer Aufgabe beigetragen und sich durch die Erkenntniß einer schönen und edlen Natur und durch die Achtung und Reigung, die sie derselben abzugewinnen gewußt hat, bereichert und innerlich in dem Besten dessen, was sie ist, gefördert und gesteigert zu haben. Sie wird noch manche Berbindungen, noch manche "Attachements" enthusiastischer Theaterfreunde haben, wie sie beren auch während ihrer heimlichen Liebe für Wilhelm nicht entbehrte*); aber die Erinnerung an ihn wird der Stern ihres Lebens bleiben und im Bunde mit der natürlichen Recht= schaffenheit und einem gewissen ibealistischen Zuge ihres Wesens sie vor jedem eigentlichen Herabsinken unter sich selbst bewahren. Wir mögen uns ohne Mühe vorstellen, daß fie als eine jener "denkenden" Rünstlerinnen, deren gewissenhafter Fleiß und deren geschäftliche Zuverlässigkeit, verbunden mit ihrer bürgerlich sitt= lichen Respektabilität als Gattin, Mutter und Hausfrau selbst ein mäßiges Talent einem Intendanten wie bem Publikum höchst schätzenswerth erscheinen lassen, ihren Platz schließlich an irgend einem deutschen Hoftheater finden und ihr Leben als ge= feierte und wohlpensionirte Jubilarin würdig beschließen wird.

^{*)} Buch V, Kap. 7.

Philine.

Philine ist der entschiedenste Gegensatz zu den beiden zuvor' entwickelten Frauencharakteren. Sie hat keine Spur von der kind= lichen Hingebung Marianen's an eine einzige volle, ihr kleines Herz ganz ausfüllende Liebe und von der sanften traurigen Er= gebung in ihr herbes Geschick, noch weniger von der verzweif= lungsvollen Gewissenspein, deren Stachel der Armen selbst die turzen Momente des Glücks an der Seite des Geliebten ver= giftet; und ebensowenig ist in ihr irgend eine Spur von Frau Melina's Empfindsamkeit, von ihrer immer etwas an das Be= dantische streifenden Gefühlsweise, ober an ihrer bürgerlichen Ernsthaftigkeit in Behandlung des Lebens. Sie ist nicht der dunkle Falter, "der nach Flammentod sich sehnet", sondern der bunte Schmetterling, der aus jeder Blüthe begierig den Honig saugt und um jede Blume gaukelnd sich in ihrem Thaue babet. Sie ift der freie und seiner Freiheit vollbewußte, das Leben souverain beherrschende, Sich keinem Gesetze, wohl aber alle Gesetze Sich unterwerfende, personisizirte und Fleisch gewordene Trieb des Lebensgenusses. Sie vereint die Naivität und Un= befangenheit eines Wilden mit der Klugheit und List eines solchen; die Begriffe Gut und Bose, Sittlich und Unsittlich

sind für sie so gut wie nicht vorhanden; und wenn der geneigte Leser nicht zu der zahlreichen Klasse derzenigen gehört, welche der Sänger des Divans als "Schiefohren" bezeichnet hat, so wird er es verstehen, wenn ich von dieser Philine zu sagen wage, daß man sie tropalledem in gewissem Sinne unschuldig wie ein Kind nennen darf.

Philine ist ohne Frage eine der originellsten Gestalten, die jemals ein Dichter in's Leben zu rufen unternommen hat. Sie ist das höchste aller Wagnisse, das selbst ein Goethe, und nur er allein, seiner Kunst zumuthen durfte, und nicht minder gemagt ift es für den Erklärer, über diese Schöpfung des Meisters zu reden. Denn wir haben dabei zunächst völlig abzusehen von allen benjenigen Einwendungen, welche Moral und conventionelle Sittlichkeit gegen eine Gestalt wie diese erheben können und erhoben haben. Beide haben aber bei ber Beurtheilung Phi= linen's ebensowenig etwas zu schaffen, wie bei der Charakteristik eines Fallstaff, mit bessen Wesen — wenn man von dem Unterschiede ber Zeit und des Geschlechts absieht — das ihrige in gewisser Beziehung eine Art von Berwandtschaft zeigt. energischer Lebenswahrheit übertrifft sie fragelos alle weiblichen Gestalten der Dichtung. Man kann behaupten, daß Goethe die Realität und Wirklichkeit des Lebens in keiner der von ihm geschaffenen weiblichen Figuren und Charaktere mit solcher Rühnheit auszuprägen gewagt hat; und wer für den eigenen Herzschlag des Dichters hinreichendes Gefühl besitzt, darf zu dieser Behauptung noch die zweite hinzufügen: daß bei keiner von allen das künstlerische Interesse ihres Schöpfers so vor= zugsweise betheiligt erscheint, als gerade bei diesem Kinde der "so lieben Gunde"*), bei dieser Hohenpriesterin des kummer=

^{*)} Der Ausbruck gehört Charlotten von Stein, ber Geliebten Goethe's.

losen reuelosen Leichtsinns, von der das heitre Wort des Dichters gelten darf:

"Was nennst Du benn Sünde?" — Wie Jedermann, Wo ich sinde, Daß man's nicht lassen kann.

Freilich, wer den Maaßstab des bürgerlichen Lebens und seiner Moralgesetze an das Werk des Dichters legen, wer den Gestalten schaffenden Dichter in die Schranken des Lehrers dieser Moral bannen will, der thut am Besten, von einem Werke wie der Wilhelm Meister überhaupt sern zu bleiben, in welchem des Dichters Auge der Sonne gleich das ganze Leben der Mensche heit beleuchtet, und sein zur Schönheit verklärendes Licht über Böse und Gute scheinen, den Thau seiner Milde über "Gerechte und Ungerechte" ohne Unterschied niederregnen läßt. Denn der wahre Dichter sieht die Welt, und die Menschen und Dinge in ihr, "mit dem Auge Gottes".

Poetische Reinigung der gemeinen Wirklichkeit durch die verklärende Kraft der frei schöpferischen Schönheit — das allein, nicht die abschreibende Nachahmung der Realität, ist die Aufsgabe der wahren und ächten Dichtung, die um so vollkommner gelöst werden wird, je erfolgreicher der Dichter selbst diese Arbeit der Reinigung und Verklärung zur Schönheit an seinem eigenen Ich zu vollziehen gewußt hat. Darum durste der Dichter des Wilhelm Meister es unternehmen, in dem idealen Lebensspiegel seiner Dichtung die Schönheit auch da siegreich aufzuzeigen, wo die Wirklichkeit des Lebens dieselbe dem geswöhnlichen Blicke vielsach verdunkelt und entstellt, und nur dem durch alle Trübe auf den innern Kern durchdringenden seherischen Auge des Künstlers wahrnehmbar ausweist. Er ist

der wahre "Mahadöh, der Herr der Erde", der sich herabläßt, "hier zu wohnen", weil er Menschen menschlich sehen nunß, und der selbst noch in dem verlorenen Kinde der Freude, in der Bajadere mit gemalten Wangen, "lächelnd, mit Freuden durch tieses Berderben ein menschliches Herz" sieht. In diesem Sinne hat auch der Dichter selbst von sich gesagt:

"Weltverwirrung zu betrachten, Herzensirrung zu beachten, Dazu war der Freund berufen! Schaute von den vielen Stufen Unfres Phramidenlebens Biel umher, und nicht vergebens."

Nicht vergebens! Wenn kein anderes Zeugniß dafür vorhanden wäre, so würde dies einzige Werk allein genügen, die Wahrheit dieses stolz bescheidenen Wortes zu erhärten, dies Kunstwert, von dem des Dichters großer Freund bewundernd ausruft: "Ruhig und tief, klar und doch unbegreiflich wie die Natur, so wirkt es und so steht es da, und Alles, auch das kleinste Nebenwerk zeigt die schöne Gleichheit des Gemuths, aus welchem Alles geflossen ist" *). Der Dichter bes Wilhelm Meister kann mit dem Worte jenes Alten von sich sagen: "Ich bin ein Mensch, nichts Menschliches ist mir fremb!" Menschen, die er geschaffen, stehen offen und durchsichtig vor uns, wir können ihnen bis in's Innerste ihres Herzens hinein= sehen. Sie sind wie sie sind, weil sie sind. Philine thut und spricht sehr bedenkliche Sachen, Laertes sagt von sich die wider= wärtigsten Erfahrungen aus und bekennt sich zu den leicht= fertigsten Grundsätzen, Serlo ist nichts weniger als sittenstreng in seinem Leben und seinen Ansichten, und Marianen's alte

^{*)} Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. I, Rr. 180. S. 163.

Barbara bekennt sich zu Maximen, vor denen selbst den milden Wilhelm eine Art von Schauder überläuft. Aber all' das Thun und Reden dieser Menschen — warum erfüllt es uns nicht, wie es in der lebendigen Wirklichkeit geschehen würde, mit Wiberwillen, Abneigung und Ekel vor ihnen? Darum nicht, weil es gleichsam abgedämpft und abgeklärt erscheint durch den mit dem Auge Gottes sehenden Dichter, deffen Geist in seiner ruhigen Milbe das lichte, befänftigende Medium ist, durch welches wir jene Gestalten erblicken; weil es "ber Dichtung Schleier" ist, ben ber Dichter "aus der Hand der Wahrheit" empfing, durch dessen mildernde Hille wir die Wirklichkeit er= Mit andern Worten: der Dichter, weil er beständig den ganzen Menschen in der wirklichen Welt vor Augen hat, ist eben beshalb geneigt, sich immer vorwiegend an sein Gutes, an das Ideale zu halten, das derselbe schlummernd in fich trägt, und darüber hinwegzusehen, wenn von dem unsauberen Lebens= wege, den eben dieser Mensch in den ihm augetheilten Lebens= bedingungen zu gehen hatte, auch die Spuren und Schmutsslecke dieses Weges an ihm hangen blieben. Und eben dieses Seben des Guten setzt zugleich schon an und für sich den Glauben an die Ueberwindung und Besiegung, oder doch an die Umwand= lung des Schlechten in ein minder unser Gefühl Beleidigendes voraus, so daß der untergeordnete Trieb, in eine geordnete Bahn gelenkt, noch ersprießlich und fruchtbringend für die Ge= sammtheit wirken mag. Berwendung der vorhandenen indi= viduellen Kräfte zur Schöngestaltung des Ganzen ist ja überhaupt, wie mir scheint, die innerste Anschauungsweise Goethe's, die diesem Werke seinen eigenthümlichen Charakter aufprägt und den Plan erklärt, nach dem er instinctiv bei demselben verfahren ist, weil er seinem ganzen eigenen innersten Besen

zum Grunde lag, den Plan, durch die Kunst des Dichters eine Antwort zu geben auf jene Frage:

"Bie aus bem Birrwarr sich gestaltet Der Tempelbau bes großen Ganzen, Und aus ben grellsten Dissonanzen Sich Sphärenharmonie entfaltet?"

Und diese Antwort — er hat sie gegeben, wenn nicht mit dem Ganzen seines Werks, das, wie der Faust ein Fragment, auch die Spuren seiner zeitlichen Entstehungsweise in so manchen klaffenden Rissen und Spalten an sich trägt, so doch mit den einzelnen Gestalten desselben, die alle, trop der grellen Disso-nanzen, doch in harmonischer Einheit mit sich selber, als ächte Ganze, als Mitrokosmen dastehen.

So auch, und zwar por allen anderen, die Gestalt Philinen's, und es darf sicher als eine erfreuliche Bestätigung des so eben Ausgesprochenen gelten, daß diese Gestalt einem Schiller "so trefflich wohlgefiel", während Jacobi und Seinesgleichen, die, wie Schiller bemertte, "in ben Darftellungen des Dichters nur ihre Ideen suchen und das, was sein foll, höher halten, als das, was ist, an der vollendeten künstlerischen Naturwahrheit dieses Wesens großen Anstoß nahmen*). Sie ist abgerundet in sich und von unzerstörbarer Heiterkeit wie die Götter des alten Epikur, unangefochten von Leidenschaften irgend welcher Art, der reine Selbstgenuß ohne Mühe und Arbeit, unbekummert um die Dinge und Menschen um sie her, außer insofern sie ihr dazu behülflich sind, ihr Lebensideal des Genusses ihrer selbst verwirklichen zu helfen, und vor Allem "leichtlebend" wie die Homerischen Götter: eine Heidin hellenischer Art vom Wirbel bis zur Zehe. Nicht umsonst hat ihr ber Dichter den lieblichen,

^{*)} Briefw. zwischen Schiller und Goethe. I, Br. 54 und 86.

eitern hellenischen Namen verliehen, der ihre Abstammung kführen mag auf einen jener Söhne, die Aphroditen's Lieb-Paris einst mit der schönen Helena gezeugt.

bon ibrer Berfunft, ihrer Rindheit und erften Jugend, frühesten Lebensichidsalen wiffen wir nichts, erfahren wir 1. Während ber Dichter uns bei allen Frauen, burch beren le er ben Lebensgang feines Belben geben läßt, bei Ma-, Fran Melina, Aurelie, ber Gräfin, Therese, Natalie und bei Mignon in Die Borgefchichte berfelben einführt, um ihr Wefen erklärend näher zu bringen, fteht Philine allein Anfang an bor uns ba, als mare fie nicht allmalig geen, fonbern, wie fie es einmal von ben Rinbern municht, fix und fertig "vom Baume geschüttelt". Gleich bei ihrem . Auftreten in dem reizenden Landstädtchen, bas Wilhelm's a zu werden und den mehrere Jahre lang gur Solidität surgerlichen Lebens befehrten jungen Raufmann wieder in Jugenophantafien gurudguführen bestimmt ift, legt ihr einen ihr ganges Wefen bar. Der gange Bauberreig ber inden Ungebundenheit, ber forglofen, nur dem Momente gebenen Leichtfertigfeit bes frei burch bie Welt zigeunern-Romödiantendafeins überkommt uns wie ben Selden ber ung bei ihrem Anblid. Gie ift wie eine Berfonifitation Augenblick, fie ift bie Gottin bes Augenblick und ber nblid ift ihr Gott. Ueber ben Augenblid geht ihr Denten Wollen nicht hinaus: fie hat auch gar feine Gedanken, bie geiftreichften Ginfalle; indeg biefe Ginfalle ertlaren Men, ist ihr ichon zu viel. "Ich werbe nicht am Ende gar meine Borte auslegen follen!" ruft fie ungedulbig als Laertes fie fragt, mas fie mit der Behauptung meine, der Geiftliche, der fich bei ber Spazierfahrt zu ihnen gesellt,

"eigentlich nur deshalb das falsche Ansehn eines Bekannten habe, weil er aussieht, wie ein Mensch und nicht wie ein Hans und Kunz". Sie wirft ihre geistreichen Einfälle fort an den ersten Besten, wie sie dem vorübergehenden Bettler ihr Hals= tuch und ihren Hut zuwirft, und wie sie sich gelegentlich auch wohl selber wegwirft. Bei großer Selbstgewißheit und bei einer Clastizität des Geistes, die sich immer schnell wieder auf= rafft, sich in einer neuen Lage es sogleich nach ihrem Bedürfen bequem macht, ist sie ohne alle und jede Selbstachtung und völlig unbekümmert um den nächsten Tag. Ja, alle Folge= richtigkeit ist ihr zuwider und beharrlich ist sie nur in der Freude am Wechsel. Liebe, Treue, Leidenschaft sind Dinge, die sie nur vom Hörensagen kennt, nur als Schein auf ben Brettern an ihrem Orte findet, wo sie mit dem Fallen des Borhangs enden. Sie hat nur zärtliche Aufwallungen und phantastische Gelüste, und selbst ihre Sinnlichkeit ift nicht heiß und berauschend, sondern leicht und flüchtig wie Champagnerschaum, das Kind der Laune und des Moments, des günstigen Augenblicks.

Unter den Gestalten, welche die griechische Plastik auf der Höhe des hellenischen Geisteslebens erschuf, war eine der letzten jener "Kairos" des Lysippos, des Bildners Alexander's des Großen, mit dem der geniale Künstler "den günstigen Augensblick" zu personisiziren unternahm*). Eine zarte Jünglingssgestalt, halb Knabe halb Jüngling, stand sie mit den Spitzen der geslügelten Füße auf einer Kugel. Reiches Gelock umfaßte Stirn und Wangen, während am Hintersopse das Haar nur eben erst im Austeimen begriffen schien. Denn nur Aug' im Auge, rasch erfassend, kann man den günstigen Augenblick erzgreisen; wer ihn vorüberschweben läßt, vermag ihn nicht mehr

^{*)} S. Torso. Th. II, S. 50 — 52.

ickzuziehen, benn raftlos beweglich, wie die rollende Rugel, der die liebliche Gestalt mehr schwebt als ruhet, entrinnt Moment, dessen verlodende Schönheit und Flüchtigkeit zusch diese erste aller hellenischen Allegoriebildungen so tief isch darstellte.

Diefer "Rairos", diefer Gott bes Augenblicks und feiner ift ift die einzige Gottheit, welche Philine verehrt, und fo n wir fie benn auch rafch entschloffen, bie Stirnlode ber egenheit zu faffen, als Wilhelm in ihren Gefichtstreis tritt. weilen wir hier einen Augenblid, um uns bie fittliche Bebeberfaffung bes Belben in Diefem Momente gu vergegentigen, bie gur richtigen Burdigung feines Benehmens und haltens nicht nur Philinen, sondern auch den andern Frauenalten ber Dichtung gegenüber, von künstlerischer Wichtigkeit Es ift nämlich ein Meifterzug bes Dichters, daß er feinen helm, den er in so mannigfache Berührungen mit den verbenften Frauen bringen will, mit ber noch immer lebhaft hm fortwirkenden Erinnerung an eine gerftorte Bergensverung, und jugleich mit gefättigter Sinnlichteit ber erften endglut, in ben Beginn bes Romans eintreten läßt. Diefe nüthsverfassung macht ihn ber Theilnahme an Frauen ohne ne leidenschaftliche Begehrlichkeit fabig, und giebt ihm auh bei allem Schwunge der Jugend eine gewisse Art von hternheit und Mäßigkeit, welche die Frauen theils reigt und eht, theils fie, wie g. B. die Grafin, ficher macht, und ibm · alle eine gewisse Ueberlegenheit giebt, die er sonft, seiner ur nach, nicht besiten murbe. hiermit gewinnen wir guh die Ginsicht in die Mnftlerische Bedeutung der Liebesepische erften Buchs für bas Gange ber Romposition.

Andererseits beruht ein guter Theil der Anziehungsfraft,

welche wir Bilhelm auf alle Francu, mit benen ihn ber Dubter znjammenitihrt, ausüben feben, auf feiner wohlanständigen Bürgerlichteit umd auf feiner einfachen Shelichteit, welche Alles, jelbit den Scherz, ernührit nimmt. Beder den Schmipielerinnen noch den vernehmen France ift ein ielcher Mann beiber begegnet. Er git trot feiner bin- und bermandernden Reigung eigentlich beständig, das beist, er glaubt immer, dere Andwellungen fest halten ju tonnen, und es festigt fich auch Alles an ibm. Er belädt nich mit Mignen und dem Bariner, eine Beit lang foger mit bem Anaben Friedrich; er würfcht, Dariane folle Mutter werben, unt es verlangt ibn, fich als Bater ihres Kindes fühlen zu fonnen; er hat - wie vom Mittler - jo noch ein Stüd von einem handveter in fich, und bei Allem, was er thut und unternimmt, wird man boch ben Gedanken micht los, daß er auf felidem Grund und Boben burgerlicher Pflicht und Arbeit erwachsen ift, daß er gelernt bat, das Soll und das haben priichen geraden Einien regelrecht gegeneinander abzumägen. Er vi ehrlicher, beffer, reiner, glaubensvoller an die eigene unt fremde Empfindung, als alle anderen Männer in dem Berte; ne überichen ihn Alle — aber dafür lieben ihn die Francu. Ben Leuchtnun und Eigenfucht ift feine Aber in ihm; und darum eben int ber Eindemst um jo flärler, den der Aublid des jum Ideal erhobenen Leichtfund und des Egoisums in feiner noirsten Geftalt bei der Befanntschaft mit Philimen auf ihn macht. Gleich bie Art und Beise, wie fich diese Bekanntichaft einleitet, ist charafteriftisch für Philinen's Beien. Gie fommt ihr eben in den Beg als eine bonne fortune, und obishon sie an lacries und dem verliebten Anaben Friedrich bereits Gesellichaft hat, so ift fie bach inglench bestissen, dieselbe durch den Blumen taufenden neuen Antonn-

ling, der eben erst von seinem Pferde gestiegen ist, zu ver= Das artige Abenteuer, das sie heiter geschickt einzuleiten weiß, beschäftigt Wilhelm's Phantasie, und seine ganze Stimmung ift danach angethan, bemfelben sofort weitere Folge zu geben. Es ist der erste Schritt, den er mit dieser Gebirgs= reise nach drei Jahren dumpf gedrückten Daseins aus dem du= steren Comtoir in die freie, offne Welt und Natur hinaus Erheitert durch die frische Luft und Bewegung, gethan hat. verjüngt durch den Anblick der herrlichen Natur, poetisch ange= regt durch die daraus hervorgehende erhöhte Stimmung sowie durch die Schauspielaufführung der Fabrikarbeiter zu Hochdorf, und schließlich durch Geschäftsverdrießlichkeiten und Reisebeschwerden, die er zu erdulden gehabt, sich zu ausruhender Er= holung berechtigt fühlend, ist er ganz in der Verfassung, auf das Abenteuer seiner neuen Bekanntschaft mit Philine und Laertes bereitwillig einzugehen.

Wer an einem schlagenden Beispiele ersahren will, was unter dem vielgebrauchten und gemißbrauchten Ausdrucke "idealisiren" denn eigentlich zu verstehen sei, dem rathen wir, das vierte dis zwölfte Kapitel des zweiten Buchs von Wilhelm Meister zu lesen, das den Ausenthalt Wilhelm's in der kleinen Landstadt und sein Zusammentressen und sein Leben mit Phisline und Laertes und den sich weiter ansindenden Schauspielern und streisenden Künstlern schildert. Ein junger Handlungsreissender, der mit einer koketten müßigen Schauspielerin und ihren Genossen eine Bekanntschaft anknüpft, die ihn von dem ihm aufgetragenen Geschäfte abzieht und ihn sein Geld und seine Zeit verzetteln und verschwenden macht, — kann es etwas Alltäglicheres und Prosaischeres geben, als die Realität eines solchen Begegnisses? Und doch — welch ein Zauber von Poesie

}

umwebt die Form, in welcher durch die Kunst des Dichters dieser so einfache Vorgang vor uns erscheint! Welche Anmuth. welche herzgewinnende Schönheit liegt über diesem Gemälde ber einfachsten Wirklichkeit und über diefen Gestalten der Menschen, von Philine und Laertes an bis zu den vagabundirenden Springern und Seiltänzern und dem bettelnden Barfenspieler hinab, verbreitet! Wer wünscht sich nicht heimlich, die vom Dichter ge= schilberten Tage in dieser Gesellschaft verleben, an ihren heiteren Fahrten und Bergnügungen Theil nehmen und vor Allem Wil= helm's Stelle bei der reizenden Philine in einem jener Momente vertreten zu können, in benen sie ben ganzen Zauber ihrer ewig heiteren Laune, ihrer stets gleichen und doch immer neuen liebens= würdigen Leichtfertigkeit wie ein leise fesselndes Band um den Freund zu schlingen weiß! Das ist die Wirkung der ideali= strenden Kraft des Dichters, deffen Geistessonne der himm= lischen gleich, nicht bes Meeres, nicht bes tiefen weithin gestreckten See's bedarf, um ihren Glanz in ihnen wiederspiegeln zu lassen, sondern die ihre Lichtzauber ebenso zeigt an der kleinsten Wassersläche, welche ber Regen in dem Schmute der Heerstraße zurüdließ.

2.

Der Dichter des Wilhelm Meister ist bekanntlich bis zur Kargheit sparsam in der Schilderung des Aeußeren seiner Gestalten. Wo er sich überhaupt auf das Aeußere einläßt, gesschieht es meist nur in ganz kurzen Andeutungen, und Leser moderner Romane, in denen uns die Helden von der Haarsfrisur bis zum Lackstiefel beschrieben und die Reize der Hels dinnen in noch größerer Ausführlichkeit nach Körperbildung

und Toilette ausgemalt werden, mögen nach etwas auch nur entfernt Aehnlichem in dem ganzen Roman Goethe's vergebens suchen.

Selbst bei Philinen muffen wir uns die Andentungen, mit denen der Dichter die Phantasie seiner Leser zur Thätigkeit und Erweckung einer Borftellung ihrer äußeren Erscheinung anzu= regen gesucht hat, aus sehr verschiedenen Stellen zusammen= tragen, obgleich er bei diefer Gestalt ausnahmsweise die Roth= wendigkeit solcher Andeutungen selbst empfunden und ihr des= halb Folge gegeben zu haben scheint. Während sie aus dem Fenster ihres Gasthauses den ankommenden Wilhelm neugierig betrachtend mustert, erscheint sie bemselben als "ein wohlgebil= detes Frauenzimmer", und er kann ungeachtet der Entfernung bemerken, "daß eine angenehme Beiterkeit ihr Gesicht belebt". Der Hufschlag, der die Ankunft eines Reiters verkündet, hat sie — für die in der Langeweile der kleinen Stadt selbst das Eintreffen eines fremden Gasthofgastes ein Ereigniß ist von ihrer Morgentoilette gelockt; das beweisen "ihre blonden Haare, die nachlässig aufgelöst um ihren Nacken fallen, mäh= rend sie sich nach dem Fremden zum Fenster hinauslehnend umsieht". Philine hat blaue Augen und ist blond; wir müßten sie uns ihrem ganzen Wesen nach als Blondine denken, auch wenn der Dichter nicht ausdrücklich und wiederholt auf die Fülle ihres langen blonden Haares aufmerksam gemacht hätte, die nicht blos Wilhelm sondern auch Serlo so reizend finden*). Als Brünette wäre dieses luftige, lichthelle, ewig lachende, som= merliche Wesen gar nicht zu benken. Selbst eine gewisse Unregelmäßigkeit ihrer Gesichtszüge erhöht nur noch ihren Reiz. Aurelie, der Trauermantel, hat freilich keinen Sinn für den=

からなっている アイヤース・アイト

^{*)} S. Buch II, Rap. 4 zu Anf.; V, 5 zn Enbe; V, 9.

selben und keine Reigung für den bunten Falter. "Bie sie mir zuwider ist! recht meinem inneren Wesen zuwider bis auf die kleinsten Zufälligkeiten!" ruft sie einmal gegen Wilhelm aus. "Die rechte braune Augenwimper bei den blonden Haaren, die der Bruder (Serlo) so reizend findet, mag ich gar nicht ansehen, und bie Schramme auf der Stirn hat mir so was Widriges, so was Niedriges, daß ich immer zehn Sch itte von ihr zurücktreten möchte. Sie erzählte neulich als einen Scherz, ihr Bater habe ihr in der Kindheit einmal einen Teller an den Ropf geworfen, bavon sie noch das Zeichen trage. Wohl ist sie recht an Augen und Stirn gezeichnet, daß man sich vor ihr hüten möge!" Also ber dunkle Nachtschmetterling über den goldhellen Sommerfalter. — Aber Aurelien's Predigen hilfts nichts bei Wilhelm, der, wie alle anderen Männer, diese Dinge mit ganz anderen Augen ansieht. Mehr klein als groß, eine kindlich feine zierliche Gestalt, mit "ben niedlichsten Füßchen von ber Belt", benen die kleinen Stelzpantöffelchen nur allzugut stehen, "eine schwarze Mantille über ein weißes Negligee geworfen, das eben, weil es nicht ganz reinlich war, ihr ein häusliches und bequemes Ansehen gab", so tritt sie Wilhelmen bei seinem ersten Besuche entgegen, und bas Strid= zeug, das sie gelegentlich zur Hand nimmt, weniger der Be= schäftigung wegen als um ihre feinen Hände und zierlichen Finger zu zeigen, vollendet den Eindruck des häuslich Behag= Im Gegensate zu ihren Bühnengenossen, zu Elmire und anderen, mäßig im Essen und Trinken und selbst im Genusse von Näschereien, erhielt ihr Wesen dadurch einen neuen Schein von Liebenswürdigkeit, daß sie gleichsam nur von der Luft lebte, sehr wenig af und nur den Schaum eines Champagnerglases mit der größten Zierlichkeit wegschlürfte"*). Am lieblichsten ist ihre Erscheinung im Freien, auf dem grünen Tanzplane, wo sie sich als die anmuthigste Tänzerin erweist, und ein Maler, der es unternehmen wollte, uns ihr Bild zu malen, müßte dazu den Moment im vierten Kapitel des zweiten Buchs mählen, wo sie an dem sonnigen Sommernachmittage in dem hohen baumbeschatteten Grase sitzend den zweiten Kranz flicht, während sie den vollen ersten sich selbst auf das Haupt gedrückt hat. "Sie sah unglaublich reizend aus!" mit diesen wenigen Worten schilbert der Dichter den Eindruck des in ihrer Erscheinung gleichsam personisizirten sonnigen Sommernachmittags. "Das gefährliche", "das leicht= fertige", das "verwegene Mädchen", "die zierliche Sünderin", "die frevelhaften Reize Philinen's" — das sind die Aus= drude, mit denen wir sie von ihrem Schöpfer wiederholt be= "Es läßt sich leider nur zu gut einsehen", zeichnet finden. meint der Dichter, "wie gefährlich Wilhelmen bei der Lage seines Innern, in welcher ihre Begegnung ihn antrifft, ein solches Wesen werden mußte" **), - und wir meinen es mit ihm.

Natürlich ist Philine in dem Roman, welchen sie mit Wilshelm sofort nach ihrem ersten Begegnen anspinnt, die Hauptsperson, weil sie die vorzugsweise handelnde ist. Die ganze Art wie sie ihn empfängt, die verführerische Anmuth, welche sie in der Frisirscene, die geistreiche Heiterkeit, welche sie bei der ersten Spazierfahrt entwickelt und bei der Rücksahrt bis zur drolligsten Ausgelassenheit steigert, die kleine Enttäuschung, die sie ihm am folgenden Tage durch ihre Wortbrüchigkeit bereitet, und mit der sie sein Berlangen nach ihrer Gesellschaft nur noch

^{*)} S. Buch V, Kap. 16.

^{**)} S. Buch II, Kap. 5. Buch II, Kap. 10. Buch III, Kap. 4.

steigert, die liebenswürdig offene Roketterie, mit der sie sodann die Gunft ihrer Kränze und ihres Kusses zwischen Laertes und Wilhelm vertheilt — das Alles ist ganz dazu angethan, den Ankömmling zu bezaubern, um so mehr, da dies Alles ohne eigentlichen Plan, ohne Berechnung geschieht. Denn nichts ist diesem Wesen fremder als Berechnung und Konsequenz, oder gar heuchlerische Verstellung. Ihre einzige Konsequenz besteht darin, daß sie ihrem Charakter treu bleibt; dieser Charakter aber ist die Inkonsequenz, die Unberechenbarkeit ihres Thuns und Handelns. Der Mann, der sie am besten kennt, Laertes, sagt von ihr: "Wenn sie sich etwas vornimmt oder Jemanden etwas verspricht, so geschieht es nur unter der stillschweigenden Bedingung, daß es ihr auch bequem sein werde, den Borsat auszuführen ober ihr Versprechen zu halten. Sie verschenkt gerne, aber man muß immer bereit sein, ihr das Geschenkte wiederzugeben." Sie ist das richtige Rind, mit allen seinen Launen und seinem offenherzigen Egoismus, mit all' seiner auf den Augenblick gestellten konsequenten Inkonsequenz. liebt sie gerade deswegen, "weil sie keine Heuchlerin ist"; er ist ihr Freund, weil sie ihm das Geschlecht, das er zu hassen so viel Ursache hat, so rein darstellt. Sie ist ihm, wie er be= fennt, "die mahre Eva, die Stammmutter des weiblichen Ge= schlechts; so sind alle, nur wollen sie es nicht Wort haben!" Aller Ernst, jedes tiefere Eingehen auf einen Gegenstand ist ihrer Natur zuwider; "Lagt mir den Staat und die Staats= leute weg", ruft sie aus, als zwischen Wilhelm und Laertes ein Gespräch darüber auf's Tapet kommt, wie der Staat immer nur zu verbieten, zu hindern und abzulehnen, selten aber zu gebieten, zu befördern und zu belohnen wisse; "ich kann mir sie nicht anders als in Peruden vorstellen, und eine Perude, es mag wer da will, erregt in meinen Fingern eine ewegung, ich möchte sie gleich dem ehrwürdigen rnehmen, in der Stube herumspringen und den ichen." Ob Wilhelm wohl ahnet, daß auch er lugen der reizenden Schaltin eine Perlide aufhat, icht eher ruhen wird, dis sie ihm diese Perlide gen Jugendstrenge gelegentlich vom Haupte ge- wird?

ftrebenber ift ihrem Befen, gang im Gegenfate a, jede empfindsame Naturichwärmerei, wie überflektirende Bergliebern bes Bergnügens. Es ift t, fich bas Bergnugen vorrechnen zu laffen, bas "Wenn icon Wetter ift, geht man fpazieren, , wenn aufgespielt wirb. Wer mag aber nur, t an die Musit, wer au's schöne Wetter benten? tereffirt uns, nicht bie Bioline, und in ein Baar Augen feben thut einem Baar blauen Augen" me Angen - "gar zu wohl. Bas follen bagegen Brunnen und alte morsche Linden!" Mber bei eigung gegen ernfte Befprache weiß fie boch auf reffen, fobald es ihr pagt, tlug einzugeben, benn m Grabe geiftreich, und ihre Ginfalle und Bee Urtheile und Schlagworte, die fie gelegentlich, nen Werth darauf zu legen, hinwirft, find wie brudeweife immer von treffenber Rraft.

tniß zu Wilhelm durchläuft verschiedene Phafen. unmuthigste derselben umfaßt die Zeit, die Wils undstädtchen zubringt, mährend beren sich allmälig Schauspieler-Gesellschaft unter Melina's Direktion, die zweite den Aufenthalt im Grasenschlosse; die dritte den abentenerlichen Zug der wandernden Gesellschaft, bei welchem dieselbe überfallen und ausgeplündert wird und Wilhelm schwer verwundet in der Obsorge Philinen's verweilt; die vierte und letzte endlich das Wiedersinden Beider bei Serlo bis zu dem räthselhaften Berschwinden Philinen's mit dem jungen Offizier, in welchem der getäuschte Wilhelm seine verlorene Mariane zu erkennen glaubt.

In der ersten dieser Perioden ift Wilhelm bezaubert von der nixenhaften Anmuth ihrer Erscheinung, und er überläßt sich diesem Eindrucke mit jenem Sicherheitsgefühle, das aus der nahen Erinnerung an seine erste unglückliche Liebe entspringt. Seit ihm ein grausames Geschick seine Mariane von der Seite gerissen, hatte er sich das Gelübde abgelegt, "das treulose Geschlecht zu meiben, seine Schmerzen, seine Reigung, seine füßen Wünsche in seinem Busen zu verschließen", und die Ge= wissenhaftigkeit, mit der er bisher das Gelübde beobachtet hat, kommt der verführerischen Schönen und ihren Anschlägen auf sein Herz gar sehr zu Hülfe. "Er ging, sagt der Dichter, wieder von dem ersten Jugendnebel begleitet umber, seine Augen faßten jeden reizenden Gegenstand mit Freuden auf, und nie war sein Urtheil über eine liebenswürdige Gestalt schonender gewesen." Naturlich! er hat ja einer Mariane in seinem Herzen verziehen, warum soll er streng sein gegen die Leichtfertigkeit, die in Philinen mit so viel Liebenswürdigkeit gepaart ist, und bei der es ihm wohl wird, wie ihm lange nicht gewesen? Ihre sorglose Fröhlichkeit hat etwas Ansteckendes und ihr bloßer Morgen= gruß vermag ihn nach widerwärtigen Eindrücken sogleich wieder in einen heiteren Zustand zu versetzen*). Selbst das Zwischen= treten Madame Melina's und ihrer Eifersucht vermag Philinen's

^{*)} S. Buch II, Kap. 11.

Berhaltniß ju ihm nicht ju traben, benn Philine tennt feine Giferfucht und ift fich obenein ihrer Ueberlegenheit über bie Nebenbuhlerin nur allzugut bewußt. Wie ihr die Cifersucht fremb ift, fo auch jedes Gefühl bes Saffes. Was ihr zuwider ift, begnügt fie fich jum "Besten ju haben", und dies Bergnügen ist für sie nicht viel geringer, als bas Lieben felbst. ihre Borliebe fur ben alten Bolterer, ben Bedanten mit ber fteifen Berude, beffen Biedererscheinen fie mit fo viel Freude begrüßt*). An Frau Melina und ihrer Begeisterungsüberschwänglichkeit nimmt fie benn auch gleich ihre Revanche bei bem Bunichfeste, mit bem bie Borlefung bes nationalen Ritterfcaufpiels gefeiert wird, indem fle, ziemlich nuchtern bleibend, die Uebrigen "mit Schabenfreude zu Lärm reizt und das Fest zum Bacchanal ausarten macht". Als barauf Melina's zubringliche Anforderungen und beleidigende Borwarfe Bilbelmen halbwegs zu dem Entschlusse bringen, seinen Aufenthalt abzubrechen, ift es wieder Philine, Die ihn mit ihren Liebkofungen gurudguhalten weiß. Die Scene, in welcher bies gefchieht, jene · Nachmittagsscene auf der steinernen Bant vor dem Thore des Gafthofs, in welcher ihn das verwegene Madden zwingt, vor ben Augen ber Leute bie Rolle bes von feiner jungen Fran geliebkoften geduldigen Chemanns zu fpielen, ift eine ber reizend= ften diefer Episode. 208 ibn am Ende berfelben Bhiline für "einen rechten Stod" und fich flir eine Thorin erklart, daß fie fo viel Freundlichkeit an ihn verschwende, ift fie jedoch über feinen Buftand, wie uns ber Dichter alsbald verrath, febr im Jrrthum. Denn trot bes "Wiberwillens", ben ihr Betragen in ihm, wie er fich einbilbet, erregt hat, feben wir ihn boch, "ohne recht zu miffen, marum", fich von ber Bant erheben,

^{*)} Виф И, Кар. 7.

um ihr nach in's Haus zu geben, und so ungern sieht er sich bei diesem Gange von dem abbittenden Melina aufgehalten, so sehr zieht ihn in diesem Augenblicke eine unwiderstehliche Reigung zu der reizenden Verführerin hinüber, daß er mit einer überraschten Zerstreuung und eilfertigen Gutmuthigkeit bem schlauen Bittsteller jenes bedeutende Darlehn gewährt, gegen das er sich bisher so lange gesträubt hatte. Aber — er hat die Stirnlode der Göttin Gelegenheit zu faffen verfäumt, und in dem Augenblicke, wo er sie ergreifen möchte, ist sie ihm ent= schwunden. Das Wiedererscheinen Friedrich's tritt zwischen ihn und den Gegenstand seiner geheimen Bunsche und erfüllt ihn mit einem Gefühle der Eifersucht und des Unbehagens, der= gleichen er in seinem Leben nicht empfunden hatte, und das Auftreten des gräflichen Stallmeisters, an dem Philine sofort eine neue Eroberung macht, steigert das Widerwärtige seines Empfindens.

Philine ist gerächt, aber sie ist weit davon entfernt, über den beiden neuen Liebhabern den bisherigen Gegenstand ihrer Neigung aufzugeben, obschon dieser sie "keines Blickes würdigt". Das gräsliche Paar erscheint, und sogleich weiß sich der Schalt nicht nur bei der Gräsin durch ihr ehrsurchtsvolles Behaben, ihr frommes Gesicht und ihre demüthigen Geberden in Gunst zu setzen, sondern zugleich auch Wilhelmen, den sie ohne weiteres als passenden ersten Liebhaber der Truppe bezeichnet hat, zu bewegen, sich derselben von ihr vorstellen zu lassen. Die Gräsin ist jung, schön, liebenswürdig und vor allem eine vornehme Erscheinung. Wilhelm ist doppelt gefangen. Statt, wie er kurz zuvor sest beschlossen hatte, abzureisen, wird er Mitglied der Gesellschaft. Philinen's Wunsch, ihn in ihrer Nähe zu behalten, ist erfüllt.

ährend fich im Grafenschloffe Wilhelm's Roman mit ber t, begunftigt durch Philine und die Baroneffe, diefe raffi-Philine ber vornehmen Gefellschaft, allmälig anspinnt, 3hiline felbst für ihn eine Beit lang in ben hintergrund, ie verliert ihn barum nicht aus den Angen. Schon vor šinzuge in bas Schloß hat sie sich bort in der Gräfin n dem Stallmeifter zwei Befchuter gefichert, und ber befreit fie benn auch fogleich aus ber schlimmen Lage, cher fie fich mit den Uebrigen bei ihrer Ankunft befindet, ald fühlt fie fich wieder gang in ihrem Elemente. Sier telt fie nicht sowohl auf der Bühne als vielmehr im felbft ihre Schauspielernatur. Als eigentliche Schauin lernen wir sie überhaupt nirgends kennen, wir erfahren baß fie bie Rammermadchen, wie Laertes bie Liebhaber, Sie ift Schauspielerin geworden, weil dies Dafein die magefte Erifteng mar. Das Berhaltnig ber burgerlichen schaft zu ben Komödianten ber Zeit, in welcher unfre ing fpielt, begunftigte bie feffellofe Freiheit, welche Phi= rstrebte, und gab Naturen, wie sie es war, den Muth e Möglichkeit, fich gang und völlig auszuleben; umfomehr, 3 nur allzuviel Gelegenheit fand, mahrzunehmen, wie es e Ehrbarkeit der bürgerlichen Gefellschaft beschaffen mar, lcher sich die Laertes und Narzisse so zahlreicher geheimer istigungen von Seiten biefer felben Gefellichaft zu erfreuen Sie ift als Schauspielerin nicht ohne Talent. heit, Raivität und Schicklichkeit, die sie im Bortragen ausgelaffenen Lieder bewährt, veranlagt Wilhelmen einhr, wenn fie dieselben Gigenschaften auf bem Theater an n Stoffen bewähre, "ben allgemeinen lebhaften Beifall ublifums" zu verbürgen. Aber was ift ihr bas Bublifum! "Es mußte eine recht angenehme Empfindung fein, fich am Gife gu marmen!" Diefe fpottenbe Antwort ift bas Gingige, was sie auf Wilhelm's Ermahnung zu erwidern hat. eben bei einem febonen und felbft für die Bubne gludlichen Talente ohne allen Ernst für ihren Beruf, ohne alle und jebe Jufion auch liber die Kunft, die fie treibt; oder vielmehr, biefe ift für fie eben nur ein beiteres Sandwert, ein nothwenbiges Gefchaft, bas fie nur mit fo viel Aufmerkfamteit verfieht, als unumgänglich nothwendig ift, und fo oft es eben nöthig ift. Ihre eigentliche Runft ift bas Leben. hier macht es ihre natürliche Gabe leichter Nachahmung ihr möglich, alle Rollen gu fpielen, und ihr urfprünglich leichtfertiges Temperament und Betragen allen Lebenslagen anzupaffen. Gie fann bornehm und gefest, fprobe und gurudhaltenb, anftanbig freimuthig und poffenhaft ausgelaffen, bemuthig und übermuthig, turz alles Mögliche fein, nur nicht erhaben. Ihre Ausbruckweise ift immer natürlich, einfach fachlich, ted und berb bis an Cynismus ftreifend, und nur einmal wird ihre Bezeichnung poetisch beim Anblide ber Schönheit bes Anaben Felig. Sie tann fonft Rinber nicht leiben - fie hat bagu felbst zu viel von einem folden in fich und nur bie Schonheit von Marianen's Rinde lagt fie ihre Abneigung überminben.

In dem Grafenschlosse sehen wir sie nun jene Birtuosität der Umwandlung und Bielgestaltigkeit ihres Betragens bewäl Dort geht ihr denn auch Alles vollkommen nach Wunsche. Gräsin, die von der wahren Natur dieses reizenden Irrl keine Ahnung hat, beschenkt und verzieht sie bei jeder Geli heit, und sie bleibt bei derselben Liebeskind dis zum li Augenblicke. Die Baronesse fühlt sich aus anderen Grüzu ihr hingezogen. An zahlreichen neuen Verehrern sehl

cht, und ba fie fich in einem fo reichlichen Clemente iebt es ihr, "auch einmal die Sprobe gu fpielen e geschickte Beife fich in einem gewiffen vornehmen uben". Es ift bas erftemal, bag fie in ber fouten Gesellschaft Bornehmer leben barf, und ihre ibe leichter Nachahmung fest fie in ben Stand, au benuten und fich aus bem Umgange mit ben viel zu merten und anzueignen, als fich für fie ilsbald "voll Lebensart und guten Betragens" gu alt und fein, wie fle war, tannte fie in acht Tagen en bes gangen Saufes, bag, wenn fie abfichtlich en wollen, fie gar leicht ihr Blud murbe gemacht in auch hier bediente fie fich ihres Bortheils nur, eluftigen, um fich einen guten Tag zu machen und ju fein, mo fie mertte, bag es ohne Gefahr gete." Es ift ein Stwas vom bienftbotenhaften Ramn ihrer Ratur, und wiederum etwas vom Gulenrer Reigung, alle Welt zu nasflihren, alle Men-8 Nahrung bes Luftfeuerwerts zu perbrauchen, zu Beben ununterbrochen zu machen bestrebt ift. Selbst Tarungen, die an fie im Schloffe gefcheben, verur bagu, um fpater, nachbem man baffelbe verlaffen, eimen Archive folder Erscheinungen ihren Genoffen, elern, eine tomifcb-bramatifche Borftellung zu geben, ihre Buhörer "vor Lachen und Schabenfreube faum fen".

t gefragt, warum Philine so eifrig beflissen sei, die Gräfin zu Wilhem zu fördern und Beider gegenherung auf alle Weise zu begünstigen? Zunächst Neigung zum mischief, zum Unheilstiften. Die

Gräfin ift jung, schön, liebenswürdig und dabei leeren Herzens an der Seite eines viel älteren, wunderlichen und pedantischen Mannes, der obenein von einer Philine gar keine Notiz nimmt. Dafür muß er bestraft und zugleich ber Gräfin geholfen werben. Daneben ist ihr die Förderung, welche sie der von ihr gleich bei der ersten Begegnung bemerkten Neigung der Gräfin für Wilhelm angedeihen läßt, zugleich ein Mittel, sich in der Gunft derselben festzusetzen; und drittens endlich weiß sie sehr wohl, daß ihr Verfahren der beste Weg ist, ihr den Freund, den sie keineswegs aufzugeben gesonnen ist, wieder näher zu bringen. Der Erfolg beweist, daß ihr Instinkt — denn sie handelt eigentlich immer aus dem Bollen und Ganzen ihrer Natur, ohne reflektirende Ueberlegung — sie ganz richtig geleitet hat. Um Wilhelm ganz sicher zu machen, führt sie vor der Ber= kleidungsscene, die für ihn und die Gräfin so verhängnißvoll werden soll, eine Art von ernsthafter Erklärung zwischen ihr und ihm herbei; denn diese wunderbare Chamaleonsnatur weiß, trot ihrer Abneigung gegen allen und jeden Ernst, doch auch, wenn es sein muß, auf turze Zeit die Maste des Ernstes por= Wilhelm hat der "zierlichen Sünderin" seit dem Abenteuer der steinernen Bank, wie der Dichter uns mit ent= zückender Fronie berichtet, "mit entschiedener Berachtung begegnet" und den festen Entschluß gefaßt, "keine Gemeinschaft mehr mit ihr zu machen"*). Sie wirft ihm jetzt "auf eine angenehme Art sein Betragen vor, mit dem er sie bisher ge= qualt habe". Mit einer gewissen anständigen Freimuthigkeit, in der sie sich auf dem Schlosse geübt hat, weiß sie ihn nicht nur zur Höflichkeit gegen sie zu nöthigen, sondern ihn auch auf's Neue für sich einzunehmen. Sie schilt und beschuldigt

^{*)} S. Buch III, Kap. 3 zu Enbe.

fich selbst, und gesteht, daß sie sonst wohl seine Begegnung verstient habe. Sie macht ihm die aufrichtigste Beschreibung ihres Zustandes, den sie den vorigen nennt, und schließt mit dem Bestenntniß: "daß sie sich selbst verachten müßte, wenn sie nicht fähig wäre, sich zu ändern und sich seiner Freundschaft werth zu machen".

Der gutmüthige Wilhelm ift entwaffnet. Der Dichter macht dabei die Bemerkung: "Er hatte zu wenig Kenntniß der Welt, um zu wissen, daß eben ganz leichtsinnige und der Besserung unfähige Menschen sich oft am lebhaftesten anklagen, ihre Fehler mit großer Freimüthigkeit bekennen und bereuen, obgleich sie nicht die mindeste Kraft in sich haben, von dem Wege zurück= zutreten, auf den eine übermüthige Natur sie hinreißt." wundervoll richtig diese Bemerkung ist, so wenig möchte ich sie doch auf einen Charakter wie Philine passend und anwend= Philine hat nicht die allerentfernteste Neigung, bar finden. von ihrem Wege zurückzutreten, noch weniger den Willen dazu. Ja, sie kann ihn eben ihrer übermüthigen Natur wegen gar nicht haben. Die Person der Bereuenden, die sie jest spielt, ist nichts als eine Rolle, und ich möchte wetten, daß sie sich niemals mehr in ihrer Kraft genießt, als gerade in diesem Augenblicke, wo sie es mit vollem Bewußtsein darauf anlegt, den tugendhaften Wilhelm für seine stockartige Sprödigkeit, die er ihr als steinerner Mann auf der steinernen Bank be= wiesen und an deren Ehrlichkeit die erfahrne Menschenkennerin nie geglaubt hat, dadurch zu bestrafen, daß sie den spröden Tugendhelden in eine Liebesintrigue verstricken hilft, die ihn hart an die Grenzen des Chebruchs führt, und bei der es weder ihre Schuld noch sein Berdienst ist, wenn der keusche Joseph Wilhelm aus derselben mit einem blauen Auge davonkommt. —

Es ist dies einer der Beweise, daß selbst der größte Dichter sich gelegentlich in dem Charakter der Gestalten irren kann, die er doch selber geschaffen hat.

3.

Die bunten aufgeregten Tage bes Schloflebens find vorübergerauscht. Aber bie truben Gebanten über das fonelle Dabinfdwinden der Beit und die Beranderlichteit aller menfchlichen Dinge, benen Laertes nachhangt, find nichts für die ewig beitere Der obe leere Saal, an beffen Fenfter ftebenb Laertes ihr feine triften Betrachtungen mittheilt, erinnert fle gleich baran, wie gut fich's in bem freien Raume tangen lagt, und fingend zieht sie den ernsthaften Freund zu einem Tanze in ben Saal. "Lag und", rief fie, "ba wir ber Beit nicht nachlaufen tonnen, wenn fie porüber ift, fie wenigstens als eine icone Göttin, indem fie bei uns vorübergieht, frohlich und gierlich verehren!" Sie ift in der That die treueste Berehrerin der hellenischen Gottheit, mit ber wir fie oben felbft verglichen. Jest, mo fie auf dem bevorftebenden Wanderzuge der Gefellichaft Wilhelm wieber für fich allein zu haben Aussicht hat, ift ihr ganges Bestreben barauf gerichtet, biefe guuftige Gelegenheit zu benupen. Frau Delina bat fich Wilhelm's Roffer ju Rute gemacht, & Melina fich fogar feines Gelbes bemächtigt, um es ficher Philine bietet feiner Sabe Blat in ihrem Ro und forgt überhaupt auf alle Beife für ben von allen And ausgebeuteten Freund, ber wie Chalespeare's Pring Being, 1 er fich felbst nicht ohne wohlgefälligen Gelbstbetrug insgeh vergleicht, mit ber fehr zweifelhaften Gefellichaft weiter al tenert. Alle Welt ift guter Dinge, benn man hat im Schl

gehalten, und Wilhelm ift es nicht am wenigsten. d offenbar vom Glude begunftigt, benn felbft feine find ihm zu Erfolgen ausgeschlagen. Die Freigebigdlogherrichaft bat feine Raffe gefüllter gemacht, als Tage war, wo er Philinen ben erften Straug überr fieht die Berlegenheit gegenüber feinem väterlichen mfe gludlich beseitigt, er fühlt sich gehoben burch nen und gebildeten Lebenstreife, in benen gu weilen ju fein ihm vergonnt gemefen, burch ben Ermerb, em fünstlerischen Talente zu schulben glaubt, durch ber Großen, die er erfahren, burch die Reigung ber cafin, "von beren Lippen er ein unaussprechliches ch gesogen", burch bie Chatespeare'fche Dichtung ends m ben Ginblid in eine neue Belt eröffnet bat. Durch ebigkeit hat er fich bas Recht erworben, mit feiner ifchen Umgebung auf Bring Barry's Manier umgu-) tommt bald felbft in ben Gefchmad, einige tolle ngugeben und zu befordern. Und Philine? "Sie er Unordnung biefer Lebensart bem fproben Selben en fein guter Benius Sorge tragen moge." gang bezaubert" über bie romantisch bühnenhafte , mit der er fich für die bevorftebende Reife auch inem Chatespeare'ichen Borbilbe anzuähnlichen fucht, hlt fich feiner unschuldigen Gitelfeit nicht Abel bas fie fich feine iconen Baare ausbittet, bie er, um ichen Ideale besto näher zu kommen, unbarmbergig n hat.

ie komödiantische Romantik des abentenerlichen bes Zuges schlägt in die sehr ernsthafte eines Ränbers n, der die ihrer ganzen Habe beraubte Gesellschaft aus allen ihren himmeln und Wilhelm mit zwei tüchtigen Wunden auf's Siechenlager wirft. Hier nun zeigt sich Philine in einer neuen Gestalt, als barmberzige Samariterin. In ihrem Schoofe liegend, ist ihr liebevoll über ihn hingeneigtes Gesicht das Erste, was ihm beim Erwachen aus der Ohnmacht ent= Sie hat in der Eile mit ihrem Halstuch seine Wunden zu verbinden, das Blut mit Schwamm und Moos zu stillen gesucht, und ihm in ihren Armen, so gut sie konnte, ein sanftes Lager bereitet. Sie allein ist mit dem treuen Kinde Mignon bei ihm geblieben, als Alles entfloh, und es ist nicht ganz recht von Wilhelm, daß er bei seinem Erwachen nur für die schöne Gestalt der vornehmen Amazone in dem stattlichen Reitkleide Augen hat und die arme neben derselben stehende Philine als ein niedriges Wesen betrachtet, das sich dieser edlen Natur nicht nahen, noch weniger "die gnädige Dame", beren Hand sie dankend kußt, berühren sollte! Philine läßt sich burch das ekstatische Behaben des Freundes indeß nicht in ihrem Bemühen um den Verwundeten abhalten. Ihre kluge Borsorg= lichkeit hindert ihn, sich in seiner thörichten Großmuth von seinen letten Geldmitteln zu entblößen, indem er die mit den undankbarsten Vorwürfen auf ihn eindringende Gesellschaft ber ausgeraubten Schauspieler befriedigen möchte. Sie bleibt auf ihrem Koffer, der seine Baarschaft enthält, sitzen, klappert mit den Schlüsseln, um die Andern zu ärgern, und knackt Russe auf, um den tobenden und jammernden Genossen ihre souverane Gleichgültigkeit zu bezeugen. Das so eben erfahrene wider= wärtige Begegniß ist ihr eben auch nichts mehr als eine Nuß, wenn auch eine etwas harte. Aber sie hat gute Zähne und der Kern der Nuß ist suß genug, um die Mühe des Aufknackens zu lohnen: es ist die Gelegenheit, den Gegenstand ihrer Neigung

ganz allein für fich zu haben. Der Gott Rairo's bleibt treuen Berehrerin holb.

'n dem Pfarrhause, wo sie fich mit dem vermundeten Freunde artiert, ben fie fibr ihren Gatten auszugeben paffend findet, : bald ebenfo beimifch und befreundet, wie fie es auf bem enschloffe gewesen war. Immer luftig, immer zu ichenken , Jebem nach bem Sinne gu reben miffend und babei boch r thuend, was fie will, ift die Schmeichlerin in kurzer ber Liebling ber gangen Familie. Mur mit Wilhelm bat nfangs einen barten Stand. Er will burchans nicht gu-, bag fie als feine Barterin bei ihm bleibe. Er will feine mblichkeiten gegen fie nicht noch vermehrt feben, ba er . habe, womit er ihr vergelten konne, was fie für ihn n. Er will fie mit einem Gefchente entlaffen, weil ihre nwart ihn mehr beunruhige, als fie glaube. Ihre Erwides auf fein für fie fo wenig ichmeichelhaftes Andringen It ben Schluffel zu ihrem gangen Befen und namentlich er Art ihrer Reigung überhaupt. "Sie lachte ihm in's it." - beißt es - "als er geendigt hatte. Du bift ein , fagte fie, bu wirft nicht tlug werden. Ich weiß beffer, bir gut ift; ich werbe bleiben, ich werbe mich nicht von Stelle rühren. Auf ben Dant ber Manner habe ich niegerechnet, also auch auf beinen nicht; und wenn ich lieb habe, mas geht's bich an?" - Goethe hat bies : ein freches Wort genannt, aber auch jugleich befannt, bies freche Wort ihm recht aus bem innerften Bergen ochen fei". Es ift bie munderbare Anmenbung jenes Spiifchen Sages, bag, wer Gott recht liebe, nicht verlangen , daß biefer ihn wieder liebe, und jugleich bie Formel bes rude, für jene Uneigennftbigfeit in Allem, vorzugeweise

aber in Liebe und Freundschaft, von der der Dichter des Wilhelm Meister in seinen Lebensbekenntnissen sagt, daß sie stets
seine höchste Lust, seine Maxime, seine Ausübung gewesen sei.
Ein Strahl von der Sonne dieser Uneigennünigkeit ist es denn
auch, durch welchen der Dichter eine der liebsten, wenn auch
der gewagtesten seiner Gestalten, die durch ihren Leichtstun so
tausendsachen Auswis gebende Philine verklärt hat. Sie ist nach
dieser Seite hin ein ächtes Kind seines Geistes und Blutes,
Fleisch von seinem Fleisch, Bein von seinem Bein, während der
wahre Grund der Liebe des Dichters zu ihr doch wieder in
dem Gegensate liegt, den ihre vogelsreie Leichtsertigkeit zu seinem Ernste, ihr Leichtsun zu seiner Besonnenheit, ihre unendliche
Genußsucht zu seiner Eutsagungsfähigkeit bilden; denn er selbst
hat es uns gesagt: "Die innigsten Berbindungen solgen immer
nur aus dem Eutgegengesesten".

Philine bleibt und fährt fort, für den geliebten Kranken zu sorgen. Die bei jenem Räuberanfalle gleichfalls verwundete Mignon ist nicht im Stande, sich um den Freund zu bemühen und muß zu ihrem großen Leidwesen den besten Theil der Wartung und Pslege desselben "der angenehmen Sünderin" überlassen, die sich dasür um so thätiger und ausmerksamer erweist. Sie bringt Tag und Racht, ohne ans den Kleidern zu kommen, in seiner Rähe, an seinem Bette zu, und nichts gleicht der anmuthigen Schilderung, welche bei dieser Gelegenheit der Dichter von ihrer Erscheinung entwirft, als Wilhelm eines Morgens beim Erwachen die treue Wärterin eingeschlassen sindet. "Philine, heißt es, lag quer über den vorderen Theil des weitsläuftigen Gasts und Ehrenbettes hingestreckt, welches die Psarererssamisie dem wunden Wanne zum Lager angewiesen hatte.

^{*,} E. Dicht. u. Wachrig., B. XIV. (2h. 26, S. 291. Ansg. lepter hand 1829).

ganz allein für sich zu haben. Der Gott Rairo's bleibt treuen Berehrerin holb.

in bem Pfarrhaufe, mo fie fich mit bem verwundeten Freunde artiert, ben fie filr ihren Gatten auszugeben paffend finbet, : balb ebenfo beimifch und befreundet, wie fie es auf bem enfchloffe gewesen mar. Immer luftig, immer gu fchenken " Jebem nach bem Sinne zu reben wiffend und babei boch r thuend, was fie will, ift bie Schmeichlerin in furzer ber Liebling ber gangen Familie. Rur mit Wilhelm hat nfangs einen harten Stand. Er will burchans nicht gu-, daß fie als feine Barterin bei ihm bleibe. Er will feine indlichkeiten gegen fie nicht noch vermehrt seben, ba er babe, womit er ihr vergelten fonne, was fie für ihn Er will fie mit einem Gefchente entlaffen, weil ihre nwart ihn mehr beunruhige, als fie glaube. Ihre Erwibeauf fein für fie fo wenig ichmeichelhaftes Andringen It ben Schluffel zu ihrem gangen Wefen und namentlich er Art ihrer Neigung überhaupt. "Gie lachte ihm in's it," - heißt es - "als er geenbigt hatte. Du bift ein , sagte fie, bu wirst nicht klug werben. Ich weiß beffer, bir gut ift; ich werde bleiben, ich werbe mich nicht von Stelle rühren. Auf ben Dant ber Danner habe ich niegerechnet, alfo auch auf beinen nicht; und wenn ich lieb habe, mas geht's bich an?" - Goethe hat bies · ein freches Bort genannt, aber auch zugleich befannt, bies freche Wort ihm recht aus bem innerften Bergen ichen fei". Es ift bie munderbare Anmenbung jenes Spiifchen Sages, bag, wer Gott recht liebe, nicht verlangen , bag biefer ihn wieder liebe, und zugleich bie Formel bes rucks, für jene Uneigennützigkeit in Allem, vorzugsweise

aber in Liebe und Freundschaft, von der der Dichter des Wilhelm Meister in seinen Lebensbekenntnissen sagt, daß sie stets
seine höchste Lust, seine Maxime, seine Austidung gewesen sei. Ein Strahl von der Sonne dieser Uneigennützigkeit ist es denn
auch, durch welchen der Dichter eine der liebsten, wenn auch
der gewagtesten seiner Gestalten, die durch ihren Leichtsinn so
tausendsachen Anstoß gebende Philine verklärt hat. Sie ist nach
dieser Seite hin ein ächtes Kind seines Geistes und Blutes,
Fleisch von seinem Fleisch, Bein von seinem Bein, während der
wahre Grund der Liebe des Dichters zu ihr doch wieder in
dem Gegensatze liegt, den ihre vogelsreie Leichtsertigkeit zu seinem
Ernste, ihr Leichtsinn zu seiner Besonnenheit, ihre unendliche
Genußsucht zu seiner Entsagungsfähigkeit bilden; denn er selbst
hat es uns gesagt: "Die innigsten Berbindungen solgen immer
nur aus dem Entgegengesetzten"*).

Philine bleibt und fährt fort, für den geliebten Kranken zu sorgen. Die bei jenem Räuberanfalle gleichfalls verwundete Mignon ist nicht im Stande, sich um den Freund zu bemühen und muß zu ihrem großen Leidwesen den besten Theil der Wartung und Pslege desselben "der angenehmen Sünderin" überlassen, die sich dafür um so thätiger und aufmerksamer ersweist. Sie bringt Tag und Nacht, ohne aus den Kleidern zu kommen, in seiner Nähe, an seinem Bette zu, und nichts gleicht der annuthigen Schilderung, welche bei dieser Gelegenheit der Dichter von ihrer Erscheinung entwirft, als Wilhelm eines Morgens beim Erwachen die treue Wärterin eingeschlasen sindet. "Philine, heißt es, lag quer über den vorderen Theil des weitsläuftigen Gasts und Ehrenbettes hingestreckt, welches die Pfarsrersssamilie dem wunden Manne zum Lager angewiesen hatte.

^{*)} S. Dicht. u. Wahrh., B. XIV. (Th. 26, S. 291. Ausg. letter Hand 1829).

schien auf bem Bette figenb und lefend eingeschlafen zu ein Buch mar ihr aus ber Sand gefallen. Gie mar guund mit bem Ropfe nabe an feine Bruft gefunten, über ich ihre blonden aufgelöften Saare in Wellen ausbreiteten. Unordnung bes Schlafs erhöhte mehr als Runft und Borbre Reize; eine finbifche lachelnbe Rube fcmebte . ihrem Gefichte." Diese findische lächelnde Rube, bas Geficht ber Schlafenben umschwebt, brudt Philinen's n beffer aus, als ein ganger Commentar es zu thun ver-Goethe fagt einmal an einem andern Orte, bag es Anmuth fei, welche uns mit frubzeitiger Schalfheit ver-, wenn bie Jugend ihr Uebergewicht empfinde und benute, findliche Zwede zu erreichen und findische Bedürfniffe zu edigen. Dies ift ber Bauberichleier, welcher Philinen's 'n in feine milbernden Falten bullt. Es ift bie findliche uth, welche ihren Sauptreig bilbet, die felbst bem an fich ermartigen bei ihr feinen verlegenden Stachel nimmt. Bein biefer anmuthigen felbstgemiffen Sicherheit, wie nur ein fie bat, liegt zugleich auch bas unwiderftehlich Beftridenbe Berführerische ihres Wefens, für welches Wilhelm's ganges finden und Berhalten zu ihr ber portrefflichfte Gradmeffer Er fühlt inftinktio bie Gefahr, die ihm von ber "ammun Gunberin" brobt und ber er bisber mur burch eine e glüdlicher Umftanbe entgangen ift, und eben beshalb gt er auf's Neue darauf, daß fie fich entferne. In bem ite, welcher fich barüber zwischen ihnen entspinnt, verläßt um erften Male ihr ungerftorbarer Gleichmuth; indeß nur ge Augenblide und fie ift wieder gang die alte. Aber fie ihm diesmal ben Billen. Des anderen Morgens ift fie reift, ohne Abschieb - Philine nimmt niemals Abschied. "Im Nebenzimmer hatte sie Alles, was ihm gehörte, sehr ordentlich zusammengelegt. Er empfand ihre Abwesenheit; er hatte an ihr eine trene Wärterin, eine muntere Gesellschafterin ver loren, er war nicht mehr gewohnt, allein zu sein." Der Dichter sett indessen hinzu: daß Mignon ihm die Lücke bald wieder austüllte. — Ganz? Hand auf's Herz, wir glauben es nicht.

4.

Philine ist zu Serlo gegangen und hat einstweilen bei dessen Truppe ein Unterkommen gesunden. Hier sindet sie Wilhelm, der nach seiner Genesung denselben Weg genommen hat. Sein erstauntes: "Wie! muß ich Sie hier sehen!" mit welchem er ihren Gruß erwiedert, kann unmöglich ernsthaft gemeint sein, denn er kann unmöglich vergessen haben, daß Philine ja gerade auf sein Anrathen zu Serlo gegangen ist, und wir vermuthen stark, daß eine geheime Freude, der reizenden Schönen wieder zu begegnen, seinem Erstaunen zum Grunde siegt.

Die kluge Philine hat inzwischen nicht versehlt, in der neuen Umgebung bereits ihre Stellung zu nehmen. Sie empfängt den Freund in Gegenwart Serlo's "mit einem bescheidenen, gesetzten Wesen, rühmt Serlo's Güte, der sie ohne ihr Verzbienst, blos in Hoffnung, daß sie sich bilden werde, unter seine trefsliche Truppe ausgenommen habe, und hält ihre Freundlichkeit gegen Wilhelm in den Schranken einer ehrerbietigen Entsernung". Die Verstellung dauert aber nicht länger, als die Anwesenheit Serlo's und seiner Schwester bei ihrem Wiederssehn mit Wilhelm es nöthig macht. Kaum haben sie sich entsernt, so wirst sie auch schon — "nachdem sie erst recht genan an den Thüren gesehen, ob Beide auch gewiß fort seien" — die Maske ab. "Sie hüpfte wie thöricht in der Stube herum,

setzte sich auf die Erde und wollte vor Lachen und Kichern ersticken. Dann sprang sie auf, schmeichelte unserem Freunde und freute sich über alle Maaßen, daß sie so klug gewesen, voraus= zugehen, das Terrain zu rekognosciren und sich einzunisten. Sie giebt ihm Bericht über Aurelie und deren unglückliche Liebe, über Serlo's zahlreiche Attachements, auf deren Liste sie auch bereits steht, und zuletzt über sich selbst, über Philine "die Erz= närrin", wie sie sich in ihrem ausgelassenen Humor selbst nennt. Denn diese Erznärrin ist - sie schwört, daß es mahr, und betheuert, daß es ein rechter Spaß sei — in Wilhelm verliebt! Das ist ihr selber humoristisch. Und wenn nun gar Wilhelm sich, wie sie ihn dringend bittet, in Aurelie verlieben wollte, dann, meint sie, werde die Hetze erst recht angehen. "Sie läuft ihrem Ungetreuen, du ihr, ich dir, und Serlo mir nach. Wenn das nicht eine Lust auf ein halbes Jahr giebt", — ruft sie aus — "so will ich an der ersten Episode sterben, die sich-zu diesem vierfach verschlungenen Romane hinzuwirft." "Eine Lust auf ein halbes Jahr!" das ist eine Ewigkeit für ein Wesen wie Philine, und man kann es begreifen, wie sie bei einer solchen Aussicht förmlich in Wonne schwimmt. Und dazu noch die Lust, alle Welt über sich zu täuschen und zum Besten zu haben, nur den einzigen Wilhelm nicht, bei dem sie dessen, wie sie einsieht, gar nicht bedarf. Ihn in ihrer Nähe zu behalten, ist jett ihr nächster Zweck, und sie ist es denn auch vorzugsweise, die ihn von dem Vorsatze, seine bisherige Gesellschaft zu verlassen, zurück und thatsächlich auf das Theater bringt. Als sie diesen ihren Zweck erreicht sieht, endigt ihr Interesse an Wils helm's fünftlerischen Bestrebungen. Die langen Hamletgespräche, die sie anhören, die ausführlichen Borbereitungen zur Aufführung, an denen sie Theil nehmen muß, sind ihr sträslich langweilig.

"Niemand wird froher sein, als ich", ruft sie aus, "wenn das Stud morgen gespielt ift, so wenig mich meine Rolle brudt. Denn immer und ewig von einer Sache reben hören, wobei doch nichts weiter herauskommt, als eine Theatervorstellung, die wie so viele hundert andere, vergessen werden wird, dazu will meine Geduld nicht hinreichen. Macht doch in Gottesnamen nicht so viel Umstände! Die Gäste, die vom Tische aufstehen, haben nachher an jedem Gerichte etwas auszuseten; ja, wenn man sie zu Hause reben hört, so ist es ihnen kaum begreislich, wie sie eine solche Noth haben ausstehen können." Philine ist in Theatersachen eine unerbittliche Realistin, und Wilhelm selbst hat später zu erfahren*), daß sie es nicht mit Unrecht ist. Hamlet, Ophelia, der Geist und Wilhelm's tiefsinnige Erläute= rungen über Charaktere und Komposition des Shakespeare'schen Meisterwerks, — das Alles ist ihr so gleichgültig wie die Wolken des vergangenen Jahrs. Das Einzige, was sie inter= essirt und worauf sie sich freut, ist ihre Rolle, die Rolle der Herzogin in dem kleinen Zwischenspiele, die man ihr zuge= theilt hat. "Das will ich so natürlich machen", ruft sie aus, "wie man in der Geschwindigkeit einen Zweiten heiratet, nachdem man den ersten ganz außerordentlich geliebt hat! Ich hoffe mir den größten Beifall zu erwerben und jeder Mann soll wünschen, der Dritte zu sein." Die Art endlich, wie sie die Gewissen= haftigkeit Wilhelm's, der durchaus des großen Dichters Werk ganz und unverstümmelt aufgeführt wissen will, durch die vor= wurfsvolle Bemerkung verspottet, daß er trot dieser Gewissen= haftigkeit im Widerspruche mit sich selbst, "den schönsten Ge= danken des ganzen Studs" gestrichen habe, sett ihrer maghalsigen Leichtfertigkeit die Krone auf, während das entzückende Lied

1

1

^{*)} S. Buch V, Rap. 15. Thl. XIX. S. 230—231 b. Ausg. letter Hand.

von der schönsten Hälfte des Lebens uns die zürnende Lippe mit seinem Kusse verschließt. Mag immerhin Wilhelm jenen Vorwurf nicht verstehen, Philine weiß dafür zu sorgen, daß er von der Berechtigung ihres Urtheils thatsächlich überzeugt werde.

Nachdem ihr dies gelungen, verschwindet sie auf's Neue, um nicht wieder zu erscheinen. Ihr Abgang vom Theater ist aber keineswegs so unbedeutend, wie er anfangs Allen erscheint. Bei all' ihrem nedisch toboldartigen Wesen hat sie doch eigent= lich durch ihre Klugheit und Unterhaltungsgabe, ihre Geduld, mit der sie Heftigkeiten zu ertragen, ihre Schmeichelei, mit der sie Widerstreben auszugleichen versteht, eine Art von Bindungs= mittel für das Ganze der Gesellschaft gebildet, und ihr Berluft macht sich bald genug für Alle fühlbar. Nicht am wenigsten für Wilhelm, der später selbst gestehen muß, daß er den Gin= druck ihrer angenehmen Gegenwart lange nicht los werden konnte. Ihre schließliche Berbindung mit dem blonden Friedrich, bem jungen herumstreichenden Bruder Natalien's, ist das natür= liche Ende ihrer Laufbahn. In unseren Tagen würde sie einen apanagirten Prinzen geheiratet haben, für die damalige Zeit mußte sie sich mit einem reichen jungen Ebelmanne begnügen. Daß sie bei der allgemeinen Zusammentunft am Schlusse der Dichtung ausbleibt, ist eben so in ihrem Charakter. sich in einem Zustande nicht sehen lassen, den sie an Frau Melina so leichtfertig verspottet hat. Der Dichter läßt sie in den Wander= jahren als fanatische Virtuosin der Zuschneidekunst mit nach Amerika ziehen. Ihm war die schöpferische Kraft ausgegangen, deren es bedurft hätte, das Wagniß einer solchen Gestalt weiter Reine seiner Frauengestalten paßt weniger für das fortzusetzen. Pankeethum jenseits des Dzeans mit seiner allem heiteren Lebens= spiele feindseligen Atmosphäre von Lebensernst und Arbeitsprosa,

als dieses Kind des europäischen achtzehnten Jahrhunderts und seiner versührerischen Sündenblüthe. Viel weniger würde es wundern, der "Gräsin" Philine in den Salons der großen Welt von Paris zu begegnen, und sie dort in den Jahren, wo sie nicht mehr selbst Liebesromane spielen kann oder mag, derz gleichen anstiftend und begünstigend zu sinden. Ich habe dafür ihr eigenes Zeugniß. Denn als sie während ihres letzten Aufentzhaltes bei Serlo's Truppe dessen Verhältniß zu der schönen herangewachsenen Elmire begünstigt, thut sie es mit dem bezeichnenden Ausspruche: "Man muß sich bei Zeiten auf's Kuppeln legen; es bleibt uns doch nichts übrig, wenn wir alt werden".

Aber Gottlob, Philine wird nicht alt, oder vielmehr: wir sehen sie nicht alt werden. Es ist ein prosaisches, unkünstlerisches Verlangen, Weiteres von diesem luftigleichten Wesen erfahren zu wollen, als was der Dichter uns in den Lehrjahren offenbart hat. Der ganze Gedanke der Wanderjahre als Fortsetzung der Lehrjahre war überhaupt ein Fehlgriff, den Goethe gebüßt hat.
— Blicken wir lieber noch einmal zurück, und suchen wir am Schlusse das Bild Philinen's in seiner Gesammtheit zu fassen, wie es sich aus dem krystallklaren Spiegel der Dichtung, gleich der lockenden Nixe aus der Flut, zu uns emporhebt. Ich sinde dafür keine glücklicheren Worte, als jene "Wechsel" überschries benen Zeilen in Goethe's Gedichten, die wir getrost Philinen als Selbstschilderung in den Mund legen dürsen:

"Auf Kieseln am Bache da lieg ich, wie helle! Berbreite die Arme der kommenden Welle, Und buhlerisch drückt sie die sehnende Brust. Dann führt sie der Leichtsinn im Strome danieder; Es naht sich die zweite, sie streichelt mich wieder; So sühl ich die Freuden der wechselnden Lust!"

Aurelie.

Es ist als ob Goethe sich vorgesetzt hätte, in seiner Romans dichtung alle Haupttypen weiblicher Charaktere, wie sie Beruf und Leben des Schauspielers darbieten, in den vier Frauensgestalten auszuprägen, welche seinem Wilhelm auf dem Wanderstuge durch sein gelobtes Land der Bühne begegnen.

Die jugendliche Liebhaberin, ganz Herz und Gefühl, weltunkundige Unbehülstichkeit und kindlich unschuldiger Leichtsinn gewinnt und sesselt in Marianen seine erste überschwängliche Jugendliebe; Frau Melina, die stets pathetische, jugendlich mütterliche Heldin und Anstandsdame, die bewußte und kluge "Anempsinderin", voll ressektirter Sentimentalität, aber ohne sinnliche Leidenschaft, weiß ihn für sich einzunehmen durch die auf Achtung gegründete Theilnahme und Freundschaft, die sie ihm mit einer Andeutung von tieserer Herzensneigung entgegenbringt; Philine, das Ideal einer Soubrette im Leben wie auf der Bühne, reizt durch den "frevelhasten" Zauber ihres Wesens seine Sinnlichkeit ebenso unauschörlich und unwiderstehlich, als ihn gelegentlich die schrankenlos selbstherrliche, seden Zügels der Sitte und Moral mit Bewußtsein und Genuß spottende Freiheit ihres Betragens abstößt; Aurelie endlich, die tragische Heldin, die fleischgewordene Ophelia und Orsina, die sich aus dem theilweise selbstverschuldeten Unglück ihres eigenen Lebens einen Kultus gemacht hat, erwählt ihn zu ihrem Vertrauten.

Aurelie ist überaus scharfsichtig — das Unglück schärft den Blid des Menschen viel mehr als das Glud, wenn auch keines= wegs zu seinem Bortheile — und so erkennt sie denn auch tiefer als alle andern Personen auf den ersten Blick Wilhelm's wahres Wesen, das ihm Hingebung an fremdes Interesse, innige Theil= nahme für Andere und aufopfernde Bereitwilligkeit zur Bethäti= gung berselben, als Pflicht, ja als Nothwendigkeit erscheinen läßt. Che acht Tage vergeben, trägt er als ihr Vertrauter die Burde ihres Geschicks. Mariane, Frau Melina, Philine haben eigentlich keine Geschichte, die hinter der Zeit liegt, in welcher sie in der Dichtung vor uns auftreten. Aurelie hat eine solche und nur eine solche; sie hat ein Schicksal, das sich vollzogen hat, ehe wir sie auftreten sehen. Ihr Erscheinen in der Dich= tung ift nur das letzte Aufflackern der niedergebrannten Kerze, der Schluß eines Prozesses tragischer Selbstzerstörung — tragisch, weil Unglud und Schuld sich in ihrem Schickfale vereinen, weil etwas Stylvolles in demfelben ift.

Aurelie ist ein Schauspielerkind. Das Unglück hat an ihrer Wiege gestanden, sie hat keine Jugend gehabt. Bon einem rohen, harten, gewissenlosen Bater nach dem frühzeitigen Tode der Mutter, einer Tante zur Erziehung überliefert, "die es sich zum Gesetze machte, die Gesetze der Ehrbarkeit zu verachten", hat sie schon als Kind mit dem reinen deutlichen Blicke der Unschuld in die Abgründe des Lasters geschaut und nicht nur ihr eigenes, sondern auch das männliche Geschlecht von der niedrigsten und schlechtesten Seite kennen gelernt und den sonst

Ì

der Jugend so natürlichen Glauben an das Gute in der Men= schennatur bereits in einem Alter verloren, das sonst eben durch seine idealen Illusionen so glücklich zu sein bestimmt ist. Sie wird Schauspielerin und erringt Erfolge, die sie einen Augen= blick lang über sich hinausheben, sie mit dem höchsten Begriffe von sich selbst und ihrem Berufe, von der Bühne herab zu ihrer Nation zu sprechen, erfüllen. Aber auch dieses Glück ist von kurzer Dauer. Ihr allzufrüh entwickelter Verstand hat ihr die Fülle ihres Herzens geraubt, die überscharfe Ginsicht in die Schwäche und Schlechtigkeit ber Menschen um sie her hat ihr jene Dunkelheit und Unschuld bes Gemüths entzogen, welche nach ihrem eigenen Ausdrucke die schöne Hülle über der jungen Anospe des werdenden Künstlers ist, jene liebevolle Gläubig= keit, die sich der Künstler nicht lange genug bewahren kann. Aurelien's Menschenkenntuiß ist eine Blume, die im Treibhause vorzeitig aus der Knospe getrieben wurde. Das ist das Un= gluck ihres Lebens von Anfang an. Ihr Wort: "Gewiß, es ist gut, wenn wir die nicht immer kennen, für die wir arbei= ten", erfüllt sich an ihr in umgekehrtem Sinne. Sie kennt die nur allzugut, für die sie als Künstlerin arbeitet. Allzugutes Rennen aber ist immer ein fehlerhaftes, es macht ungerecht, wie allzuscharf schartig macht. Aurelie ist der vollkommenste Gegensatz zu Wilhelm, dessen liebevolles Herz den Menschen kennt, ohne die Menschen im Einzelnen, die er alle als seines Gleichen betrachtet und ehrt, zu verstehen und zu begreifen. Sie kennt die Menschen, aber nicht den Menschen; sie blickt den Personen, die sie umgeben, bis in's Innerste, aber ihr eigenes Innere bleibt ihr verborgen. Ihre Menschenkennt= niß wird zur vorzugsweisen Erkenntniß der Thorheiten und Schwächen, der schlechten Reigungen und Albernheiten der Menschen, zumal der Männer. Da sie den Verkehr mit ihnen nicht vermeiden kann, nimmt sie sich vor, sie "auszulauern", und um dem Abschen zu entgehen, den sie ihr zu erregen drohen, gewöhnt sie sich, dieselben zu ihrer Unterhaltung auszubeuten. Der Gewinn eines solchen hypochondrisch ungerechten Verhaltens zu den Menschen, in welchem obenein ihr Bruder, der kalte Egoist Serlo sie bestärkt, ist ein trauriger: allgemeine Menschens verachtung, die den eigenen Werth in ungenügender Selbstsucht auszehrt. Als sie endlich durch die Liebe belehrt zur Einsicht in ihre Ungerechkigkeit gelangt, ist es zu spät.

Aurelie hat sich ohne Neigung von ihrem Bruder mit einem achtungswerthen Manne verheiraten lassen, weil es dem egoisti= schen Serlo bequem war, in seinem Schwager einen tüchtigen und treuen Verwalter des äußerlich geschäftlichen Theils seiner Theaterdirektion zu haben. Sie hat sich aufgegeben und nicht nur auf Liebesglud und Befriedigung ihres Herzens, sondern auch auf ihr Gefühl und ihre Ueberzeugung in Betreff ihres Berufs und der Ausübung ihrer Kunst verzichtet. So lebt sie in handwerksmäßiger Gleichgültigkeit und Alltäglichkeit ohne Freude und Antheil ihre Tage hin. Ihre Che bleibt kinderlos und währt nur kurze Zeit. Da plötslich, in dem Augenblicke, wo die tödtliche Erkrankung ihres Gatten ihre allgemeine Gleich= gültigkeit durch die Sorge für ihn unterbricht, tritt ein Mann in ihren Gesichtstreis, wie sie ihn nicht für möglich gehalten, der alle ihre persönlichen Erfahrungen über den Haufen wirft, das ganze Gebäude ihrer Menschenkenntnig umstürzt — Lo-Mit seiner Bekanntschaft beginnt für sie ein neues thario. Leben.

Man mag die Schilderung, die sie von diesem Manne und von ihrem Verhältnisse zu ihm entwirft, in dem Gedichte selbst

der Jugend so natürlichen Glauben an das Gute in der Men= schennatur bereits in einem Alter verloren, das sonst eben durch seine idealen Illusionen so glücklich zu sein bestimmt ist. Sie wird Schauspielerin und erringt Erfolge, die sie einen Augen= blick lang über sich hinausheben, sie mit dem höchsten Begriffe von sich selbst und ihrem Berufe, von der Bühne herab zu ihrer Nation zu sprechen, erfüllen. Aber auch dieses Glück ist von kurzer Dauer. Ihr allzufrüh entwickelter Verstand hat ihr die Fülle ihres Herzens geraubt, die überscharfe Einsicht in die Schwäche und Schlechtigkeit ber Menschen um sie her hat ihr jene Dunkelheit und Unschuld des Gemüths entzogen, welche nach ihrem eigenen Ausdrucke die schöne Hülle über der jungen Knospe des werdenden Künstlers ist, jene liebevolle Gläubig= keit, die sich der Künstler nicht lange genug bewahren kann. Aurelien's Menschenkenntniß ist eine Blume, die im Treibhause vorzeitig aus der Knospe getrieben wurde. Das ist das Un= glück ihres Lebens von Anfang an. Ihr Wort: "Gewiß, es ist gut, wenn wir die nicht immer kennen, für die wir arbei= ten", erfüllt sich an ihr in umgekehrtem Sinne. Sie kennt die nur allzugut, für die sie als Künstlerin arbeitet. Allzugutes Rennen aber ist immer ein fehlerhaftes, es macht ungerecht, wie allzuscharf schartig macht. Aurelie ist der vollkommenste Gegensatz zu Wilhelm, dessen liebevolles Herz den Menschen kennt, ohne die Menschen im Einzelnen, die er alle als seines Gleichen betrachtet und ehrt, zu verstehen und zu begreifen. Sie kennt die Menschen, aber nicht den Menschen; sie blickt den Personen, die sie umgeben, bis in's Innerste, aber ihr eigenes Innere bleibt ihr verborgen. Ihre Menschenkennt= niß wird zur vorzugsweisen Erkenntniß der Thorheiten und Schwächen, der schlechten Neigungen und Albernheiten der

Menschen, zumal der Männer. Da sie den Verkehr mit ihnen nicht vermeiden kann, nimmt sie sich vor, sie "auszulauern", und um dem Abschen zu entgehen, den sie ihr zu erregen drohen, gewöhnt sie sich, dieselben zu ihrer Unterhaltung auszubeuten. Der Gewinn eines solchen hypochondrisch ungerechten Verhaltens zu den Menschen, in welchem obenein ihr Bruder, der kalte Egoist Serlo sie bestärkt, ist ein trauriger: allgemeine Menschens verachtung, die den eigenen Werth in ungenügender Selbstsucht auszehrt. Als sie endlich durch die Liebe belehrt zur Einsicht in ihre Ungerechkigkeit gelangt, ist es zu spät.

Aurelie hat sich ohne Neigung von ihrem Bruder mit einem achtungswerthen Manne verheiraten lassen, weil es dem egoisti= schen Serlo bequem war, in seinem Schwager einen tüchtigen und treuen Verwalter des äußerlich geschäftlichen Theils seiner Theaterdirektion zu haben. Sie hat sich aufgegeben und nicht nur auf Liebesgluck und Befriedigung ihres Herzens, sondern auch auf ihr Gefühl und ihre Ueberzeugung in Betreff ihres Berufs und ber Ausübung ihrer Kunst verzichtet. So lebt sie in handwerksmäßiger Gleichgültigkeit und Alltäglichkeit ohne Freude und Antheil ihre Tage hin. Ihre Che bleibt kinderlos und währt nur kurze Zeit. Da plötslich, in dem Augenblicke, wo die tödtliche Erfrankung ihres Gatten ihre allgemeine Gleich= gültigkeit durch die Sorge für ihn unterbricht, tritt ein Mann in ihren Gesichtstreis, wie sie ihn nicht für möglich gehalten, der alle ihre persönlichen Erfahrungen über den Haufen wirft, das ganze Gebäude ihrer Menschenkenntnig umstürzt — Lothario. Mit seiner Bekanntschaft beginnt für sie ein neues Leben.

Man mag die Schilderung, die sie von diesem Manne und von ihrem Verhältnisse zu ihm entwirft, in dem Gedichte selbst

nachlesen*). Sie endet mit den Worten: "Er nahm an den kleinsten Umständen meiner Verhältnisse Theil; inniger, vollstommner ist keine Einigkeit zu denken. Der Name Liebe ward nicht genannt. Er ging und kam, kam und ging."

Aber es kam eine Zeit, wo seinem Gehen kein Wiederstommen folgte. Die Sonne des neuen Lebens ist der Armen nur aufgegangen, um durch die Erinnerung an den kurzen Einsblick in ein ungeahntes Paradies voll Licht und Liebe, sie das öde Dunkel, in welches die Verlassene mit dem Verschwinden des geliebten Mannes versinkt, in verdoppekter Furchtbarkeit empfinden zu lassen. Aurelie fühlt sich grenzenlos elend. Es ist, als wenn jene Strophe des Goethe'schen Gedichts, in welchem der Dichter die Leiden eines ähnlichen Gemüths geschildert hat, eigens auf sie gedichtet wären, jenes ergreisende:

"Aber abseits, wer ist's?
In's Gebüsch verliert sich sein Pfad, Hinter ihm schlagen
Die Sträuche zusammen,
Das Gras steht wieder auf,
Die Debe verschlingt ihn.
Aber wer heilet die Schmerzen
Des, dem Balsam zu Gift ward?
Der sich Menschenhaß
Ans der Fülle der Liebe trank?
Erst verachtet, nun ein Berächter,
Zehrt er heimlich auf
Seinen eigenen Werth
In ung'nügender Selbstsucht."

Auch Aurelien ist der Balsam zu Gift geworden; auch sie hat sich Menschenhaß getrunken aus der Fülle der Liebe, der

^{*)} S. Buch IV, Rap. 16.

eignen grenzenlosen, hoffenden und hoffend sich selbst täuschenden Der Schlüssel zu bem Zustande ihres Innern, in welchem sie wenig mehr als brei Jahre nach dem Berschwinden Lothario's Wilhelm antrifft, liegt in den Worten des leidenschaftlichen Bekenntnisses, mit welchem sie gegen benselben ihre Eröffnungen über sich beginnt: "D wäre, wäre ich verführt, überrascht und dann verlassen, dann würde in der Berzweif= lung noch Trost sein; aber ich bin weit schlimmer baran, ich habe mich felbst hintergangen, mich felbst wider Wissen betrogen, das ist's, was ich mir niemals verzeihen kann!" Die kluge Philine irrt sich in dem, was sie Wilhelmen über Aurelien's "Liebeshandel" mit Lothario und dem "An= denken", das er ihr in dem goldlockigen Knaben Felix hinter= lassen, berichtet. — Felix ist nicht Aurelien's Kind, auch dieser Troft, dieser lette Halt, an den sich ihr Berg klammern könnte, ist ihr verfagt. Ihr ist Nichts geblieben, als sie selbst, und sie selbst fühlt sich vernichtigt. Der Mann, den sie liebte, der ihr ihr Selbst — nicht wiedergab, sondern zuerst gab, der Freund, der den umwölften Blick öffnete über die tausend Quellen neben der Durstenden in der Wüste ihres Lebens, über die Würde ihres Berufes, über den Werth ihrer Nation und der Mensch= heit — er war nur ihr Freund, er liebte sie nicht. sie wußte es und betrog sich felbst wider ihr besferes Wissen, gab sich dem, der die Gabe nicht erbat, und hinterging sich selbst mit offenen Augen, indem sie etwas erstrebte, deffen Ge= winnung sie selbst als eine Unmöglichkeit erkannt hatte. Warum als Unmöglichkeit? War etwa ihre Liebe nicht ächt, nicht wahr und tief? Gewiß, sie war es. Diesem unseligen Wesen war die Fähigkeit zur Liebe trot ihres Lebensganges, trot der krankhaften Entwicklung ihres Innern und ihrer Welt= und Lebens=

nachlesen*). Sie endet mit den Worten: "Er nahm an den kleinsten Umständen meiner Verhältnisse Theil; inniger, vollstommner ist keine Einigkeit zu denken. Der Name Liebe ward nicht genannt. Er ging und kam, kam und ging."

Aber es kam eine Zeit, wo seinem Gehen kein Wiederstommen folgte. Die Sonne des neuen Lebens ist der Armen nur aufgegangen, um durch die Erinnerung an den kurzen Einsblick in ein ungeahntes Paradies voll Licht und Liebe, sie das öde Dunkel, in welches die Verlassene mit dem Verschwinden des geliebten Mannes versinkt, in verdoppekter Furchtbarkeit empfinden zu lassen. Aurelie fühlt sich grenzenlos elend. Es ist, als wenn jene Strophe des Goethe'schen Gedichts, in welchem der Dichter die Leiden eines ähnlichen Gemüths geschildert hat, eigens auf sie gedichtet wären, jenes ergreifende:

"Aber abseits, wer ist's?
In's Gebüsch verliert sich sein Pfad, Hinter ihm schlagen
Die Sträuche zusammen,
Das Gras steht wieder auf,
Die Debe verschlingt ihn.
Aber wer heilet die Schmerzen
Des, dem Balsam zu Gift ward?
Der sich Menschenhaß
Ans der Fülle der Liebe trank?
Erst verachtet, nun ein Berächter,
Zehrt er heimlich auf
Seinen eigenen Werth
In ung'nügender Selbstsucht."

Auch Aurelien ist der Balsam zu Gift geworden; auch sie hat sich Menschenhaß getrunken aus der Fülle der Liebe, der

^{*)} S. Buch IV, Kap. 16.

eignen grenzenlosen, hoffenden und hoffend fich selbst täuschenden Der Schlüssel zu bem Zustande ihres Innern, in wel= chem sie wenig mehr als brei Jahre nach dem Berschwinden Lothario's Wilhelm antrifft, liegt in den Worten des leiden= schaftlichen Bekenntnisses, mit welchem sie gegen benselben ihre Eröffnungen über sich beginnt: "D wäre, wäre ich verführt, überrascht und dann verlassen, dann würde in der Berzweif= lung noch Trost sein; aber ich bin weit schlimmer baran, ich habe mich selbst hintergangen, mich selbst wider Wissen betrogen, das ist's, was ich mir niemals verzeihen kann!" Die kluge Philine irrt sich in dem, was sie Wilhelmen über Aurelien's "Liebeshandel" mit Lothario und dem "An= denken", das er ihr in dem goldlockigen Knaben Felix hinter= lassen, berichtet. — Felix ist nicht Aurelien's Kind, auch dieser Trost, dieser lette Halt, an den sich ihr Herz klammern könnte, ist ihr versagt. Ihr ist Nichts geblieben, als sie selbst, und sie selbst fühlt sich vernichtigt. Der Mann, den sie liebte, der ihr ihr Selbst — nicht wiedergab, sondern zuerst gab, der Freund, der den umwölften Blick öffnete über die tausend Quellen neben der Durstenden in der Wüste ihres Lebens, über die Würde ihres Berufes, über den Werth ihrer Nation und der Mensch= heit — er war nur ihr Freund, er liebte sie nicht. Und sie, sie wußte es und betrog sich selbst wider ihr besseres Wissen, gab sich dem, der die Gabe nicht erbat, und hinterging sich felbst mit offenen Augen, indem sie etwas erstrebte, deffen Ge= winnung sie selbst als eine Unmöglichkeit erkannt hatte. Warum als Unmöglichkeit? War etwa ihre Liebe nicht ächt, nicht wahr Gewiß, sie war es. Diesem unseligen Wesen war die Fähigkeit zur Liebe trot ihres Lebensganges, trot ber krankhaften Entwicklung ihres Innern und ihrer Welt= und Lebens=

anschauung geblieben; aber sie hatte die Fähigkeit verloren, Liebe zu erwecken. "Ach! sie war nicht liebenswürdig, wenn sie liebte, und das ist das größte Unglück, das einem Weibe begegnen kann!" sagt Lothario von ihr. Er bekennt, daß sein Betragen gegen sie Tadel verdiente, daß er Unrecht gethan, als er seine Freundschaft zu ihr mit dem Gefühl der Liebe verswechselte, daß er an die Stelle der Achtung, die sie verdiente, eine Neigung eindrängte, die sie weder erregen noch erhalten konnte. Aber er kann es nicht beklagen, daß er sich ihr von einer Therese entsühren ließ, "mit der er ein heiteres Leben hoffen durfte, während bei jener auch nicht an eine glückliche Stunde zu denken war".

Das ist es! Aurelie ist eine reichbegabte Natur. Mit einem fünstlerischen Talente ersten Ranges verbindet sie kluge Umsicht, Ordnungsliebe, Thätigkeit und Fleiß im praktischen Leben, vereint sie Scharfsinn im Auffassen, Berständniß und Interesse für das Schöne und Edle in Dichtung und Kunft, Gewissen= haftigkeit, Berufstreue und aufopfernde Unterordnung unter die Wünsche, Neigungen und Bedürfnisse eines Bruders, der nicht einmal ihrem Herzen nahe steht, und dessen tiefe Selbst= sucht sie durchschaut; sie erwirbt und verdient unsere Hoch= achtung, aber — sie ist nicht liebenswürdig. Sie ist der absolute Gegensatz zu Philine, die niemals achtungswerth, aber immer liebenswürdig erscheint. Die blonde, blauäugige Philine ist ein Sonntagskind, sie möchte ihr ganzes Leben zu einem einzigen sonnenheiteren Sonntage machen; die dunkellocige Aurelie sieht mit ihren schwarzen Augen, aus denen uns zu= weilen ein Feuerstrahl beginnender Geistesstörung unheimlich anblitt, in dem ihrigen nur eine Passionszeit, einen immer= währenden Charfreitag ohne Auferstehungsoftern. Ihr Wider=

wille gegen Philine bricht daher gleich bei der ersten Begegnung hervor und nimmt mit jedem Tage zu; es ist ihr beinahe unmöglich, ein freundliches, hösliches Wort mit ihr zu reden, und sie möchte sie am liebsten ganz los sein. Das Wilhelm einem solchen "Geschöpse" auch nur irgend eine freundliche Beachtung schenken, daß er sogar ihrem Charakter Gerechtigkeit widersahren lassen mag, daß er ihr selbst Dank schuldig zu sein bekennt, kränkt sie aus's Aeußerste. "D, ihr Männer, daran erkenne ich euch! Solcher Frauen seid ihr werth!" ruft sie ihm zu. Aber Wilhelm ist für Aurelie eben ein Kind an Menschenkenntniß, und da er ein Mann ist, weiß sie, daß er schwach ist gegen den verlockenden Zauber einer anschmiegenden Philine. "Alle wie Einer, Einer wie Alle!" — und die scharssehende Kennerin der menschlichen Schwächen behält schließlich Recht!

Kehren wir noch einmal zurück zu dem ersten Auftreten Aurelien's in der Dichtung, und ihrem Begegnen mit Wilhelm. Gleich am ersten Tage schließen seine Ansichten über Hamlet und Ophelia ihr das Herz auf. Gezwungen von ihrem "un= barmherzigen Bruder", vor der sie umgebenden Gesellschaft ihr Herz, ihr Innerstes zu verschließen, ihre Seelenleiden unter der Maste gleichgültiger Freundlichkeit zu verbergen, strömt ihr ganzes Wesen einem Menschen entgegen, der ihr endlich die Aussicht auf theilnehmendes Berständniß bietet. Bisher hatte sie sich mit ihren Schmerzen im Stillen unterhalten, in ihnen sogar Stärke und Trost gefunden; jett fühlt sie sich schwach, da sie einen Freund gefunden hat, der sie um ihr Bertrauen bittet, den sie Theil nehmen lassen kann an dem Kampfe, den sie gegen sich selbst streitet, und der in dem Umgange mit ihr und in dem Vertrauen, das auch er ihr widmet, "die höchste Bufriedenheit findet".

Bald jedoch kann er sich nicht verhehlen, daß er hier einer Natur gegenüber steht, deren selbstquälerische Hypochondrie und fortbauernde leidenschaftliche Ueberspanntheit jede Aussicht auf Heilung ihrer Wunden, auf Herstellung eines beruhigten Zu= standes vereiteln. Es tommen Scenen, in denen ihn "ber ent= setzliche, halb natürliche, halb erzwungene Zustand seiner neuen Freundin" auf das Aeußerste peinigt und ihn die Foltern ihrer unglücklichen Anspannung bis zu sieberhafter Qual mitempfinden Aurelie ist die personifizirte "Aufgespanntheit". läßt. Alle Personen ihrer Umgebung leiden unter ihrer Unruhe und Son= derbarkeit, selbst das Kind, der Knabe Felix, den ihr die alte Barbara zugeführt und dessen sie sich mit Leidenschaft ange= nommen hat, weil sie durch seine Gegenwart eine Linderung ihrer Leiden hoffte, ist davon nicht ausgenommen; denn sie entfremdet ihn sich mit ihrer lehrhaften, pedantisch strengen Erziehungsweise, und er zieht ihr, trot ihrer Liebe und Sorge für ihn, die alte Barbara vor. Die unglückliche Frau ist eben "nicht liebenswürdig, wenn sie liebt", selbst nicht für Kinder. Die Bitterkeit ihres Wesens durchdringt all ihr Thun und Reden, und da sie eben so viel, als Philine wenig zu sprechen liebt, so stört und verstimmt diese Bitterkeit jede Unterhaltung, da sie selbst bei den allgemeinsten Gegenständen derselben immer nur ihre persönlichen Beziehungen und Abneigungen im Auge behält. Sie verfagt ihre Theilnahme an dem gemeinsamen vor= lesenden Durchgehen der berühmtesten französischen Schauspiele, "weil sie die französische Sprache von ganzer Seele haßt", und sie haßt dieselbe, weil ihr treuloser Lothario ihr Briefe in dieser "perfiden" Sprache geschrieben. So ergreift sie mit einer Art selbstquälerischer Wollust vorsätzlich jede Ge= legenheit, welche sich zur Erneuerung ihrer leidenschaftlichen

Empfindungen darbietet, und sogar ihr Beruf als tragische Schauspielerin kommt ihr dabei unglücklicher Weise nur allzu sehr zu Hülfe. So lange sie glücklich war, spielte sie als liebevolle Künstlerin; seit sie unglücklich ist, spielt sie nichts als sich selbst und ihr Unglück. Und weil sie es mit Bewußtsein thut, weil sie weiß, daß sie nicht mehr, wie früher, das Resultat ihres denkenden Studiums, ihrer sorgfältigen Vorbereitung dem Publikum bietet, sondern daß sie selbst hingerissen, selbst verwirrt durch die dunklen, heftigen, unbestimmten Anklänge ihres Innern die Zuschauer zur Kührung bewegt, zur Bewunderung hinreißt, die die Schmerzensköne der Unglücklichen sür Spiel halten, so wird ihr sogar der Beifall, den sie erringt, zur herzzerreißenden Qual.

Vergebens sucht Wilhelm ihren Blick auf die Lebensgüter zu richten, die ihr geblieben find. Ihre Jugend, ihre Gestalt, ihre Gefundheit, ihr Talent, ihr Geist, das alles, die ganze Welt um sie her, ist ihr nichts, ist ihr nur dazu da, um es selbstzerftorend dem Ginen hinterdreinzuwerfen, das fie verloren -hat; und da ihr obenein jede Anlage zur Nährung religiöser Gesinnungen fehlt, so ist ihr damit das einzige Beilmittel verfagt, das sich in solchen tranthaften Zuständen, wie die ihrigen, vorzugsweise als lindernd und hülfreich zu erweisen pflegt. fann nicht hinaus über den bohrenden Gedanken: warum ihr, gerade ihr, geschehen ist, mas ihr widerfahren, über das fürchter= liche "es hätte nicht sein sollen!" Sie will keinen Trost, sie stößt jeden Versuch eines solchen von sich, weil ihre Berzweiflung ihr als einziger Trost erscheint. Solche Charaftere sind zum Unglück geboren. Nur der Wahnsinn oder der Tod vermögen sie aus ihrer Selbstverstrickung zu erlösen. Aurelie ist beiden nahe; die Dolchscene und die Selbstmordgebanken beweisen es. Ihr Bruder Serlo, der schlaue Egoist, hat indessen ganz andere Gedanken. Er glaubt eine gewisse Neigung zwischen Wilhelm und Aurelie zu entdecken, und wünscht nichts sehnlicher, als daß dieselbe ernsthaft werden möchte, weil er an Wilhelm, wie an dem ersten Manne Aurelien's, ein treues und fleißiges Werkzeug zu sinden hofft, dem er nach und nach den ganzen mechanischen Theil der Theaterwirthschaft aufbürden könne. Seine Winke und Andeutungen, die Wilhelmen um so lästiger werden, als sein Herz gerade in dieser Zeit durch die täuschende Hoffnung, seine Mariane wiederzussinden, insgeheim vollauf beschäftigt ist, vermehren das Unbehagen des Zustandes, und bringen Wilhelm dem Entschlusse immer näher, seine Verbindung mit der Gesellsschaft zu lösen und das Theater überhaupt aufzugeben. Was ihn zurückhält, ist seine Theilnahme für die unglückliche Aurelie, deren Zustand immer bedenklicher wird.

Aurelie hat ohne Zweifel eine Neigung für Wilhelm gefaßt. Das Vertrauen, welches sie ihm geschenkt und das er mit dem seinigen erwiedert hat, die Gemeinsamkeit der Sorgen und Mihen, zu denen ihre beiderseitige Thätigkeit für Serlo's und seiner Gesellschaft Interesse sie verbindet, haben ihre Zuneigung zu dem Freunde, bei dem sie allein Verständniß und Mitgefühl gefunden, gesteigert. Aber auch diefer Balsam antheilvoller Freundschaft wird der Unglücklichen zu Gift. Denn sie ist scharf= sichtig genug, um zu erkennen, daß sein Herz ihr nicht gehört, sein Antheil an ihr nicht über das Mitleid mit ihrem Geschick und das Beklagen ihres unglücklichen Naturells hinausgeht. Diese Erkenntniß erhöht ihr Unglück. Dazu kommt noch ein anderer Umstand. Weil sie nämlich des Freundes innerstes Wesen in seiner Unschuld und Schönheit tiefer als alle Anderen begreift, wird es ihr selber in jedem Augenblicke ein nagender

Vorwurf, weil es so gang ber Gegensatz zu bem ihrigen ist, und weil seine schonende Milbe, seine Liebe und sein Bertrauen zu den Menschen, seine Hingebung an die Interessen Anderer, feine Begeisterungsfähigkeit für die Idee, für das Allgemeine, ihr das Gegentheil von dem allen in ihrem eignen Wefen und Thun täglich in einem klaren Spiegelbilde vor Augen stellen. Die Gewißheit, daß sie mit ihrem Wesen auch auf ihn nach und nach quälend und peinigend wirkt, daß die Ausbrüche ihrer selbstquälerischen Hypochondrie auch diesen liebevollen Freund zu ermüden beginnen, vollenden ihre Berzweiflung. Aurelie wird durch Wilhelm's Erscheinen noch weit unglücklicher, als sie es vor demfelben war. Die Möglichkeit, welche ihr Wilhelm's ge= dulbige Freundschaft bot, nach jahrelangem Schweigen jetzt allen ihren Herzensjammer und ihre Selbstanklagen, ihren Unmuth und ihre Verzweiflung täglich aussprechen, alle ihre Wunden immer wieder aufreißen, ihre leidenschaftlichen Empfindungen erneuern zu können, gewährt ihr nicht nur keine Erleichterung, — denn Naturen wie Aurelie wollen feine folche, ja haffen sie sogar, weil sie auf ihr Unglück stolz sind — sondern steigert nur ihren sieberhaften Zustand, bis derselbe endlich auch körperlich zum "überspringenden Fieber" wird.

Ihr Bruder, der niemals gewohnt gewesen war, mit seiner Schwester glimpslich umzugehen, wird nur um so bitterer, je mehr ihre Kränklichkeit zunimmt und je mehr sie bei ihren leidenschaftlichen Launen Schonung verdient hätte. Eine Rohheit, die er sich gegen sie nach der Aufsührung von Lessing's Emilia Galotti zu Schulden kommen läßt, giebt ihr den letzten Stoß. Noch einmal hat sie in ihrer Lieblingsrolle, in der Rolle der Orsina, alle Schleusen ihres individuellen Kummers aufgezogen und dadurch eine Darstellung geliefert, wie sie sich kein

Dichter in dem ersten Feuer der Ersindung hätte denken können". Ein unmäßiger Beifall des Publikums belohnt die schmerzlichen Anstrengungen der Unglücklichen; aber ihr Bruder, entrüstet über diese "Entblößung ihres innersten Herzens" vor den Augen des Publikums, überhäuft die nach beendigter Borstellung halb ohnmächtig in einem Sessel Liegende mit den heftigsten Borswürfen. Seine undankbare Unmenschlichkeit bricht ihr das Herz. Sie sucht und sie sindet den Tod, indem sie ihre Krankheit absichtlich verschlimmert.

Das Verdikt, welches der Abbé über ihren Tod ausspricht, lautet auf freventliche Selbstzerstörung. Wir muffen es bestä= tigen; aber dennoch können wir der Unglücklichen unser inniges Mitleid, ihrem Geschicke die tiefste Theilnahme nicht verfagen. Es giebt Menschen, in denen früh "ein Etwas zerbrochen" ist, wie die tiefsinnige Rahel einmal von sich selbst sagt, und die in Folge dessen bei den schönsten Anlagen, bei der reichsten Begabung nicht zum fröhlichen Wachsthum, zur glücklichen Entwicklung ihres Wesens gelangen können. Rahel selbst war und erkannte sich als eine solche Natur, und eben barum war ihr die Gestalt der Goethe'schen Aurelie, wie sie selbst es in mehr als einer Stelle ihrer Briefe ausspricht, so verwandt, fühlte sie für dieselbe eine so innige Theilnahme und die höchste Bewunderung für den Dichter, der diese Gestalt hatte schaffen können. "Wenn er auch Alles, selbst Aurelien, erfunden hat", ruft sie einmal in einem Briefe an einen Freund aus, — "die Reden von ihr hat er einmal gehört. Entweder man denkt so etwas als Frau, oder man hört's von einer Frau: zu er= finden ist das nicht. Alles andere Menschenmögliche gesteh' ich ihm zu; das weiß ich aber als Ich." Kann es einen höheren Ausdruck der Bewunderung dieser Gestalt des Dichters geben,

als diese Behauptung aus dem Munde einer Frau, der an Tiese des Berständnisses für die Schöpfungen unseres größten Dichters sehr wenige Männer gleich kommen!

Ich habe Aurelien's Schickfal ein tragisches genannt, und es ist ein solches nach jener Definition, welche ihre Doppelsgängerin in der Wirklichkeit von diesem Begriffe in den erschütternden Worten giebt: "Tragisch ist das, was wir durchaus nicht verstehen, worein wir uns ergeben müssen; was keine Klugheit, keine Weisheit vernichten oder vermeiden kann; wohin uns unsere innerste Natur treibt, reißt, lockt, unvermeidlich sührt und hält — wenn dies uns zerstört und wir mit der Frage sitzen bleiben: Warum mir das? warum ich dazu gesmacht? und wenn aller Geist und alle Kraft nur dient, die Zerstörung zu fassen, zu fühlen, oder — sich über sie zu zersstreuen."

Sich über sie zu zerstreuen! Das gerade war es, was der Aurelie der Dichtung nicht wie der Aurelie der Wirklichkeit möglich war, und an dieser Unmöglichkeit mußte sie untergehen.

Lydie.

Die Frauengestalten der Dichtung, mit denen wir uns bisher beschäftigt haben, gehörten sämmtlich einem und demselben Lebenskreise an. Sie sind Schauspielerinnen, in gewissem Sinne Baria's der Gesellschaft, ohne Haus und Heerd, ohne Familie und Heimat, ohne seste Wurzeln in dem Boden der bürgerlichen Gesellschaft; aber sie haben trotz alledem, oder vielmehr gerade dadurch, etwas voraus vor den Mädchen und Frauen der letzteren. Sie haben einen Lebensberus, in welchem sie für ihre Existenz thätig zu sein gezwungen sind, sie sind Arbeiterinnen, und die Arbeit ist es, welche eine freie und selbstständige Entwicklung der Persönlichkeit und des Charakters begünstigt. Dies ist der Grund, weshalb der Dichter seinen Wilhelm, den er zum Menschen in der vollen Bedeutung des Wortes zu bilden beabsichtigt, gerade die se "Schule der Frauen" am Anfange seiner Lausbahn durchmachen läßt.

Denn so gewiß der welterfahrene Jarno Recht hat, wenn er in der leidenschaftlichen Schilderung, welche Wilhelm nach dem Aufgeben seines Bühnenlebens von dem Charakter der Schauspieler entwirft, nicht sowohl ein Semälde dieser beson= deren Menschenklasse, als vielmehr der Welt und der Menschen überhaupt zu erblicken meint*), weil bei dem Schauspieler alle

^{*)} Buch VII, Kap. 3.

üblen Eigenschaften, alle Fehler und schlimmen Gewohnheiten des Menschen, die aus dem Selbstbetruge, aus der Begierde zu gefallen und aus der Neigung zum Scheinenwollen ent= springen, eben seines Berufes wegen nur um so deutlicher, kon= zentrirter und gleichsam naiver hervortreten: so gewiß gilt dies, und zwar wo möglich noch in erhöhtem Grade, von den Frauen dieses Lebensberufes, durch deren Schule der Dichter seinen Helden zu führen für gut befunden hat. Wilhelm hat seine "Lehrjahre" nach dieser Seite hin mit bedeutendem Gewinne für seine Kenntniß des weiblichen Herzens durchgemacht. Erfahrungen, welche ihm in dieser Sphäre zu sammeln möglich war, wären ihm in dem geordneten bürgerlichen Leben zu machen unmöglich gewesen. Alle diese Frauen, die liebevoll sich hin= gebende Mariane, die pedantisch überschwängliche Frau Melina, die leichtfertige Gauklerin Philine, die leidenschaftlich über= spannte Aurelie, sie sind ganze, ungebrochene Naturen, die sich zeigen, wie sie sind, mit allem was sie sind, im Guten wie im Schlimmen. Man möchte sagen, daß sie zusammen alle wesent= lichen Eigenschaften des ganzen Geschlechts erschöpfend darftellen, und zwar mit einer Freiheit darstellen, wie sie nur in ihrer Lebensatmosphäre möglich und für den Beobachter ertragbar Sie haben zugleich das Gemeinsame, daß sie interessant sind — wenn auch nach den verschiedensten Seiten hin, interessant nicht sowohl durch ihre positiven Eigenschaften, als durch ihre Fehler und Mängel! Denn heißt es nicht bei dem persischen Dichter:

> "Ein Schatten nur, ganz ohne Wesen wäre, Wer vor dem Herrn in aller Reine stünde. Lebendig ist die Sünde nur im Leben, Das Leben, es bestehet in der Sünde."

Und in der That, wer wollte leugnen, daß in den beiden bedeutendsten Frauengestalten, denen wir im weitern Lebens= gange Wilhelm's begegnen, in den Gestalten Theresen's und zu= mal Natalien's, trop aller vom Dichter bei ihrer Schilberung aufgewendeten Mühe, doch ein gewisses körperloses Etwas vor= herrscht, welches dieselben, im Bergleich zu den bisher betrach= teten lebensvollen Frauengestalten fast schattenhaft erscheinen läßt, und daß die reine dunne Luft, in der wir bei ihnen athmen, zuweilen die Brust beengt und das Athmen erschwert? Der Unterschied liegt in der künftlerischen Behandlung. Jene Frauengestalten der Schauspielerwelt gleichen Gemälden, in denen die volle Kraft der Farbe Leben und Wirkung erhöht, während die Bilder Natalien's und Theresen's nur wie Hand= zeichnungen anmuthen, deren Umrissen, so rein und edel sie sind, doch die lebengebende koloristische Ausführung fehlt. Diese Frauen lernen wir überwiegend nur aus Schilderungen und Urtheilen Anderer, oder gar des Dichters selbst kennen, und wo sie sich selbst schildern, da thun sie es weniger durch han= delnde Bethätigung ihres Wesens, als durch Selbstbekenntnisse und reflektirendes Erzählen ihres Lebensganges und ihrer Eigen= schaften. Gesicherte Lebensverhältnisse, wohlgeleitete Erziehung, feste Formen, bevorzugte äußere Stellung innerhalb einer pris vilegirten Gesellschaft, haben ihnen von Anfang an schützend, aber auch zugleich beschränkend zur Seite gestanden, haben sie vor anstößigen Berirrungen und Ausschreitungen bewahrt, aber auch ein freies Sichausleben ihrer Natur gehindert. Und wenn wir von der grundsatz und sittenlosen, stets zu neuen Intriguen aufgelegten Baronesse, der Freundin Jarno's auf dem Grafen= schlosse absehen, deren Gestalt der Dichter nur mit wenigen Strichen hingeworfen hat, so bleibt nur in Lydia noch eine

}

Spur von jener derberen Pinselführung übrig, die wir bei den Frauen des ersten Theils der Dichtung angewendet sinden.

Lydie gehört nicht durch ihre Geburt zu der Gesellschaft, in welcher wir sie finden. Sie ist "arm und nicht von Stande", sie ist keine "geborene", wie sich damals der Jargon der bevor= zugten Klassen auszudrücken liebte. Wir erfahren überhaupt nichts von ihren Eltern, ihrer Herkunft. Die Laune einer vor= nehmen und reichen Weltdame, der angeblichen Mutter Theresen's, hat das "artige Mädchen, das gleich in seiner Jugend reizend zu werden versprach", bei zufälliger Begegnung der dunklen Hülflosigkeit entrissen und in das Haus genommen und sie mit der Tochter des Hauses erziehen lassen, um an ihr später eine "Gesellschafterin", das heißt in diesem Falle eine dienstbereite Gehülfin und Vermittlerin bei den zahlreichen Intriguen und Liebeshändeln zu haben, denen sich die genußsüchtige, unbestän= dige, eitle und kokette Dame zu überlaffen geneigt und gewohnt Lydia's erste Schule ist das Liebhabertheater ihrer Be= schützerin. Wie auf der Bühne, wird sie bald auch in der Wirklichkeit die Vertraute ihrer Herrin, und lernt als solche auch selbst sehr früh die Leidenschaft kennen, die sie von ihrer ersten Jugend an so oft dargestellt hat. Als sodann ihre Beschützerin, nach vorher gepflogener Uebereinkunft mit ihrem Gatten, der seine Gemahlin zu schonen Ursache hat, sich auf Reisen begiebt, wird Lydia ihre Begleiterin auf derfelben, und vollendet dabei ihre Erziehung, indem sie "aus dem Grunde verdorben wird". Vertrautenstellungen solcher Art, wie sie bei ihrer Beschützerin eingenommen hat, sind felten von langer Dauer; sie währen meist nur so lange, als die Berhältnisse dem gebietenden Theile die Nothwendigkeit auferlegen, den Dienenden zu schonen.

So war es auch mit Lydien. Als jene Nothwendigkeit auf=

Und in der That, wer wollte leugnen, daß in den beiden bedeutendsten Frauengestalten, denen wir im weitern Lebens= gange Wilhelm's begegnen, in den Gestalten Theresen's und zu= mal Natalien's, trot aller vom Dichter bei ihrer Schilderung aufgewendeten Mühe, doch ein gewisses körperloses Etwas vor= herrscht, welches dieselben, im Bergleich zu den bisher betrach= teten lebensvollen Frauengestalten fast schattenhaft erscheinen läßt, und daß die reine dunne Luft, in der wir bei ihnen athmen, zuweilen die Bruft beengt und das Athmen erschwert? Der Unterschied liegt in der künstlerischen Behandlung. Jene Frauengestalten der Schauspielerwelt gleichen Gemälden, in denen die volle Kraft der Farbe Leben und Wirkung erhöht, während die Bilder Natalien's und Theresen's nur wie Hand= zeichnungen anmuthen, deren Umrissen, so rein und edel sie sind, doch die lebengebende koloristische Ausführung fehlt. Diese Frauen lernen wir überwiegend nur aus Schilderungen und Urtheilen Anderer, oder gar des Dichters felbst kennen, und wo sie sich selbst schildern, da thun sie es weniger durch han= delnde Bethätigung ihres Wesens, als durch Selbstbekenntnisse und reflektirendes Erzählen ihres Lebensganges und ihrer Eigen= schaften. Gesicherte Lebensverhältnisse, wohlgeleitete Erziehung, feste Formen, bevorzugte äußere Stellung innerhalb einer pris vilegirten Gesellschaft, haben ihnen von Anfang an schützend, aber auch zugleich beschränkend zur Seite gestanden, haben sie vor anstößigen Berirrungen und Ausschreitungen bewahrt, aber auch ein freies Sichausleben ihrer Natur gehindert. Und wenn wir von der grundsatz= und sittenlosen, stets zu neuen Intriguen aufgelegten Baronesse, der Freundin Jarno's auf dem Grafen= schlosse absehen, deren Gestalt der Dichter nur mit wenigen Strichen hingeworfen hat, so bleibt nur in Lydia noch eine

}

Spur von jener derberen Pinselführung übrig, die wir bei den Frauen des ersten Theils der Dichtung angewendet sinden.

Lydie gehört nicht durch ihre Geburt zu der Gesellschaft, in welcher wir sie finden. Sie ist "arm und nicht von Stande", sie ist keine "geborene", wie sich damals der Jargon der bevor= zugten Klassen auszudrücken liebte. Wir erfahren überhaupt nichts von ihren Eltern, ihrer Herkunft. Die Laune einer vornehmen und reichen Weltdame, der angeblichen Mutter Theresen's, hat das "artige Mädchen, das gleich in seiner Jugend reizend zu werden versprach", bei zufälliger Begegnung der dunklen Hülflosigkeit entrissen und in das Haus genommen und sie mit der Tochter des Hauses erziehen lassen, um an ihr später eine "Gesellschafterin", das heißt in diesem Falle eine dienstbereite Gehülfin und Vermittlerin bei den zahlreichen Intriguen und Liebeshändeln zu haben, denen sich die genußsüchtige, unbestän= dige, eitle und kokette Dame zu überlaffen geneigt und gewohnt Lydia's erste Schule ist das Liebhabertheater ihrer Beschützerin. Wie auf der Bühne, wird sie bald auch in der Wirklichkeit die Vertraute ihrer Herrin, und lernt als solche auch selbst sehr früh die Leidenschaft kennen, die sie von ihrer ersten Jugend an so oft dargestellt hat. Als sodann ihre Beschützerin, nach vorher gepflogener Uebereinkunft mit ihrem Gatten, der seine Gemahlin zu schonen Ursache hat, sich auf Reisen begiebt, wird Lydia ihre Begleiterin auf berselben, und vollendet dabei ihre Erziehung, indem sie "aus dem Grunde verdorben wird". Vertrautenstellungen solcher Art, wie sie bei ihrer Beschützerin eingenommen hat, sind felten von langer Dauer; sie währen meist nur so lange, als die Verhältnisse dem gebietenden Theile die Nothwendigkeit auferlegen, den Dienenden zu schonen.

So war es auch mit Lydien. Als jene Nothwendigkeit auf=

Und in der That, wer wollte leugnen, daß in den beiden bedeutendsten Frauengestalten, denen wir im weitern Lebens= gange Wilhelm's begegnen, in den Gestalten Theresen's und zu= mal Natalien's, trop aller vom Dichter bei ihrer Schilberung aufgewendeten Mühe, doch ein gewisses körperloses Etwas vor= herrscht, welches dieselben, im Bergleich zu den bisher betrach= teten lebensvollen Frauengestalten fast schattenhaft erscheinen läßt, und daß die reine dunne Luft, in der wir bei ihnen athmen, zuweilen die Bruft beengt und das Athmen erschwert? Der Unterschied liegt in der künftlerischen Behandlung. Jene Frauengestalten der Schauspielerwelt gleichen Gemälden, denen die volle Kraft der Farbe Leben und Wirkung erhöht, während die Bilder Natalien's und Theresen's nur wie Hand= zeichnungen anmuthen, deren Umrissen, so rein und edel sie sind, doch die lebengebende koloristische Ausführung fehlt. Diese Frauen lernen wir überwiegend nur aus Schilderungen und Urtheilen Anderer, oder gar des Dichters felbst kennen, und wo sie sich selbst schildern, da thun sie es weniger durch han= delnde Bethätigung ihres Wesens, als durch Selbstbekenntnisse und reflektirendes Erzählen ihres Lebensganges und ihrer Eigen= schaften. Gesicherte Lebensverhältnisse, wohlgeleitete Erziehung, feste Formen, bevorzugte äußere Stellung innerhalb einer pris vilegirten Gesellschaft, haben ihnen von Anfang an schützend, aber auch zugleich beschränkend zur Seite gestanden, haben sie vor anstößigen Berirrungen und Ausschreitungen bewahrt, aber auch ein freies Sichausleben ihrer Natur gehindert. Und wenn wir von der grundsatz und sittenlosen, stets zu neuen Intriguen aufgelegten Baronesse, der Freundin Jarno's auf dem Grafen= schlosse absehen, deren Gestalt der Dichter nur mit wenigen Strichen hingeworfen hat, so bleibt nur in Lydia noch eine Spur von jener derberen Pinselführung übrig, die wir bei den Frauen des ersten Theils der Dichtung angewendet finden.

Lydie gehört nicht durch ihre Geburt zu der Gesellschaft, in welcher wir sie finden. Sie ist "arm und nicht von Stande", sie ist keine "geborene", wie sich damals der Jargon der bevor= zugten Klassen auszudrücken liebte. Wir erfahren überhaupt nichts von ihren Eltern, ihrer Herkunft. Die Laune einer vornehmen und reichen Weltdame, der angeblichen Mutter Theresen's, hat das "artige Mädchen, das gleich in seiner Jugend reizend zu werden versprach", bei zufälliger Begegnung der dunklen Hülflosigkeit entrissen und in das Haus genommen und sie mit der Tochter des Hauses erziehen lassen, um an ihr später eine "Gesellschafterin", das heißt in diesem Falle eine dienstbereite Gehülfin und Bermittlerin bei den zahlreichen Intriguen und Liebeshändeln zu haben, denen sich die genußsüchtige, unbestän= dige, eitle und kokette Dame zu überlassen geneigt und gewohnt Lydia's erste Schule ist das Liebhabertheater ihrer Be= schützerin. Wie auf der Bühne, wird sie bald auch in der Wirklichkeit die Vertraute ihrer Herrin, und lernt als solche auch selbst sehr früh die Leidenschaft kennen, die sie von ihrer ersten Jugend an so oft dargestellt hat. Als sodann ihre Beschützerin, nach vorher gepflogener Uebereinkunft mit ihrem Gatten, der seine Gemahlin zu schonen Ursache hat, sich auf Reisen begiebt, wird Lydia ihre Begleiterin auf derfelben, und vollendet dabei ihre Erziehung, indem sie "aus dem Grunde verdorben wird". Vertrautenstellungen folcher Art, wie sie bei ihrer Beschützerin eingenommen hat, sind felten von langer Dauer; sie währen meist nur so lange, als die Berhältnisse dem gebietenden Theile die Nothwendigkeit auferlegen, den Dienenden zu schonen.

So war es auch mit Lydien. Als jene Nothwendigkeit auf-

Lydie.

Die Frauengestalten der Dichtung, mit denen wir uns bisher beschäftigt haben, gehörten sämmtlich einem und demselben Lebenstreise an. Sie sind Schauspielerinnen, in gewissem Sinne Baria's der Gesellschaft, ohne Haus und Heerd, ohne Familie und Heimat, ohne feste Wurzeln in dem Boden der bürgerlichen Gesellschaft; aber sie haben trotz alledem, oder vielmehr gerade dadurch, etwas voraus vor den Mädchen und Frauen der letzteren. Sie haben einen Lebensberuf, in welchem sie für ihre Existenz thätig zu sein gezwungen sind, sie sind Arbeiterinnen, und die Arbeit ist es, welche eine freie und selbstständige Entwicklung der Persönlichseit und des Charakters begünstigt. Dies ist der Grund, weshalb der Dichter seinen Wilhelm, den er zum Menschen in der vollen Bedeutung des Wortes zu bilden beabsichtigt, gerade die se "Schule der Frauen" am Anfange seiner Lausbahn durchmachen läßt.

Denn so gewiß der welterfahrene Jarno Recht hat, wenn er in der leidenschaftlichen Schilderung, welche Wilhelm nach dem Aufgeben seines Bühnenlebens von dem Charafter der Schauspieler entwirft, nicht sowohl ein Gemälde dieser besonderen Menschenklasse, als vielmehr der Welt und der Menschen überhaupt zu erblicken meint*), weil bei dem Schauspieler alle

^{*)} Buch VII, Kap. 3.

üblen Eigenschaften, alle Fehler und schlimmen Gewohnheiten des Menschen, die aus dem Selbstbetruge, aus der Begierde zu gefallen und aus der Neigung zum Scheinenwollen ent= springen, eben seines Berufes wegen nur um so beutlicher, ton= zentrirter und gleichsam naiver hervortreten: so gewiß gilt bies, und zwar wo möglich noch in erhöhtem Grade, von den Frauen dieses Lebensberufes, durch deren Schule der Dichter seinen Helden zu führen für gut befunden hat. Wilhelm hat seine "Lehrjahre" nach dieser Seite hin mit bedeutendem Gewinne für seine Kenntniß des weiblichen Herzens durchgemacht. Erfahrungen, welche ihm in dieser Sphäre zu sammeln möglich war, wären ihm in dem geordneten bürgerlichen Leben zu machen unmöglich gewefen. Alle diese Frauen, die liebevoll sich bingebende Mariane, die pedantisch überschwängliche Frau Melina, die leichtfertige Gauklerin Philine, die leidenschaftlich über= spannte Aurelie, sie sind ganze, ungebrochene Naturen, die sich zeigen, wie sie sind, mit allem was sie sind, im Guten wie im Schlimmen. Man möchte fagen, daß sie zusammen alle wesent= lichen Eigenschaften des ganzen Geschlechts erschöpfend darftellen, und zwar mit einer Freiheit darstellen, wie sie nur in ihrer Lebensatmosphäre möglich und für den Beobachter ertragbar Sie haben zugleich das Gemeinsame, daß sie interessant sind — wenn auch nach den verschiedensten Seiten bin, interessant nicht sowohl durch ihre positiven Eigenschaften, als durch ihre Fehler und Mängel! Denn heißt es nicht bei dem persischen Dichter:

> "Ein Schatten nur, ganz ohne Wesen wäre, Wer vor dem Herrn in aller Reine stünde. Lebendig ist die Sünde nur im Leben, Das Leben, es bestehet in der Sünde."

Und in der That, wer wollte leugnen, daß in den beiden bedeutendsten Frauengestalten, denen wir im weitern Lebens= gange Wilhelm's begegnen, in den Gestalten Theresen's und zumal Natalien's, trop aller vom Dichter bei ihrer Schilberung aufgewendeten Mühe, doch ein gewisses körperloses Etwas vor= herrscht, welches dieselben, im Bergleich zu den bisher betrach= teten lebensvollen Frauengestalten fast schattenhaft erscheinen läßt, und daß die reine dunne Luft, in der wir bei ihnen athmen, zuweilen die Brust beengt und das Athmen erschwert? Der Unterschied liegt in der künstlerischen Behandlung. Jene Frauengestalten der Schauspielerwelt gleichen Gemälden, in denen die volle Kraft der Farbe Leben und Wirkung erhöht, während die Bilder Natalien's und Theresen's nur wie Hand= zeichnungen anmuthen, deren Umrissen, so rein und edel sie sind, doch die lebengebende koloristische Ausführung fehlt. Diese Frauen lernen wir überwiegend nur aus Schilderungen und Urtheilen Anderer, oder gar des Dichters felbst kennen, und wo sie sich selbst schildern, da thun sie es weniger durch han= delnde Bethätigung ihres Wesens, als durch Selbstbekenntnisse und reflektirendes Erzählen ihres Lebensganges und ihrer Eigen= schaften. Gesicherte Lebensverhältnisse, wohlgeleitete Erziehung, feste Formen, bevorzugte äußere Stellung innerhalb einer pri= vilegirten Gesellschaft, haben ihnen von Anfang an schützend, aber auch zugleich beschränkend zur Seite gestanden, haben sie vor anstößigen Berirrungen und Ausschreitungen bewahrt, aber auch ein freies Sichausleben ihrer Natur gehindert. Und wenn wir von der grundsatz= und sittenlosen, stets zu neuen Intriguen aufgelegten Baronesse, der Freundin Jarno's auf dem Grafen= schlosse absehen, deren Gestalt der Dichter nur mit wenigen Strichen hingeworfen hat, so bleibt nur in Lydia noch eine

1

Spur von jener derberen Pinselführung übrig, die wir bei den Frauen des ersten Theils der Dichtung angewendet sinden.

Lydie gehört nicht durch ihre Geburt zu der Gesellschaft, in welcher wir sie finden. Sie ift "arm und nicht von Stande", sie ist keine "geborene", wie sich damals der Jargon der bevor= zugten Klassen auszudrücken liebte. Wir erfahren überhaupt nichts von ihren Eltern, ihrer Herkunft. Die Laune einer vornehmen und reichen Weltdame, der angeblichen Mutter Theresen's, hat das "artige Mädchen, das gleich in seiner Jugend reizend zu werden versprach", bei zufälliger Begegnung der dunklen Hülflosigkeit entrissen und in das Haus genommen und sie mit der Tochter des Hauses erziehen lassen, um an ihr später eine "Gesellschafterin", das heißt in diesem Falle eine dienstbereite Gehülfin und Vermittlerin bei den zahlreichen Intriguen und Liebeshändeln zu haben, denen sich die genußsüchtige, unbestän= dige, eitle und kokette. Dame zu überlassen geneigt und gewohnt Lydia's erste Schule ist das Liebhabertheater ihrer Be= schützerin. Wie auf der Bühne, wird sie bald auch in der Wirklichkeit die Vertraute ihrer Herrin, und lernt als solche auch selbst sehr früh die Leidenschaft kennen, die sie von ihrer ersten Jugend an so oft dargestellt hat. Als sodann ihre Beschützerin, nach vorher gepflogener Uebereinkunft mit ihrem Gatten, der seine Gemahlin zu schonen Ursache hat, sich auf Reisen begiebt, wird Lydia ihre Begleiterin auf berselben, und vollendet dabei ihre Erziehung, indem sie "aus dem Grunde verdorben wird". Vertrautenstellungen solcher Art, wie sie bei ihrer Beschützerin eingenommen hat, sind felten von langer Dauer; sie währen meist nur so lange, als die Verhältnisse dem gebietenden Theile die Nothwendigkeit auferlegen, den Dienenden zu schonen.

So war es auch mit Lydien. Als jene Nothwendigkeit auf=

hörte, sah sie sich von der herzlosen Frau grausam verstoßen und ihrem Schickale überlassen. Ein günstiger Zusall kommt ihr indeß zu Alfe. Eine wohlgesinnte, reichbegüterte Dame der Nachbarschlasse in deren Hause auch bereits Therese Aufenahme gefunden at, nimmt die Verstoßene zu sich. Sie soll und will der Erstren wirthschaftlich an die Hand gehen, aber sie vermag es nicht. Zu keiner ernsten Thätigkeit erzogen, sür keinen Lebensberuf vorbereitet, hat sie von ihrer bisherigen Herrin nur gelernt, Aeidenschaften als ihre Bestimmung anzusehen, und sich in Nichts zu mäßigen".

Mädchen wie Lydie sind die Abenteuerer in der Sphäre der höheren weiblichen Gesellschaft. Geburt und Erziehung, Lebens= gewohnheiten und Schicksale weisen sie barauf hin, sich immer auf's Neue in Liebesverhältnisse zu verwickeln, die ebenso ihrem Herzen Bedürfniß, ja das Hauptbedürfniß sind, als sie ihnen zugleich das einzige Mittel bieten, sich im Leben eine Stellung Nicht als ob diese letztere Berechnung ihr Be= zu gewinnen. nehmen mit Bewußtsein leitete. Im Gegentheil ift es vielmehr oft nur das Bedürfniß nach sogenannten "Emotionen", das sie hinreißt, zumal wenn sie, wie Lydie, sich gewöhnt haben, diese leidenschaftlichen Erregungen als ihre Bestimmung anzusehen. Sie leben und weben fortwährend in einer Atmosphäre von sentimentaler Sinnlichkeit und sinnlicher Sentimentalität und geben sich jeder Aufwallung ihres Herzens um so maßloser hin, als sie niemals über den nächsten Augenblick hinaussehen und hinausbenken, stets an die ewige Dauer ihrer Empfindungen und der Empfindungen Anderer für sie glauben, und überhaupt ·feiner anderen Theilnahme an wirklichen Interessen fähig sind.

Lydia ist der richtige Typus dieser Art von Frauen. Sie ist die personisizirte Einseitigkeit des sentimentalen Egoismus.

Dieses Weltkind im schärfsten Sinne bes Worts ift ohne alle und jede anderweitigen Interessen, die ganze Welt um sie her hat für sie insofern nur eine Bedeutung, als ihr augenblick= liches Liebesverhältniß von den Menschen und Dingen berührt wird. Und nicht nur alle inhaltsvollen Bereiche und Berhältnisse des Lebens und seiner mannigfaltigen Berufe und Pflichten sind ihr verschlossen; auch vom Guten und Sittlichen als einer Lebensregel, als einer Diät ber Seele hat sie gar keinen Begriff, sondern sie sieht in demselben lediglich eine Arznei, die man in Fällen der Noth mit Widerwillen zu sich nimmt, um einen augenblicklichen unangenehmen Zustand zu erleichtern. So lange der Liebhaber treu bleibt, sind Romane und Schauspiele ihr Leben; bewölft sich der Himmel, so verlangt es sie nach geistigen Erbauungsbüchern, an denen sie bann schließlich, wenn nicht gunftige Umstände und die leitende Hand eines starken, verständigen Mannes, wie Jarno, sie auf den Weg des Ernstes führen sollte, im Alter hangen bleiben dürfte.

Bei ihrem Auftreten in der Dichtung finden wir sie auf Lothario's Schlosse, wohin ihre romanhafte Excentrizität sie gesührt hat, in einer sehr bedenklichen Stellung. Sie hat den jungen Baron im Hause ihrer letten Beschützerin kennen geslernt. Ihre Reize — denn Frauen dieser Art besitzen für die große Mehrzahl der Männer durch ihre ganze Art zu sein, durch die Lebhaftigkeit ihrer Empfindungen einen unwiderstehslichen Reiz — haben den impressionablen Mann angezogen, und obschon sie sehr wohl bemerkt, daß es eigentlich Therese ist, auf die er sein Augenmerk gerichtet hat, und obschon sie einsehen muß, daß sie selbst, "arm und nicht von Stande, an keine Heirat mit ihm denken darf", so kann sie doch der Wonne nicht widerstehen, zu reizen und gereizt zu werden.

Mädchen dieser Art sind eben so gefährlich für die Männer, als für ihr eignes Glück, weil sie sich immer über jene wie über sich selbst verblenden, stets Alles zu ihrem Vortheil und nach ihren geheimen Wünschen auslegen, und in jeder, selbst der unbedeutendsten Aufmerksamkeit das Zeichen einer Liebes-leidenschaft erblicken. Lydie besindet sich Lothario gegenüber in diesem Falle, und ist sofort entschlossen, "um jeden Preis die Seinige zu werden". Als sie später sein Verlöbniß mit Therese erfährt, glaubt sie anfangs "Unmögliches zu vernehmen", und als ihr dann Gewisheit wird, überwältigt ihre Leidenschaft sie dermaßen, daß sie den kaum gefundenen sichern Zusluchtsort, das Haus ihrer Beschützerin, heimlich verläßt, ohne daß die Zurückbleibenden erfahren, wohin sie sich verloren hat.

Sie bleibt jedoch in der Nachbarschaft, weil sie es nicht über sich gewinnen kann, den Schauplat ihrer zerstörten Hoff= nungen zu verlassen. Kaum erfährt sie dort, daß die Heirat ihres Geliebten mit Theresen nicht vollzogen, die Berbindung vielmehr aus unbekannten Gründen völlig gelöst worden ist, als sie auch schon Alles daran setzt, sich Lothario wieder zu nähern, "der mehr aus Berzweiflung als aus Neigung, mehr überrascht als mit Ueberlegung ihren Bünschen begegnet". — So berichtet der Dichter den Verlauf; anders aber erzählt ihn Lydie selbst in ihren Mittheilungen gegen Wilhelm, den sie, ohne ihn eigentlich zu kennen, gleich bei der ersten Begegnung zu ihrem Vertrauten macht. Sie giebt sehr beutlich zu ver= stehen, daß eigentlich Lothario's wachsende Neigung zu ihr die Ursache seiner Trennung von seiner Berlobten gewesen sein dürfte, und daß sie ihn nur "nicht zurückgestoßen habe, als er auf einmal sie statt Theresen zu wählen schien". Das Folgende ihrer Erzählung ist zu charakteristisch für ihr ganzes Wesen, für ihre Reigung, sich selbst zu täuschen, und ihre unüberlegte Leidenschaft, um es nicht mit ihren eigenen Worte hier ein= zuschalten. "Therese betrug sich gegen mich, wie ich es nicht besser wünschen konnte, ob es gleich beinahe scheinen mußte, als hätte ich ihr einen so werthen Liebhaber geraubt. Aber auch wie viel tausend Thränen und Schmerzen hat mich diese Liebe schon gekostet! Erst saben wir uns nur zuweilen am dritten Orte verstohlen, aber lange konnte ich das Leben nicht ertragen; nur in seiner Gegenwart war ich glücklich, ganz glücklich! Fern von ihm hatte ich kein trocknes Auge, keinen ruhigen Pulsschlag. Einst verzog er mehrere Tage, ich war in Berzweiflung, machte mich auf den Weg und überraschte ihn hier" (auf seinem Schlosse). "Er nahm mich liebevoll auf, und wäre nicht dieser unglückselige Handel" (Lothario's Berwundung im Duell) "dazwischen gekommen, so hätte ich ein himmlisches Leben geführt."

Man kann sagen, daß hier jedes Wort eine Selbstäuschung und vom Selbstbetruge eingegeben ist. Sie hat keine Ahnung von der Unüberlegtheit und Uebereilung, ja von dem Berletzens den ihres Betragens und ihres Handelns. Die Heftigkeit und Aufrichtigkeit ihrer Liebe verblendet sie völlig über die Stimmung und Berlegenheit, in welche ihr letzter Schritt Lothario nothwendig versetzen muß. Sebensowenig hat sie eine Ahnung von der Lage oder von den eigentlichen Neigungen und Bedürfsnissen, Absichten und Lebensplänen des Mannes, den sie so leidenschaftlich liebt oder zu lieben glaubt. Was kümmert es sie, daß Lothario sich in ziemlich zerrütteten ökonomischen Bershältnissen besindet, daß sein Amerikanischer Feldzug seine Süter mit Schulden belastet, daß er sich darüber mit seinem Großoheim entzweit hat, der ihm durch eine reiche Frau zu helsen gedenkt,

und daß er selbst vor allen Dingen eine haushälterische, wie Therese, braucht und haben möchte, die fähig ist, ihn in seinen Plänen zu unterstützen, seine Absichten zu fördern. Für eine Lydia sind alle diese realen Verhältnisse nicht vorhanden, sie kennt, sie versteht sie nicht; für sie ist der Mann nichts als ein "Liebhaber", und sie- hat mit ihren Empfindungen und Emotionen viel zu viel zu thun, um an die Prosa solcher Roth= wendigkeiten auch nur denken zu können. Ihr ganzes Wesen ist vom ersten bis zum letzten Augenblicke ihres Auftretens in der Dichtung eine unablässige Aufregung. Sie weint und schluchzt mehr als alle Frauen im ganzen Wilhelm Meister zusammen= genommen, und auch an Verzweiflungsausbrüchen und Ohn= machten fehlt es nicht. Ihre "stürmische Sorgfalt", ihre "un= bezwingliche Angst", ihre "nie versiegenden Thränen", mit denen sie den kranken Lothario "quält", sind jedoch nicht sowohl ihr selbst, als vielmehr dem Gegenstande ihrer Liebe gefährlich. Sie ist keine Aurelie, und es ift nicht zu fürchten, daß sie sich mit ihrer Leidenschaftlichkeit aufreibe. Dazu fehlt ihr Aurelien's Tiefe und vor Allem jedes eigene Schuldbewußtsein. Ihre Leiden= schaftlichkeit ist die eines verzogenen Kindes, sie selbst, wie Jarno sie richtig bezeichnet, "ein Kind", und, wie er hofft, ein erziehbares Kind. In dieser ihrer Kindesnatur und Unbewußtheit liegt ein großer Theil des Reizes, den sie auf die Männer ausübt; "die süße, die reizende Lydie" nennt sie Friedrich. Bei ihr ist wie bei einem Kinde ewiger Wechsel von Regen und Sonnenschein, sie ist die richtige in einem weiblichen Wesen verkörperte Aprilnatur.

So gelingt es denn auch Jarno nicht allzuschwer, die von Lothario Verlassene über den Verlust ihres letzten geliebten Herzensspielzeugs zu beruhigen und sogar durch das Anerbieten

1 |

seiner Hand zu trösten. Der kaltverständige, lebenserfahrene, illusionslose ältere Mann übernimmt die Aufgabe, die ihm da= durch zu Theil wird, ohne Zweifel in der Ueberzeugung, daß Gegenfätze sich am besten ergänzen.. "Charaktere wie Wilhelm, wie Lothario können", wie Schiller in seinen brieflichen Aeuße= rungen über mehrere Gestalten des Meisters bemerkt, "nur glück= lich sein durch die Verbindung mit einem harmonirenden Wesen; ein Mensch wie Jarno dahingegen kann es nur mit einem contrastirenden werden. Dieser muß immer etwas zu thun und zu denken und zu unterscheiden haben", und dazu wird ihm Lydie vollauf Gelegenheit geben. Für ihn ist, wie er felbst am Schlusse bekennt, "nichts schätzbarer, als ein Herz, das der Liebe und der Leidenschaft fähig ist". In dieser Fähigkeit sieht er den eigentlichen Werth von Lydien's Natur. "Ob ein solches Herz geliebt habe? ob es noch liebe, darauf kommt es", wie er hin= zuset, "nicht an. Die Liebe, mit ber ein Anderer geliebt wird, ist mir beinahe reizender als die, mit der ich geliebt werden könnte; ich sehe die Kraft, die Gewalt eines schönen Herzens, ohne daß die Eigenliebe mir den reinen Anblick trübt." Er ver= hehlt nicht, daß er ein Wagestück unternehme, indem er Lydien an sein Leben knupfe; aber er setzt hinzu, daß bas letztere "unter einer gewiffen Bedingung" geschehe. Welches diese Bedingung sei, in die Lydie gewilligt, erfahren wir nicht. Aber wir werden schwerlich irren, wenn wir annehmen, daß damit Lydien's Einwillung gemeint sei: mit ihrem Gatten Europa zu verlassen und jenseits des Oceans, in Amerika, ein neues Leben für tuch= tige geregelte Thätigkeit und verständige Pflichterfüllung an seiner Seite und unter seiner Leitung zu beginnen.

und daß er selbst vor allen Dingen eine haushälterische, wie Therese, braucht und haben möchte, die fähig ist, ihn in seinen Plänen zu unterstützen, seine Absichten zu fördern. Für eine Lydia sind alle diese realen Berhältnisse nicht vorhanden, sie kennt, sie versteht sie nicht; für sie ift der Mann nichts als ein "Liebhaber", und sie- hat mit ihren Empfindungen und Emotionen viel zu viel zu thun, um an die Prosa solcher Noth= wendigkeiten auch nur denken zu können. Ihr ganzes Wesen ist vom ersten bis zum letten Augenblicke ihres Auftretens in der Dichtung eine unablässige Aufregung. Sie weint und schluchzt mehr als alle Frauen im ganzen Wilhelm Meister zusammen= genommen, und auch an Verzweiflungsausbrüchen und Ohn= machten fehlt es nicht. Ihre "stürmische Sorgfalt", ihre "un= bezwingliche Angst", ihre "nie verstegenden Thränen", mit denen sie den kranken Lothario "quält", sind jedoch nicht sowohl ihr felbst, als vielmehr dem Gegenstande ihrer Liebe gefährlich. Sie ist keine Aurelie, und es ist nicht zu fürchten, daß sie sich mit ihrer Leidenschaftlichkeit aufreibe. Dazu fehlt ihr Aurelien's Tiefe und vor Allem jedes eigene Schuldbewußtsein. Ihre Leiden= schaftlichkeit ist die eines verzogenen Kindes, sie selbst, wie Jarno sie richtig bezeichnet, "ein Kind", und, wie er hofft, ein erziehbares Kind. In dieser ihrer Kindesnatur und Unbewußt= heit liegt ein großer Theil des Reizes, den sie auf die Männer ausübt; "die süße, die reizende Lydie" nennt sie Friedrich. Bei ihr ist wie bei einem Kinde ewiger Wechsel von Regen und Sonnenschein, sie ist die richtige in einem weiblichen Wesen verkörperte Aprilnatur.

So gelingt es denn auch Jarno nicht allzuschwer, die von Lothario Verlassene über den Verlust ihres letzten geliebten Herzensspielzeugs zu beruhigen und sogar durch das Anerbieten feiner Hand zu trösten. Der kaltverständige, lebenserfahrene, illusionslose ältere Mann übernimmt die Aufgabe, die ihm da= durch zu Theil wird, ohne Zweifel in der Ueberzeugung, daß Gegenfätze sich am besten ergänzen.. "Charaktere wie Wilhelm, wie Lothario können", wie Schiller in seinen brieflichen Aeuße= rungen über mehrere Gestalten des Meisters bemerkt, "nur glücklich sein durch die Verbindung mit einem harmonirenden Wesen; ein Mensch wie Jarno dahingegen kann es nur mit einem contrastirenden werden. Dieser muß immer etwas zu thun und zu denken und zu unterscheiden haben", und dazu wird ihm Lydie vollauf Gelegenheit geben. Für ihn ist, wie er selbst am Schlusse bekennt, "nichts schätzbarer, als ein Herz, das der Liebe und der Leidenschaft fähig ist". In dieser Fähigkeit sieht er den eigentlichen Werth von Lydien's Natur. "Db ein solches Herz geliebt habe? ob es noch liebe, darauf kommt es", wie er hin= zuset, "nicht an. Die Liebe, mit der ein Anderer geliebt wird, ist mir beinahe reizender als die, mit der ich geliebt werden könnte; ich sehe die Kraft, die Gewalt eines schönen Bergens, ohne daß die Eigenliebe mir den reinen Anblick trübt." Er verhehlt nicht, daß er ein Wagestück unternehme, indem er Lydien an sein Leben knüpfe; aber er setzt hinzu, daß das letztere "unter einer gewissen Bedingung" geschehe. Welches diese Bedingung sei, in die Lydie gewilligt, erfahren wir nicht. Aber wir werden schwerlich irren, wenn wir annehmen, daß damit Lydien's Gin= willung gemeint sei: mit ihrem Gatten Europa zu verlassen und jenseits des Oceans, in Amerika, ein neues Leben für tüch= tige geregelte Thätigkeit und verständige Pflichterfüllung an feiner Seite und unter seiner Leitung zu beginnen.

und daß er selbst vor allen Dingen eine haushälterische, wie Therese, braucht und haben möchte, die fähig ist, ihn in seinen Plänen zu unterflüten, seine Absichten zu fördern. Für eine Lydia sind alle diese realen Berhältnisse nicht vorhanden, sie kennt, sie versteht sie nicht; für sie ist der Mann nichts als ein "Liebhaber", und sie- hat mit ihren Empfindungen und Emotionen viel zu viel zu thun, um an die Prosa solcher Noth= wendigkeiten auch nur denken zu können. Ihr ganzes Wesen ist vom ersten bis zum letten Augenblicke ihres Auftretens in der Dichtung eine unablässige Aufregung. Sie weint und schluchzt mehr als alle Frauen im ganzen Wilhelm Meister zusammen= genommen, und auch an Verzweiflungsausbrüchen und Ohn= machten fehlt es nicht. Ihre "stürmische Sorgfalt", ihre "un= bezwingliche Angst", ihre "nie versiegenden Thränen", mit denen sie den kranken Lothario "quält", sind jedoch nicht sowohl ihr felbst, als vielmehr dem Gegenstande ihrer Liebe gefährlich. Sie ist keine Aurelie, und es ist nicht zu fürchten, daß sie sich mit ihrer Leidenschaftlichkeit aufreibe. Dazu fehlt ihr Aurelien's Tiefe und vor Allem jedes eigene Schuldbewußtsein. Ihre Leiden= schaftlichkeit ist die eines verzogenen Kindes, sie selbst, wie Jarno sie richtig bezeichnet, "ein Kind", und, wie er hofft, ein erziehbares Kind. In dieser ihrer Kindesnatur und Unbewußt= heit liegt ein großer Theil des Reizes, den sie auf die Männer ausübt; "die süße, die reizende Lydie" nennt sie Friedrich. Bei ihr ist wie bei einem Kinde ewiger Wechsel von Regen und Sonnenschein, sie ist die richtige in einem weiblichen Wesen verkörperte Aprilnatur.

So gelingt es denn auch Jarno nicht allzuschwer, die von Lothario Verlassene über den Verlust ihres letzten geliebten Herzensspielzeugs zu beruhigen und sogar durch das Anerdieten seiner Hand zu trösten. Der kaltverständige, lebenserfahrene, illusionslose ältere Mann übernimmt die Aufgabe, die ihm da= durch zu Theil wird, ohne Zweifel in der Ueberzeugung, daß Gegenfätze sich am besten erganzen. "Charaktere wie Wilhelm, wie Lothario können", wie Schiller in seinen brieflichen Aeuße= rungen über mehrere Gestalten des Meisters bemerkt, "nur glück= lich sein durch die Verbindung mit einem harmonirenden Wesen; ein Mensch wie Jarno dahingegen kann es nur mit einem contrastirenden werden. Dieser muß immer etwas zu thun und zu denken und zu unterscheiden haben", und dazu wird ihm Lydie vollauf Gelegenheit geben. Für ihn ist, wie er selbst am Schlusse bekennt, "nichts schätzbarer, als ein Herz, das der Liebe und der Leidenschaft fähig ist". In dieser Fähigkeit sieht er den eigentlichen Werth von Lydien's Natur. "Db ein solches Herz geliebt habe? ob es noch liebe, darauf kommt es", wie er hin= zuset, "nicht an. Die Liebe, mit der ein Anderer geliebt wird, ist mir beinahe reizender als die, mit der ich geliebt werden könnte; ich sehe die Kraft, die Gewalt eines schönen Herzens, ohne daß die Eigenliebe mir den reinen Anblick trübt." Er ver= hehlt nicht, daß er ein Wagestück unternehme, indem er Lydien an sein Leben knüpfe; aber er setzt hinzu, daß das letztere "unter einer gewissen Bedingung" geschehe. Welches diese Bedingung sei, in die Lydie gewilligt, erfahren wir nicht. Aber wir werden schwerlich irren, wenn wir annehmen, daß damit Lydien's Gin= willung gemeint sei: mit ihrem Gatten Europa zu verlassen und jenseits des Oceans, in Amerika, ein neues Leben für tuch= tige geregelte Thätigkeit und verständige Pflichterfüllung an seiner Seite und unter seiner Leitung zu beginnen.

Therese.

Endie ist die einzige unter allen Frauengestalten des Wil= helm Meister, mit welcher der Held der Dichtung in kein person= liches Berhältniß der Freundschaft oder der Liebesneigung kommt. Der einzige Bezug, in den er zu ihr tritt, ist der, daß er sich dazu verwenden läßt, die unbequeme Geliebte Lothario's durch ein täuschendes Vorgeben von dem Krankenlager ihres Freundes fort und zu Theresen zu führen, oder vielmehr zu entführen: eine Handlung, die ihm außer dem Zorne und Haffe der Be= trogenen, nichts weiter als ein Stück Selbsterkenntniß in der Wahrnehmung einträgt, wie bald er sich mit dem Widerwillen gegen den ihm ertheilten Auftrag abzufinden vermag, als durch denselben plötlich die Hoffnung in ihm erweckt wird, die verehrte und geliebte Gestalt seiner "Amazone" bei dieser Gelegen= heit wiederzusehen! "Er hielt nunmehr", wie der Dichter mit unvergleichlich anmuthiger Fronie es ausbrückt, "den Auftrag, der ihm gegeben worden war, für ein Werk einer aus= brücklichen Schickung, und ber Gebanke, bag er ein armes Mädchen von dem Gegenstande ihrer aufrichtigsten und heftig= sten Liebe hinterlistig zu entfernen im Begriff war, erschien ihm nur, im Vorübergehen, wie der Schatten eines Vogels über die erleuchtete Erde wegfliegt."

Es ist bedeutungsvoll, daß gerade Lydie es sein muß, durch welche Wilhelm zu einem weiblichen Wesen hingesührt wird, dessen ganzer Charakter den vollkommensten Gegensatz zu dem Charakter Lydien's darstellt, und daß gerade die Frau, welche allein vor allen, ohne den geringsten Eindruck auf ihn zu machen, in Berührung mit ihm kommt, ihn derjenigen zusühren muß, welche ihm bald als das Ziel seiner Wünsche zu erscheinen bestimmt ist.

Theresen's Geschichte liegt wieder zum größten Theile außer= halb der Dichtung. Ueber ihre Herkunft ruht ein Geheimniß. Die Gattin ihres Vaters, dieselbe Frau, welche wir als die erste Beschützerin Lydien's kennen gelernt haben, ist nicht ihre Mutter, obschon sie nach einem geheimen Uebereinkommen beider Gatten vor der Welt und dem Gesetze dafür gilt. Therese ist ein uneheliches Kind. Ein Mädchen bürgerlichen Standes, die Haushälterin ihrer Eltern, hat sie ihrem Bater, einem wohlhabenden Sdelmanne der Propinz, geboren, und die Gattin des letzteren hat aus mannigfachen Gründen die Hand zu einem Betruge geboten, durch welchen das durch einen Fehltritt ihres Gatten zur Welt gekommene Kind als von ihr selbst geboren vor der Welt erscheint. Aus der Entdeckung dieses Betruges geht später die Katastrophe hervor, welche Theresen von ihrem Berlobten Lothario für ewig zu trennen scheint. Schon vorher jedoch hat Therese, ohne es zu wissen, die Folgen davon durch ben Umftand erfahren, daß das gang zu Gunften ihrer angeb= lichen Mutter gemachte Testament ihres Baters sie fast völlig enterbt und mittellos zurückläßt. Doch wird bieses Unglück einigermaßen ausgeglichen durch eine der Familie befreundete reiche ältere Dame der Nachbarschaft, die sich der Berlassenen, wie bald darauf auch ihrer Jugendgenossin Lydie, annimmt

und ihr später durch Hinterlassung eines kleinen Freiguts und eines mäßigen Kapitals eine ihren Bedürfnissen und Wünschen entsprechende Selbstständigkeit sichert.

Therese vereint in sich durchaus das Temperament und die Sinnesart ihres Baters und ihrer Mutter. Sie selbst bezeichnet den ersteren als einen "beiteren, klaren, thätigen, maderen Mann, einen zärtlichen Bater, redlichen Freund und trefflichen Wirth", geduldig, nachsichtig bis zur Schwäche gegen eine Gattin, "beren Wesen dem seinigen ganz entgegengesetzt mar". Ihre Mutter erscheint in der Schilderung des Abbe's als ein Frauenzimmer von schöner Gestalt und solidem Charakter, bescheiden bis zur Demuth und Selbstverleugnung, dienstfertig und ergeben bis zur Aufopferung selbst ihres Lebens, denn sie stirbt als Opfer jener Berstellung, der sie sich unterwirft, um das von ihr ge= borene Kind einer Anderen anzueignen. Diese Züge sind von dem Dichter nicht ohne Absicht eingewoben. Sie sollen den festen Naturgrund bezeichnen, auf dem, in Folge ihrer Herkunft und ihres Ursprungs, Wesen und Charakter Theresen's ruhen. Ueber diese sind alle Personen ihres Kreises, von der oberfläch= lichen Lydie an bis zu dem strengen Verstandesmenschen Jarno in ihrem Urtheile vollkommen einig. Reiner hat etwas gegen sie einzuwenden, Alle sind einstimmig in ihrem Lobe. nennt sie "ein Frauenzimmer, wie es ihrer wenige giebt, die durch ihre Tüchtigkeit hundert Männer beschäme". Sie ist eine von den Töchtern, von welchen die Bäter, denen das Geschick Söhne versagt hat, zu sagen lieben, daß an ihnen ein Mann verdorben sei. Das Naturwüchsige, Instinktive ihres Wesens und Thuns schildert sie selbst in den Mittheilungen, welche sie Wilhelmen über ihre erste Jugend macht: "Ich glich meinem Vater an Geftalt und Gesinnungen. Wie eine junge Ente

gleich das Wasser sucht, so waren von der ersten Jugend an die Ruche, die Vorrathskammer, die Scheunen und Böden mein Element. Die Ordnung und Reinlichkeit des Hauses schien, selbst da ich noch spielte, mein einziger Instinkt, mein einziges Augenmerk zu sein." Ihr Bater freute sich darüber und gab ihrem kindischen Bestreben stufenweise die zweckmäßigsten Beschäftigungen, so daß sie zulet im Ernste sein Gehülfe in Führung der Wirthschaft und der Rechnungen wurde, während sie zugleich das gesammte Hauswesen, welches durch die gesell= schaftlich zerstreute Lebensweise ihrer angeblichen Mutter täglich auf's Neue in Unordnung gesetzt wurde, durch ihre rastlose Fürsorge immer wieder in Ordnung brachte. Weit entfernt jedoch dadurch die Achtung und Neigung der Gattin ihres Vaters zu gewinnen, vermehrte sie durch solche diensteifrige Thätigkeit nur deren Abneigung, die sich in dem bittern Ausdrucke: "Wenn die Mutter so ungewiß sein könnte wie der Bater, so würde man wohl schwerlich diese Magd für meine Tochter halten", fast bis zur hassenden Berachtung steigert.

Durch solche Härte und Lieblosigkeit eines Betragens, dessen wahren Grund sie zu ahnen nicht vermag, fortwährend zurücksgestoßen, wird auch ihr Herz endlich der Mutter völlig entsfremdet, und sie gewöhnt sich allmälig, die Handlungen derselben wie die Handlungen einer fremden Person anzusehen. Der früh bei ihr entwickelte Scharsblick der Beobachtung — "ich war gewohnt", sagte sie von sich selbst, "wie ein Falke das Gesinde zu beobachten, weil darauf der Grund aller Hanshaltung beruht" — eröffnet ihr Einblicke der unerfreulichsten Art in das Leben und Treiben der Gattin ihres Baters, Einblicke, welche jeden Rest von Achtung vor derselben untergraben. Der Bater stirbt und hinterläßt die sast mittellose Tochter als abhängige Unters

gebene einer Mutter, von der sie gehaßt und geringgeschätt wird und die sie selbst zu verachten sich genöthigt sieht. Sie könnte das Testament ansechten, und man räch ihr zu solchem Schritte; aber sie verzichtet darauf aus Verehrung vor dem Andenken an ihren Vater. Sie vertraut dem Schicksal, sie verztraut sich selbst, und ihr Vertrauen täuscht sie nicht, denn es ist begründet auf dem Bewußtsein ihres Muthes und ihrer inneren Tüchtigkeit.

So findet sie Wilhelm, als er mit Lydien auf Theresen's kleinem Gute anlangt, daß sie als "eine wahre Amazone" selbst bewirthschaftet. Wilhelm, der in ihr seine ideale Amazone wiederzufinden gehofft hatte, sieht sich in dieser Hoffnung nicht ohne Bestürzung bei ihrem Anblicke getäuscht, da ein anderes, ein himmelweit von jener verschiedenes Wesen vor ihm steht. Wir erfahren bei dieser Gelegenheit zugleich etwas über Theresen's Aeußeres. Es heißt dort von ihr: "Wohlgebaut, ohne groß zu sein, bewegte sie sich mit viel Lebhaftigkeit, und ihren hellen blauen Augen schien nichts verborgen zu bleiben, was vorging." Der gesunden Kräftigkeit ihres ganzen geistigen Wesens ent= spricht auch ihre Körperbildung, die sich in der männlichen Tracht eines Jägerburschen, welche sie früher in allem Ernste getragen, sehr artig ausnimmt. Als ihr Wilhelm in das krystall= klare Auge sieht, glaubt er bis in den Grund ihrer Seele zu sehen.

Ihr erstes Gespräch mit Wilhelm ist hauswirthschaftlichen Inhalts, wie denn fast Alles, was sie spricht, rein sachlich ist, aber mit eingestreuten äußerst verständigen Reslexionen und Maximen, die sich immer ganz ungezwungen aus den besprochenen Gegenständen selbst ergeben, wie wenn sie z. B. die Klage über ihre augenblickliche Dienstbotennoth mit den Worten schließt:

"Man ift mit Riemand mehr geplagt, als mit den Dienstboten; es will Riemand bienen, nicht einmal fich felbst". Sie spricht überhaupt gern. "Ich will nicht leugnen," sagt sie einmal zu Wilhelm, "daß eine lebhafte Unterhaltung mir von jeher die Würze des Lebens war. Ich sprach mit meinem Bater gern viel über Alles was begegnete. Was man nicht bespricht, bedenkt man nicht recht!" Daß Wilhelm "sie immer reden laffen", hat gleich aufangs ihr Bertrauen zu ihm vermehrt und sie bewogen, sich ihm ganz wie sie ist zu zeigen. Eben so gern reflektirt sie, und die Reflexionen, die sie aus= spricht, gehören mit zu den schönften und gehaltvollsten der an solchen Perlen so reichen Dichtung. Wie einfach und zugleich wie wahr und tief gefühlt sind unter anderen die folgenden Sätze, welche der Dichter ihr in den Mund legt! Als sie aus Wilhelm's Munde zuerst das Lob ihres früheren Berlobten Lothario vernimmt, ruft sie aus: "Wie suß ist es, seine eigne Ueberzeugung aus einem fremden Munde zu vernehmen; Wie werben wir nur erft dann recht mir felbst, wenn uns ein Anderer vollkommen Recht giebt!" ein Ausspruch, der zugleich ihre durchaus soziable Natur so recht in's volle Licht stellt. "Die Welt ist so leer", sagt sie ein andermal, "wenn man nur Berge, Fluffe, Städte darin denkt: aber hier und da Jemanden zu wissen, der mit uns übereinstimmt, mit dem wir auch stillschweigend fortleben, das macht uns dieses Erdenrund erst zu einem bewohnten Garten." In Bezug auf Reichthum und Besitz ist ihre Maxime: "Wohlhabend ist Jeder, der dem, mas er besitzt, vorzustehen weiß; vielhabend zu sein ist eine läftige Sache, wenn man es nicht versteht." Als Wil= helm sich über ihre Wirthschaftskenntnisse verwundert zeigt, erwidert sie ihm: "Entschiedene Reigung, frühe Gelegenheit, äußerer Antrieb und eine fortgesette Beschäftigung in einer nütlichen Sache machen in der Welt noch vielmehr möglich." Als Lydie in ihrem Schmerze von ihr ein geistliches Buch verslangt, macht sie gegen Wilhelm die Bemerkung: "Die Menschen, die das gauze Jahr weltlich sind, bilden sich ein, sie müßten zur Zeit der Noth geistlich sein; sie sehen alles Gute und Sittliche wie eine Arznei an, die man mit Widerwillen zu sich nimmt, wenn man sich schlecht besindet; sie sehen in einem Geistlichen, einem Sittenlehrer nur einen Arzt, den man nicht geschwind genug aus dem Hause los werden kann. Ich aber gestehe gern, ich habe von dem Sittlichen den Begriff als von einer Diät, die eben nur dadurch Diät ist, wenn ich sie zur Lebensregel mache, wenn ich sie das ganze Jahr nicht aus den Augen lasse."

Therese ist vielleicht die einfachste Frauengestalt, die ein Dichter jemals geschaffen hat. Sie ift so ganz aus einem Stücke, so völlig klar über sich, so eins mit sich selbst, daß es ihr un= möglich wäre, auch nur einen Augenblick etwas vorstellen, etwas scheinen zu wollen, was sie nicht ist. Der Dichter beutet dies an durch ihren absoluten Mangel an Interesse für das Schauspiel, das sie eigentlich gar nicht begreifen zu können versichert eine merkwürdige Erfahrung für den Helden des Romans, der soeben erst ein Stud Leben an das Theater gesetzt und von dessen Wirkung und Wichtigkeit die höchste Meinung gehegt hat. Dafür aber ist sie eine geborene Erzieherin, wie sie benn auch die Erziehung Mignon's übernimmt. Sie hat mit Lothario's Schwester Natalie, der "Amazone" Wilhelm's, einen Bund zu gemeinsamer Erziehung einer Anzahl von Kindern gemacht, wobei sie es übernommen hat, die lebhaften dienstfertigen Haus= hälterinnen auszubilden, während ihre Freundin diejenigen zu

entwickeln sucht, an denen sich ein ruhigeres, seineres Talent zeigt; "denn", setzt sie hinzu, "es ist billig, daß man auf jede Weise sür das Glück der Männer und der Haushaltung sorge". Sie ist mit einem Worte ein Wesen, das völlig jenem Goethe'= schen Wunschgedichte entspricht, das da lautet:

"Ich wünsche mir eine hübsche Frau, Die nicht Alles nähme gar zu genau, Und die dabei am besten verstände, Wie ich mich selbst am besten befände."

Daß sie nicht Alles gar zu genau zu nehmen gesinnt ist, gesteht sie selbst, wenn sie einmal in Bezug auf Lothario's Liebelei mit Lydie äußert: sie würde vielleicht, selbst wenn Lothario ihr Gatte gewesen wäre, den Muth gehabt haben, ein solches Berhältniß zu ertragen, weil sie überzeugt sei, daß eine Frau, die das Hauswesen recht zusammenhalte, ihrem Manne jede kleine Phantasie nachsehen, und seiner Kückehr jederzeit gewiß sein könne. Sie ist daher wie geschaffen sür einen Mann wie Lothario, und man empsindet es als einen Act ästhetischer Gerechtigkeit, daß der Dichter zuletzt die scheinbar unüberwindslichen Schranken, welche diese beiden Menschen so plöslich und so furchtbar von einander zu trennen schienen, durch die endliche Ausbeckung des über Theresen's Geburt schwebenden Geheimnisses glücklich beseitigt.

Was nun Wilhelm's Verhältniß zu diesem weiblichen Wesen anlangt, das in so vieler Beziehung das ausgesprochene Gegenstheil seiner eignen Natur, seiner Lebensanschauung und seines Strebens darstellt, so sehe ich darin nur einen neuen Beweissseiner reichen, vielseitigen und für alles Gute und Schöne empfänglichen Natur, daß er sich, trotz jener Verschiedenheit, von jener "neuen hellen Erscheinung" lebhaft angezogen fühlt, ja

daß er es gar bald sich ausmalt, "welche Wonne es sein muffe, in der Rähe eines fo gang klaren menschlichen Wesens zu leben". Rlarheit und Helligkeit sind in der That recht eigent= lich der Grundton ihres Wesens. Alle ihre Gedanken haben eine durchsichtige Klarheit und eine logische Einfachheit, welche uns immer auf's Neue entzücken. Die Art und Weise, wie sie über Ehen und Migehen sich ausspricht, läßt uns in den tiefsten Grund einer Verstandesbildung schauen, die nicht blos in ihrem Geschlechte zu ben Seltenheiten gehört. Sie hat von der Che den höchsten und reinsten Begriff, an den gehalten allerdings die Mißheiraten viel gewöhnlicher als die Heiraten sind, "da es leider mit den meisten Berbindungen nach einer kurzen Zeit sehr mißlich aussieht". Was man aber gewöhnlich Mißheiraten nennt, die Bermischung der Stände durch Cheverbindungen, verdient nach ihrer Meinung nur insofern also genannt zu werden, "als der eine Theil an der angebornen, angewohnten und gleichsam nothwendig gewordenen Existenz des anderen teinen Theil nehmen kann. Die verschiedenen Klassen haben verschiedene Lebensweisen, die sie nicht mit einander theilen noch verwechseln können, und das ist's, warum Berbindungen dieser Art besser nicht geschlossen werden; aber Ausnahmen, recht glückliche Ausnahmen" — setzt sie sofort hinzu — "sind möglich. So ist die Heirat eines bejahrten Mannes mit einem jungen Mädchen immer mißlich, und doch habe ich sie recht gut ausschlagen sehen". Für sich selbst kennt sie nur eine Miß= heirat, und dies wäre eine solche, welche sie "zu feiern und zu repräsentiren" zwänge. Lieber würde sie jedem ehrbaren Pächterssohne aus der Nachbarschaft ihre Hand geben.

So ist es denn nur natürlich, daß ein weltgeprüfter, lebens= erfahrner, an bedeutender Wirksamkeit hangender, von den nebel=

haften Musionen der Jugend und Leidenschaft freigewordener Mann wie Lothario, der die Welt kennt und weiß, was er in ihr zu thun und was er von ihr zu hoffen hat, in einer Frau, wie diese Therese, eine Gattin zu finden glaubt, wie sie ihm erwünschter nicht sein kann, eine Genossin, die überall mit ihm wirkt, und die ihm Alles vorzubereiten weiß, deren Thätigkeit dasjenige aufnimmt, was die feinige liegen lassen muß, beren Geschäftigkeit sich nach allen Seiten verbreitet, wenn die seinige nur einen geraden Weg fortgeben darf. "Welchen himmel", ruft er gegen Wilhelm aus, "hatte ich mir mit Theresen ge= träumt! Richt den Himmel eines schwärmerischen Glückes, son= dern eines sicheren Lebens auf der Erde: Ordnung im Glück, Muth im Unglück, Sorge für das Geringste, und eine Seele, fähig das Größte zu. faffen und wieder fahren zu laffen. D, ich sah in ihr gar wohl die Anlagen, deren Entwicklung wir bewundern, wenn wir in der Geschichte Frauen sehen, die uns weit vorzüglicher als alle Männer erscheinen: diese Klar= heit über die Umstände, diese Gewandtheit in allen Fällen,. diese Sicherheit im Einzelnen, wodurch das Ganze sich immer so gut befindet, ohne daß sie jemals daran zu denken scheinen."

Was Wilhelm anlangt, so ist auch er, wenn auch nicht ganz in demselben Maaße wie Lothario, von dem Werthe seiner neuen Bekanntin durchdrungen. Er sindet sich in der Lage, der Pflicht zu genügen, welche ihm eine Mutter für seinen verswaisten Knaben zu suchen gebietet. Er sindet Therese frei, und ihre unverhehlte Neigung zu Lothario macht ihm um so weniger Bedenklichkeit, als ihre Verbindung mit demselben durch ein sonderbares Schicksal für immer getrennt und unmöglich gemacht zu sein scheint. Therese hat in Bezug auf ihr weiteres Lebenssschicksal stets zu ihm von einer Heirat, wenn auch mit Gleichs

gültigkeit, so boch als von einer Sache gesprochen, die sich von selbst verstehe. Daß er für seinen Anaben keine bessere Mutter als Therese sinden könne, daß dieses weibliche Wesen, dieser Person gewordene liebenswürdige Verstand gerade daszenige sei, was für ihn in seiner Lage passe, ist ihm, je näher er sie kennen lernt, um so weniger zweiselhaft. Und so entschließt er sich, nachdem er schriftlich die ganze Geschichte seines bisherigen Lebens sür sie aufgezeichnet hat, sie in einem kurzen, das überssendete Manuscript begleitenden Briefe "um ihre Freundschaft, um ihre Liebe, wenn's möglich wäre", zu bitten und ihr seine Hand anzubieten.

Therefe nimmt sein Anerbieten an. Sie kennt ihn genug, um überzeugt zu sein, daß sie mit ihm glücklich sein werde. Daß er ein Bürgerlicher, sie eine Adlige ist, gilt ihr, bei ihrer Denkart über Standesverschiedenheit und sogenannte Miß= heiraten, für kein Hinderniß einem Manne wie Wilhelm gegenüber, deffen Werth und beffen innerftes Wesen sie, wie kaum irgend ein Anderer in der ganzen Dichtung, erkannt hat und zu schätzen weiß. Da sie es sich und ihm nicht verhehlt, daß keine Leidenschaft, sondern Neigung und Zutrauen sie beide zusammenführen, so findet sie in diesem Umstande sogar die Beruhigung, daß somit beide Theile "weniger wagen als tausend andere". Ihre Hoffnung, daß sie zu ihm, er zu ihr passen werde, gründet sie, wie sie Natalien selbst gesteht, vorzüglich darauf, daß er dieser von ihr so unendlich geliebten und hoch= gestellten Freundin ähnlich sei, daß er also eine münschenswerthe Ergänzung zu ihrem eigenen, diefer Natalie in vielen Studen unähnlichen Wesen bilden werde. Diesen Sinn, diese gerechte Würdigung einer höheren Natur bezeichnete auch Schiller als einen der schönsten und zartesten Charakterzüge in dem Bilde

Theresen's. Indem sich in ihrer klaren Seele auch daszenige abspiegle, was sie selbst nicht in sich habe, erhebe sie sich mit einem Schlage über jene bornirten Naturen, die über ihr dürfstiges eigenes Selbst auch in der Borstellung nicht hinaus können; und der Umstand, daß ein Gemüth wie das ihrige an eine, ihr selbst so fremde Vorstellungss und Empfindungsweise glaubt, daß sie das Herz, welches derselben fähig ist, liebt und achtet, ist, wie Schiller hinzusetzt, zugleich ein schöner Beweis für die objective Realität derselben, der jeden Leser erfreuen muß.

Wie fein und richtig sind die Pinselstriche der Charakteristik, mit denen sie Wilhelm's Wefen in ihren Briefen an Natalie schildert! "Ja!" ruft sie aus, "er hat von Dir das edle Suchen und Streben nach dem Befferen, wodurch wir das Gute, das wir zu finden glauben, selbst hervorbringen!" Die ganze Stelle ist zu wichtig für die Charakteristik aller drei Personen, als daß ich sie nicht vollständig hier hersetzen sollte. habe ich Dich nicht im Stillen getadelt", heißt es weiter in jenem Briefe Theresen's an Natalie, "daß Du diesen oder jenen Menschen anders behandeltest, daß Du in diesem ober jenem Falle Dich anders betrugst, als ich würde gethan haben. Wenn wir, sagtest Du, die Menschen nur nehmen wie fie find, so machen wir sie schlechter; wenn wir sie behandeln als wären sie was sie sein sollen, so bringen wir sie dahin, wohin sie zu bringen sind. Ich kann weder so sehen, noch so handeln, das weiß ich recht Einsicht, Ordnung, Zucht, Befehl, das ist meine Sache." Sie erinnert dann weiter daran, daß Jarno einmal von ihrer Erziehungsmethode gefagt habe: Therese dressirt ihre Zöglinge, Natalie bildet sie; ja daß Jarno sogar soweit gegangen sei, ihr die drei schönen Eigenschaften Glaube, Liebe und Hoffnung völlig abzusprechen, indem er bemerkte: Therese habe statt des

Glaubens die Einsicht, statt der Liebe die Beharrlichkeit und statt der Hoffnung das Zutrauen. Allerdings gesteht sie, daß sie, ehe sie Natalien kennen lernte, nichts Höheres gekannt habe, als Klarheit und Klugheit. Aber Natalien's schöne hohe Seele hat sie überwunden und ihr gezeigt, daß es noch etwas Höheres gebe als jene Eigenschaften. "In demselben Sinne", setzt sie hinzu, "verehre ich auch meinen Freund. Seine Lebens = beschreibung ift ein emiges Suchen und Richtfinden; aber nicht das leere Suchen, sondern das munderbare gutmüthige Suchen begabt ihn; er mähnt, man könne ihm das geben, was nur von ihm kommen kann." Kann man tiefer in das innerste Herz Wilhelm Meister's ein= dringen, als die klare kluge Therese es hier thut? Sie hat Recht, wenn sie fagt: sie kenne ihn besser, als er sich selbst kenne, und es ist wiederum ganz in ihrer Art, wenn sie hinzuset, daß sie ihn darum nur um desto mehr achte. "Ich sehe ihn", so schließt dieser mahrhaft entzückende Brief, "aber ich übersehe ihn nicht, und alle meine Einsicht reicht nicht hin, zu ahnen, was er wirken kann." Dies lettere Geständniß ist von einer Größe, daß ich behaupten möchte, der Dichter habe damit der von ihm mit so viel Vorliebe und Neigung geschilderten Gestalt Theresen's den letzten Zug der Vollendung geben wollen und gegeben, mährend zugleich die letzten Worte ihres Urtheils auf das Urbild des Wilhelm Meister, auf Goethe selbst, voll= kommen anwendbar sind. Andererseits dürfen wir es dreist aussprechen, daß der Dichter in seiner Therese das Ibeal seiner reifen Mannesjugend gezeichnet hat, und daß der Besitz einer Gattin wie diefe, seiner ganzen Eristenz jene lette Bollendung gegeben haben dürfte, die derselben durch Schuld eines unglück= lichen Verhängnisses versagt geblieben ist. Die Frau jedoch,

die er nach seiner Rücksehr aus Italien seinem Leben zugesellte, dem sie ein Menschenalter hindurch eine treue Genossin blieb und deren Wesen er in den liebenswürdigen Zeilen schildert, welche die Ueberschrift "Genug" tragen:

> "Immer niedlich, immer heiter, Immer lieblich! Und so weiter, Stets natürlich, aber klug; Nun das, — bächt' ich, — wär' genug!"

diese Frau scheint wirklich dem Wesen Theresen's in gewisser Hinsicht verwandt gewesen zu sein. —

In der Dichtung jedoch ist Therese nicht bestimmt, die Sattin Wilhelm's zu werden. Die durch Jarno gemachte Ent= bedung, daß Therese nicht die Tochter ihrer Mutter sei, hebt das Hinderniß auf, welches sich ihrer Berbindung mit Lothario in den Weg stellte, und obschon sie selbst anfangs nicht an jene Entbedung glauben und ihren Berlobten nicht aufgeben will, vielmehr ganz ihrem tüchtigen Charakter gemäß sich ber Partei, welche ihr ihren Bräutigam rauben will, selbst bei der er= neuerten Möglichkeit, Lothario zu besitzen, mit muthiger Festig= keit widersett, so muß sie sich doch bald genug überzeugen, das dieser, seit er in Lothario's Schwester, in Natalien, seine Amazone wieder gefunden, sich in einem Zustande bes Schwankens und der Verwirrung befindet, dem nur sie allein ein Ende zu machen im Stande ist. Diese Ueberzeugung fördert und erleichtert ihren Entschluß. Sie sagt Lothario zu, seine Gattin zu werden, aber nur unter der Bedingung, daß Wilhelm und Natalie an ein und demselben Tage mit ihnen zum Altare gehen. "Sein Verstand hat mich gewählt, sein Herz fordert Natalien, und mein Verstand wird seinem Herzen zu Hülfe fommen!"

Glaubens die Einsicht, statt der Liebe die Beharrlichkeit und statt der Hoffnung das Zutrauen. Allerdings gesteht sie, daß sie, ehe sie Natalien kennen lernte, nichts Höheres gekannt habe, als Klarheit und Klugheit. Aber Natalien's schöne hohe Seele hat sie überwunden und ihr gezeigt, daß es noch etwas Höheres gebe als jene Eigenschaften. "In demselben Sinne", setzt sie hinzu, "verehre ich auch meinen Freund. Seine Lebens = beschreibung ift ein ewiges Suchen und Richtfinden; aber nicht das leere Suchen, sondern das wunderbare gutmüthige Suchen begabt ihn; er mähnt, man könne ihm das geben, was nur von ihm fommen kann." Kann man tiefer in das innerste Herz Wilhelm Meister's ein= dringen, als die klare kluge Therese es hier thut? Sie hat Recht, wenn sie fagt: sie kenne ihn besser, als er sich selbst kenne, und es ist wiederum ganz in ihrer Art, wenn sie hinzuset, daß sie ihn darum nur um desto mehr achte. "Ich sehe ihn", so schließt dieser wahrhaft entzückende Brief, "aber ich übersehe ihn nicht, und alle meine Einsicht reicht nicht hin, zu ahnen, was er wirken kann." Dies lettere Geständniß ist von einer Größe, daß ich behaupten möchte, der Dichter habe damit der von ihm mit so viel Vorliebe und Neigung geschilderten Gestalt Theresen's den letzten Zug der Bollendung geben wollen und gegeben, während zugleich die letzten Worte ihres Urtheils auf das Urbild des Wilhelm Meister, auf Goethe selbst, voll= kommen anwendbar sind. Andererseits dürfen wir es dreist aussprechen, daß der Dichter in seiner Therese das Ideal seiner reifen Mannesjugend gezeichnet hat, und daß der Besitz einer Gattin wie diese, seiner ganzen Existenz jene lette Bollendung gegeben haben bürfte, die berselben burch Schuld eines unglücklichen Verhängnisses versagt geblieben ist. Die Frau jedoch,

die er nach seiner Rücksehr aus Italien seinem Leben zugesellte, dem sie ein Menschenalter hindurch eine treue Genossin blieb und deren Wesen er in den liebenswürdigen Zeilen schildert, welche die Ueberschrift "Genug" tragen:

"Immer niedlich, immer heiter, Immer lieblich! Und so weiter, Stets natürlich, aber klug; Nun bas, — bächt' ich, — wär' genug!"

diese Frau scheint wirklich dem Wesen Theresen's in gewisser Hinsicht verwandt gewesen zu sein. —

In der Dichtung jedoch ist Therese nicht bestimmt, die Gattin Wilhelm's zu werden. Die durch Jarno gemachte Ent= deckung, daß Therese nicht die Tochter ihrer Mutter sei, hebt das Hinderniß auf, welches sich ihrer Berbindung mit Lothario in den Weg stellte, und obschon sie selbst anfangs nicht an jene Entdeckung glauben und ihren Berlobten nicht aufgeben will, vielmehr ganz ihrem tüchtigen Charakter gemäß sich ber Partei, welche ihr ihren Bräutigam rauben will, selbst bei der er= neuerten Möglichkeit, Lothario zu besitzen, mit muthiger Festig= keit widersett, so muß sie sich doch bald genug überzeugen, das dieser, seit er in Lothario's Schwester, in Natalien, seine Amazone wieder gefunden, sich in einem Zustande des Schwankens und der Berwirrung befindet, dem nur sie allein ein Ende zu machen im Stande ist. Diese Ueberzeugung fördert und erleichtert ihren Entschluß. Sie sagt Lothario zu, seine Gattin zu werden, aber nur unter der Bedingung, daß Wilhelm und Natalie an ein und demfelben Tage mit ihnen zum Altare "Sein Berstand hat mich gewählt, sein Herz fordert Natalien, und mein Verstand wird seinem Herzen zu Hülfe fommen!"

Glaubens die Einsicht, statt der Liebe die Beharrlichkeit und statt der Hoffnung das Zutrauen. Allerdings gesteht sie, daß sie, ehe sie Natalien kennen lernte, nichts Höheres gekannt habe, als Klarheit und Klugheit. Aber Natalien's schöne hohe Seele hat sie überwunden und ihr gezeigt, daß es noch etwas Höheres gebe als jene Eigenschaften. "In demselben Sinne", sett fie hinzu, "verehre ich auch meinen Freund. Seine Lebens= beschreibung ift ein emiges Suchen und Richtfinden; aber nicht das leere Suchen, sondern das munderbare gutmüthige Suchen begabt ihn; er wähnt, man könne ihm das geben, was nur von ihm kommen kann." Kann man tiefer in das innerste Herz Wilhelm Meister's ein= dringen, als die klare kluge Therese es hier thut? Sie hat Recht, wenn sie fagt: sie kenne ihn besser, als er sich selbst kenne, und es ist wiederum ganz in ihrer Art, wenn sie hinzuset, daß sie ihn darum nur um desto mehr achte. "Ich sehe ihn", so schließt dieser wahrhaft entzückende Brief, "aber ich übersehe ihn nicht, und alle meine Einsicht reicht nicht hin, zu ahnen, was er wirken kann." Dies lettere Geständniß ist von einer Größe, daß ich behaupten möchte, der Dichter habe damit der von ihm mit so viel Vorliebe und Neigung geschilderten Gestalt Theresen's den letzten Zug der Bollendung geben wollen und gegeben, während zugleich die letzten Worte ihres Urtheils auf das Urbild des Wilhelm Meister, auf Goethe selbst, voll= kommen anwendbar sind. Andererseits dürfen wir es dreist aussprechen, daß der Dichter in seiner Therese das Ideal seiner reifen Mannesjugend gezeichnet hat, und daß der Besitz einer Gattin wie diese, seiner ganzen Existenz jene lette Bollendung gegeben haben dürfte, die derselben durch Schuld eines unglud= lichen Verhängnisses versagt geblieben ist. Die Frau jedoch,

. .

die er nach seiner Rücksehr aus Italien seinem Leben zugesellte, dem sie ein Menschenalter hindurch eine treue Genossin blieb und deren Wesen er in den liebenswürdigen Zeilen schildert, welche die Ueberschrift "Genug" tragen:

"Immer nieblich, immer heiter, Immer lieblich! Und so weiter, Stets natürlich, aber klug; Nun das, — bächt' ich, — wär' genug!"

diese Frau scheint wirklich dem Wesen Theresen's in gewisser Hinsicht verwandt gewesen zu sein. —

In der Dichtung jedoch ist Therese nicht bestimmt, die Gattin Wilhelm's zu werden. Die durch Jarno gemachte Ent= bedung, daß Therese nicht die Tochter ihrer Mutter sei, hebt das Hinderniß auf, welches sich ihrer Berbindung mit Lothario in den Weg stellte, und obschon sie selbst anfangs nicht an jene Entbedung glauben und ihren Berlobten nicht aufgeben will, vielmehr ganz ihrem tüchtigen Charakter gemäß sich ber Partei, welche ihr ihren Bräutigam rauben will, selbst bei der er= neuerten Möglichkeit, Lothario zu besitzen, mit muthiger Festigkeit widersett, so muß sie sich doch bald genug überzeugen, das dieser, seit er in Lothario's Schwester, in Natalien, seine Amazone wieder gefunden, sich in einem Zustande des Schwantens und der Verwirrung befindet, dem nur sie allein ein Ende zu machen im Stande ist. Diese Ueberzeugung fördert und erleichtert ihren Entschluß. Sie sagt Lothario zu, seine Gattin zu werden, aber nur unter der Bedingung, daß Wilhelm und Natalie an ein und demselben Tage mit ihnen zum Altare gehen. "Sein Berstand hat mich gewählt, sein Herz fordert Natalien, und mein Verstand wird seinem Herzen zu Hulfe fommen!"

Mit diesen Worten, welche ben einfachen Schlüssel zu dem räthselhaften Zustande Wilhelm's enthalten, beschließen wir unsern Bersuch einer Charakteristik Theresen's. Daß und wie sie ihr Versprechen hält, wird der nächstfolgende Abschnitt zu zeigen haben, in welchem wir das Bild Natalien's zu zeichnen versuchen wollen.

Natalie.

Natalie ist unter den Frauengestalten, denen Wilhelm auf seinem Entwicklungswege begegnet, die zulet hervortretende, weil diese Begegnung bestimmt ist, seine Entwicklung zu einem für seine Zukunft entscheidenden Abschlusse zu führen. Es ist offenbar des Dichters Absicht gewesen, in ihr ein weibliches Ideal, eine durch jede Gunst der Berhältnisse wie der Erziehung zu voller Schönheit und Reise des Geistes und Herzens entwickelte weibliche Natur darzustellen, in welcher alle sittlichen Eigenschaften und geistigen Kräfte in jener vollkommnen Harmonie stehen, welche die Wirklichkeit des Lebens nur höchst selten, und dann allerdings vorzugsweise, ja sast dürfte man sagen ausschließlich, im weiblichen Geschlechte aufzeigen mag.

Alle Liebe, deren sein Herz fähig war, und alle Kunstmittel, über welche sein Genie gebot, hat der Dichter in der Schöpfung dieser Gestalt zu jenem Zwecke aufgewendet. Bon dem romantischen Zauber ihres ersten Erscheinens in der Dichtung bis zum Abschlusse derselben ist Alles darauf berechnet, Natalien über die gesammte übrige Frauenwelt des Romans emporzusheben, und zwar nicht blos für den Helden der Dichtung, sondern auch für den lesenden Betrachter.

Natalien's erstes Erscheinen in dem Roman ist wie ein Sonnenaufgang, wie ein Licht aus einer andern, fremden Welt. Der Eindruck von Natalien's erstem Auftreten, den ich, fast noch Knabe, bei der ersten Lektüre des Meister empfand, und der sich im Laufe langer Jahre kaum verändert, höchstens durch die bewußte Einsicht in die Gründe desselben verstärkt hat, — dieser Eindruck der wundervoll plastischen Scene im fünsten Kapitel des vierten Buchs, ist das Resultat einer Kunst des Darstellers, die kaum irgendwo ihres Gleichen haben dürfte. Es wäre in der That eine lohnende Aufgabe für einen jener Maler, die heutzutage sich darauf verlegen, ihre Borwürfe aus unsern großen Dichtern zu entnehmen, diese Scene dem Dichter nachzumalen und uns fühlbar vor die Augen zu stellen.

Wir sind auf hoher waldiger Bergwiese, die sich sanft ab= hängig zu der einsamen Gebirgsstraße hinabstreckt. Hochschat= tige Buchen umgeben den grünen Platz, auf dem die wandernde Schauspielergesellschaft am Rande einer eingefaßten Quelle, vor sich eine ferne schöne hoffmungsvolle Aussicht, hier auf duftige Schluchten und Waldrücken, dort auf Dörfer und Mühlen in den Gründen, Städtchen in der Ebene und sanft abschließende Höhenzüge des Horizontes, so eben noch ihre heitere Rast ge= halten hat, bei welcher Wilhelm und Laertes unter lebhafter Theilnahme der im Grase hingelagerten Gesellschaft den Zweitampf Hamlet's und seines Gegners einüben, der ein so tragisches Ende zu nehmen bestimmt ift. Aber auch diese Scene der Heiterkeit und des Frohsinns ist seit wenigen Minuten furchtbar verändert. Eine Räuberbande hat die friedlich lagernden Rünftler überfallen und den Widerstand der Männer überwäl= tigt. Die liebliche Bergwiese ist bedeckt mit zerbrochenen Kasten, zerschlagenen Koffern, zerschnittenen Mantelsäcken und einer

Menge kleiner zerstreut hin und wieder liegender Geräthschaften; kein Mensch ist auf dem Platze zu sehen außer jener "wunder= lichen Gruppe", wie der Dichter sie nennt, die aus Philine, Mignon und dem verwundeten Wilhelm besteht. Philine auf dem Rasen sitzend, den Rücken gegen ihren geretteten Roffer gelehnt, hält den Ropf des vor ihr ausgestreckten Jünglings, dem sie in ihren Armen, so viel sie konnte, ein sanftes Lager bereitet hat, leise an sich gedrückt, während die weinende Mignon mit zerstreuten blutigen Haaren an seinen Füßen kniet. Abend beginnt heranzudunkeln über die Berlassenen, Hülflosen, deren unruhige Besorgniß in Furcht und Schrecken übergeht, als sie einen Reitertrupp in dem Hohlwege heraufkommen Schon fürchten sie, daß abermals eine Gefellschaft un= gebetener Gäfte diesen Wahlplat besuchen und Nachlese halten möchte, als sich ihnen in den durch die Büsche hervortretenden Ankömmlingen vielmehr die eben so erwünschte als unverhoffte Bulfe in der Gestalt der "schönen Amazone" naht. Auf einem Schimmel reitend, von ihrem Oheim und mehreren Kavalieren begleitet, und von Reitknechten, Bedienten und einem Trupp Hufaren gefolgt, welche dem langsam den Berg heraufkommenden Reisewagen als schützende Estorte dienen, erblickt Natalie denn sie ist es - kaum jene wunderbare Gruppe, als sie auch schon ihr Pferd derfelben zulenkt und, vor derfelben stille hal= tend, sich eifrig nach bem Berwundeten erkundigt, "bessen Lage in dem Schooße der leichtfertigen Samariterin Philine ihr, wie der Dichter hinzuset, höchst sonderbar vorzukommen schien". Nachdem sie mit menschenfreundlicher Theilnehmung sich nach allen Umständen des Unfalls, der die Reisenden betroffen hatte, besonders aber nach den Wunden des hingestreckten Jünglings erkundigt, sehen wir sie sofort rasch entschieden alle nöthigen

Anstalten zur Hülfe treffen. Sie läßt durch den Wundarzt ihres Gefolges Wilhelm's Wunden untersuchen, beauftragt einen reitenden Jäger für die Fortschaffung und Unterbringung des Berwundeten im nächsten Dorfe zu sorgen, bewegt ihren Oheim, die nöthigen Geldmittel für die Verpslegung desselben zurückszulassen und legt scheidend den kostbaren Oberrock desselben, den sie selbst gegen die Einflüsse der kühlen Abendluft umgesthan hatte, als schützende Vedeckung über den verwundeten halb Entkleideten.

Die Wirkung ihrer Erscheinung auf Wilhelm ist vom ersten Augenblick an eine überwältigende, seine Phantasie völlig erfüllende. "Er hatte", beißt es, "seine Augen auf die sanften, hohen, stillen, theilnehmenden Gesichtszüge der Ankommenden geheftet; er glaubte nie etwas Edleres noch Liebenswürdigeres Als Philine aufsteht, um der gnädigen gesehen zu haben." Dame die Hand zu kuffen, glaubt er ebenfalls, nie einen folchen Abstand zweier weiblichen Wesen mahrgenommen zu haben. Nie zuvor, felbst nicht der schönen, anmuthigen Gräfin gegen= über, war ihm Philine in einem so ungünstigen Lichte er= schienen; der Ton ihrer Stimme ist ihm zuwider, mit der sie die erste Frage der Ankommenden, ob Wilhelm ihr Mann sei, beantwortet. Ja es kommt ihm vor, als sollte sie sich "jener edlen Natur nicht nahen, noch weniger sie berühren". Es ist freilich das erstemal, daß ihm in Natalien die Hoheit einer wahrhaft vornehmen, in sich selbst beruhenden Frauengestalt entgegentritt, gegen welche gehalten selbst die Gräfin, seine erste aristokratische Bekanntschaft, trot der Lieblichkeit und Feinheit ihres Wesens und der jungfräulichen Anmuth ihres Betragens weit zurückstehen muß. Als der verhüllende Ober= rock von ihren Schultern fällt, wird er, der bisher nur den

süßen Klang ihrer melodischen Stimme und "den heilsamen Blick ihrer Augen" sestgehalten hatte, von der Schönheit ihrer Gestalt überrascht, und sein Empsinden steigert sich, als sie näher tretend den Rock sanst über ihn legt, zu jener visionären Ekstase, die der Dichter mit den Worten schildert: "In diesem Augenblicke, da er den Mund öffnen und einige Worte des Dankes stammeln wollte, wirkte der lebhaste Sindruck ihrer Gegenwart so sonderbar auf seine schon angegriffenen Sinne, daß es ihm auf einmal vorkam, als sei ihr Haupt mit Strahlen umgeben, und über ihr ganzes Bild verbreite sich nach und nach ein glänzendes Licht." Aber die Ohnmacht, in welche ihn in demselben Momente das Herausziehen der Lugel durch den Wundarzt versetzt, läßt die Heilige den Augen des Hinsinkenden entschwinden. Als er wieder zu sich kommt, sind Reiter und Wagen, die Schöne sammt ihren Begleitern verschwunden.

Der Eindruck, den Natalien's erstes Erscheinen unter so romantischen Umständen auf den zu poetischer Ekstase geneigten Jüngling gemacht hat, ist tief und nachhaltig; er wird versstärkt durch die lange Dauer des Krankenlagers, das ihm Zeit giebt, sich jene Scene in Gedanken zu wiederholen. "Tausendsmal", heißt es, "rief er den Klang jener süßen Stimme zurück, und wie beneidete er Philinen, die jene hülfreiche Hand gestüßt hatte! Oft kam ihm die Geschichte wie ein Traum vor, und er würde sie für ein Mährchen gehalten haben, wenn nicht das Kleid zurückgeblieben wäre, das ihm die Gewißheit der Erscheinung versicherte." Unaushörlich rust er es sich zurück, wie die schöne Amazone, auf ihrem weißen Zelter reitend, aus den Büschen sich ihm genähert, wie sie abgestiegen und hin und wieder gegangen, sich um seinetwillen bemühend, wie das umhüllende Kleid von ihren Schultern gesunken und wie ihr

Geficht und ihre Gestalt ihm glänzend verschwunden. Alle seine Jugendträume knüpft seine Phantasie an dieses Bild, in welchem er die edle heldenmüthige Chlorinde mit eignen Augen erblickt zu haben glaubt. Ja er identifizirt daffelbe mit dem im ersten Buche der Dichtung beschriebenen Gemälde in der Sammlung seines Großvaters, das schon in früher Jugend des Gegenstandes wegen sein Lieblingsbild gewesen war, und das die Geschichte von dem kranken Königssohne darstellt, der sich in Liebe zu der Braut seines Baters verzehrt*). Mit jedem Schritte seiner Genesung wächst in ihm das Berlangen, seine Retterin wieder= zusehen, ihr zu danken, aber alle seine Bemühungen, ihren Aufenthaltsort oder auch nur ihren und ihres Oheims Namen zu erkunden, bleiben erfolglos. Nur so viel erfährt er, daß der Ueberfall der räuberischen Bande eigentlich dem Reisezuge jener reichen und vornehmen Herrschaft gegolten hatte, und mitten in seiner an Verzweiflung grenzenden Betrübniß, daß ihm für den Augenblick alle Hoffnung verschwunden ist, seine Retterin wiederzusinden und wiederzusehen, gewährt ihm wenigstens der Gedanke einen Trost, "daß ein vorsichtiger Genius ihn", wie es der Dichter in Wilhelm's eigner überschwänglicher Sprache ausdrückt, "zum Opfer bestimmt habe, eine vollkommene Sterb= liche zu retten".

^{*)} Die mehrsache Erwähnung dieses Bildes in der Goethe'schen Dichtung und die demselben gegebene Wichtigkeit für den Helben erklärt sich aus dem Interesse, das man damals in der kunstliebenden Welt Deutschlands an dem wirklich vorshandenen, von Winckelmann in seiner Erstlingsschrift so wie von Goethe's Freunde Deser überschwänglich gepriesenen Werke des Malers Gerhard de Lairesse nahm. Das Bild, über welches Winckelmann's neuester Biograph (Carl Justi, Winckelmann in Deutschland S. 408 — 410) aussührlich berichtet, eristirt noch, und zwar in der Gemälde Sammlung des Großberzogs von Mecklenburg Schwerin im Schlosse Ludwigslust, wohin es 1815 zurückgebracht wurde, da die Franzosen es geraubt hatten.

Was seine Aufregung noch vermehrt, ist folgender Umstand. Er glaubt eine auffallende Aehnlichkeit entdeckt zu haben zwischen seiner schönen Unbekannten und der liebenswürdigen Gräsin, die er vor Kurzem verlassen, und deren Bild noch immer in der Erinnerung seines Herzens lebt, und diese Aehnlichkeit wird ihm durch eine Bergleichung der Handschriften Beider, in deren Besitz ihn ein günstiger Zufall bringt, bestätigt. Der Zustand träumender Sehnsucht, in welchen er sich versetzt fühlt, wird ausgedrückt durch das Lied, das er in einer solchen Stunde von Mignon und dem Harfner singen hört, jenes Lied, dessen Ansfang und Ende die Worte bilden:

"Nur wer die Sehnsucht kennt, Weiß, was ich leibe!"

Inzwischen tritt jedoch das Leben mit seinen Anforderungen und Sorgen, mit neuen Verhältnissen, Arbeiten und Aufgaben an den Genesenen hülfreich heran. Die Periode seines Zusammenlebens und Wirkens mit Serlo und den Seinen, die Erneuerung seines Verhältnisses zu den bisherigen Genossen, die "frevelhaften Reize" Philinen's, die Sorge für Mignon und Felix, das traurig erneuerte Andenken an seine verlorene Mariane, die Theilnahme endlich an dem Schicksale der unsglücklichen Aurelie — das alles legt sich allmälig beruhigend über seine phantastisch=sehnsüchtige Erinnerung an jene traumshafte Erscheinung, die nach längerer Zeit ein wunderbarer Zussall, veranlaßt durch Aurelien's letzten Auftrag an Lothario, unsern Helden eben so überraschend als erschütternd mit seiner Retterin wieder zusammensührt. Wir benutzen diese Zwischenszeit, um über die letztere einige Nachricht einzuschalten.

Natalie ist die ältere Schwester der Gräfin und wie ihre beiden Brüder, Lothario und der blonde Friedrich, durch den Tod der Eltern fruh vermaift, unter ber Obhut eines reichen, funstsinnigen hochgebildeten Obeims aufgewachfen, ber in großartigster Beife bie Sorge für die Erziehung übernommen hatte, auf welche ein Freund beffelben, der Abbe, bedeutenden Ginfluß übte. Die Erziehungsmarimen bes letteren find Natalien, wie fie felbst im britten Rapitel des achten Buchs betennt, bei ihrer Entwidlung febr zu Statten getommen. Diefe Entwidlung wurde begünftigt burch die schönste aller Naturanlagen: burch eine feste, stets mit sich in Ginklang ftebenbe Raturbestimmt-"Ratalien", fo pflegte ihr Obeim oft fcherzend von dem jungen Mädchen zu fagen, "tann man bei Leibesleben feelig preisen, da ihre Natur nichts forbert, als was die Welt wünscht Diefe Meußerung bes Dheims, hervorgerufen und braucht." burch bie Gelbsterkenntnig feiner eigenen gwiespältigen Ratur," die es ihm nicht gestattet habe, seine Triebe immer und überall mit feiner Bernunft in Ginftimmung gu bringen, ift ber Schluffel gu Natalien's Befen und Charafter. Wilhelm vermuthet fpater gang richtig, "baß ihr Lebensgang immer febr gleich gewesen, daß fie fich nie in Berwirrung befunden und nie genöthigt gemefen, einen Schritt gurudguthun".

Die Schilberung, welche ihre Tante, die Schwester ihrer Mutter, in den Bekenntnissen einer schönen Seele von Natalie, dem jungen sechszehn= bis siedzehnjährigen Mädchen entwirft, ist zu wichtig, als daß ich sie nicht aussührlich hersetzen sollte. Natalie ist immer das Liedlingskind dieser ausgezeichneten Frau gewesen, theils weil sie ihr überraschend ähnlich sah, theils weil sie sich von allen vier Seschwistern am meisten zu der Tante hielt. "Aber ich kann wohl sagen", fährt diese fort, "je gesnauer ich sie beobachtete, desto mehr beschämte sie mich, und ich konnte das Kind nicht ohne Bewunderung, ja ich darf beisch konnte das Kind nicht ohne Bewunderung, ja ich darf beis

nahe sagen, nicht ohne Berehrung ansehen. Man sah nicht leicht eine edlere Gestalt, ein ruhiger Gemüth und eine immer so gleiche auf keinen Gegenstand eingeschränkte Thätigkeit. Sie war keinen Augenblick ihres Lebens unbeschäftigt, und jedes Geschäft ward unter ihren Händen zur würdigen Handlung. Alles schien ihr gleich, wenn sie nur das verrichten konnte, was in der Zeit und am Platze war; und ebenso konnte sie ruhig, ohne Ungeduld, bleiben, wenn sie nichts zu thun sand. Diese Thätigkeit ohne Bedürsniß einer Beschäftigung habe ich in meinem Leben nicht wieder gesehen." — Wem nicht das, allersdings eben so seltene als große Glück zu Theil geworden, einem ähnlichen weiblichen Wesen in der Wirklichkeit des Lebens zu begegnen, der dürste leicht diese Schilderung für ein poetisches Ibealbild zu halten geneigt sein.

Daneben erscheint Natalie, in der Schilderung ihrer Tante, von Jugend an vorzugsweise gestellt auf praktische Thätigkeit und Sorge für Nothleidende und Hülfsbedürftige aller Art, und zugleich ohne "das Bedürfniß einer Anhänglichkeit an ein sichtbares oder unsichtbares Wesen". Bekennt sie doch später selbst gegen Wilhelm: daß Alles, was uns so manches Buch, was uns die Welt als Liebe nenne und zeige, ihr immer nur als ein Mährchen erschienen sei; wie sie denn auch auf Wil= helm's bestürzte Frage: "Sie haben nicht geliebt?" nur die Antwort hat: "Rie, oder immer!" Ihr Bruder ist der einzige Mensch gewesen, durch den allein sie, ehe Wilhelm in ihren Weg trat, wie sie diesem gesteht, "empfunden habe, daß das Herz gerührt und erhoben, daß auf der Welt Freude, Liebe und ein Gefühl sein könne, das über alles Bedürfniß hinaus befriedigt". Ihr Bruder, der Wildfang Friedrich, sagt daher auch von ihr auf seine Beise, nicht ohne eine gewisse Berech=

•

Tod der Eltern früh verwaist, unter der Obhut eines reichen, tunstsinnigen hochgebildeten Oheims aufgewachsen, der in groß= artigster Weise die Sorge für die Erziehung übernommen hatte, auf welche ein Freund besselben, der Abbé, bedeutenden Einfluß Die Erziehungsmaximen des letzteren sind Natalien, wie übte. sie selbst im dritten Kapitel des achten Buchs bekennt, bei ihrer Entwicklung sehr zu Statten gekommen. Diese Entwicklung wurde begünstigt durch die schönste aller Naturanlagen: durch eine feste, stets mit sich in Einklang stehende Naturbestimmt= "Natalien", so pflegte ihr Oheim oft scherzend von dem jungen Mädchen zu sagen, "kann man bei Leibesleben seelig preisen, da ihre Natur nichts fordert, als was die Welt wünscht Diese Aeußerung des Oheims, hervorgerufen und braucht." durch die Selbsterkenntniß seiner eigenen zwiespältigen Natur, die es ihm nicht gestattet habe, seine Triebe immer und überall mit seiner Bernunft in Einstimmung zu bringen, ist der Schlüssel zu Natalien's Wesen und Charakter. Wilhelm vermuthet später ganz richtig, "daß ihr Lebensgang immer sehr gleich gewesen, daß sie sich nie in Berwirrung befunden und nie genöthigt gewesen, einen Schritt zurückzuthun".

Die Schilberung, welche ihre Tante, die Schwester ihrer Mutter, in den Bekenntnissen einer schönen Seele von Natalie, dem jungen sechszehn= bis siedzehnjährigen Mädchen entwirft, ist zu wichtig, als daß ich sie nicht aussichrlich hersetzen sollte. Natalie ist immer das Liedlingskind dieser ausgezeichneten Frau gewesen, theils weil sie ihr überraschend ähnlich sah, theils weil sie sich von allen vier Geschwistern am meisten zu der Tante hielt. "Aber ich kann wohl sagen", fährt diese fort, "je genauer ich sie beobachtete, desto mehr beschämte sie mich, und ich konnte das Kind nicht ohne Bewunderung, ja ich darf beis

nahe sagen, nicht ohne Verehrung ansehen. Man sah nicht leicht eine edlere Gestalt, ein ruhiger Gemüth und eine immer so gleiche auf keinen Gegenstand eingeschränkte Thätigkeit. Sie war keinen Augenblick ihres Lebens unbeschäftigt, und jedes Geschäft ward unter ihren Händen zur würdigen Handlung. Mes schien ihr gleich, wenn sie nur das verrichten konnte, was in der Zeit und am Platze war; und ebenso konnte sie ruhig, ohne Ungeduld, bleiben, wenn sie nichts zu thun sand. Diese Thätigkeit ohne Bedürfniß einer Beschäftigung habe ich in meinem Leben nicht wieder gesehen." — Wem nicht das, allerschings eben so seltene als große Glück zu Theil geworden, einem ähnlichen weiblichen Wesen in der Wirklichkeit des Lebens zu begegnen, der dürfte leicht diese Schilberung für ein poetisches Ibealbild zu halten geneigt sein.

Daneben erscheint Natalie, in der Schilderung ihrer Tante, von Jugend an vorzugsweise gestellt auf praktische Thätigkeit und Sorge für Nothleidende und Hülfsbedürftige aller Art, und zugleich ohne "das Bedürfniß einer Anhänglichkeit an ein sichtbares oder unsichtbares Wesen". Bekennt sie boch später selbst gegen Wilhelm: daß Alles, was uns so manches Buch, was uns die Welt als Liebe nenne und zeige, ihr immer nur als ein Mährchen erschienen sei; wie sie denn auch auf Wil= helm's bestürzte Frage: "Sie haben nicht geliebt?" nur die Antwort hat: "Nie, oder immer!" Ihr Bruder ist der einzige Mensch gewesen, durch den allein sie, ehe Wilhelm in ihren Weg trat, wie sie diesem gesteht, "empfunden habe, daß das Herz gerührt und erhoben, daß auf der Welt Freude, Liebe und ein Gefühl sein könne, das über alles Bedürfniß hinaus befriedigt". Ihr Bruder, der Wildfang Friedrich, sagt daher auch von ihr auf seine Weise, nicht ohne eine gewisse Berech=

Tod ber Eltern fruh verwaist, unter ber Obhut eines reichen, funftsinnigen hochgebildeten Obeims aufgewachsen, ber in großartigster Beife bie Sorge für die Erziehung übernommen hatte, auf welche ein Freund beffelben, der Abbe, bedeutenden Ginflug übte. Die Erziehungsmarimen des letteren find Natalien, wie fie felbft im britten Rapitel bes achten Buchs befennt, bei ihrer Entwidlung fehr zu Statten getommen. Diese Entwidlung murbe begünftigt burch die ichonfte aller Naturanlagen: burch eine fefte, ftets mit fich in Ginklang ftebenbe Raturbeftimmt-"Ratalien", fo pflegte ihr Obeim oft fchergend von bem jungen Mabchen zu fagen, "tann man bei Leibesleben feelig preisen, da ihre Natur nichts forbert, als was die Welt wünscht Diefe Meugerung bes Dheims, hervorgerufen und braucht." burch bie Selbsterkenntniß feiner eigenen gwiefpaltigen Ratur," die es ihm nicht gestattet habe, seine Triebe immer und überall mit feiner Bernunft in Ginftimmung gu bringen, ift ber Schluffel zu Natalien's Besen und Charafter. Bilhelm vermuthet später gang richtig, "baß ihr Lebensgang immer fehr gleich gewefen, daß fie sich nie in Berwirrung befunden und nie genöthigt gewesen, einen Schritt gurudguthun".

Die Schilberung, welche ihre Tante, die Schwester ihrer Mutter, in den Bekenntnissen einer schönen Seele von Natalie, dem jungen sechszehns dis siedzehnjährigen Mädchen entwirft, ist zu wichtig, als daß ich sie nicht ausstührlich herseten sollte. Natalie ist immer das Lieblingskind dieser ausgezeichneten Frau gewesen, theils weil sie ihr überraschend ähnlich sah, theils weil sie sich von allen vier Seschwistern am meisten zu der Tante hielt. "Aber ich kann wohl sagen", fährt diese sort, "je genauer ich sie beobachtete, desto mehr beschämte sie mich, und ich konnte das Kind nicht ohne Bewunderung, ja ich darf beis

nahe sagen, nicht ohne Verehrung ansehen. Man sah nicht leicht eine edlere Gestalt, ein ruhiger Gemüth und eine immer so gleiche auf keinen Gegenstand eingeschränkte Thätigkeit. Sie war keinen Augenblick ihres Lebens unbeschäftigt, und jedes Geschäft ward unter ihren Händen zur würdigen Handlung. Alles schien ihr gleich, wenn sie nur das verrichten konnte, was in der Zeit und am Platze war; und ebenso konnte sie ruhig, ohne Ungeduld, bleiben, wenn sie nichts zu thun sand. Diese Thätigkeit ohne Bedürfniß einer Beschäftigung habe ich in meinem Leben nicht wieder gesehen." — Wem nicht das, allersdings eben so seltene als große Glück zu Theil geworden, einem ähnlichen weiblichen Wesen in der Wirklichkeit des Lebens zu begegnen, der dürfte leicht diese Schilderung für ein poetisches Ibealbild zu halten geneigt sein.

Daneben erscheint Natalie, in der Schilderung ihrer Tante, von Jugend an vorzugsweise gestellt auf praktische Thätigkeit und Sorge für Nothleidende und Hülfsbedürftige aller Art, und zugleich ohne "das Bedürfniß einer Anhänglichkeit an ein sichtbares oder unsichtbares Wesen". Bekennt sie doch später selbst gegen Wilhelm: daß Alles, was uns so manches Buch, was uns die Welt als Liebe nenne und zeige, ihr immer nur als ein Mährchen erschienen sei; wie sie denn auch auf Wil= helm's bestürzte Frage: "Sie haben nicht geliebt?" nur die Antwort hat: "Nie, oder immer!" Ihr Bruder ist der einzige Mensch gewesen, durch den allein sie, ehe Wilhelm in ihren Weg trat, wie sie diesem gesteht, "empfunden habe, daß das Herz gerührt und erhoben, daß auf der Welt Freude, Liebe und ein Gefühl sein könne, das über alles Bedürfniß hinaus befriedigt". Ihr Bruder, der Wildfang Friedrich, sagt daher auch von ihr auf seine Weise, nicht ohne eine gewisse Berech=

Tod der Eltern früh verwaist, unter der Obhut eines reichen, tunstsinnigen hochgebildeten Oheims aufgewachsen, der in groß= artigster Weise die Sorge für die Erziehung übernommen hatte, auf welche ein Freund besselben, der Abbé, bedeutenden Einfluß Die Erziehungsmarimen des letzteren sind Natalien, wie übte. sie selbst im dritten Kapitel des achten Buchs bekennt, bei ihrer Entwicklung sehr zu Statten gekommen. Diese Entwicklung wurde begünstigt durch die schönste aller Naturanlagen: durch eine feste, stets mit sich in Einklang stehende Naturbestimmt= "Natalien", so pflegte ihr Oheim oft scherzend von dem jungen Mädchen zu sagen, "kann man bei Leibesleben seelig preisen, da ihre Natur nichts fordert, als was die Welt wünscht Diese Aeußerung des Oheims, hervorgerufen und braucht." durch die Selbsterkenntniß seiner eigenen zwiespältigen Natur, die es ihm nicht gestattet habe, seine Triebe immer und überall mit seiner Vernunft in Einstimmung zu bringen, ist der Schlüssel zu Natalien's Wesen und Charakter. Wilhelm vermuthet später ganz richtig, "daß ihr Lebensgang immer sehr gleich gewesen, daß sie sich nie in Verwirrung befunden und nie genöthigt gewesen, einen Schritt zurückzuthun".

Die Schilberung, welche ihre Tante, die Schwester ihrer Mutter, in den Bekenntnissen einer schönen Seele von Natalie, dem jungen sechszehn= bis siedzehnjährigen Mädchen entwirft, ist zu wichtig, als daß ich sie nicht ausstührlich hersetzen sollte. Natalie ist immer das Liedlingskind dieser ausgezeichneten Frau gewesen, theils weil sie ihr überraschend ähnlich sah, theils weil sie sich von allen vier Geschwistern am meisten zu der Tante hielt. "Aber ich kann wohl sagen", fährt diese fort, "je genauer ich sie beobachtete, desto mehr beschämte sie mich, und ich konnte das Kind nicht ohne Bewunderung, ja ich darf beis

nahe sagen, nicht ohne Berehrung ansehen. Man sah nicht leicht eine edlere Gestalt, ein ruhiger Gemüth und eine immer so gleiche auf keinen Gegenstand eingeschränkte Thätigkeit. Sie war keinen Augenblick ihres Lebens unbeschäftigt, und jedes Geschäft ward unter ihren Händen zur würdigen Handlung. Alles schien ihr gleich, wenn sie nur das verrichten konnte, was in der Zeit und am Plaze war; und ebenso konnte sie ruhig, ohne Ungeduld, bleiben, wenn sie nichts zu thun fand. Diese Thätigkeit ohne Bedürfniß einer Beschäftigung habe ich in meinem Leben nicht wieder gesehen." — Wem nicht das, allerschings eben so seltene als große Glück zu Theil geworden, einem ähnlichen weiblichen Wesen in der Wirklichkeit des Lebens zu begegnen, der dürfte leicht diese Schilderung für ein poetisches Ibealbild zu halten geneigt sein.

Daneben erscheint Natalie, in der Schilderung ihrer Tante, von Jugend an vorzugsweise gestellt auf praktische Thätigkeit und Sorge für Nothleidende und Hülfsbedürftige aller Art, und zugleich ohne "das Bedürfniß einer Anhänglichkeit an ein sichtbares oder unsichtbares Wesen". Bekennt sie doch später selbst gegen Wilhelm: daß Alles, was uns so manches Buch, was uns die Welt als Liebe nenne und zeige, ihr immer nur als ein Mährchen erschienen sei; wie sie denn auch auf Wil= helm's bestürzte Frage: "Sie haben nicht geliebt?" nur die Antwort hat: "Nie, oder immer!" Ihr Bruder ist der einzige Mensch gewesen, durch den allein sie, ehe Wilhelm in ihren Weg trat, wie sie diesem gesteht, "empfunden habe, daß das Herz gerührt und erhoben, daß auf der Welt Freude, Liebe und ein Gefühl sein könne, das über alles Bedürfniß hinaus befriedigt". Ihr Bruder, der Wildfang Friedrich, fagt daher auch von ihr auf seine Weise, nicht ohne eine gewisse Berech=

tigung, die scherzenden Worte: "Ueberhaupt, Schwester, wenn von Liebe die Rede ist, solltest du dich gar nicht darein mischen. Ich glaube, du heiratest nicht eher, als bis irgendwo eine Braut fehlt, und du giebst dich alsdann, nach deiner gewohnten Gutmüthigkeit, auch als Supplement irgend einer Existenz Der Schalf hat wie gesagt nicht ganz Unrecht mit seinem Gesteht doch Natalie selbst, daß es stets "ihre ange= nehmste Empfindung war und noch ist, wenn sich ihr ein Mangel, ein Bedürfniß in der Welt darstellte, sogleich im Beiste einen Ersatz, ein Mittel, eine Hülfe aufzufinden". Und so überwiegend ist diese Richtung ihrer Natur, so ganz ist ihr Auge dazu und fast nur dazu gemacht, die Bedürfnisse der Menschen zu sehen, so mächtig ist in ihr das diese Fähigkeit begleitende "unüberwindliche Berlangen", die wahrgenommenen Bedürfnisse auszugleichen, daß darunter andere Fähigkeiten und Empfindungen bei ihr beeinträchtigt werden. Sie selbst be= kennt, daß sie wenig ober keinen Sinn für Naturschönheit habe, daß die Reize der leblosen Natur, für die so viele Menschen äußerst empfänglich seien, keine Wirkung auf sie üben, und daß dies beinahe in einem noch höheren Grade auch von den Reizen der Kunst gelte. Ist Natalie nun in dieser Beziehung Wil= helmen völlig unähnlich, so wird dieser Mangel doch aufge= wogen durch die Uebereinstimmung seines innersten menschlichen Fühlens und Empfindens, seiner ihn vorwaltend beherrschenden gleichen Neigung, überall helfend und ausgleichend einzutreten, wo sich ihm ein Bedürfniß, eine Noth, eine Berlegenheit zeigen, und es ist ein Zug von wundervoll symbolischer Bedeutsamkeit, daß der Dichter diese beiden so tief gemüthsverwandten Menschen einander über bem schlafenden Felix, dem der Sorge und Liebe Beider bedürftigen Kinde, zum erstenmale die Hände reichen läßt.

In der unbedingten Berehrung für Natalien finden wir denn auch alle Personen ihres Kreifes, die Tanei, den Oheim, Lothario, Therese, den Abbé einig. Ihr Aeußeres entspricht vollkommen ihrem Innern. Die ruhige Harmonie thres Wesens findet in den Zügen ihres Antliges den entsprechenden Ausdruck durch das himmlische, heitere, bescheidene Lächeln, das man, wie der Dichter sagt, an ihr zu sehen gewohnt war, und das verbunden "mit ihrer ruhigen, sanften, unbeschreiblichen Hoheit" den stehenden Charafter ihrer Erscheinung bildet, deren bloße Gegenwart auf Alles, mas ihr nahe kommt, veredelnd wirkt. Selbst die sonst so nüchterne Therese wird begeistert in ihren Ausdrücken, wenn sie auf Natalie zu sprechen kommt. "Wenn Sie meine edle Freundin kennen lernen", fagt fie zu Wilhelm von der ihm noch unbekannten Natalie, "so werden Sie ein neues Leben anfangen: ihre Schönheit, ihre Güte macht sie der Anbetung einer Welt würdig"; und der Dichter selbst be= gleitet das erste Auftreten Natalien's bei Wilhelm's Ankunft auf dem Schlosse ihres Oheims mit der Bemerkung: "Man hätte sich nichts Besseres gewünscht, als neben ihr zu leben".

Der Dichter giebt uns keinerlei direkte Andeutungen über das Alter, in welchem wir uns Natalie zu denken haben. Aber wir werden nicht fehlgreifen, wenn wir annehmen, daß sie über die erste Jugend hinaus ist und auch den Jahren nach in der Bollreife des Lebens steht. Als zweitgeborene ihrer vier Seschwister können wir sie nur um ein oder ein paar Jahre jünger als ihren Bruder Lothario denken. Lothario aber ist, als Wilshelm Beide kennen lernt, bereits ein vollgereifter Mann. Er hat schon, ehe er Aurelien begegnete, in Gesellschaft einiger französischer Schelleute unter den Fahnen der vereinigten Staaten den Amerikanischen Freiheitskampf mit durchgesochten, und es

heißt von ihm, daß er schon damals, als er jene Berbindung mit Aurelien anknupfte, "mit den meisten verdienstvollen Män= nern seines Zeitalters in Berhältnissen stand". Als Aurelien's Auftrag Wilhelmen zu ihm führt, haben wir Lothario als einen Mann über die dreißig hinaus, und bemgemäß Natalie als dem Beginne dieses Lebensalters sehr nahe zu denken. haupt sind die Mehrzahl der Frauen, mit denen der Held der Dichtung in nähere Beziehungen tritt, sind Natalie, Therese, die Gräfin, Aurelie, Frau Melina, die Baronesse, ja felbst Philine fämmtlich über jene beliebte Achtzehnjährigkeit der gewöhnlichen Romanheldinnen hinaus. Der Dichter des Wilhelm Meister konnte junge unreife Mädchen nicht brauchen für seine Frauen= gestalten, die er alle mehr oder weniger mit Kenntnig der Welt und des Lebens ausgestattet wissen wollte und mußte, um sie die Aufgabe erfüllen zu lassen, die sie seinem Helden gegenüber zu erfüllen hatten.

Wir haben bisher Natalie eigentlich vorwiegend nur durch Urtheile Anderer oder des Dichters selbst über sie und ihr Wesen kennen gelernt. Beobachten wir sie jetzt, wie sie selbst in ihrem Thun und Handeln sich vor unseren Augen bethätigt.

Da ist nun zunächst jene ruhige Haltung zu erwähnen, mit der sie Wilhelmen bei dem auch für sie so überraschenden Wiesdersehen empfängt, das ihn selbst vollkommen außer Fassung zu ihren Füßen wirft. Man muß die Scene selbst nachlesen, um Wilhelm's leidenschaftlicher Bewegtheit gegenüber die ganze Schönheit der Ruhe ihres Verhaltens zu empfinden und zu würdigen, mit der sie sogleich das geeignetste Mittel zu sinden weiß, seine Aufregung in die Schranken der Besonnenheit zu-rückzusühren, ohne sein Empfinden im Geringsten zu verletzen, indem sie alsbald das körperliche und geistige Besinden Nignon's

in den Bordergrund des Interesses und der Mittheilung rückt. Die kranke Mignon ist nämlich, wie wir wissen, von Theresen ihrer Pflege übergeben worben, und ihrer eben so gütevollen als feinen, vorsichtigen Behandlung des in feinem Innersten zerrütteten Geschöpfs gelingt es, das Vertrauen des unglücklichen Kindes bis zu dem Grade zu erwerben, daß es ihr möglich wird, nicht nur seine Geschichte, sondern auch die eigentliche Ursache seiner Krankheit allmälig zu entdecken. Der Einblick, den sie bei dieser Gelegenheit auch in eine sehr bedenkliche Episode aus Wilhelm's Schauspielerleben thut, bleibt ohne allen Einfluß auf ihr Gemüth und ihr Urtheil über den Freund. Die Krone aller Bildung, jene humane Toleranz, welche Mensch= liches menschlich beurtheilen läßt und welche noch weit hinaus= geht über das bekannte schöne Wort, das Alles verstehen gleich= bedeutend setzt mit Alles verzeihen, — diese Toleranz, welche schließlich fast zu dem Bekenntnisse gelangt: Alles verstehen heiße zugleich erkennen, daß man eigentlich nichts zu verzeihen habe, — hat Natalie zur höchsten Vollendung in sich ausgebildet.

Ein Beispiel davon ist ihre Bemerkung über die Beurtheislung, welche Wilhelm ihrer Tante, der "schönen Seele", ansgedeihen läßt. Sie lobt ihn wegen seiner Billigkeit und Gerechstigkeit gegen diese, von so vielen Andern ungerecht beurtheilte schöne Natur, und bemerkt dazu: "Jeder gebisdete Mensch weiß, wie sehr er an sich und Andern mit einer gewissen Rohheit zu kämpsen hat, wie viel ihn seine Bildung kostet und wie sehr er doch in gewissen Fällen nur an sich selbst denkt und vergißt, was er Andern schuldig ist. Wie oft macht der gute Mensch sich Borwürse, daß er nicht zart genug gehandelt habe; und doch, wenn nun eine schöne Natur sich allzu zart,

sich allzu gewissenhaft ausbildet, ja wenn man will sich übers bildet, für diese scheint keine Duldung, keine Nachsicht in der Welt zu sein. Dennoch sind die Menschen dieser Art außer uns, was die Ideale im Innern sind: Borbilder, nicht zum Nachahmen, sondern zum Nachstreben."

Nicht minder bewundernswerth ift die ruhige Besonnenheit, mit der sie sich als Bertraute Theresen's dem Berhältnisse der= selben zu Wilhelm gegenüber benimmt. Ihrem tiefblickenden Auge entgeht es nicht, daß Wilhelm in demselben Augenblicke, in welchem sie ihm das Jawort Theresen's überbringt, bereits "mit Entsetzen die lebhaften Spuren einer Reigung zu Natalien in seinem Herzen findet". "Ihre Freude ist stark", ruft sie dem verstummenden und erblassenden Freunde zu, "sie nimmt die Gestalt des Schreckens an, sie raubt ihnen die Sprache!" So gewiß ihr eigenes Herz ohne alle Frage bereits eine geheime Neigung für Wilhelm empfindet, so fest entschlossen ist sie boch, das Glück ihrer Freundin über ihre eigenen Wünsche zu stellen und durch ihr Berhalten und Handeln zu sichern. Erst als sie durch Jarno's Mittheilung die Entdeckung erfährt, daß Therese nicht die Tochter ihrer Mutter ist, als sie burch diese Entdeckung das Hinderniß aus dem Wege geräumt sieht, welches dem Glücke Lothario's, des von ihr über Alles geliebten Bruders, bisher im Wege stand und bessen Verlöbniß mit Therese auf eine so grausame Art gelöst hatte, erst da sehn wir sie nach kurzer Ueberlegung entschieden auf die Seite des Bruders treten. Sie verlangt vor Allem, daß Nichts im ersten Moment entschieden werde, daß man Geduld habe, sich Bedenkzeit nehme und das Unwiederbringliche nicht übereile, — ein Berlangen, das diese edelschöne Frauengestalt als die rechte und ächte Tochter des Dichters selbst erkennen läßt, dessen erstes, seinen Umgebungen

ķ.

und seinem eigenen Selbst geltende Wort bei ähnlich überraschenden Vorfällen des eigenen Lebens jener mahnende Ruf: "Rur ruhig, Kinder!" zu sein pflegte*). Als tropdem die leb= hafte Therese gegen Natalien's Rath und Wunsch handelt und auf ihrer Berbindung mit Wilhelm besteht, kann die Freundin ihre Unzufriedenheit mit diesem übereilten Schritte, ber brei Menschen, Lothario, Wilhelm und letztlich Therese selbst, in seinen Folgen unglücklich zu machen droht, nicht verhehlen, wenn sie dieselbe auch in die mildesten Worte kleidet. Gott zusammenfügt, will ich nicht scheiben", ruft sie lächelnd aus, als Therese den Freund umschlungen haltend um ihren Segen bittet, "aber verbinden tann ich euch nicht, und tann nicht loben, daß Schmerz und Reigung die Erinnerung an meinen Bruder völlig aus euren Herzen zu verbannen scheint". Allerdings ift es das Glück dieses Bruders, das ihrem selbstlosen Herzen am nächsten steht; aber eben so wenig täuscht sie sich darüber, daß Wilhelm und Therese nicht eigentlich zusammengehören, daß Beide über sich und ihr Empfinden für einander in einer Gelbstäuschung befangen find, die ihrem Lebensglücke verderblich werden muß. Dag fie fich in Betreff Wilhelm's nicht irrt, dafür haben wir das eigene Zeugniß desfelben in jenem Selbstgespräche bes siebenten Rapitels im letten Buche, worin Wilhelm zugleich fich und uns die Geschichte seiner verschiedenen Liebesverhältnisse in kurzer Uebersicht vorführt.

"Ja", sagte er zu sich selbst, indem er sich allein sand, "gestehe dir nur, du liebst sie, und du fühlst wieder, was es heiße, wenn der Mensch mit allen Kräften lieben kann. So liebte ich Marianen und ward so schrecklich an ihr irre. Ich liebte Philimen und mußte sie verachten. Aurelien achtete ich

^{*)} S. Riemer.

und konnte sie nicht lieben; ich verehrte Theresen und die vätersliche Liebe nahm die Gestalt einer Neigung zu ihr an; und jetzt, da in deinem Herzen alle Empsindungen zusammentressen, die den Menschen glücklich machen sollten, jetzt bist du genöthigt, zu sliehen!" — Er saßt den sesten Entschluß, den Kreis, in welchem er sich befindet, zu verlassen und sich an den Gegenständen der Welt durch eine größere Reise zu zerstreuen. Er vertraut Natalien seine Absicht; und Natalie?

Auch hier wieder sehen wir sie, getreu ihrer Maxime: in verwickelten Berhältnissen vor allen Dingen Richts zu über= eilen mit bewundernswürdiger Klugheit und Feinheit handeln. Sie nimmt es als bekannt an, daß er gehen könne und musse, und obschon ihr gewiß nicht verborgen bleibt, wie sehr den heimlich von ihr geliebten Freund diese ihre scheinbare Gleich= gültigkeit schmerzt, so überwiegt bei ihr doch die Ueberzeugung, daß in Lagen wie diejenige, in welcher sich Wilhelm und Therese, Lothario und sie selbst befinden, die Absonderung einer der in gemeinsame Berwirrung verflochtenen Personen schon eine Er= leichterung für alle herbeiführen mag. Indessen kommt es, wie wir wissen, nicht zu der Abreise. Wilhelm ist zu schwach, den Entschluß auszuführen; er befindet sich in einem Zustande, in welchem er, wie ber Dichter es mit fo tiefer Seelenkunde aus= drückt, nichts was ihn umgab, weder zu ergreifen noch zu lassen vermochte. Erst als seine Braut, als selbst Therese in ihn dringt, den Reisevorschlag des Markese, in welchem sich Mignon's Dheim entbeckt hat, anzunehmen und benselben auf seiner Rückkehr nach Mignon's Heimatlande Italien zu begleiten, willigt er ein, sich von Natalien zu trennen.

Inzwischen verzögert sich durch mehrere Umstände die Ab= reise Wilhelm's auf's Neue. Die Katastrophe mit dem Harfen= spieler und Felix tritt ein, aber selbst die unverhoffte Rettung seines Knaben aus furchtbarer Tobesgefahr vermag nicht Wilhelm's trübe Stimmung auf die Dauer zu ändern. sich durch die heftigsten Leidenschaften bewegt und zerrüttet; die unvermutheten und schreckhaften Anfälle hatten sein Innerstes ganz aus aller Fassung gebracht, einer Leidenschaft zu wider= stehen, die sich seines Herzens so gewaltsam bemächtigt hatte. Felix war ihm wiedergegeben und doch schien ihm Alles zu Alles brängt ihn zur Abreise, alle Anstalten dazu sind getroffen, und es mangelt nichts als der Muth, sich zu entfernen. Da endlich zerhaut die tolle Laune des Wildfangs Friedrich den unauflöslich scheinenden Knoten der Berwicklung durch das verwegne Aussprechen dessen, mas Allen auf der Zunge schwebt und was doch Keiner von Allen auszusprechen den Muth hat. Er hat Natalien's und Theresen's Gespräch heimlich behorcht und Natalien's Geständniß ihrer Liebe für Wilhelm vernommen. In der Nacht, als der zum Tode vergiftet geglaubte Felix auf ihrem Schoofe ruhte und Wilhelm, die geliebte Burde theilend, trostlos vor ihr saß, hat sie das Gelübde gethan: wenn das Kind stürbe, Wilhelmen ihre Liebe zu bekennen und ihm selbst ihre Hand anzubieten, während zugleich Therese diese Berbindung beider Liebenden zu der Bedingung gemacht hat, unter welcher allein sie sich entschließen würde, Lothario ihre Hand zu reichen.

"Ich kenne den Werth eines Königreichs nicht, aber ich weiß, daß ich ein Glück erlangt habe, das ich nicht verdiene, und das ich mit nichts in der Welt vertauschen möchte." Mit diesen Worten des glücklichen Helden der Lehrjahre endet das Gedicht; und wer hätte das Herz, ihnen widersprechen zu wollen?

Wie der stille blaue Alpensee des Leman, im Angesichte dessen ich diese idealste Frauengestalt des Dichters nachzuzeichnen versuchte, überragt wird von dem Gipfel bes einsamen Alpensticken, deffen weißer Templermantel rofig angeglüht von der scheidenden Sonne sein Hunpt in den lichten himmel erhebt, so ragt über dem Spiegel der Goethe'schen Dichtung unter den Francugestalten derielben die hehre Lichtgestalt Ratalien's empor in einsach erhabener Hoheit, sanft erglühend von der für sie ausgehenden Sonne der Liebe, —

"Und bederftaunt febn wir in ihr vereint Ein 3beal, bas Runftlern unr erfcheint!"

Ich glaube diesen Bersuch einer Charafteristif nicht würdiger beschließen gn tonnen, als durch bie Dittbeilung eines Bortes, bas Schiller über Ratalie in einem feiner Briefe an Goethe ausgesprochen bat. "Ich munichte", fagt er, "bag bie Stiftsbame ihr bas Brabitat einer iconen Seele nicht meggenommen hatte, benn nur Ratalie ift eigentlich eine reine afthetifche Ratur." Bor Allem icon findet er es, bag fie die Liebe, als einen Affekt, gar nicht kenne, weil die Liebe ihre Ratur, ihr permanenter Charakter fei. Auch die Stiftsdame, Natalien's Tante, tenne eigentlich die Liebe nicht, aber aus einem unendlich verschiedenen Grunde. Den Unterschied zwischen diesen beiben Franen brudt er dabin aus, daß die Stiftsdame eine Beilige, aber nur eine folche fei, mabrend Ratalie als beilig und menschlich zugleich, und barum als ein Engel erscheine". Bas endlich bas Berhältniß Natalien's zu Theresen anlangt, welche er als "eine vollkommne Irbische" bezeichnet, so findet er, daß zwar Beide Realiftinnen feien, daß aber bei Theresen sich anch die Beschräntung des Realismus zeige, mabrend bei Natalien nur ber Behalt beffelben gur Erscheinung tomme.

Mignon.

Nicht absichtlos erscheint die Gestalt Wignon's in dieser Gallerie der Frauengestalten des Wilhelm Meister als letztes in der Reihe unserer Bilder. Einsam und abgetrennt von allen übrigen Frauen, zumal des ersten Kreises, wie ihre räthsel=hafte Gestalt in der Dichtung selbst dasteht, allein mit sich in ihrer tiesen Verschlossenheit, gebührt ihr der Platz an der Seite der edelsten von allen, an der Seite Natalien's, umsomehr als Natalie es ist, der allein sie zuletzt einen Blick in ihr Inneres, in ihr Schicksal verstattet.

Wir haben von Goethe's "Gretchen" gesagt, daß sich ihr in der ganzen alten und neuen Litteratur keine einzige dichterische Frauengestalt vergleichen lasse.

Dasselbe ist der Fall bei Mignon und zwar in noch weiterer Beziehung.

Denn — zu allen andern weiblichen Gestalten, welche der Genius des größten aller Frauendichter geschaffen, wird der sinnende Betrachter derselben wenigstens irgend welche Analogien und Parallelen aus der Wirklichkeit vergleichend heranzuziehen im Stande sein, oder es wird ihm seine Erinnerung Gestalten vorsühren, in welchen andere Dichter wenigstens annähernd

versuchte, überragt wird von dem Gipsel des einsamen Alpenstiesen, dessen weißer Templermantel rosig angeglüht von der scheidenden Sonne sein Haupt in den lichten Himmel erhebt, so ragt über dem Spiegel der Goethe'schen Dichtung unter den Frauengestalten derselben die hehre Lichtgestalt Natalien's empor in einsach erhabener Hoheit, sanft erglühend von der für sie aufgehenden Sonne der Liebe, —

"Und hocherftaunt febn wir in ihr vereint Ein 3beal, bas Runftlern nur ericheint!"

Ich glaube biefen Berfuch einer Charafteriftit nicht murbiger beschließen zu tonnen, als burch bie Mittheilung eines Bortes, bas Schiller über Ratalie in einem feiner Briefe an Goethe ausgesprochen hat. "Ich munichte", fagt er, "bag bie Stiftsbame ihr bas Prabitat einer ichonen Seele nicht weggenommen hatte, benn nur Ratalie ift eigentlich eine reine afthetifche Natur." Bor Allem ichon findet er es, bag fie bie Liebe, als einen Affett, gar nicht tenne, weil die Liebe ihre Ratur, ihr permanenter Charafter fei. Auch bie Stiftsdame, Natalien's Tante, tenne eigentlich bie Liebe nicht, aber aus einem unendlich verschiebenen Grunde. Den Unterschied zwischen biefen beiben Frauen drudt er dahin aus, bag die Stiftsbame eine Beilige, aber nur eine folche fei, mahrend Natalie als "heilig und menfchlich zugleich, und barum als ein Engel erscheine". Was enblich bas Berhältniß Ratalien's zu Therefen anlangt, welche er als "eine volltommne Irdische" bezeichnet, so findet er, daß zwar Beibe Realiftinnen feien, daß aber bei Therefen fich auch bie Beschräntung bes Realismus zeige, während bei Natalien nur ber Gehalt beffelben gur Ericheinung tomme.

Mignon.

Nicht absichtlos erscheint die Gestalt Mignon's in dieser Gallerie der Frauengestalten des Wilhelm Meister als letztes in der Reihe unserer Bilder. Einsam und abgetrennt von allen übrigen Frauen, zumal des ersten Kreises, wie ihre räthsels hafte Gestalt in der Dichtung selbst dasteht, allein mit sich in ihrer tiesen Verschlossenheit, gebührt ihr der Platz an der Seite der edelsten von allen, an der Seite Natalien's, umsomehr als Natalie es ist, der allein sie zuletzt einen Blick in ihr Inneres, in ihr Schicksal verstattet.

Wir haben von Goethe's "Gretchen" gesagt, daß sich ihr in der ganzen alten und neuen Litteratur keine einzige dichterische Frauengestalt vergleichen lasse.

Dasselbe ist der Fall bei Mignon und zwar in noch weiterer Beziehung.

Denn — zu allen andern weiblichen Gestalten, welche der Genius des größten aller Frauendichter geschaffen, wird der sinnende Betrachter derselben wenigstens irgend welche Analogien und Parallelen aus der Wirklichkeit vergleichend heranzuziehen im Stande sein, oder es wird ihm seine Erinnerung Gestalten vorsühren, in welchen andere Dichter wenigstens annähernd

letaliste e catea, ne née famigne de dataire dateparetie n inner letaniques n'enne mantimen dans ne, industriages n'émiden trémiser trémiser menadique ne du cites.

dens im under nie wil im ie Migien pringer. Inn der beite king mit der Anthonier undig in State, wil der enigge lemiche Tauer, Juneaumm, den nam nachgebig im dur dus en der Figur Senes Fidunisher. — In den Kaname Ferguner en Senesdick pr Gereier Migsann zu ihnisen denvickinge inne, dürfte nur den Senesdick Migsann zu ihnisen den princip nur den Senesdick der princip aufmagegengene Triber nur sehrt mögenenden, das ihn en inligen ihnis ander inner inner ihnis der princip inner in inn dur er neinselte a innerde der Anthonie der genannt hane, em Weier des Schweigenstellen nur ab er princip in der genannt hane, em Weier des Schweigenstellen nur ab in propient son der kinner einen der ihner und das genannt hane, em Weier sein eine, das une einmid in in in der eine dem in seiner Englishen nas Europhen wilde Gameng ist.

ich ber seinensheitern Halle der Geethe ihen Dichtung, welcher twie Gestalt angehört, in Silhelm Reiser's Lehrschren, beiert Mugaon das düstere tragische Clement. Unter all den luchtwill alitzeichlossenen, frei sich darlegenden, beredt sich ersyrbenden und vor und ihr innerstes Wesen in behaglicher Breite erlasubenden Wesen und Gestalten, sind sie und der Harfner, ihr Nater, der einzige "anonyme" Bunkt. Richt nur "ein Ichwur", wie sie klagend singt, "schließt ihr die Lippen zu", — ihr ganzes Wesen vielnehr ist Unaufgeschlossenheit, tief in sich verborgene geheimnisvolle Innerlichteit. Sie ist eine Knospe, die erst der Kuß des Todes auf einen kurzen Moment zur vollen Mosenpracht aufküßt. Aber das Noth, das die verschlossene Mosen Mose serzens.

— Mit ihrem Tode scheint auch die belebende Seele der Dichstung zu erlöschen. Denn nicht mit Unrecht bemerkt Körner in seinem bekannten Briefe an Schiller, daß in ihr gleichsam eine Boesie der Natur erscheine, und daß überall, wo Meister durch die äußeren Berhältnisse abgespannt werde, Mignon's Erscheinen und ihr Anschauen seinem Wesen einen neuen Schwung verleihe*). Auch war Goethe sehr unzufrieden mit dem Urtheile der Frau von Stasl, die in ihrem Buche de l'Allemagne Nignon bloß als Episode bezeichnet hatte, "da doch daß ganze Werk" — wie er 1814 gegen den Kanzler von Müller äußerte — "dieses Charakters wegen geschrieben sei"**).

Man hat gesagt, daß die Gestalt Mignon's ein Tribut sei, den Goethe der Romantik dargebracht habe, und selbst Novalis, der von dem Goethe'schen Romane behauptete, daß in ihm das Romantische und die Naturpoesie zu Grunde gehen, Natur und Mysticismus in ihm ganz vergessen seien, hat sich boch dem tiefen Eindrucke der Romantik in Mignon und dem Harfner nicht zu entziehen vermocht. Aber der Poet der blauen Blumen= mpstif verlangte allerdings mit Unrecht, daß der Dichter der Tageshelle das Krankhafte als das Gefunde, das Dunkle als das Lichte darstellen und feiern sollte. Dagegen bewunderte es vielmehr Schiller als einen der schönsten Züge des denkenden Dichters, "daß derselbe das furchtbar Pathetische, das praktisch Ungeheure im Schicksale Mignon's und des Harfenspielers von dem theoretisch Ungeheuren, von den Mißgeburten des Verstandes abgeleitet habe, so daß der reinen und gesunden Natur nichts aufgebürdet werde". Denn "nur im Schoofe des dummen

^{*)} Briesw. zwischen Schiller u. Körner Th. 3, S. 383 (2. Ausg. 1859).

^{**)} Goethes Unterhaltungen mit dem R. v. Müller S. 9 (1870).

Aehnliches zu schaffen, die tiefe Innigkeit des deutschen Bolks= gemüths in seiner Ursprünglichkeit, in seiner unendlichen Liebes= und Leidensfähigkeit in ähnlichen Erscheinungen auszuprägen versucht haben.

Reins von beiden aber wird ihm bei Mignon gelingen. Denn bei ihrer Betrachtung läßt uns die Wirklichkeit völlig im Stiche, und der einzige deutsche Dichter, Immermann, dem man nachgesagt hat, daß er in der Figur seines "Flämmchen" — in dem Romane "Epigonen" ein Seitenstück zu Goethe's Mig=non zu schaffen beabsichtigt habe, dürfte von dem Vorwurse der Nachahmung frei zu sprechen sein. Auch hat es der zu früh dahingegangene Dichter mir selbst ausgesprochen, daß ihm ein solcher Gedanke völlig fremd gewesen sei und daß er vielmehr in Goethe's Mignon, diesem "Opfer des Schweigens", wie ich es gegen ihn genannt hatte, ein Wesen sehe, das nur einmal da sein könne und da zu sein brauche, weil es eben in seiner Einzelheit und Einzigkeit selbst Gattung sei.

In der sonnigheitern Halle der Goethe'schen Dichtung, welcher diese Gestalt angehört, in Wilhelm Meister's Lehrjahren, bildet Mignon das düstere tragische Element. Unter all' den lichtvoll ausgeschlossenen, frei sich darlegenden, beredt sich ersgießenden und vor uns ihr innerstes Wesen in behaglicher Breite erschließenden Wesen und Gestalten, sind sie und der Harfner, ihr Bater, der einzige "anonyme" Punkt. Nicht nur "ein Schwur", wie sie klagend singt, "schließt ihr die Lippen zu", — ihr ganzes Wesen vielmehr ist Unausgeschlossenheit, tief in sich verborgene geheimnißvolle Innerlichseit. Sie ist eine Knospe, die erst der Kuß des Todes auf einen kurzen Moment zur vollen Rosenpracht ausküßt. Aber das Roth, das die verschlossene Rose färbt, ist das verströmende Blut ihres gebrochenen Herzens.

— Mit ihrem Tode scheint auch die belebende Seele der Dichstung zu erlöschen. Denn nicht mit Unrecht bemerkt Körner in seinem bekannten Briese an Schiller, daß in ihr gleichsam eine Boesie der Natur erscheine, und daß überall, wo Meister durch die äußeren Verhältnisse abgespannt werde, Mignon's Erscheinen und ihr Anschauen seinem Wesen einen neuen Schwung verleihe*). Auch war Goethe sehr unzufrieden mit dem Urtheile der Frau von Staöl, die in ihrem Buche de l'Allemagne Nignon bloß als Episode bezeichnet hatte, "da doch das ganze Wert" — wie er 1814 gegen den Kanzler von Müller äußerte — "dieses Charakters wegen geschrieben sei"**).

Man hat gesagt, daß die Geftalt Mignon's ein Tribut sei, den Goethe der Romantik dargebracht habe, und selbst Novalis, der von dem Goethe'schen Romane behauptete, daß in ihm das Romantische und die Naturpoesie zu Grunde gehen, Natur und Mysticismus in ihm ganz vergessen seien, hat sich boch bem tiefen Eindrucke der Romantik in Mignon und dem Harfner nicht zu entziehen vermocht. Aber der Boet der blauen Blumen= mystif verlangte allerdings mit Unrecht, daß der Dichter der Tageshelle das Krankhafte als das Gesunde, das Dunkle als das Lichte darstellen und feiern sollte. Dagegen bewunderte es vielmehr Schiller als einen der schönsten Züge des denkenden Dichters, "daß derselbe das furchtbar Pathetische, das praktisch Ungeheure im Schicksale Mignon's und des Harfenspielers von dem theoretisch Ungeheuren, von den Mißgeburten des Verstandes abgeleitet habe, so daß der reinen und gesunden Natur nichts aufgebürdet werde". Denn "nur im Schoofe des dummen

^{*)} Briefw. zwischen Schiller u. Körner Th. 3, S. 383 (2. Ausg. 1859).

^{**)} Goethes Unterhaltungen mit dem K. v. Müller S. 9 (1870).

Aehnliches zu schaffen, die tiefe Innigkeit des deutschen Bolks= gemüths in seiner Ursprünglichkeit, in seiner unendlichen Liebes= und Leidensfähigkeit in ähnlichen Erscheinungen auszuprägen versucht haben.

Reins von beiden aber wird ihm bei Mignon gelingen. Denn bei ihrer Betrachtung läßt uns die Wirklichkeit völlig im Stiche, und der einzige deutsche Dichter, Immermann, dem man nachgesagt hat, daß er in der Figur seines "Flämmchen" — in dem Romane "Epigonen" ein Seitenstück zu Goethe's Mignon zu schaffen beabsichtigt habe, dürste von dem Vorwurse der Nachahmung frei zu sprechen sein. Auch hat es der zu früh dahingegangene Dichter mir selbst ausgesprochen, daß ihm ein solcher Gedanke völlig fremd gewesen sei und daß er vielmehr in Goethe's Mignon, diesem "Opfer des Schweigens", wie ich es gegen ihn genannt hatte, ein Wesen sehe, das nur einmal da sein könne und da zu sein brauche, weil es eben in seiner Einzelheit und Einzigkeit selbst Gattung sei.

In der sonnigheitern Halle der Goethe'schen Dichtung, welcher diese Gestalt angehört, in Wilhelm Meister's Lehrjahren, bildet Mignon das düstere tragische Element. Unter all' den lichtvoll ausgeschlossenen, frei sich darlegenden, beredt sich erzgießenden und vor uns ihr innerstes Wesen in behaglicher Breite erschließenden Wesen und Gestalten, sind sie und der Harfner, ihr Bater, der einzige "anonyme" Punkt. Nicht nur "ein Schwur", wie sie klagend singt, "schließt ihr die Lippen zu", — ihr ganzes Wesen vielmehr ist Unausgeschlossenheit, tief in sich verborgene geheimnißvolle Junerlichkeit. Sie ist eine Knospe, die erst der Kuß des Todes auf einen kurzen Moment zur vollen Rosenpracht ausküßt. Aber das Roth, das die verschlossene Rose färbt, ist das verströmende Blut ihres gebrochenen Herzens.

— Mit ihrem Tode scheint auch die belebende Seele der Dichtung zu erlöschen. Denn nicht mit Unrecht bemerkt Körner in
seinem bekannten Briese an Schiller, daß in ihr gleichsam eine
Boesie der Natur erscheine, und daß überall, wo Meister durch &
die äußeren Berhältnisse abgespannt werde, Mignon's Erscheinen
und ihr Anschauen seinem Wesen einen neuen Schwung verleihe*).
Auch war Goethe sehr unzufrieden mit dem Urtheile der Frau
von Stasl, die in ihrem Buche de l'Allemagne Nignon bloß
als Episode bezeichnet hatte, "da doch das ganze Werk"
wie er 1814 gegen den Kanzler von Nüller äußerte — "dieses
Charakters wegen geschrieben sei"**).

Man hat gesagt, daß die Gestalt Mignon's ein Tribut sei, den Goethe der Romantik dargebracht habe, und selbst Novalis, der von dem Goethe'schen Romane behauptete, daß in ihm das Romantische und die Naturpoesie zu Grunde gehen, Natur und Mysticismus in ihm ganz vergessen seien, hat sich doch dem tiefen Eindrucke der Romantik in Mignon und dem Harfner nicht zu entziehen vermocht. Aber der Poet der blauen Blumen= mpstit verlangte allerdings mit Unrecht, daß der Dichter der Tageshelle das Krankhafte als das Gesunde, das Dunkle als das Lichte darstellen und feiern sollte. Dagegen bewunderte es vielmehr Schiller als einen ber schönften Züge bes benkenben Dichters, "daß derselbe das furchtbar Pathetische, das praktisch Ungeheure im Schicksale Mignon's und des Harfenspielers von dem theoretisch Ungeheuren, von den Mißgeburten des Verstandes abgeleitet habe, so daß der reinen und gesunden Natur nichts aufgebürdet werde". Denn "nur im Schoofe des dummen

^{*)} Briefw. zwischen Schiller u. Körner Th. 3, S. 383 (2. Ausg. 1859).

^{**)} Goethes Unterhaltungen mit dem R. v. Müller S. 9 (1870).

Aberglaubens" — sett er hinzu — "werden diese monströsen Schicksale ausgeheckt, die Mignon und den Harfenspieler versfolgen." Er sindet es vortrefslich, daß der Dichter "diese unsgeheuren Schicksale" — und wir werden sehen, daß der Harsner selbst von einem "unerbittlichen Schicksale" spricht, das ihn verfolge und seine Nähe allen denen verderblich mache, die an ihm Theil nehmen — "von frommen Frazen ableite", und er nennt den Einfall des Beichtvaters: eine leichte Schuld in's Ungeheure zu malen, um ein schweres Berbrechen, das er aus Menschlichkeit verschweige, dadurch abbüßen zu lassen, einen würdigen Repräsentanten dieser ganzen Dentungsweise.

Erinnern wir uns, um das Gewicht diefes Schiller'schen Urtheils ganz zu würdigen, an die erst am Schlusse der Dichtung erzählte Vorgeschichte Mignon's und ihrer Eltern. Unnatur ist der Boden, in welchem ihr Dasein wurzelt. Ginem grillenhaften Bater, einem lombardischen Markese, wird von seiner Gattin nach drei Söhnen noch im späteren Lebensalter eine Tochter, Sperata, geboren. Aus Furcht vor dem Lächerlichen — benn die Klasse der Gesellschaft, der sein Stand angehört, findet ein solches natürliches Ereigniß, einen solchen Beweis später ehelicher Zärtlichkeit lächerlich, — trägt er Sorge, die Geburt dieses Kindes aller Welt, mit Ausnahme seines Beicht= vaters und eines vertrauten Freundes, zu verheimlichen. Seine Absicht gelingt ihm. Das Kind, in der Ferne geboren, von Fremden erzogen und von jenem Freunde für seine Tochter aus= gegeben, mächst heran zu munderbarer Schönheit, ohne daß nach dem Tode des Vaters die Brüder in der unfern von ihnen wohnenden Jungfrau ihre Schwester ahnen. Augustin, ber jüngste der Brüder, eine schwärmerische, ganz seinen Studien, wie der Musik und Dichtkunst zugewendete Natur, der gegen

den Willen des Baters das Kloster und den geistlichen Beruf erwählt hat, lernt Sperata kennen. Die Liebe zu ihr heilt ihn von den religiösen Ueberspannungen, in denen er sich bis dahin unablässig verzehrt hat. Seine Liebe wird erwiedert, er entdeckt sich seinen Brüdern und erbittet von ihnen, daß sie ihm zur Befreiung von seinen geistlichen Gelübden verhelsen sollten. Sie sind dazu bereit, aber in dem Augenblick, wo sie mit ihrem Beichtvater darüber verhandeln, erfahren sie, daß—Sperata ihre und Augustin's leibliche Schwester sei.

Inzwischen ist Sperata bereits Augustin's Weib geworden. Der Unglückliche weist anfangs die ihm von den Brüdern ge= machte Entbedung als ein Mährchen zurück. Als er die Wahr= heit nicht mehr bestreiten kann, bekampft die Sophistik seiner Leidenschaft die Folgen, welche diese Entdeckung für ihn nach Gesetz und Sitte haben soll. Aber die Kirche ist machsam. Es gelingt ihr, ben Unglitdlichen wiber seinen Willen in sein Rloster zurückzuführen, wo der Schleier der geheimen Rirchen= zucht das Aergerniß verdecken soll. Sperata indessen soll ge= schont werden; sie soll nicht erfahren, daß ihr Geliebter, der Vater des Kindes, das sie heimlich geboren hat, zugleich ihr Bruder sei. Aber sie soll trothem auf die nothwendige ewige Trennung von ihm vorbereitet werden. Um dies zu bewirken, wird ihr von dem Pater, dem man sie überantwortet hat, das Vergeben sich einem Geistlichen ergeben zu haben, als eine Sünde gegen die Natur, als ein Incest dargestellt. Bei ihrem von Natur zur Religiosität geneigten Gemüthe wird ber beabsichtigte Zweck nur zu bald erreicht. Zerknirscht entsagt sie auf ewig dem Geliebten, der während dessen in strenger Rlosterhaft gehalten, nichts von Mutter und Kind erfährt, und in dessen weichem Herzen mehr und mehr die altgewohnten Begriffe seiner

Religion, die ihn für einen Berbrecher erklären, Herrschaft ge= winnen über das freie Nachdenken feines ungebundenen natür= lichen Berstandes. Das Kind Sperata's, bei seiner Geburt ihr Glück und ihre Wonne, wird Gegenstand ihres Abscheues und ihrer Berzweiflung, als wenn das mahre Berhältniß selbst ihr bekannt gewesen wäre, und der Geistliche triumphirt über das Kunststück, daß es ihm gelungen ist, in der Reue der Unglückseligen Gott ein gleiches Opfer derjenigen Reue und Buße verschafft zu haben, welche die Aermste empfunden haben wirde, wenn sie das mahre Berhältniß ihres Fehltritts erfahren hätte! — Die Kitnste dieser "frommen Fratzen" — wie Schiller sie nennt — tragen ihre Frucht. Die herzzerrissene Mutter verfällt in stillen Halbwahnsinn, der schließlich, als das Kind, welches man schon lange von ihr genommen hat, verschwindet und von ihr und Andern in den Fluthen des Sees ertrunken geglaubt wird, in fromme wundersuchtige Exaltation ausläuft und sie als Bisionärin und Beilige enden läßt.

Das Kind dieser unbewußten Sünde, das Erzeugniß und schuldlose Opfer der Unnatur, ist Mignon. Bater= und mutterlos wächst es auf bei guten Leuten am See, zu denen es die Oheime gebracht, und zeigt bald eine sonderbare Natur. "Es konnte sehr früh lausen und sich mit aller Geschicklichkeit beswegen; es sang bald sehr artig und lernte die Zither gleichsam von sich selbst. Nur mit Worten konnte es sich nicht aus drücken, und es schien das Hinderniß mehr in seiner Denkungsart als seinen Sprachwerkzeugen zu liegen." Aletztern und Springen, in Knabentracht die Kunststücke herumziehender Seiltänzer nachzuahmen, weit in die Schluchten und auf die Berge zu lausen erscheint ihr als natürlicher Trieb und ihre Lust; und man läßt sie gewähren, weil man sicher ist, sie

auch nach längerem Ausbleiben immer wieder unter den Marmorfäulen der Billa am See wiederzufinden, wo sie auf den Stufen von ihren Jurgängen auszuruhen ober schweigend die Marmorbilder in der offenen Halle zu betrachten sich gewöhnt hat.

Aber dieses nachsichtige Gewährenlassen wird bestraft und das Kind bleibt eines Tages aus. Man sindet seinen Hut auf dem Wasser des See's schwimmen, und da alle Nachsorschungen sich als vergeblich erweisen, vermuthet man, daß es bei seinem Klettern von einem der überhangenden Felsen gestürzt und in der Tiese des See's begraben sei.

Dem ift jedoch nicht alfo. Umbergiebende Saufler haben bas auf feinem Umberftreifen verirrte Rind gefunden und ftatt bie Rleine, wie fie ihr versprochen, nach Saufe ju geleiten, fie nur um fo eiliger als einen guten Fang und Zuwuchs für ihre Gefellichaft mit fich fortgeführt. Nachts in ber Berberge bort fie, die man ichlafend glaubt, die roben Scherze fiber ihre Angft und bie Bethenerungen, daß fie ben Weg nimmer gurud nach Saufe finden folle, ben Beg nach ihrer Beimat, ben fie ben graufamen Menichen fo genau befdrieben hatte. "Da überfiel bas arme Beichopf eine grafliche Bergweiflung, in ber ihm gulett die Mutter Gottes erichien und es versicherte, bag fie fich feiner annehmen wolle. Es ichwur barauf bei fich felbft einen beiligen Gib, dag fie fünftig Riemand mehr vertrauen. Diemand ihre Geichichte ergablen und in ber Soffnung mittelbaren göttlichen Sulfe leben und fterben wolle. auch biefe ihre verhängniftvolle Entführung aus b in die unbefannte Fremde eine Folge bes Bebein welches fremde Schuld fie vor fich felbft gehüllt bat; Ränber, welche fich beeilt haben wurden, bas gefun bes vornehmen Beichlechts ber Cipriani in fichrer

auf reiche Belohnung zurückzubringen, empfinden keinen Anreiz, dem Kinde der namenlosen Landleute am See dieselbe Gunst angedeihen zu lassen.

Jenseits der Alpen, weit, weit von ihrer schönen italischen Heimat, im kalten deutschen Norden taucht die Berlorne, die Geraubte wieder auf, im bunten Sauklerwämschen als Wunder= find und Mitglied einer Seiltänzerbande. Der Held der Dich= tung wird von dem Sonderbaren und Räthselhaften der Erscheinung betroffen und angezogen, deren Geschlecht, ob Knabe oder Mädchen, er anfangs faum zu erkennen vermag. kurzes seidnes Westchen mit geschlitzten spanischen Aermeln, knappe lange Beinkleider mit Buffen standen dem Kinde gar Lange schwarze Haare waren in Locken und Zöpfen um den Kopf gekräuselt und gewunden." Seine ersten Fragen beantwortet Mignon nur durch einen scharfen schwarzen Seiten= blick, worauf sie sich schweigend von ihm losmacht. reiche Philine bezeichnet sie treffend als ein "Räthsel". bei der zweiten Begegnung giebt sie Wilhelmen in gebrochenem Deutsch kurze halb unverständliche Antworten: Man nennt sie Mignon; ihre Jahre "hat Niemand gezählt"; ihr Bater? "ber große Teufel ist tobt!" Es ist das Geheimnisvolle, Berschlossene, Räthselhafte in der Erscheinung und dem Zustande dieses Wesens, 7 mit einem Worte das ahnungsvoll Poetische, was Wilhelm "unwiderstehlich anzieht" und seine Phantasie unaufhörlich be= schäftigt. "Er schätzte sie zwölf bis dreizehn Jahre; ihr Körper war gut gebaut, nur daß ihre Glieder einen stärkeren Wuchs versprachen ober einen zurückgehaltenen ankündigten. Ihre Bildung war nicht regelmäßig aber auffallend; ihre Stirn geheim= nisvoll, ihre Nase außerordentlich schön und ihr Mund, — ob er schon für ihr Alter zu sehr geschlossen schien und sie manch=

*

mal mit den Lippen nach einer Seite zuckte, noch immer treuherzig und reizend genug. Ihre bräunliche Gesichtsfarbe konnte man durch die Schminke kaum erkennen."

Es folgt in der Dichtung die brutale Scene, welcher Wil= helm durch den Loskauf des gemißhandelten Geschöpfs von dem durch sein leidenschaftliches Einschreiten erschreckten Prinzipal der Seiltänzergesellschaft ein Ende macht. Aber erst nachbem die Bande die Stadt verlassen hat, kommt Mignon aus ihrem Versted hervor, und durch Laertes Scherz, daß sie von den beiden Freunden gekauft und deren Eigenthum geworden sei, bis sie die von ihnen bezahlte Summe zurückerstatte, wird sie zu dem Entschlusse gebracht, die Geldschuld dadurch abzutragen, daß sie die Freunde auswartend bediene. Gifrig entfernt sie jede Spur der Schminke von ihrem Gesichte, und möchte selbst das bescheidene Roth, welches ihre schöne natürlich braune Ge= sichtsfarbe erhellt, durch fortgesetztes Waschen und Reiben ver= tilgen, weil sie auch dies für Schminke hält. — Während sich darin ihr Widerwille, ja ihr Abscheu gegen die ihr aufge= zwungene Gauklerbeschäftigung ausspricht, ist bies Behaben zugleich ein Zug, in welchem ein bedeutungsvolles Element ihres Wesens, ihre gänzliche Wahrhaftigkeit und ihr tiefer Abscheu vor jeder Art von Lüge und Berstellung symbolisirt erscheinen: . Eigenschaften ihres Wesens, welche zugleich ihre Abneigung gegen alle äußere Schaustellung und gegen das ganze Schau= spielerwesen, dem ihr Beschttzer sich hinzugeben im Begriff ift, erklären. Dieser Bug ihres Wefens ift es zugleich, ber sie mit der gebornen Schauspielerin, mit Philine, dem ersten weiblichen Wesen, mit dem der Dichter sie zusammenführt, und das auf ihr Schicksal eine so verhängnißvolle Einwirkung auszuüben bestimmt ist, von vorn herein in einem schneibenden Contre

erscheinen läßt. Um so verwandter dagegen ist sie eben durch diese ernste Wahrhaftigkeit und Verstellungsunfähigkeit ihrem Beschützer, der durch dieselben Eigenschaften seiner Natur von Anfang an zum eigentlichen Schauspielerberuse unfähig erscheint; und es liegt ein tieser Sinn darin, daß sie, dies sonst so stummverschlossene Kind es ist, die im Schlosse des Grasen, als sie selbst sich beharrlich weigert, dei dem Festspiele aufzutreten, auch ihren Beschützer mit slehentlicher Vitte angeht, "von den Brettern zu bleiben".

Der Dichter verweilt mit kunftlerischer Liebe bei ber Aus= führung ihres äußeren Bildes und ihres Behabens, um die Wirkung erklärlich zu machen, welche Gestalt und Wesen bes "sonderbaren" Kindes auf Wilhelm ausüben und all' fein Den= ten über sie im Unbestimmten laffen, mahrend ihre Erscheinung ihm "immer reizender" wird. "In all' seinem Thun und Lassen", heißt es, "hatte das Kind etwas Sonderbares. ging die Treppe weder auf noch ab, sondern sprang; es stieg auf den Geländern der Gänge weg, und ehe man sich's versah, faß es oben auf dem Schranke und blieb eine Weile ruhig." Wilhelm bemerkt auch, daß es für Jeden eine besondere Art von Gruß hat. "Ihn grüßte sie seit einiger Zeit mit über die Brust geschlagenen Armen", — die von der Natur selbst ein= gegebene Geberdensprache zum Ausdruck des völligen Hingegeben= feins, welches sie gegenüber ihrem geliebten "Herrn", wie sie ihn auch benennt, vom ersten Momente an empfindet, ein Ge= fühl, dem ihre wortlose Berschlossenheit keinen andern Ausdruck zu geben vermag. Zu Zeiten ist sie ganz stumm, manchmal nur giebt sie mehr Antwort auf verschiedene Fragen, "immer sonderbar, doch so, daß man nicht unterscheiden konnte, ob es Wit ober Unkenntnig der Sprache war, indem sie ein ge-

brochenes, mit Frangosisch und Italienisch burchflochtenes Deutsch sprach". Und so groß und machtig ift die Kunft des Dichters, daß wir diese gebrochene und gehemmte Sprach- und Ausbruckweise Mignon's zu boren glauben, obschon ber weise Kunftler - merkt es Euch ihr modernen Realisten - nicht ein einzigesmal seine Mignon in dieser Sprechweise redend einführt! Das Bild wird vervollständigt durch folgende weitere Züge. "Das Lind war unermudet in seinem Dienste und früh mit ber Sonne auf; es verlor sich bagegen Abends zeitig, schlief in einer Kammer auf ber nackten Erbe und war durch nichts zu bewegen, ein Bett ober einen Strohsack anzunehmen." Es erscheint dies als ein Gelübde, das fie der heiligen Mutter Gottes gethan, als ein Opfer für ihre von der Madonna erhoffte Rudführung in ihre Heimat — Gelübde und Opfer, wie ich sie in Italien bei Kindern gleichen Alters gleichfalls kennen gelernt, beren eines, ein elfjähriger Knabe, ber mich in Sorrent bediente, für die Herstellung seines Schwesterchens ber Madonna das Gelöbniß, den Sommer des Jahres hindurch nicht im Meere zu baben, als Opfer dargebracht hatte! Mignon aber ift Italiänerin und eifrige Katholikin. Sie geht allmorgendlich ganz früh in die Messe, und Wilhelm, der ihr einmal dorthin folgt, sieht sie "in der Ede der Kirche mit dem Rosenkranze knien und andächtig beten". —

Ein unbewußter Zug und Drang ihres Innern hat sie vom ersten Augenblicke an zu Meister hingezogen. Ihm allein scheint sie zu vertrauen, zu den andern Personen hat sie in der ersten Zeit gar kein Verhältniß. Ihm zu gefallen ist ihr einziges Trachten. Ihm zu Liebe überwindet sie sich, das Kunststück des Eiertanzes ihm vorzusühren, das die Mißhandlungen ihres früheren Herrn ihr nicht abzuzwingen vermocht hatten. "Seine

ist es, welche sie vom ihm erbittet, als er ihr gur Beihrer Runft ein neues Rleid verspricht. Gie hat ihm n, bağ er feit Marianen's Berluft nur "bas ftille Grau, be ber Schatten", ju feiner Rleibung gemablt bat; von Farbe will sie ihre Anabentracht, das neue Westchen Schifferhofen. Noch immer bemertt indeffen Bilbelm us welcher Tiefe verschloffener Empfindung bies Alles tht. Erft als Mignon berfelben gegen ihn in jenem lide Worte giebt, wo Philinen's leichtfertiger Wantelm tief verletzt und feine Gifersucht gereizt hat — erft bem von fich burchtreugenden Entschlüffen Gequalten eunruhigten die Worte guruft: "Herr, wenn du unbift, mas foll Mignon werben?" — erft ba, als ber ihrer Bartlichkeit für ihn burch bie Schranten ihrer hindurchbricht und das ganze Wesen der in Krämpfen benben Creatur gulett in einen Bach von Thranen unam babin zu ichmelgen icheint, empfindet er, bag bies igvolle Geschöpf mit ihrer Liebe und Treue auf ewig verbunden fühlt. Bei Beiden außert fich diefes Gefühl, ber Empfindung bes Baters für fein Rind, bort in ber des für seinen Bater. Das Zauberwort: "Dein Rind! mein! ich werbe bich behalten, bich nicht verlaffen!" en ftarren unendlichen Schmerz, und Rind und Bater , eins in den Armen des andern, "bes reinsten unbehen Gluds", mahrend vor ber Thure bes Saufes ber elige mahre Bater bes Kindes, beffen Nabe, ja beffen er nicht abnt, feine Sarfe und feine berglichen Lieber t läßt.

d darauf singt Mignon ihrem Beschützer, ihrem Bater, Beliebten das Lied von Italien, in das der Dichter all'

seine eigene Sehnsucht nach dem Lande seiner Liebe gelegt hat. Sie will ihm zu erkennen geben, wohin es sie zieht. Als er Italien nennt, bittet sie ihn: "Gehft du nach Itafien, so nimm mich mit, es friert mich hier!" Aber auf seine Frage: "Bist du schon dort gewesen, liebe Kleine?" giebt sie keine Antwort; sie wird still und es ist nichts weiter aus ihr herauszubringen. Ihr Schwur hat ihr die Lippen versiegelt, — versiegelt auch gegen den geliebtesten der Menschen. Aber ihr ganzes Wesen, ihre ganze Natur ist und besteht, wie später der Arzt richtig exkennt, aus tiefer Sehnsucht; und zwar ist diese Sehnsucht eine doppelte: nach ihrem Baterlande, das fie wiederfeben, und nach dem Geliebten, mit dem sie Eins sein möchte. Mit beiden Sehnsuchtswünschen greift sie in eine unendliche Ferne, beide Gegenstände liegen unerreichbar vor diesem einzigen Gemuthe, und so verzehrt sie sich selbst in dieser Doppelsehnsucht; an ihrer tief verborgenen Glut verlodert innerlich dies wunderbare Wefen, das den Keim seiner Zerstörung schon von Anfang in sich trägt.

Der prosaisch verständige Jarno, der sie "ein albernes, zwitterhaftes Geschöpf" nennt und nicht begreifen kann, wie Wilhelm "sein Herz an ein solches Wesen hängen möge", vermehrt nur noch des Helden liebende Theilnahme für das "gute kleine Geschöpf", das sich ebendeshalb nach jenem Gespräche Wilhelm's mit Jarno seines ungewöhnlichen Ausdrucks von Zärtlichkeit zu erfreuen hat. Mignon, sonst gewohnt, ihre hefetigen Liebkosungen von ihrem Beschützer vielmehr abgelehnt zu sehen, "hing sich so sesten ihn, daß er sie zulest nur mit Mühe los werden konnte". Aber noch rührender bricht ihr Gesühl hervor, als Wilhelm in einem jener schönen Ergüsse seines warmen Herzens die Bornehmen, über deren Rangel an

: es, welche fie vom ihm erbittet, als er ihr gur Behrer Runft ein neues Rleid verspricht. Sie hat ihm daß er feit Marianen's Berluft nur "bas ftille Grau, ber Schatten", zu feiner Rleidung gewählt bat; von arbe will fie ihre Anabentracht, das neue Westchen Schifferhofen. Noch immer bemerkt indeffen Wilhelm welcher Tiefe verschloffener Empfindung bies Alles Erft als Mignon berfelben gegen ihn in jenem e Worte giebt, wo Philinen's leichtfertiger Wanteltief verlett und feine Gifersucht gereigt bat - erft em von fich burchtreugenden Entschluffen Gequalten rruhigten die Borte guruft: "Berr, wenn bu unift, mas foll Mignon werben?" - erft ba, als ber prer Bartlichkeit für ihn burch bie Schranten ihrer idurchbricht und das gange Wefen ber in Rrampfen nden Creatur gulett in einen Bach von Thranen unt babin zu fcmelgen scheint, empfindet er, bag dies oolle Geschöpf mit ihrer Liebe und Treue auf ewig erbunden fühlt. Bei Beiben außert fich biefes Gefühl, r Empfindung des Baters für fein Rind, bort in ber 8 für feinen Bater. Das Zauberwort: "Mein Rind! mein! ich werbe bich behalten, dich nicht verlaffen!" ftarren unendlichen Schmerg, und Rind und Bater eins in ben Armen bes andern, "bes reinften unben Glude", mabrend vor der Thure bes Saufes ber ge mabre Bater bes Kindes, beffen Nabe, ja beffen nicht abnt, feine Sarfe und feine berglichen Lieber läßt.

darauf singt Mignon ihrem Beschützer, ihrem Bater, liebten das Lied von Italien, in das der Dichter all'

seine eigene Sehnsucht nach dem Lande seiner Liebe gelegt hat. Sie will ihm zu erkennen geben, wohin es sie zieht. Italien nennt, bittet sie ihn: "Gehst du nach Itafien, so nimm mich mit, es friert mich hier!" Aber auf seine Frage: "Bist du schon dort gewesen, liebe Kleine?" giebt sie keine Antwort; sie wird still und es ist nichts weiter aus ihr herauszubringen. Ihr Schwur hat ihr die Lippen versiegelt, — versiegelt auch gegen ben geliebteften ber Menschen. Aber ihr ganzes Wefen, ihre ganze Natur ist und besteht, wie später der Arzt richtig erkennt, aus tiefer Sehnsucht; und zwar ist diese Sehnsucht eine doppelte: nach ihrem Baterlande, das sie wiedersehen, und nach dem Geliebten, mit dem sie Eins sein möchte. Mit beiden Sehnsuchtswünschen greift sie in eine unendliche Ferne, beibe Gegenstände liegen unerreichbar vor diesem einzigen Gemüthe, und so verzehrt sie sich selbst in dieser Doppelsehnsucht; an ihrer tief verborgenen Glut verlodert innerlich dies wunderbare Wesen, das den Reim seiner Zerstörung schon von Anfang in sich trägt.

Der prosaisch verständige Jarno, der sie "ein albernes, zwitterhaftes Geschöpf" nennt und nicht begreifen kann, wie Wilhelm "sein Herz an ein solches Wesen hängen möge", versmehrt nur noch des Helden liebende Theilnahme für das "gute kleine Geschöpf", das sich ebendeshalb nach jenem Gespräche Wilhelm's mit Jarno seines ungewöhnlichen Ausdrucks von Bärtlichkeit zu erfreuen hat. Mignon, sonst gewohnt, ihre hefstigen Liebkosungen von ihrem Beschützer vielmehr abgelehnt zu sehen, "hing sich so sesten ihn, daß er sie zuletzt nur mit Mühe los werden konnte". Aber noch rührender bricht ihr Gesühl hervor, als Wilhelm in einem jener schönen Ergüsse seines warmen Herzens die Vornehmen, über deren Mangel an

berglicher Gemüthlichkeit feine Genoffen sich beschweren, viel= mehr als bedauernswerth denn als zu schelten darstellt, weil sie von dem Glücke, das er und seinesgleichen als das höchste erkennen, felten eine erhöhte Empfindung haben. "Nur uns Armen", — ruft er aus, "die wir wenig oder nichts besitzen, ist es gegönnt, das Glück der Freundschaft in reichem Maaße Wir können unfre Geliebten weber burch Gnade zu genießen. erheben, noch durch Gunst befördern, noch durch Geschenke begluden. Wir haben nichts als uns felbst. Dieses ganze Gelbst muffen wir hingeben, und, wenn es einigen Werth haben soll, dem Freunde das Gut auf ewig versichern. Welch ein Genuß, welch ein Glück für die Geber und Empfänger! In welchen feligen Zustand versetzt uns die Treue! sie giebt dem vorüber= gehenden Menschenleben eine himmlische Gewißheit, sie macht das Hauptkapital unseres Reichthums aus."

Es ist die schönste Charakteristik Mignon's, daß der Dichter sie bei diesen Worten sich dem Sprechenden, der ohne es zu ahnen in denselben ihr innerstes Wesen und Gesühl für den Geliebten ausdrückt, nähern, ihre zarten Arme um ihn schlingen und ihr Köpschen an seine Brust gelehnt sich immer sester an ihn anschmiegen läßt. Denn dasselbe Gesühl, dem seine beredten Worte den schönsten Ausdruck verleihen, das Gesühl unbedingter ewiger Treue und vollständigsten Hingegebenseins ist es, was ihre ganze Seele durchdringt und erfüllt. Es bewährt sich dies Gesühl der todverachtenden Treue in der folgenden Scene jenes Anfalls, den die Reisenden durch räuberisches Gesindel erleiden, wo Mignon den schwachen Arm zur Vertheidigung des Geliebten erhebt, und seine Wunden mit ihrem Haar zu verbinden such; es steigert sich durch die Eisersucht auf Philinen, als Mignon's verrenkter Arm, dessen schmerzhaften Zustand sie kagelang vers

. • heimlicht, sie zwingt, jener die Pflege des Geliebten zu überlassen, und es tritt mit verstärkter Kraft hervor, als Philinen's plötzliche Abreise ührer Liehe und Treue wieder das Feld zur Bethätigung frei giebt.

Noch aber ist ihr selbst das geschlechtlich sinnliche Element ihrer Liebe und Neigung verborgen. Und wieder ist es Philine, deren Leichtsinn ihr darüber in jener von dem Dichter mit so wundervoller Sinnlichkeit und boch zugleich mit fo keuschen Farben gezeichneten Nachtscene, welche bem Feste nach ber ersten glücklichen Aufführung des Hamlet folgt, einen verhängnifvollen Aufschluß zu geben bestimmt ift. Bei jenem Festgelage, bei dem man den süßen Wein auch für die anwesenden Kinder der Gesellschaft nicht gespart hat, flammt die südliche italische Natur Mignon's in mänadenhafter Wildheit auf. Ihre Lustigkeit steigert sich zu einer Art von schwärmender Wuth. "Sie raste, die Schellentrommel in der Hand, um den Tisch herum, ihre Haare flogen, und indem sie den Kopf zurück und alle ihre Glieder gleichsam in die Luft warf, schien sie einer Mänade ähnlich, deren wilde und beinahe unmögliche Stellungen uns auf alten Monumenten oft in Erstaunen setzen."

Fest erfolgt die Katastrophe, welche in Mignon's ganzem Wesen eine ihr Schicksal entscheidende Wandlung hervorbringt. Wir erfahren dieselbe in der Dichtung erst später aus dem Munde des Arztes, dem Natalie das Bekenntniß Mignon's verstraut hat. Durch leichtfertige Reden Philinen's erregt, "war ihr der Gedanke so reizend erschienen, eine Nacht bei dem Gesliebten zuzubringen, ohne daß sie dabei etwas weiter als eine vertrauliche glückliche Ruhe zu denken wußte". Die Neigung für ihren Beschüßer "war in dem guten Herzen schon lebhaft und gewaltsam; in seinen Armen hatte das gute Kind schon

ŀ

Ì

von manchem Schnierze ausgernht, sie wünschte sich nun bieses Slück in seiner ganzen Fülle. Bald nahm sie sich vor, ihn freundlich darum zu bitten, bald hielt sie ein heimlicher Schauder wieder davon zurück. Endlich gab ihr jener luftige Abend und die Stimmung des genossenen Weines den Muth, das Wage= stück zu versuchen". Aber in dem Augenblicke, wo sie im Begriffe steht, ihr Borhaben auszuführen, muß sie gewahren, daß eine Andere, — daß Philine ihr zuvorkommt! Sie empfindet unerhörte Qualen; "alle die heftigen Empfindungen einer leidenschaftlichen Gifersucht mischten sich zu dem unerkannten Berlangen einer dunklen Begierde und griffen die halbentwickelte Natur gewaltsam an. Ihr Herz, das bisher vor Sehnsucht und Erwartung geschlagen hatte, fing mit einmal an zu stocken, und drückte wie eine bleierne Last ihren Busen; sie konnte nicht zu Athem kommen, sie wußte sich nicht zu helfen, sie hörte die Harfe des Alten, eilte zu ihm unter das Dach und brachte die Nacht zu seinen Füßen unter entsetzlichen Buckungen bin." —

Als Wilhelm sie am andern Morgen wieder sieht, erstaunt, ja erschrickt er über ihren veränderten Anblick. Sie scheint ihm über Nacht größer geworden zu sein. Aus dem Kinde ist eine Jungfrau geworden. "Sie trat mit einem edlen Anstande vor ihn hin und sah ihm sehr ernsthaft in die Augen, so daß er den Blick nicht ertragen konnte. Sie rührte ihn nicht an wie sonst, da sie gewöhnlich ihm die Hand drückte, seine Wange, seinen Mund, seinen Arm oder seine Schulter küßte, sondern sie ging, nachdem sie seine Sachen in Ordnung gebracht, stillsschweigend wieder fort." Auch ihre Anrede lautete von jetzt an anders; sie nennt ihn fortan nicht mehr Herr, oder Bater, sondern mit seinem Namen, Weister. Dennoch kann sie sich nicht entschließen, sich von ihm zu trennen, als er sie zu Therese

bringen lassen will. "Behalte mich bei dir, Meister", sagte sie, "es wird mir wohl thun und weh!" Als er ihr vorstellt, daß sie nun herangewachsen sei, und daß doch etwas für ihre weitere Bildung geschehen müsse, erwidert sie bedeutungsvoll: "Ich bin gebildet genug, um zu lieben und zu trauern". Auch die Sorge für ihre Gesundheit durch Behandlung eines Arztes lehnt sie ab mit den Worten: "Warum soll man für mich sorgen, da so viel zu sorgen ist". Alle anderen Vorstellungen, die Meister ihr macht, überhört sie in ihrer Insichversunkenheit und endet schließlich mit den Worten: "Du willst mich nicht bei dir? Bielleicht ift es besser, schicke mich zu dem alten Harfenspieler, der arme Mann ist so allein!" Sie bekennt, daß sie sich nach dem Harfner "jede Stunde" sehne, obschon sie sich früher vor ihm gefürchtet habe. Aber nur "seine Augen", die Augen des Wachenden, waren ihr furchtbar; "wenn er schlief, setzte sie sich gern zu ihm, sie wehrte ihm die Fliegen, sie konnte, sich nicht satt an ihm sehen". Ein geheimnisvoller Zug der Natur und die Gleichheit des Unglücks verbindet sie mit ihm, dem stummen Vertrauten ihrer Leiden, und ihn mit ihr seinem unerkannten Kinde. Endlich läßt sie fich dennoch bewegen, mit Felix, — zu dem sie das Mutterbedürfniß ihres Wesens hinzieht und in welchem sie zuerst mit seherischer religiöser Ahnung Wilhelm's Kind vermuthet hat — zu Therese zu gehen.

Fortan aber ist ihr Leben nur noch ein schmerzhaftes Sichsfelbstverzehren. Ihre Herzkrankheit bildet sich stärker und stärker aus, je mehr das arme Geschöpf seine Reizbarkeit zu unterdrücken und die tiefen Empfindungen, die es durchglühen, in sich zu verschließen bestrebt ist. Als Ratalie sie bei dem Geburtstagsschauspiele in weißen lichten Gewändern, mit goldenem Gürtel und Diadem und mit goldnen Schwingen an den Schultern,

A Contract of the Contract of

die Lilie in der einen, das Sabenkörden in der andern Hand, in der Mitte ihrer Mädchen auftreten läßt, überrascht sie Alle durch das engelhaft verklärte ihrer Erscheinung, und das Lied, das sie am Schlusse zur Zither improvisirt, das himmlisch schöne:

> "So laßt mich scheinen bis ich werbe, Zieht mir das weiße Kleib nicht aus! Ich eile von der schönen Erde Hinab in jenes feste Haus —"

es ist der Schwanengesang des wunderbaren Wesens, das in diesem Liede seine letzte Sehnsucht ausspricht: die Sehnsucht nach der Gemeinschaft mit "jenen himmlischen Gestalten", die "nicht nach Mann und Weib fragen", und in deren Bereiche sie, die "vor Kummer zu frühe gealterte" — "auf ewig wieder jung" zu werden hoffen darf. —

Seitdem behält sie das lange weiße Frauengewand statt ihrer früheren Tracht bei. In dieser veränderten Erscheinung sieht Meister sie wieder, als er Natalien's Schloß besucht. Sie erscheint ihm völlig "wie ein abgeschiedner Geist", als er sie, mit seinem blühenden Felix auf dem Schooße, wiedersindet. "Es schien als wenn Himmel und Erde sich umarmten." Die Liebe zu seinem Kinde, zu dem Wesen, das ihm die unglückliche Mariane geboren, ist jetzt das Einzige, was sie an das Leben sessel. "So lange mein Herz auf der Erde noch etwas bedarf, soll dieser die Lücke ausstüllen", spricht sie, als sie dem Geliebten zum Wiedersehnswillsommen ruhig lächelnd die Hand reicht. Sie weiß, daß sie nicht lange mehr auf Erden etwas bedürfen wird. Dies Bewußtsein giebt ihrem Wesen eine milde Ruhe und ihrer Liebe zu ihrem Beschützer eine himmlische Sanstheit. Sie scheint sich allmälig wieder mehr und mehr an seine Gegen=

wart zu gewöhnen, ja nach derfelben zu verlangen, ihm ihr Herz wieder völlig aufzuschließen und überhaupt mehr Heitersteit und Lust am Leben zu zeigen. Sie hängt sich beim Spazierengehn, da sie leicht müde wird, gern an seinen Arm. Wie rührend ist es, wenn der Dichter erzählt: "Nun, sagte sie, Mignon klettert und springt nicht mehr, und doch fühlt er noch immer die Begierde, über die Gipfel der Berge wegzusspazieren, von einem Hause auf andere, von einem Baume auf den andern zu schreiten. Wie beneidenswerth sind die Bögel, besonders wenn sie so artig und vertraulich ihre Nester bauen!"

Da endlich tritt das Letzte ein. Therese, Wilhelm's Berlobte, langt auf dem Schlosse an. Mignon, mit Felix wettlausend, ist die Erste, die ihre Ankunft verkündet; aber als sie Wilhelm und Therese einander in die Arme stürzen sieht, als sie hört, wie auch ihr Felix sich von ihr abwendend die Neuangekommene als "Mutter" begrüßt, — da bricht ihr lange schon zum Tode krankes Herz. "Sie suhr auf einmal mit der linken Hand nach dem Herzen, und indem sie den rechten Arm heftig aussstreckte, siel sie mit einem Schrei zu Natalien's Füßen todt nieder." —

Die folgenden Exequien geben mit ihrer ansführlichen Schilsberung ein künstlerisches Gegengewicht zu dem erschütternden Erseigniß dieses Todes; der heilige Ernst, zu dem sie begeistern, hebt die Seele in das Gebiet des Unendlichen empor. So urtheilt Körner in seinem Briefe an Schiller, und dieser selbst theilt die Empfindung des Freundes. "Dieses reine und poetische Wesen", sagt er, von Mignon's Todesseier sprechend, "eignet sich vollkommen zu diesem poetischen Leichenbegängnisse. In seiner isolirten Gestalt, in seiner geheimnisvollen Existenz, seiner

Reinheit und Unschuld repräsentirt es die Stufe des Alters, auf der es steht; es kann zur reinsten Wehmuth und zu einer wahrhaft menschlichen Trauer bewegen, weil sich nichts als die Wenschheit in ihm darstellte. Was bei jedem andern Individuum unstatthaft sein würde, wird hier erhaben und edel.*)"

Die Austösung der pathetischen, das heißt der leidenschaftlichleidvollen in die schöne Rührung bei der Wirtung von Mignon's
Schickfal ist es, was Schiller als besonders gelungen rühmt.
Sein Wort, nach welchem Mignon's Gestalt "wahrscheinlich bei
jedem ersten und auch zweiten Lesen der Dichtung die tiefste
Furche zurücklassen werde", hat sich ersüllt und wird sich immer
aus's Neue ersüllen, so lange das Gesühl für das Tragische
und sür den Zauber der Poesie des Leidens nicht in der Menschenbrust erstorben sein wird. Das Tragische aber in diesem Sinne
ist dassenige, welches die tiefsinnigste Frau Deutschlands in die Worte gesaßt hat: Tragisch ist das, was wir durchaus nicht
verstehen — wohin unsere innerste Natur uns treibt, reißt, lockt,
unvermeidlich sührt und hält; weun dies uns zerstört und —
alle Krast unr dazu dient, die Zerstörung zu sassen und zu
sühlen. —

^{*)} Rorner Briefe 3, 386. Schiller Br. mit Goethe 1, 166.

Bweite Abtheilung.

Die Frauen der Wahlberwandtlehaften.



Gttilie.

Werther und die Wahlverwandtschaften, der erste und der letzte Roman Goethe's, sind beide aus eignen Erlebnissen des Dichters hervorgegangen, behandeln beide psychologische Probleme, mit deren Lösung er selbst gerungen, trankhafte Seelenzustände und leidenschaftliche Verhältnisse, aus denen er sich selbst zu befreien die Kraft gehabt hatte. Sie sind also in ershöhtem Maaße — was Goethe von allen seinen Dichtungen aussagt — Selbstbekenntnisse des Dichters. Allein der große Unterschied zwischen beiden Werken ist der, daß merkwürdigerweise der Goethe, der mit vierundzwanzig Jahren den Werther schrieb, in viel größerer Freiheit über dem stofslichen Inhalte seiner Dichtung stand, als der Sechzigjährige, der, während er die Leiden Ottilien's und Sduard's schilderte, das eigne Herz noch von tieser Wunde bluten, die Hand noch von der Glut und Bein leidenvoller Leidenschaft nachzittern sühlte.

Dies tritt uns vor Allem entgegen in der Zeichnung Ottislien's, nach deren Namen der Dichter ursprünglich die anfangs nur auf eine kürzere Novelle angelegte Dichtung benennen wollte*). Wenn irgendwo, so bewahrheitet sich hier sein bestannter Ausspruch: daß die Hand, welche noch von eigner Leidenschaft bebe, nicht fähig sei, Leidenschaft richtig zu zeichnen. —

^{*)} Riemer II, S. 604.

Reinheit und Unschuld repräsentirt es die Stufe des Alters, auf der es steht; es kann zur reinsten Wehmuth und zu einer wahrhaft menschlichen Trauer bewegen, weil sich nichts als die Menschheit in ihm darstellte. Was bei jedem andern Individuum unstatthaft sein würde, wird hier erhaben und edel.*)"

Die Auslösung der pathetischen, das heißt der leidenschaftlichsleidvollen in die schöne Rührung bei der Wirkung von Mignon's Schicksal ist es, was Schiller als besonders gelungen rühmt. Sein Wort, nach welchem Mignon's Gestalt "wahrscheinlich bei jedem ersten und auch zweiten Lesen der Dichtung die tiekste Furche zurücklassen werde", hat sich erfüllt und wird sich immer aus's Neue erfüllen, so lange das Gesühl für das Tragische und sür den Zauber der Poesie des Leidens nicht in der Menschensbrust erstorben sein wird. Das Tragische aber in diesem Sinne ist dasjenige, welches die tiessinnigste Frau Deutschlands in die Worte gesaßt hat: Tragisch ist das, was wir durchaus nicht verstehen — wohin unsere innerste Natur uns treibt, reißt, lockt, unvermeidlich sührt und hält; wenn dies uns zerstört und — alle Kraft nur dazu dient, die Zerstörung zu fassen und zu sühlen. —

^{*)} Körner Briefe 3, 386. Schiller Br. mit Goethe 1, 166.

Bmeite Abtheilung.

Die Frauen der Wahlberwandtlehaften.

die Lilie in der einen, das Gabenkörden in der andern Hand, in der Mitte ihrer Mädchen auftreten läßt, überrascht sie Alle durch das engelhaft verklärte ihrer Erscheinung, und das Lied, das sie am Schlusse zur Zither improvisirt, das himmlisch schöne:

> "So laßt mich scheinen bis ich werbe, Zieht mir bas weiße Kleib nicht aus! Ich eile von der schönen Erde Hinab in jenes feste Haus —"

es ist der Schwanengesang des wunderbaren Wesens, das in diesem Liede seine letzte Sehnsucht ausspricht: die Sehnsucht nach der Gemeinschaft mit "jenen himmlischen Gestalten", die "nicht nach Mann und Weib fragen", und in deren Bereiche sie, die "vor Kummer zu frühe gealterte" — "auf ewig wieder jung" zu werden hoffen darf. —

Seitdem behält sie das lange weiße Frauengewand statt ihrer früheren Tracht bei. In dieser veränderten Erscheimung sieht Meister sie wieder, als er Natalien's Schloß besucht. Sie erscheint ihm völlig "wie ein abgeschiedner Geist", als er sie, mit seinem blühenden Felix auf dem Schooße, wiedersindet. "Es schien als wenn Himmel und Erde sich umarmten." Die Liebe zu seinem Kinde, zu dem Wesen, das ihm die unglückliche Mariane geboren, ist jest das Einzige, was sie an das Leben sessel. "So lange mein Herz auf der Erde noch etwas bedarf, soll dieser die Lücke aussillen", spricht sie, als sie dem Geliebten zum Wiederschnswillsommen ruhig lächelnd die Hand reicht. Sie weiß, daß sie nicht lange mehr auf Erden etwas bedürfen wird. Dies Bewußtsein giebt ihrem Wesen eine milde Ruhe und ihrer Liebe zu ihrem Beschützer eine himmlische Sanstheit. Sie scheint sich allmälig wieder mehr und mehr an seine Gegen=

wart zu gewöhnen, ja nach derselben zu verlangen, ihm ihr Herz wieder völlig aufzuschließen und überhaupt mehr Heitersteit und Lust am Leben zu zeigen. Sie hängt sich beim Spazierengehn, da sie leicht müde wird, gern an seinen Arm. Wie rührend ist es, wenn der Dichter erzählt: "Nun, sagte sie, Mignon klettert und springt nicht mehr, und doch fühlt er noch immer die Begierde, über die Gipfel der Berge wegzusspazieren, von einem Hause auf den andern zu schreiten. Wie beneidenswerth sind die Bögel, besonders wenn sie so artig und vertraulich ihre Nester bauen!"

Da endlich tritt das Letzte ein. Therese, Wilhelm's Verlobte, langt auf dem Schlosse an. Mignon, mit Felix wettlausend, ist die Erste, die ihre Ankunft verkündet; aber als sie Wilhelm und Therese einander in die Arme stürzen sieht, als sie hört, wie auch ihr Felix sich von ihr abwendend die Neuangekommene als "Mutter" begrüßt, — da bricht ihr lange schon zum Tode krankes Herz. "Sie suhr auf einmal mit der linken Hand nach dem Herzen, und indem sie den rechten Arm heftig aussstreckte, siel sie mit einem Schrei zu Natalien's Füßen todt nieder." —

Die folgenden Exequien geben mit ihrer aussührlichen Schilsderung ein künstlerisches Gegengewicht zu dem erschütternden Erseigniß dieses Todes; der heilige Ernst, zu dem sie begeistern, hebt die Seele in das Gebiet des Unendlichen empor. So urtheilt Körner in seinem Briefe an Schiller, und dieser selbst theilt die Empsindung des Freundes. "Dieses reine und poetische Wesen", sagt er, von Mignon's Todesseier sprechend, "eignet sich vollkommen zu diesem poetischen Leichenbegängnisse. In seiner isolirten Gestalt, in seiner geheimnisvollen Existenz, seiner

die Lilie in ber einen, das Gabenkörbchen in der andern Hand, in der Mitte ihrer Mädchen auftreten läßt, überrascht sie Alle durch das engelhaft verklärte ihrer Erscheinung, und das Lied, das sie am Schlusse zur Bither improvisirt, das himmlisch schöne:

t

"So laßt mich scheinen bis ich werbe, Zieht mir bas weiße Kleib nicht aus! Ich eile von ber schönen Erbe Hinab in jenes seste Haus —"

es ist der Schwanengesang des wunderbaren Wesens, das in diesem Liede seine lette Sehnsucht ausspricht: die Sehnsucht nach der Gemeinschaft mit "jenen himmlischen Gestalten", die "nicht nach Mann und Weib fragen", und in deren Bereiche sie, die "vor Kummer zu frühe gealterte" — "auf ewig wieder jung" zu werden hoffen darf. —

Seitbem behält sie bas lange weiße Frauengewand statt ihrer früheren Tracht bei. In dieser veränderten Erscheinung steht Meister sie wieder, als er Natalien's Schloß besucht. Sie erscheint ihm völlig "wie ein abgeschiedner Geist", als er sie, mit seinem blühenden Felix auf dem Schooße, wiedersindet. "Es schien als wenn himmel und Erde sich umarmten." Die Liebe zu seinem Kinde, zu dem Wesen, das ihm die unglückliche Mariane geboren, ist jest das Einzige, was sie an das Leben sessell. "So lange mein Herz auf der Erde noch etwas bedarf, soll dieser die Lücke ausfüllen", spricht sie, als sie dem Geliebten zum Wiedersehnswillkommen ruhig lächelnd die Hand reicht. Sie weiß, daß sie nicht lange mehr auf Erden etwas bedürfen wird. Dies Bewußtsein giebt ihrem Wesen eine milde Ruhe und ihrer Liebe zu ihrem Beschüher eine himmlische Sanstheit. Sie scheint sich allmälig wieder mehr und mehr an seine Gegens

wart zn gewöhnen, ja nach derselben zu verlangen, ihm ihr Herz wieder völlig aufzuschließen und überhaupt mehr Heitersteit und Lust am Leben zu zeigen. Sie hängt sich beim Spazierengehn, da sie leicht müde wird, gern an seinen Arm. Wie rührend ist es, wenn der Dichter erzählt: "Nun, sagte sie, Wignon klettert und springt nicht mehr, und doch fühlt er noch immer die Begierde, über die Gipfel der Berge wegzusspazieren, von einem Haume auf den andern zu schreiten. Wie beneidenswerth sind die Bögel, besonders wenn sie so artig und vertraulich ihre Nester bauen!"

Da endlich tritt das Letzte ein. Therese, Wilhelm's Verlobte, langt auf dem Schlosse an. Mignon, mit Felix wettlausend, ist die Erste, die ihre Ankunft verkündet; aber als sie Wilhelm und Therese einander in die Arme stürzen sieht, als sie hört, wie auch ihr Felix sich von ihr abwendend die Neuangekommene als "Mutter" begrüßt, — da bricht ihr lange schon zum Tode krankes Herz. "Sie suhr auf einmal mit der linken Hand nach dem Herzen, und indem sie den rechten Arm heftig ausstreckte, siel sie mit einem Schrei zu Natalien's Füßen todt nieder." —

Die folgenden Exequien geben mit ihrer aussührlichen Schilsberung ein künstlerisches Gegengewicht zu dem erschütternden Erseigniß dieses Todes; der heilige Ernst, zu dem sie begeistern, hebt die Seele in das Gebiet des Unendlichen empor. So urtheilt Körner in seinem Briefe an Schiller, und dieser selbst theilt die Empfindung des Freundes. "Dieses reine und poetische Wesen", sagt er, von Mignon's Todesseier sprechend, "eignet sich vollkommen zu diesem poetischen Leichenbegängnisse. In seiner isolirten Gestalt, in seiner geheimnisvollen Existenz, seiner

Reinheit und Unschuld repräsentirt es die Stufe des Alters, auf der es steht; es kann zur reinsten Wehmuth und zu einer wahrhaft menschlichen Trauer bewegen, weil sich nichts als die Menschheit in ihm darstellte. Was bei jedem andern Individuum unstatthaft sein würde, wird hier erhaben und edel. *)"

Die Austösung der pathetischen, das heißt der leidenschaftlichs leidvollen in die schöne Rührung bei der Wirtung von Mignon's Schickfal ist es, was Schiller als besonders gelungen rühmt. Sein Wort, nach welchem Mignon's Gestalt "wahrscheinlich bei jedem ersten und auch zweiten Lesen der Dichtung die tiesste Furche zurücklassen werde", hat sich erfüllt und wird sich immer auf's Neue erfüllen, so lange das Gesühl für das Tragische und sür den Zauber der Poesse des Leidens nicht in der Menschensbrust erstweben sein wird. Das Tragische aber in diesem Sinne ist daszenige, welches die tiessunigste Frau Deutschlands in die Worte gesaßt hat: Tragisch ist das, was wir durchaus nicht verstehen — wohin unsere innerste Natur uns treibt, reißt, lockt, unvermeidlich sührt und hält; wenn dies uns zerstört und — alle Krast nur dazu dient, die Zerstörung zu sassen und zu sühlen. —

٩,

^{*)} Rorner Briefe 8, 886. Schiller Br. mit Goethe 1, 166.

Imeite Abtheilung.

Die Frauen der Wahlberwandtlehaften.



Gttilie.

Werther und die Wahlverwandtschaften, der erste und der letzte Roman Goethe's, sind beide aus eignen Erlebnissen des Dichters hervorgegangen, behandeln beide psychologische Probleme, mit deren Lösung er selbst gerungen, trankhafte Seelenzusstände und leidenschaftliche Verhältnisse, aus denen er sich selbst zu befreien die Kraft gehabt hatte. Sie sind also in erzhöhtem Maaße — was Goethe von allen seinen Dichtungen aussagt — Selbstbekenntnisse des Dichters. Allein der große Unterschied zwischen beiden Werken ist der, daß merkwürdigerweise der Goethe, der mit vierundzwanzig Jahren den Werther schrieb, in viel größerer Freiheit über dem stofslichen Inhalte seiner Dichtung stand, als der Sechzigjährige, der, während er die Leiden Ottisien's und Eduard's schilderte, das eigne Herz noch von tieser Wunde bluten, die Hand noch von der Glut und Bein leidenvoller Leidenschaft nachzittern sühlte.

Dies tritt uns vor Allem entgegen in der Zeichnung Ottislien's, nach deren Namen der Dichter ursprünglich die anfangs nur auf eine kürzere Novelle angelegte Dichtung benennen wollte*). Wenn irgendwo, so bewahrheitet sich hier sein bestannter Ausspruch: daß die Hand, welche noch von eigner Leidensschaft bebe, nicht fähig sei, Leidenschaft richtig zu zeichnen. —

^{*)} Riemer II, S. 604.

Wir sind, im Bergleich zum Werther, leider nur fehr un= vollständig unterrichtet von den Umständen und Berhältnissen der Liebesepisode in Goethe's Leben, aus welcher der Roman der Wahlverwandtschaften erwachsen ist. Alles was bis vor Kurzem darüber bekannt geworden ist*), beschränkt sich auf folgende Mittheilung, welche der englische Biograph Goethe's (Lewes II, 311) bekannt gemacht hat. In der Familie des mit Goethe nahe befreundeten Buchhändlers Frommann zu Jena lebte um das Jahr 1807 ein junges Mädchen, Minna Herzlieb, als angenommenes Kind bes Hauses. Sie war schon als Kind ein Liebling Goethe's gewesen; zur Jungfrau heran= gewachsen, übte sie auf ihn einen Zauber, gegen ben seine Ber= nunft sich vergebens sträubte. Der Unterschied der Jahre war groß; aber wie oft schenken junge Mädchen die erste Blitthe ihrer Neigung Männern, die ihre Bäter sein könnten, und wie oft glühen Männer im vorgeschrittenen Alter noch von der Leidenschaft der Jugend! In den Sonetten, die Goethe an Minna Herzlieb richtete, und in den Wahlverwandtschaften, mit benen er sich von den schmerzlichen Gindrucken dieser Leiden= schaft zu befreien suchte, kann man es lesen, wie stark die Glut dieser Leidenschaft war, und wie mächtig er sich dagegen wehrte. Sie hatte ihn befallen, kaum ein Jahr, nachdem er seiner Berbindung mit Christiane Bulpius die kirchliche Weihe gegeben hatte, und es scheint, als habe er, von ihr hingenommen, selbst an eine Lösung seiner Che gedacht. Was ihn rettete, war neben der eignen Kraft auch die sorgende Umsicht der Freunde, welche den Gegenstand seiner Leidenschaft in eine ferne Penston schickten und durch völlige Trennung beide Theile vor Unglück bewahrten.

* ***

^{*)} S. jedoch jetzt den S. 201 erwähnten Anhang zu dieser Ausgabe.

Diese Minna Herzlieb, beren Namen in einem liebevollen Wortspiele des "Charade" überschriebenen Goethe'schen Sonett's aufbewahrt ist*), gab dem Dichter das Motiv zu der "Ottilie" der Wahlverwandtschaften. Sie wurde nicht lange darauf die Gattin eines jungen Gelehrten. Goethe aber fühlte die Wunde noch lange im Herzen nachbluten. Er selbst schrieb später von dem Tage, an welchem der Druck der Wahlverwandtschaften beendet ward: "Niemand verkennt an diesem Roman eine tief= leidenschaftliche Wunde, die im Beilen sich zu schließen scheut, ein Herz, das zu genesen fürchtet. Der dritte Oktober 1809 befreite mich von dem Werke, ohne daß die Empfindung des Inhalts sich ganz hätte verlieren können". Und ebenso empfahl er um dieselbe Zeit seinem Freunde Zelter das neue Werk mit den Worten: "Der durchsichtige und undurchsichtige Schleier der Dichtung werde ihn nicht verhindern, bis auf die eigentlich intentionirte Gestalt hineinzusehen".

Diese "eigentlich intentionirte Gestalt" ist eben keine andere als die verlorene Geliebte des Dichters, der entsagen zu müssen sein Herz mit dem tiessten Schmerze erfüllte. Die Idealgestalt Ottilien's, zu der er ihr Bild in der Dichtung umzuzeichnen versuchte, trägt daher auch nothwendig die Spuren einer durch tiesleidenschaftliche Bewegtheit in ihrer Freiheit mannigsach beeinträchtigten und gestörten Hand des zeichnenden Dichters, und wenn Goethe später gegen Eckermann äußerte: "daß in den Wahlverwandtschaften kein Strich sei, der nicht erlebt, aber auch keiner, so wie er erlebt sei", so ist dies Letztere leider bei der Zeichnung Ottilien's in einem Maaße vorherrschend,

^{*)} Es ist das siebzehnte und letzte der Sonette. Auch in dem zehnten ist eine Ansspielung auf den Namen der Geliebten in der Zeile:

[&]quot;Lieb Kind, mein artig Herz, mein einzig Wesen!"

Wir sind, im Bergleich zum Werther, leider nur fehr un= vollständig unterrichtet von den Umständen und Verhältnissen der Liebesepisode in Goethe's Leben, aus welcher der Roman der Wahlverwandtschaften erwachsen ist. Alles was bis vor Rurzem darüber bekannt geworden ist*), beschränkt sich auf folgende Mittheilung, welche der englische Biograph Goethe's (Lewes II, 311) bekannt gemacht hat. In der Familie des mit Goethe nahe befreundeten Buchhändlers Frommann zu Jena lebte um das Jahr 1807 ein junges Mädchen, Minna Herzlieb, als angenommenes Kind bes Hauses. Sie war schon als Kind ein Liebling Goethe's gewesen; zur Jungfrau heran= gewachsen, übte sie auf ihn einen Zauber, gegen ben seine Ber= nunft sich vergebens sträubte. Der Unterschied der Jahre war groß; aber wie oft schenken junge Mädchen die erste Blüthe ihrer Neigung Männern, die ihre Bäter sein könnten, und wie oft glühen Männer im vorgeschrittenen Alter noch von der Leidenschaft der Jugend! In den Sonetten, die Goethe an Minna Herzlieb richtete, und in den Wahlverwandtschaften, mit benen er sich von den schmerzlichen Gindrucken dieser Leiden= schaft zu befreien suchte, kann man es lesen, wie stark die Glut dieser Leidenschaft war, und wie mächtig er sich dagegen wehrte. Sie hatte ihn befallen, kaum ein Jahr, nachdem er seiner Verbindung mit Christiane Bulpius die kirchliche Weihe gegeben hatte, und es scheint, als habe er, von ihr hingenommen, selbst an eine Lösung seiner Che gedacht. Was ihn rettete, war neben der eignen Kraft auch die sorgende Umsicht der Freunde, welche den Gegenstand seiner Leidenschaft in eine ferne Pension schickten und durch völlige Trennung beide Theile vor Unglück bewahrten.

^{*)} S. jedoch jett ben S. 201 erwähnten Anhang zu diefer Ausgabe.

Diese Minna Herzlieb, beren Namen in einem liebevollen Wortspiele des "Charade" überschriebenen Goethe'schen Sonett's aufbewahrt ist*), gab dem Dichter das Motiv zu der "Ottilie" der Wahlverwandtschaften. Sie wurde nicht lange darauf die Gattin eines jungen Gelehrten. Goethe aber fühlte die Wunde noch lange im Herzen nachbluten. Er selbst schrieb später von dem Tage, an welchem der Druck der Wahlverwandtschaften beendet ward: "Niemand verkennt an diesem Roman eine tief= leidenschaftliche Wunde, die im Beilen sich zu schließen scheut, ein Herz, das zu genesen fürchtet. Der dritte Oktober 1809 befreite mich von dem Werke, ohne daß die Empfindung des Inhalts sich ganz hätte verlieren können". Und ebenso empfahl er um dieselbe Zeit seinem Freunde Zelter das neue Werk mit den Worten: "Der durchsichtige und undurchsichtige Schleier der Dichtung werde ihn nicht verhindern, bis auf die eigentlich intentionirte Gestalt hineinzusehen".

Diese "eigentlich intentionirte Gestalt" ist eben keine andere als die verlorene Geliebte des Dichters, der entsagen zu müssen sein Herz mit dem tiessten Schmerze erfüllte. Die Idealgestalt Ottilien's, zu der er ihr Bild in der Dichtung umzuzeichnen versuchte, trägt daher auch nothwendig die Spuren einer durch tiesseichnschaftliche Bewegtheit in ihrer Freiheit mannigsach beeinträchtigten und gestörten Hand des zeichnenden Dichters, und wenn Goethe später gegen Eckermann äußerte: "daß in den Wahlverwandtschaften kein Strich sei, der nicht erlebt, aber auch keiner, so wie er erlebt sei", so ist dies Letztere leider bei der Zeichnung Ottilien's in einem Maaße vorherrschend,

^{*)} Es ist das siebzehnte und letzte der Sonette. Auch in dem zehnten ist eine Ansspielung auf den Namen der Geliebten in der Zeile:

[&]quot;Lieb Kind, mein artig Herz, mein einzig Wesen!"

das dem Bilde nicht immer zum Vortheile gereicht. Denn hauptsächlich in dem naturbestimmten Wesen, in dem Charakter und Schicksale der Heldin der Dichtung liegt die wahre Ursache jenes Eindrucks des "Bänglichen", den Goethe selbst als den wesentlichen Eindruck der Dichtung bezeichnete, von der ihm selbst sein sonst immer zu enthusiastischer Zustimmung und Beswunderung bereiter Freund Zelter gestand, "daß sie geistig wirke, ohne wohlthuend zu sein".

Es ist nicht schwer zu seben, wie Goethe bie beiben Balften seines eignen Wesens in den beiden brüderlich verbundenen Freunden, in Eduard und dem Hauptmanne, kunftlerisch dargelegt hat; aber es ist schwer ober war bisher vielmehr un= möglich, die Gestalt Ottilien's mit ihrem Urbilde zu vergleichen. Das Wenige, mas mir bisher von dem letzteren mußten, mar im Widerspruche mit dem dichterischen Abbilde. Danach er= schien Minna Herzlieb, wie behauptet wurde, vor allen Dingen als eine jugendfrische, körperlich und geistig gesunde Natur, und diese Gesundheit ihres Wesens verstattete ihr, sich aus der Verwirrung einer jugendlichen Liebesleidenschaft zu erretten und in der Che mit einem gleichalterigen mäßig geliebten Manne Ersatz für eine Liebe zu finden, gegen deren Erfüllung sich die Rücksicht auf Gesetz und Sitte, Lebens= und Altersver= hältnisse gleichmäßig als schwer überwindbares Hinderniß erweisen mußte. Die Ottilie des Dichters bagegen ift von Hause aus das Gegentheil. Sie trägt körperlich und geistig den Stempel einer Krankhaftigkeit, die uns von Anfang an in ihrer Erscheinung unjugendlich und unheimlich anmuthet. — Erst längere Zeit nach bem Erscheinen der zweiten Auflage bieses Buches gingen mir von verschiedenen Seiten authentische Mittheilungen zu über Charakter, Wesen und spätere, überaus

traurige Schicksale des Originals der unglücklichen Ottilie, welche man im Anhange zusammengestellt sindet, und aus denen sich ergiebt, wie tief und richtig der große Dichter das Wesen desselben erfaßt, ja selbst das Endschicksal Minna Herzlieb's mit einer fast dämonisch zu nennenden Sicherheit voraus gesehen hat*). — Doch jetzt zurück zu der Dichtung.

Ottilie ist die Tochter einer Jugendfreundin und Berwandten Charlotten's. Nach dem frühen Tode ihrer Mutter ist sie als eine arme mittellose Waise der Fürsorge Charlotten's anheim= gefallen, die sie mit ihrer gleichalterigen Tochter Luciane in einem Penfionate erziehen läßt, in welchem sie durch den Uebermuth der Letzteren die Abhängigkeit ihrer Lage schwer zu empfinden hat. Ein Jahr vor dem Beginne der Erzählung hatte Charlotte, damals Wittme ihres ersten Gatten, den Bersuch gemacht, ihrer geliebten Pflegetochter durch eine Berbin= dung mit dem als Wittwer von Reisen zurlickfehrenden Eduard eine glänzende Partie zuzuwenden; aber dieser wohlmeinende Plan war an Eduard's hartnäckigem Verlangen nach ber Hand Charlotten's, seiner Jugendgeliebten, gescheitert, ein Berlangen, das ihn über die aufblühende versprechende Schönheit Ottilien's hinwegsehen ließ. Doch verfehlt dieser Umstand, den Eduard erst später, nachdem sich bereits die volle Gewalt der Leidenschaft für Ottilien seiner bemächtigt hat, durch den Hauptmann, den Mitwisser jenes Planes, erfährt, nicht seine Wirkung und seinen Einfluß auf ihn auszuüben und ihn in seiner Leidenschaft und in der Ueberzeugung von der Berechtigung derfelben zu bestärken.

Der Dichter hat Sorge getragen, uns die Gestalt Ottilien's, ehe sie noch selbst in dem dargestellten Verlaufe des Romans

^{*)} Siehe ben Anhang: Minna herzlieb.

por uns auftritt, von vielen Seiten beleuchten zu laffen. Berichte lauten sehr verschieden. Die Briefe der Pensionsvor= steherin klagen, "daß ein so schön herangewachsenes Mädchen sich nicht entwickeln, keine Fähigkeiten und keine Fertigkeiten zeigen wolle". Ihr bescheidenes Zurücktreten, die stets gefällige Dienst= barkeit, der gänzliche Mangel an Sinn für Toilette, ihre über= mäßige Enthaltsamkeit im Essen und Trinken, für die jedoch in einem körperlichen Leiden an Kopfschmerz eine Art von Er= klärung angeführt wird, sind ebensoviele Anlässe zur Unzu= friedenheit mit dem "übrigens so schönen und lieben Rinde". Ganz anders lauten die Berichte des Gehülfen. Er bezeichnet Ottilien als ein Wesen, das, wenn auch nicht zu irgend welcher äußern Repräsentation, wie ihr Gegenbild Luciane, so doch sicher "zum Wohl, zur Zufriedenheit Anderer und gewiß auch zu seinem eignen Glücke geboren sei". Nach ihm ift ihr ganzes Wesen auf langsame und später auf gründliche und kernhafte Entwicklung angelegt. Sie begreift langsam und schwer, und nur im Zusammenhange, bei langsamem Unterrichte, während sie einem rascheren Lehrer nicht zu folgen vermag und "unfähig, ja stöckisch vor einer leicht faßlichen Sache steht, die für sie mit Nichts zusammenhängt. Dabei ift sie, obschon sie Bieles und recht gut weiß", nicht Herrin über ihr Wissen; sie kann "nicht äußern, was in ihr liegt und was sie vermag", und erscheint deshalb, wenn man sie fragt oder bei einer sonstigen Prüfung als unwissend. Bei dieser geistigen Schwerfälligkeit schildert der Gehülfe das junge Mädchen, an dem sein Herz einen sichtbaren Antheil nimmt, in sittlicher Beziehung mit desto helleren Farben. Sie ist bescheiden und bedürfnißlos, unfähig zu irgend welchem Scheinen, nie Etwas für sich verlangend, tapfer bis zum Stoizismus im Ertragen ihres körper=

lichen Leidens und entschieden bis zur Unwiderstehlichkeit nur in dem sanft und ohne Worte, nur mit Blick und Geberde bittenden Ablehnen dessen, was ihrem Wesen widerstrebt.

Wir sehen, es ist ein Mignonartiger Zug in diesem jungen, frühverwaisten, ohne die lebendige Liebe und die gesunde Lebensluft des Elternhauses unter Fremden erwachsenen, in einer "Penston" erzogenen und von einer hochmüthigen, eitlen, launenhaft
übermüthigen Genossin unaushörlich gedrückten Wesen, in dieser
halbverschlossenen Natur, der die Gabe versagt ist, zu sagen,
was sie fühlt und leidet. Aber gerade diese knospenhafte Insichgeschlossenheit verleiht auch ihr einen ganz besonderen Reiz,
der, verbunden mit der großen Schönheit ihrer äußeren Erscheinung — an der vom Dichter besonders die holden Augen
des "schönen, runden, himmlischen Gestaltchens" und die Anmuth
der Bewegungen ihrer seinen, schlanken Gestalt hervorgehoben
werden —, bei ihrem ersten Eintreten in den Kreis der Hauptpersonen des Romans sosort seine Wirkung übt.

Gleich am andern Morgen äußert Baron Eduard zu seiner Gattin, daß Ottilie "ein angenehmes, unterhaltendes Mädchen sei", und ist nicht wenig betroffen, als ihm Charlotte verwunsdert bemerkt: daß ihre Nichte ja "bisher den Mund noch nicht aufgethan habe!" Trozdem erweist sich aber in der That Ottislien's Eintritt in den Kreis des Hauses ihrer Pflegemutter nach allen Seiten und in allen Beziehungen als ein wohlthuender. Charlotte sindet in ihr nicht nur eine treffliche Helserin in der Beschickung aller häuslichen Geschäfte, deren ganze Ordnung sie ebenso schnell begreift, ja wie es der Dichter ausdrückt "empsindet", als sie dieselben mit geschickter und für alle Hausegenossen erfreulicher und wohlthuender Thätigkeit zu handhaben weiß, sondern auch eine mittheilsame und unterhaltende Ges

- **- 22**---

fährtin ihrer einsamen Stunden. Den Mannern wird ihre Schonheit um fo mehr ein taglicher Augentroft, als Ottilie jest auch, auf ben Bunich Charlotten's, fein Bebenten tragt, gegen ihre frubere Gewohnheit und Neigung, eine größere Sorgfalt auf Zierlichteit und But in ihrer Rleidung gu verwenden, wobei fie ebenfoviel Geschicklichkeit als Feinheit bes Beschmads bethätigt. Sowohl Eduard als ber Samptmann werben feit Ottilien's Gintritt in ben Rreis bes Saufes gefelliger, aufmertfamer und wetteifern mit einander in freundlicher hulbigung gegen bas junge, ebenfo liebensmurbige als icone Madchen, bas hinwiederum feine annuthige Dienstbefliffenheit gegen alle Hausgenoffen zu Charlotten's großer Freude mit jedem Tage zu fteigern fich beeifert. "Je mehr fie", beißt es, "bas Saus, Die Menfchen, Die Berhaltniffe tennen Iernte, befto lebhafter griff fie ein, befto fcneller verftand fie jeben Blick, jede Bewegung, ein halbes Wort, einen Laut. Ihre ruhige Aufmerkfamkeit blieb fich immer gleich, fo wie ihre gelaffene Regfamteit. Und fo mar ihr Sigen, Auffteben, Geben, Rommen, Solen, Bringen, Wieber- Niederfeten ohne einen Schein von Unrube, ein emiger Wechsel, die emige angenehme Bewegung. Dazu tam, bag man fie nicht geben horte, fo leife trat fie auf."

Es ist ein ganz zufälliger Umstand, ber es veranlaßt, daß sich gleich von vornherein Stuard mehr zu Ottilien gesellt, da Charlotte und der Hauptmann durch die gemeinsame Beschäftigung mit den neuen Bauplanen und Parkanlagen vorwiegend auf einander angewiesen werden. Aber dieser Umstand wird vershängnißvoll. Wie von einer dunklen Naturnothwendigkeit gestrieben schließen sich bald diese beiden, so verschiedenen und doch wieder auch so verwandten Wesen enger und enger aneinander.

Zuerst ist es "eine stille freundliche Neigung", welche Eduard gegen Ottilie in seinem Herzen empfindet. Ihre ausgesuchte Zuvorkommenheit und Sorge für ihn in allen seinen kleinen Eigenheiten und Bedürfnissen, mit der sie Alles, was er wünscht, zu befördern, was ihn ungeduldig machen konnte, zu verhüten versteht, macht sie ihm bald wie einen freundlichen Schutgeist unentbehrlich, ihre Abwesenheit ihm peinlich. Angezogen und ermuthigt von dem Kindlichen, das er sich auch bei zunehmen= den Jahren bewahrt hat, ist Ottilie ihrerseits in seiner Gesell= schaft und mit ihm allein, ebenfalls gesprächiger und offener Schon als sie noch Kind war, hat seine stattliche Schönheit auf sie einen sehr lebhaften Eindruck gemacht, als heranwachsende Jungfrau ihm von Charlotten als Gattin zu= gedacht, hat sie Gelegenheit gehabt, diesen Eindruck auf's Neue und in verstärktem Maaße zu empfinden, und die Bereitlung jenes Planes ist sicher nicht ohne Wirkung auf ihr verschlossenes tiefinnerliches Wefen geblieben. Jett, in seiner Nähe, für ihn lebend und wirkend, erneuert sich jener frühere Eindruck. im siebenten Kapitel des ersten Theils geschilderte einsame Wald= spaziergang, nach welchem Ottilie bem für ihre Gesundheit sorglichen Freunde das Miniaturbild ihres Baters übergiebt, ist dafür ein sprechender Beweis, und Eduard empfindet ganz richtig, wenn er diese Handlung in dem Lichte ansieht, als ob sich eine Scheibewand zwischen ihm und Ottilien niebergelegt hatte.

Denn von diesem Momente an ist das Schicksal dieser beiden Menschen unwiderrussich entschieden. Gleich die Art und Weise, wie Eduard bald darauf ihre Ansicht über den Bau des neuen Sommerhauses mit leidenschaftlicher Gewaltsamkeit zur entscheis denden macht, der Stolz, den er darüber empfindet, daß die Andern Ottilien's Vorschlag als den richtigsten und zweckmäßigsten anerkennen muffen, zeigen uns, daß der Funke der Neigung bei ihm bereits zur Flamme der Leidenschaft aufzulodern beginnt. Die Symptome ber Entwickelung und Steigerung dieses Bu= standes — Eduard's Verleugnung seiner sonst so ängstlich ge= wahrten Eigenheiten Ottilien gegenüber, und hinwiederum Otti= lien's halb bewußtes, halb instinctmäßiges Eingehen und Sich= einleben in dieselben, die Art, wie sie, ihn am Klaviere beglei= tend, ihre Spielart völlig zu der seinigen macht, ja sogar seine Handschrift sich bis zur völligen Gleichheit aneignet — von dem Dichter mit unvergleichlicher Meisterschaft gezeichnet, bleiben denn auch den beiden andern Personen nicht verborgen. selbst mit der eignen, noch ernsteren und gefährlicheren Reigung für einander beschäftigt, sehen Charlotte und der Hauptmann diesen Zeichen "mit einer Empfindung zu, wie man oft kindische Handlungen betrachtet, die man wegen ihrer beforglichen Folgen gerade nicht billigt und doch nicht schelten kann, ja vielleicht beneiden muß". Jene Neigung Charlotten's und des Haupt= manns ift aber dem Blicke Eduard's gleichfalls nicht entgangen und sicher ebensowenig der Aufmerksamkeit Ottilien's verborgen geblieben; denn nichts macht scharfsichtiger als die Liebe, sobald es sich barum handelt, das Weichen der Hindernisse zu erkennen, welche sich ihr entgegenstellen, und das Wachsen der Umstände wahrzunehmen, welche sie zu begünstigen scheinen. Jene Einsicht in das Berhältniß ihrer Pflegemutter zu dem Hauptmann, ver= bunden mit den ebenso geistreichen als leichtfertigen Erörterungen über die Che, welche der Besuch des Grafen und der Baronesse herbeiführt, und deren Ohrenzeuge sehr gegen Charlotten's Willen das junge Mädchen sein muß, beschleunigen daher die Entwicklung von Eduard's und Ottilien's Liebesleidenschaft und bewirken es, daß sie seine sturmische Liebeserklärung bei Er=

blickung seiner von ihr liebevoll nachgebildeten Handschrift mit dem schweigenden Eingeständnisse ihrer Liebe erwiedert und ihm beseeligt in die Arme und an das Herz sinkt.

Bon diesem Augenblicke an ist dem leidenschaftlichen Eduard "die Welt umgewendet". Aus seinen Gesinnungen und Handlungen verschwindet alles Maaß, und zwar um so mehr, als er in diesem seinem Verhältnisse zu Ottilien zum Erstenmale in seinem Leben die Leidenschaft der Liebe kennen lernt. "Das Bewußtssein, zu lieben und geliebt zu werden, treibt ihn in's Unendsliche. Ottilien's Gegenwart verschlingt ihm Alles: er ist ganz in ihr versunken; keine andere Betrachtung steigt in ihm auf, kein Gewissen spricht ihm zu; Alles, was in seiner Natur gebändigt war, bricht los, sein ganzes Wesen strömt gegen Ottilien."

Und Ottilie? Hören wir auch über sie den Dichter selbst.

"Ottilie", so heißt es am Schlusse des dreizehnten Kapitels, "getragen durch das Bewußtsein ihrer Unschuld, auf dem Wege zu dem erwünschtesten Glück, lebt nur für Eduard. Durch die Liebe zu ihm in allem Guten gestärkt, um seinetwillen freudiger in ihrem Thun, aufgeschlossener gegen Andere, sindet sie in sich einen Himmel auf Erden."

Dies ist einer von den Zügen in Ottilien's Wesen, welche uns beim ersten Eindrucke räthselhaft, ja fast möchte man sagen unheimlich anmuthen. Wie? Dies reine, edle, ganz auf Wahrheit gestellte Wesen, das für sittliche Empfindung so seines Gefühl hat, soll "getragen sein von dem Bewußtsein ihrer Unschuld", soll in ihrem Innern keine Spur von Abmahnung, keine Ahnung von Gewissenszweiseln empfinden, während sie durch ihre Liebe, durch Hingebung an den Chegatien Charlotten's, durch ihren heimlich unter den Augen und in dem eignen Hause derselben geführten Brieswechsel mit Eduard die geheiligten Rechte einer Gattin, einer Frau verlett, in der sie ihre Pflege= mutter, ihre treuforgende Freundin, ihre Wohlthäterin mit kind= licher Dankbarkeit zu verehren hat? Selbst Charlotten's Ber= suche, die beiden Liebenden auf alle Weise auseinanderzuhalten, die "leisen Andeutungen, die ihr entschlüpfen", sollen auf Otti= lien nicht wirken, weil — nun, weil Eduard sie von Char= lotten's Neigung zum Hauptmann und von deren Wunsche, ihre Ehe mit Eduard geschieden zu sehen, überzeugt hat! Aber diese lettere Mittheilung ist ihr boch erst nach jenem Momente gemacht worden, in welchem sie bas Geständniß von Eduard's Liebe mit dem ihrigen erwiederte, ohne eine Spur von Schuld= bewußtsein zu empfinden! Und Charlotten's schmerzvoll klagende Frage, die sie später an ihren Gatten richtet: "Kann Ottilie gludlich sein, wenn sie uns entzweit, wenn sie mir einen Gatten, seinen Kindern einen Bater entreißt?" ist eine solche, welche sich jedes nicht allen sittlichen Bewußtseins baare junge Mädchen in ähnlicher Lage selbst thun müßte. Das Räthsel dieser psycho= logischen Unmöglichkeit scheint Manchen nur durch die Annahme lösbar, daß der Dichter hier das Abbild mit dem Urbilde ver= wechselt, daß sich Minna Herzlieb in feinem Bewußtsein an die Stelle Ottilien's gedrängt habe. Bon Jener, meint man, konnte vielleicht das "getragen von dem Bewußtsein ihrer Unschuld" gelten, von der Ottilie der Dichtung nimmermehr. Allein eine tiefere Betrachtung läßt erkennen, daß der Dichter zu seinem Verfahren berechtigt war, weil er mit diesen Zügen eben die Leidenschaft der Liebe in ihrer alles verschlingenden Gewalt und das völlige Aufgehen des von ihr erfüllten Gemüths in der urtheilslosen Empfindung zur energischen Anschauung zu bringen beabsichtigte.

Als ein schlimmer Zug, als eine wirkliche Verzeichnung des

<u>.</u> :-

hohen, edlen und reinen Charafters der Heldin des Romans, an den wir glauben sollen, erscheint aber allerdings die Art und Weise, wie Ottilie dem Geliebten, um ihm zu beweisen, daß der Hauptmann "nicht ganz redlich" gegen ihn sei und handle, die Aeußerung des Letzteren gegen Charlotte über Eduard's "Flötendudelei" hinterbringt. Diese Aeußerung des Freundes, so roh beleidigend sie auch ist, war nicht für ihr Ohr bestimmt; sie hatte dieselbe sicher gegen Wissen und Willen des Hauptmann's und Charlotten's gehört, und sie mußte sich sagen, daß jene Aeußerung, an Eduard hinterbracht — sobald die Ueberbringende nicht hinzusetzen konnte, daß Charlotte die= selbe dem Hauptmann verwiesen oder ihn wenigstens zur Toleranz gegen eine Liebhaberei ihres Gatten ermahnt hatte, der doch an seinem Flötenspiele ein harmloses Bergnügen empfand und solches auch Andern zu bereiten glaubte, — auf Edugrd den peinlichsten Eindruck machen und ihn nicht weniger, ja mehr noch als gegen den Freund, gegen seine Gattin einnehmen mußte, die dem Hauptmann solche Vertraulichkeit gestattete. Eduard's Empörung darüber ist vollkommen berechtigt, aber es spricht weder für Ottilien's Verstand noch für ihr Herz, daß sie dieselbe durch ihre Unvorsichtigkeit herbeiruft, und der Zusat des Dichters: "Raum war es heraus, als ihr schon der Geist zuflüsterte, daß sie hätte schweigen sollen", vermag nicht das Peinliche und Häßliche dieses Zuges zu mildern.

Das Richtfest des neuerbauten Lusthauses bringt endlich die bisher von allen Seiten verdeckt gehaltene Lage der verschiedenen handelnden und leidenden Personen zur Klarheit. Die beiden Gatten sprechen sich zum Erstenmale gegen einander aus, doch beide nicht ohne Rückhalt. Charlotte, so offen sie sich auch sonst ausläßt, verschweigt ihre Liebe für den Hauptmann und die Gewalt, die sie sich angethan hat, den ernsten Borsatz zu fassen, "auf eine so schöne und edle Neigung zu verzichten". Eduard sucht durch allerlei Wendungen Zeit zu gewinnen. Er beschließt endlich, sich auf einige Zeit zu entsernen, unter der Bedingung, daß Ottilie, auf deren Entsernung Charlotte gestrungen hat, im Hause bleibe.

Ottilie fühlt sich anfangs durch diese Trennung wie ver= nichtet; ihr Leiden, ihr Schmerz sind grenzenlos und es gelingt ihr erst bann, sich einigermaßen zu fassen, als sie sich über= zeugt, daß es nicht auch auf ihre Entfernung abgesehen, daß ihr zu bleiben verstattet sei. Aber selbst als ihr Charlotte durch die Mittheilung von der bevorstehenden anderweitigen Berheiratung des Hauptmanns den Wahn zu benehmen sucht, als ob sie selbst, wie Eduard der Geliebten versichert hatte, an eine Berbindung mit dem Freunde denke, bringt diese Nachricht in Ottilien's Innern keineswegs die von Charlotten gehoffte Beränderung hervor. Sie wird vielmehr nur mißtrauischer gegen ihre Pflegemutter, beobachtet nur um so aufmerksamer jeden Wink, jede Handlung, jeden Schritt Charlotten's. wird klug, scharfsichtig, argwöhnisch, ohne es zu wissen." scheint ruhig, aber sie ist es nicht. All' ihr Interesse an Dem, was um sie her geschieht, bezieht sich auf Eduard, bezieht sich darauf, ob sie es als Zeichen seines baldigen Wiederkommens anzusehen habe ober nicht. Sie fühlt nur, daß sie mit seiner Entfernung Alles verloren hat, und empfindet in ihrem Zu= stande nur die "unendliche Leere" ihres Herzens. Sie sieht, daß Charlotte ihre Entsagung als ausgemacht und entschieden annimmt; aber sie entsagt dem Geliebten keineswegs, sein Bild wird vielmehr nur täglich fester in ihrem Innern.

Da geschieht es, daß Charlotte sich Mutter fühlt und, in

diesem glücklichen Umstande die sichere Bürgschaft für die Her= stellung ihrer Ehe und ihres Glücks freudig begrüßend, Ottilien ihr hoffnungsreiches Geheimniß mittheilt. Ottilie "fühlt sich betroffen, sie geht in sich selbst zurück, sie hat nichts weiter zu Hoffen konnte sie nicht und wünschen durfte sie nicht." Eine "dunkle Fühllosigkeit" kommt über sie, aus der sie sich nur mühsam durch vermehrte äußerliche Thätigkeit zu retten Die mitgetheilten Auszüge aus ihrem während dieser Zeit geführten Tagebuche geben uns keinen Aufschluß über ihr Der Inhalt derselben ist überhaupt eine psycholo= Inneres. gische Unmöglichkeit. Ein junges Mädchen — mit der Wunde einer Leidenschaft wie die Ottilien's im Herzen, das, in solcher Lage, statt Alles auf sich und ihren Zustand zu beziehen, statt ihre Leiden, ihre Berzweiflung, ihr Bangen und Hoffen, welche es keiner lebenden Seele anvertrauen kann, wenigstens fich felbst auf den verschwiegenen Blättern seines Tagebuchs auszusprechen, vielmehr in demselben vorwiegend nur allgemeine Maximen und Beobachtungen, Reflexionen und Bemerkungen über Runft, Religion, Leben und Menschen verzeichnet, die eben ihrer Tiefe wegen nur das Resultat einer langen Lebenserfahrung sein können — ein solches junges, liebendes, von tragischer Leiden= schaft erfaßtes und beherrschtes Mädchen ist mindestens eine Wir haben von diesen goldnen große Unwahrscheinlichkeit. Sprüchen, die dem Dichter recht eigentlich nur als ausfüllende Lückenbüßer dienen mußten, für die Beurtheilung Ottilien's gänzlich abzusehen.

Charlotten's Niederkunft naht heran. Ottilie "hat sich zwar völlig ergeben", sie wünscht sich für Mutter und Kind und für Sduarden "auch noch ferner auf das Dienstlichste zu bemühen"; aber sie sah nicht ein, wie es möglich werden wollte. Ihre

die Gewalt, die sie sich angethan hat, den ernsten Borsatz zu fassen, "auf eine so schöne und edle Neigung zu verzichten". Eduard sucht durch allerlei Wendungen Zeit zu gewinnen. Er beschließt endlich, sich auf einige Zeit zu entsernen, unter der Bedingung, daß Ottilie, auf deren Entsernung Charlotte gestrungen hat, im Hause bleibe.

Ottilie fühlt sich anfangs durch diese Trennung wie vernichtet; ihr Leiben, ihr Schmerz sind grenzenlos und es gelingt ihr erst bann, sich einigermaßen zu fassen, als sie sich über= zeugt, daß es nicht auch auf ihre Entfernung abgesehen, daß ihr zu bleiben verstattet sei. Aber selbst als ihr Charlotte durch die Mittheilung von der bevorstehenden anderweitigen Berheiratung des Hauptmanns den Wahn zu benehmen sucht, als ob sie selbst, wie Eduard der Geliebten versichert hatte, an eine Berbindung mit dem Freunde denke, bringt diese Nachricht in Ottilien's Innern keineswegs die von Charlotten gehoffte Beränderung hervor. Sie wird vielmehr nur mißtrauischer gegen ihre Pflegemutter, beobachtet nur um so aufmerksamer jeden Wink, jede Handlung, jeden Schritt Charlotten's. wird klug, scharfsichtig, argwöhnisch, ohne es zu wissen." scheint ruhig, aber sie ist es nicht. All' ihr Interesse an Dem, was um sie her geschieht, bezieht sich auf Eduard, bezieht sich darauf, ob sie es als Zeichen seines baldigen Wiederkommens anzusehen habe oder nicht. Sie fühlt nur, daß sie mit seiner Entfernung Alles verloren hat, und empfindet in ihrem Zu= stande nur die "unendliche Leere" ihres Herzens. Sie sieht, daß Charlotte ihre Entsagung als ausgemacht und entschieden annimmt; aber sie entsagt dem Geliebten keineswegs, sein Bilb wird vielmehr nur täglich fester in ihrem Innern.

Da geschieht es, daß Charlotte sich Mutter fühlt und, in

diesem glücklichen Umstande die sichere Bürgschaft für die Berstellung ihrer Che und ihres Glücks freudig begrüßend, Ottilien ihr hoffnungsreiches Geheimniß mittheilt. Ottilie "fühlt fich betroffen, sie geht in sich selbst zurück, sie hat nichts weiter zu Hoffen konnte sie nicht und wünschen durfte sie nicht." Eine "dunkle Fühllosigkeit" kommt über sie, aus der sie sich nur mühsam durch vermehrte äußerliche Thätigkeit zu retten sucht. Die mitgetheilten Auszüge aus ihrem während dieser Zeit geführten Tagebuche geben uns keinen Aufschluß über ihr Der Inhalt derfelben ist überhaupt eine psycholo= gische Unmöglichkeit. Ein junges Mädchen — mit der Wunde einer Leidenschaft wie die Ottilien's im Herzen, das, in solcher Lage, statt Alles auf sich und ihren Zustand zu beziehen, statt ihre Leiden, ihre Berzweiflung, ihr Bangen und Hoffen, welche es keiner lebenden Seele anvertrauen kann, wenigstens sich felbst auf den verschwiegenen Blättern seines Tagebuchs auszusprechen, vielmehr in demselben vorwiegend nur allgemeine Maximen und Beobachtungen, Reslexionen und Bemerkungen über Kunft, Religion, Leben und Menschen verzeichnet, die eben ihrer Tiefe wegen nur das Resultat einer langen Lebenserfahrung sein können — ein solches junges, liebendes, von tragischer Leiden= schaft erfaßtes und beherrschtes Mädchen ift mindestens eine Wir haben von diesen goldnen große Unwahrscheinlichkeit. Sprüchen, die dem Dichter recht eigentlich nur als ausfüllende Lückenbüßer dienen mußten, für die Beurtheilung Ottilien's gänzlich abzusehen.

Charlotten's Riederkunft naht heran. Ottilie "hat sich zwar völlig ergeben", sie wünscht sich für Mutter und Kind und für Eduarden "auch noch ferner auf das Dienstlichste zu bemühen"; aber sie sah nicht ein, wie es möglich werden wollte. Ihre Berworrenheit steigert sich von Tag zu Tag; das Gefühl, wie reich sie gewesen und wie arm sie geworden, zerwühlt ihr das Herz. Endlich, als sie das von Charlotten geborne Kind, das sie um des geliebten Mannes willen mit mütterlicher Zärtlichzteit pflegt, zum erstenmale auf ihren Armen in den hellen Frühlingssonnenschein hinausträgt, "wird es ihr auf einmal klar, daß ihre Liebe, um sich zu vollenden, völlig uneigennützig werden müsse". Sie "glaubt sich fähig, dem Geliebten zu entssagen, sogar ihn niemals wiederzusehen, wenn sie ihn nur glücklich wisse. Aber ganz entschieden war sie für sich, niesmals einem Andern anzugehören."

"Wenn sie ihn nur glücklich wisse!" Diese Klausel giebt uns zu denken. Denn noch immer ist ihr Herz "von der Liebe zu Eduard, mit dem felbst ihre Träume sie im innigsten Berhältnisse halten, ganz gedrängt ausgefüllt", so daß selbst ihr Empfinden für die stille, tiefe Neigung des Architekten "auf der ruhigen, leidenschaftslosen Oberfläche der Blutsverwandt= schaft" bleibt. Bei dem Besuche des Grafen und der Baronesse aber, die jett, dem Glücke der gehofften Bereinigung nahe, wieder im Schlosse erscheinen, "bringt ein unwillkurlicher Seufzer aus ihrem Herzen". Manchmal freilich, wenn sie sich den in der Welt umherschweifenden, von Allem, was ihm werth ist, durch sie getrennten Freund vorstellt, faßt sie den Ent= schluß: "es koste, was es wolle, zu seiner Wiedervereinigung mit Charlotten beizutragen, ihren Schmerz und ihre Liebe an irgend einem stillen Orte zu verbergen". Aber als dann endlich Sduard selbst zurückehrend ihr zu Füßen stürzt, da vergehen im Anblick des Geliebten und seiner stürmisch hervorbrechenden Liebe alle diese Bedenken wie Spreu im Winde. "Ich bin die Deine", ruft sie aus, "wenn Charlotte es vergönnt!"

erwiedert auf das Zärtlichste' seine Umarmung, sie wechselt "zum erstenmale mit ihm entschiedene freie Kusse, und inmitten ihrer gewaltsamen schmerzlichen Trennung fuhr die Hoffnung wie ein Stern, der vom Himmel fällt, über ihre Häupter hinweg".

Aber zwischen Kelchesrand und Lippe stürzt sich jetzt das Ungeheure des urplötzlich eintretenden Unheils. Das Kind Charslotten's ertrinkt, ertrinkt durch ihre, durch Ottilien's, der Unseligen, Unschuldigen, Schuld.

Jedoch nicht diese Katastrophe ist das wahrhaft Schred-Weit entsetzlicher ift die Wirkung, welche dieselbe auf Ottilien ausübt, oder vielmehr - wir müssen es sagen die der Dichter grausamer Weise durch diesen Tod des in doppeltem geistigen Chebruche erzeugten Rindes auf die Unglud= felige ausüben läßt. Denn während Charlotte jett zur vollen Einsicht gelangt, daß sie die eigentliche Schuldige sei, daß die Eingehung ihrer Che mit Eduard eine unbedachtsame Handlung, ihr bisheriges Widerstreben gegen die Lösung des im tiefsten Grunde unsittlichen Chebundes ein Unrecht gewesen ift; daß für Ottilie und Eduard nur Rettung und Weiterleben möglich seien, wenn Ottilie ihm durch ihre Liebe zu ersetzen hoffen kann, was sie ihm als Werkzeug des wunderbarften Zufalls geraubt hatte, daß also die Scheidung der unglückseligen Ehe und die Bereinigung der beiden durch unwiderstehliche Wahl= verwandtschaft auf einander bezogenen und zu einander ge= zogenen Menschen eine Nothwendigkeit sei — wobei sie zugleich die ferne Möglichkeit einer Erhörung der Wünsche des Haupt= manns wenigstens nicht gang abweift -, mahrend sie, sage ich, durch jene Katastrophe aufgerüttelt so vollkommen richtig em= pfindet, und auch der klare, ruhige Berstand des Hauptmanns, ihres Freundes, vollkommen ebenso von dem Tode des Kindes

berührt wird, der ihm zu der allseitig glücklichen Lösung der verworrenen Berhältnisse und zur Errettung ber Betroffenen als ein nothwendiges Opfer erscheint: ist die Wirkung, welche dies Ereigniß und das traumwache Anhören der Unterredung Charlotten's mit dem Hauptmanne in Ottilien erzeugen, eine völlig entgegengesette, gewaltsame, eine über= und darum un= Beim Erwachen aus jener Halbohnmacht steht ihr Entschluß, "nie Eduard's zu werden", plötzlich unerschütterbar fest. Diefer Entschluß ift für sie unmittelbare göttliche Ein= gebung: "auf eine schreckliche Weise hat Gott mir die Augen geöffnet, in welchem Berbrechen ich befangen bin!" Dies Berbrechen zu büßen soll jett ihre einzige Lebensaufgabe sein. Charlotte und Eduard sollen, müffen verbunden bleiben. will es; gleichviel, ob Eduard dadurch unglücklich bleibt, ob Charlotte und Eduard es beibe wollen und wünschen ober nicht. Es ist für ihre Buße nothwendig, und sie knüpft baran in unerhörter Eigensucht sogar die Drohung des Selbstmordes! "In dem Augenblicke, in dem ich erfahre, Du habest in die Scheidung gewilligt, buge ich in demfelbigen See mein Bergeben, mein Berbrechen!"

Wenn die bisherige absolute Unbewußtheit Ottilien's über ihr Handeln, der gänzliche Mangel jeder Gewissensbeunruhigung bei ihrer ersten Hingabe an die Leidenschaft für den Satten ihrer mütterlichen Freundin uns als ein fast Unbegreisliches erschien, so erfüllt uns der furchtbare Egoismus dieser Entsagung in seiner unvermittelten Starrheit mit wahrhaftem Entsetzen. Auch vermag selbst Charlotte nicht an diesen alle Betheiligten durchaus überraschenden Entschluß zu glauben. Setäuscht von der scheinbar wiederkehrenden Ruhe Ottilien's, die jetzt sogar Charlotten "zu unterhalten und zu zerstreuen"

sich bestrebt, nährt diese fort und fort "die stille Hoffnung, ein ihr so werthes Paar verbunden zu sehen". Allein mit Ottilien steht es anders. Durch ihre Reue, durch ihren Ent= schluß fühlt sie sich innerlich befreit von der Last ihres Ber= gehens. Sie hat sich selbst verziehen, aber nur unter der Bedingung des völligen Entsagens, und darum ift ihr diese Bedingung eine für alle Zukunft unerläßliche. Sie hat jedem Glücke für immer entsagt, und will nur in dem Lichte einer "durch ein ungeheures Unglück geweihten" und darum ganz "bem Beiligen" gewidmeten Person betrachtet sein. Jeder Berbacht, jede leise von Charlotten angebeutete Hoffnung der Mög= lichkeit einer Annäherung an Sduard regt sie im Tiefsten zur Abweisung auf, und kein Gedanke kommt ihr dabei, daß sie mit die= fem ihrem Entschlusse, statt etwas unwiderbringlich Zerstörtes wieder aufzurichten, vielmehr nur noch das bestehende Unheil ver= vollständigen und den Geliebten gleichfalls zu Grunde richten kann!

Und also geschieht es. Charlotten's geradezu unbegreisliches Absordern des Versprechens, Souard nie wieder zu sehen, nie mehr mit ihm zu sprechen — eine Forderung, die mit Allem, was Charlotte bisher seit dem Tode des Kindes gethan und gesagt hat, äußerlich im offenbarsten Widerspruch, aber, wie wir sehen werden, mit ihrer innersten Natur in desto größerem Einklange steht —, beschleunigt nur die endliche Katastrophe. Ottilie nimmt und hält dieses "strenge Ordensgelübde des Schweigens", das sie "zufällig, vom Gesühl gedrungen, über sich genommen", wie sie selbst sagt, "vielleicht zu buchstäblich". Sie ist entschlossen, zu sterben. Der Gedanke, daß ein "seindsseliger Dämon" sie von Anßen beherrsche, daß sie gegen "die ungeheuren zudringenden Mächte" auch in der wiedergefundenen Einigkeit mit sich selbst keinen Schutz sinden könne, treibt sie

Trank. Erst jetzt, erst nachdem sie, ohne daß Jemand es ahnet, diesen Entschluß gefaßt hat, überläßt sie sich noch einmal in den letzten Tagen dem Glücksgenusse liebevollen schweigenden Beisammenseins mit dem Geliebten. Sie will und kann sich jetzt "dieser seligen Nothwendigkeit nicht entziehen", die das Sine zum Andern von selbst und ohne Borsat hindewegt, dieses Glücksgefühl der schweigenden, reinen Nähe, die ohne Blick und Worte, ja ohne Geberde und Berührung Beiden genügt, Beide völlig beruhigt, ja Beide nicht als zwei Menschen erscheinen läßt, sondern als Einen im bewußtlosen vollkommenen Behagen, mit sich selbst zufrieden und mit der Welt. "Das Leben war ihnen ein Käthsel, dessen Auslösung sie nur miteinander fanden."

Und ein solches Menschenpaar sehen wir getrennt auseinsandergerissen und dem Untergange und der Bernichtung zugesführt werden — nicht durch die Wirklichkeit und den Zusall, was jammervoll und kläglich genug wäre, sondern durch die Willkür des frei schaffenden Dichters selbst, dessen schönstes Borrecht eben die Freiheit der Gestaltung, dessen höchste, künsterisch-sittliche Pflicht es ist, die Vernunft innerer Nothwendigsteit und Folgerichtigkeit erhebend und tröstend für das Menschensherz an die Stelle der Laune des Zusälligen zu setzen! Fürwahr, das ist nicht tragisch; das ist ein μ lagóv, ein Gräßliches in Sinne der antiken Aesthetik, eine Sünde wider den heiligen Geist der Kunst!

Bergebens wendet der Dichter alle seine eigne Liebe zu der Gestalt Ottilien's auf, in welcher sein Auge immer zusgleich die eigne Geliebte erblickt, der er und die ihm entsagen müssen. Die Liebesworte, mit denen er sie besonders gegen den Schluß hin so reichlich bezeichnet, wenn er

sie bald "das gute", "das schöne", "das herrliche" ober gar das "himmlische Kind" nennt, sinden keinen vollen Wiederklang im Herzen des unparteiischen Lesers und die schließliche Erhebung der todten Heldin zu einer Art von heiliger Märtyrerin im Sinne des katholischen Wunderglaubens, deren Leichnam "zusfällig oder durch besondere Fügung" (!) Wunderkuren bewirkt, vermehrt nur den Eindruck des Unheimlichen und Ungesunden, welcher in Ottilien's Sestalt und Schicksal vorwaltet.

Mit einem Worte: Ottilie ist nach dieser Seite hin kein Erzeugniß gesunden, fraftigen Lebens und Empfindens; sie ift ein Geschöpf greisenhafter Reflexion, die dem Originale völlig gerecht zu werden nicht den Muth befaß und sich von realen Berhältnissen abhalten ließ. Goethe gestand in einem Briefe an Bettinen, "daß er es sich zur Aufgabe gemacht habe, in diesem einen erfundenen Geschicke wie in einer Grabesurne die Thränen für manches Versäumte zu sammeln; und wie er selbst bei der Entwicklung dieser herben Geschicke tief gebeugt gewesen und seinen Theil Schmerzen getragen, so habe er nun auch die Freunde zur Theilnahme auffordern wollen!" Das ist eine pa= thologische Erklärung, keine afthetische Rechtfertigung der gegen Ottilie von ihm geubten "Grausamkeit", die ihm Bettine mit Recht vorgeworfen hatte. Bettina's Urtheil gehört zu dem Deften, mas sie je über eine Goethe'sche Dichtung gesagt hat. "Wie konnte doch", so ruft sie klagend aus, "Ottilie früher sterben wollen? D, ich frage Dich: ist es nicht auch Buße, Glück zu tragen, Glück zu genießen? Konntest Du Reinen er= schaffen, der sie gerettet hätte? Du bist herrlich, aber grau= fam, daß Du dies Leben sich felbst vernichten läßt! Nachdem nun einmal das Unglück hereingebrochen war, da mußtest Du deden, wie die Erde dedt, und wie sie neu über den Grabern

erblüht, so mußten höhere Gefühle und Gefinnungen aus bem Erlebten erblühen, und nicht durfte ber unreife, jünglinghafte Mann so entwurzelt weggeschleudert werden." Bettine nennt es "nicht kindlich, daß sie den Geliebten verlasse und nicht von ihm die Entfaltung ihres Geschicks erwarte"; sie nennt es unweiblich, daß fie nicht lediglich und allein fein, des Ge= liebten, Geschick berathe. Sie nennt es falsch, zu glauben, daß der Leib abgelegt werden musse, um durch Irrthum und Ber= gehen hindurch in den Himmel der Freiheit zu kommen. Dichters Aufgabe sei es, das neue Leben der sich im Menschen felbst vollziehenden, durch seine eigne Kraft und durch die Liebe bewirkten Befreiung und Reinigung zu entfalten; "er hebt die Schwingen und schwebt über ben Sebenben, und holt fie und zeigt ihnen, wie man über dem Boden der Vorurtheile sich erhalten könne. Aber Ach! Deine Muse ist eine Sappho; statt bem Genius zu folgen, hat sie sich selbst hinabgestürzt."

Eine unbefangene Prüfung wird schwerlich umhin können, dieses Urtheil zu bestätigen. Goethe selbst muß ein Bewußtssein davon gehabt haben, daß er gegen Ottilie und Eduard ungerecht versahren sei und daß die Liebe, die Leidenschaft und die Schönheit in seiner Dichtung keiner innerlich nothwendigen Gerechtigkeit, sondern dem Borurtheile einer auf dem Schein gebauten Welt zum Opfer fallen. Er würde sonst nicht auf den gerade dei ihm und seiner Weltanschauung völlig undes greislichen Ausweg versallen sein: den, die beiden Opfer seiner eigenen Schwäche bedauernden Leser am Schlusse der Darsstellung mit der Aussicht auf eine Entschädigung derselben im Jenseits tröstend zu entlassen. —

Charlotte und ihre Tochter Luciane.

Um der Gestalt der Charlotte in der Goethe'schen Dichtung der Wahlverwandtschaften gerecht zu werden, ihren Charafter, ihre Lebensanschauung und ihre Handlungsweise, durch welche hauptsächlich das Schicksal aller bei dieser Tragödie betheiligten Personen bestimmt wird, zu verstehen und zu würdigen, müssen wir zunächst in die von dem Dichter an drei verschiedenen Orten kurz angedeutete Vorgeschichte derselben zurückgehen.

Charlotte gehört, wie der ganze Kreis der mit ihr in der Dichtung verbundenen Personen, derjenigen Lebenssphäre an, welche man als die "große Welt", als die vorzugsweise sogenannte "Gesellschaft" zu bezeichnen pflegt. Tochter einer altadligen aber nicht eben reichbegüterten Familie, und deshalb, wie sie selbst es bezeichnet, "ohne sonderliche Aussichten", das heißt ohne die Freiheit und Möglichkeit einer unabhängigen Wahl für ihre Lebensstellung, sindet sie die letztere als Ehrensfräulein eines der vielen deutschen Höse, die damals, wie noch heute, als nächste Zusluchtsstätte und Aushülse für unbemittelte junge Edelfräulein aus sogenannten guten Familien sich darbieten. Hier trifft sie zusammen mit einem jungen Manne ihres Standes, der, ihr an Alter gleichstehend, seine Lausbahn

erblüht, so mußten höhere Gefühle und Gesinnungen aus dem Erlebten erblühen, und nicht durfte ber unreife, jünglinghafte Mann so entwurzelt weggeschleudert werden." Bettine nennt es "nicht kindlich, daß sie den Geliebten verlasse und nicht von ihm die Entfaltung ihres Geschicks erwarte"; sie nennt es unweiblich, daß sie nicht lediglich und allein sein, des Ge= liebten, Geschick berathe. Sie nennt es falsch, zu glauben, daß der Leib abgelegt werden müsse, um durch Irrthum und Ber= geben hindurch in den Himmel der Freiheit zu kommen. Dichters Aufgabe sei es, das neue Leben der sich im Menschen selbst vollziehenden, durch seine eigne Kraft und durch die Liebe bewirkten Befreiung und Reinigung zu entfalten; "er hebt bie Schwingen und schwebt über den Sehenden, und holt fie und zeigt ihnen, wie man über bem Boben ber Vorurtheile sich erhalten könne. Aber Ach! Deine Muse ist eine Sappho; statt dem Genius zu folgen, hat sie sich selbst hinabgestürzt."

Eine unbefangene Prüfung wird schwerlich umhin können, dieses Urtheil zu bestätigen. Goethe selbst muß ein Bewußtsein davon gehabt haben, daß er gegen Ottilie und Sduard ungerecht versahren sei und daß die Liebe, die Leidenschaft und die Schönheit in seiner Dichtung keiner innerlich nothwendigen Gerechtigkeit, sondern dem Borurtheile einer auf dem Schein gebauten Welt zum Opfer sallen. Er würde sonst nicht auf den gerade bei ihm und seiner Weltanschauung völlig undes greislichen Ausweg verfallen seine den, die beiden Opfer seiner eigenen Schwäche bedauernden Leser am Schlusse der Darsstellung mit der Aussicht auf eine Entschädigung derselben im Jenseits tröstend zu entlassen. —

Charlotte und ihre Tochter Luciane.

Um der Gestalt der Charlotte in der Goethe'schen Dichtung der Wahlverwandtschaften gerecht zu werden, ihren Charafter, ihre Lebensanschauung und ihre Handlungsweise, durch welche hauptsächlich das Schicksal aller bei dieser Tragödie betheiligten Personen bestimmt wird, zu verstehen und zu würdigen, müssen wir zunächst in die von dem Dichter an drei verschiedenen Orten kurz angedeutete Borgeschichte berselben zurückgehen.

Charlotte gehört, wie der ganze Kreis der mit ihr in der Dichtung verbundenen Personen, derjenigen Lebenssphäre an, welche man als die "große Welt", als die vorzugsweise sogenannte "Gesellschaft" zu bezeichnen pflegt. Tochter einer altsabligen aber nicht eben reichbegüterten Familie, und deshalb, wie sie selbst es bezeichnet, "ohne sonderliche Aussichten", das heißt ohne die Freiheit und Möglichkeit einer unabhängigen Wahl für ihre Lebensstellung, sindet sie die letztere als Ehrensfräulein eines der vielen deutschen Höse, die damals, wie noch heute, als nächste Zusluchtsstätte und Aushülse für unbemittelte junge Edelfräusein aus sogenannten guten Familien sich darsbieten. Hier trifft sie zusammen mit einem jungen Manne ihres Standes, der, ihr an Alter gleichstehend, seine Laufbahn

erblubt, fo mußten bobere Gefühle und Gefinnungen aus bem Erlebten erbluben, und nicht burfte ber unreife, junglinghafte Mann fo entwurzelt weggeschleubert werben." Bettine nennt es "nicht kindlich, baß fie ben Geliebten verlaffe und nicht bon ihm die Entfaltung ihres Geschicks erwarte"; fie nennt es unweiblich, bag fie nicht lediglich und allein fein, bes Geliebten, Befchid berathe. Gie nennt es falich, ju glauben, bag ber Leib abgelegt werben milffe, um burch Frrthum und Bergeben binburch in ben Simmel ber Freiheit gu tommen. Dichters Aufgabe fei es, bas neue Leben ber fich im Menfchen felbft vollziehenden, burch feine eigne Rraft und burch bie Liebe bewirtten Befreiung und Reinigung zu entfalten; "er bebt bie Schwingen und ichwebt über ben Sebenben, und bolt fie und zeigt ihnen, wie man über bem Boben ber Borurtheile fich erhalten tonne. Aber Ich! Deine Dufe ift eine Sappho; ftatt bem Genius zu folgen, bat fie fich felbft binabgeftilrat."

Eine unbefangene Prüfung wird schwerlich umhin können, dieses Urtheil zu bestätigen. Goethe selbst muß ein Bewußtssein davon gehabt haben, daß er gegen Ottilie und Eduard ungerecht versahren sei und daß die Liebe, die Leidenschaft und die Schönheit in seiner Dichtung keiner innerlich nothwendigen Gerechtigkeit, sondern dem Borurtheile einer auf dem Schein gedauten Welt zum Opser fallen. Er würde sonst nicht auf den gerade dei ihm und seiner Weltanschauung völlig undes greislichen Ausweg verfallen seiner Bestanschauung völlig under eigenen Schwäche bedauernden Leser am Schlusse der Darsstellung mit der Aussicht auf eine Entschädigung derselben im Jenseits tröstend zu entlassen. —

Charlotte und ihre Tochter Luciane.

Um der Gestalt der Charlotte in der Goethe'schen Dichtung der Wahlverwandtschaften gerecht zu werden, ihren Charafter, ihre Lebensanschauung und ihre Handlungsweise, durch welche hauptsächlich das Schicksal aller bei dieser Tragödie betheiligten Personen bestimmt wird, zu verstehen und zu würdigen, müssen wir zunächst in die von dem Dichter an drei verschiedenen Orten kurz angedeutete Vorgeschichte derselben zurückgehen.

Charlotte gehört, wie der ganze Kreis der mit ihr in der Dichtung verbundenen Personen, derjenigen Lebenssphäre an, welche man als die "große Welt", als die vorzugsweise sogenannte "Gesellschaft" zu bezeichnen pflegt. Tochter einer altsabligen aber nicht eben reichbegüterten Familie, und deshalb, wie sie selbst es bezeichnet, "ohne sonderliche Aussichten", das heißt ohne die Freiheit und Möglichkeit einer unabhängigen Wahl für ihre Lebensstellung, sindet sie die letztere als Ehrensfräulein eines der vielen deutschen Höse, die damals, wie noch heute, als nächste Zusluchtsstätte und Aushülse für unbemittelte junge Edelfräulein aus sogenannten guten Familien sich darsbieten. Hier trifft sie zusammen mit einem jungen Manne ihres Standes, der, ihr an Alter gleichstehend, seine Lausbahn

ebenfalls im Hofdienste zu beginnen bestimmt ift. Jugend und Schönheit machen Beibe fehr balb an bem glänzenden Hofe zu "hervorleuchtenden Gestalten", zu einem, wie der Graf sich ausdrückt, "wahrhaft prädestinirten Paar", auf das Aller Augen sich mit Wohlgefallen richteten. Obwohl Beide vielfach umworben, zeigt es sich doch bald, daß ihre Reigung für einander eine sehr lebhafte ist, daß sie sich einander recht herzlich lieben. Die Hindernisse, welche sich ihrer Liebe entgegenstellen, die Mühe, welche sie anzuwenden haben, um dieselbe für kurze Momente zu beseitigen, vermehren den Reiz des Berhältniffes der beiden Liebenden. Doch ist dasselbe bei allen Beiden eigent= lich kein tieferes, die ganze Seele beherrschendes, zumal nicht bei Charlotte, die von vornherein als eine kühlere, eigentlicher Leidenschaft unfähige, reflektirende und berechnende Natur er= Ihre Freundin, die Baronesse, eine Genossin jener Jugendzeit, fagt von ihr in ihrer Gegenwart*), als ber Graf Eduarden tabelt, daß er damals nicht beharrlicher gewesen sei, da er doch durch festes Ausharren seine wunderlichen Eltern wohl zum Nachgeben bewogen haben würde: "Ich muß mich seiner annehmen. Charlotte war nicht ganz ohne Schuld, nicht ganz rein von allem Umhersehen, und ob sie gleich Eduarden von Herzen liebte, und sich ihn auch heimlich zum Gatten bestimmte, so war ich boch Zeuge, wie sehr sie ihn manchmal quälte, so daß man ihn leicht zu dem unglück= lichen Entschluß drängen konnte, zu reisen, sich zu entfernen, sich von ihr zu entwöhnen". Charlotte in ihrer eigenen Dar= stellung jener Jugendverbindung mit Eduard übergeht diesen Bug mit einem für ihren Charakter nicht bedeutungslosen Still= schweigen. Ihrer Erzählung nach sind es lediglich die Eltern,

^{*)} I. Rap. 10.

zumal Eduard's Eltern, welche die Berbindung der beiben Liebenden gehindert haben. "Wir wurden getrennt", sagt sie, "du von mir, weil dein Bater aus nie zu fättigender Begierde bes Besitzes dich mit einer ziemlich älteren reichen Frau verband; ich von dir, weil ich, ohne sonderliche Aussicht, einem wohl= habenden, nicht geliebten, aber geehrten Manne meine Hand reichen mußte." Das sieht so aus, als ob Eduard zuerst sich anderweitig verheiratet habe und sie nur seinem Beispiel gefolgt sei, mährend uns doch, wie wir sehen, die Baronesse später darüber anders unterrichtet. Eduard, durch ihre Koketterie und ihr "Umhersehen" gequält, hat sich, leicht erregbar wie er ist, zum Reisen und zur Entfernung von der Geliebten bestimmen lassen, ohne darum seine leidenschaftliche Neigung für die Ge= liebte aufzugeben. Zurückgekehrt fand er sie vermält, und es spricht für die Stärke seines Gefühls und seiner Reigung zu der ihm jett, wie es scheint, für immer versagten Jugend= geliebten, daß er nun den Absichten und Plänen seines Baters keinen Widerstand entgegenstellt. Er läßt sich die Ehe mit der reichen, bedeutend älteren Frau - sein "Mütterchen" nennt sie Charlotte — eben nur darum gefallen, weil ihm jest jede Ber= bindung, da ihm die Geliebte seines Herzens versagt ift, gleich= gültig erscheint. Durch die Annahme dieses Motivs wird zu= gleich das Widerwärtige in Etwas gemildert, welches sich sonst unserm Gefühle angesichts dieser Handlungsweise beimischen Denn ein junger Mann, ber sich zu einer Heirat mit einer reichen älteren Frau von seinem Bater nöthigen läßt, erscheint in einem sittlich bei weitem unvortheilhafteren Lichte, als ein Mädchen, das ähnlichen Einwirkungen und Rücksichten nachzugeben sich herbeiläßt.

Jedenfalls liefern diese beiderseitigen ersten Chen der späteren

Satten ein nicht eben günstiges Zeugniß für den sittlichen Charakter und die Anschauungen derselben über die Bedeutung der Ehe. Selbst ein Weltmann wie der Graf nimmt keinen Anskand, diese Heiraten als "so eigentlich rechte Heiraten von der verhaßten Art" zu bezeichnen.

Aber auch die She, um deren Schicksal es sich in der Goethesichen Dichtung handelt, die She Charlotten's und Sduard's krankt von vornherein an einem bedenklichen sittlichen Schaden.

Eduard, der nach dem Tode seiner ersten Frau von Neuem auf Reisen gegangen ift, findet bei seiner Rücktehr die ebe= malige Jugendgeliebte gleichfalls als Wittwe wieder, der er während der ganzen Zeit eine lebhaftere Erinnerung, als sie ihm, ja eine "hartnäckige romanhafte Treue", wie der Dichter es nennt, bewahrt hat. Mübe des Umhertreibens in der Welt, der Unruhe des Hof- und Militairlebens, sich nach Erholung ländlicher Abgeschiedenheit an der Seite einer geliebten Gattin sehnend, erscheint ihm jett, wo alle Hindernisse weggeräumt sind, der Besitz Charlotten's als die langersehnte Erfüllung aller seiner Bünsche. Er trägt ihr seine Hand an. aber zaudert mit ihrem Entschlusse und sie hat dazu vollwichtige Gründe. Die Gleichheit des Alters, wenig bedeutend in der Beit ihrer ersten Jugendliebe, ift seitdem zu einer sehr wesentlichen Ungleichheit geworden. Eine Frau von nahezu vierzig Jahren, und als solche haben wir Charlotte anzunehmen, Mutter einer mannbaren Tochter, ist bedeutend älter als ein Mann von siebenunddreißig, einem Alter, in welchem, wie Charlotte selbst einmal gesteht, "der Mann erft liebefähig und erst der Liebe werth wird". Dazu kommt in dem vorliegenden Falle noch, daß Eduard seinem Naturell, seiner lebhaften Empfänglichkeit nach, von Natur viel jugendlicher ist als Charlotte, und daß

seine kurze seltsame Che mit einer bedeutend älteren Frau, die ihn mütterlich verhätschelte, ihn junger, unausgefüllter, leiden= schaftsfähiger und aufregungsbedürftiger gelassen hat, als Char= lotte es nach einer ungleich längeren Berbindung mit einem Manne bleiben konnte, der ihr dem Alter nach vollkommen zu= passend, ihr schon lange vor ihrer Berheiratung mit treuer Reigung gehuldigt hatte, und bessen liebenswürdige Eigen= schaften selbst auf eine Frau wie die Baronesse eine für Char= lotten nicht ungefährliche Anziehungskraft ausgeübt hatten*). Noch Anderes gesellt sich dazu. Es bedurfte nicht allzuvieler Rlugheit und Menschenkenntniß, um in Eduard's nach so vielen Jahren erneuter Bewerbung weit mehr den Eigensinn und die hartnäckige Caprice eines eigenwilligen Herzens, als wahre Liebe und tiefes Bedürfniß der Leidenschaft zu erkennen; und Charlotte ist klug und kannte den Charakter des Mannes, mit dem sie es zu thun hatte, besser als er selbst. Was sie selbst betrifft, so war ihr schon damals nicht verborgen, daß der Hauptmann, der ihr bereits in jener Zeit als Freund nahe getreten war, ein ungleich schicklicherer Lebensgefährte für sie sein möchte, als sie ihn sich in Eduard versprechen durfte, für den sie daher auch in ganz richtiger Einsicht der Verhältnisse vielmehr eine Berbindung mit ihrer Nichte Ottilie, der verwaisten mittellosen Tochter ihrer verstorbenen liebsten Freundin, im Stillen geplant hatte. Wie nahe ihr schon damals der Hauptmann stand, geht schlagend aus dem Umstande hervor, daß er es ist, dessen sie sich dazu bedient, diesen ihren Plan in's Werk zu setzen. Bon ihr angestiftet übernimmt es der= selbe, den ihm befreundeten Eduard auf die Schönheit und Liebenswürdigkeit ihrer geliebten Pflegetochter aufmerksam zu

^{*)} I. Rap. 10.

machen, der sie gar zu gern "eine so große Partie" zuwenden möchte, und die sie zu diesem Zwecke absichtlich dem von seinen Reisen zurückgekehrten Eduard vorgeführt hatte. "Denn an sich selbst in Bezug auf Eduard dachte sie nicht mehr", setzt ber Dichter hinzu, und sie hatte bazu allerdings, wie wir saben, hinreichende Gründe: nicht allein jene äußeren, sondern auch den inneren des klaren Bewußtseins über ihre eigene Empfin= dung, über den Mangel einer zwingenden Neigung für den Mann, der in ihrem Besitze "sein einziges Glud zu seben schien", und, mas das Entscheidendste ist, über ben mehr als wahrscheinlichen Gefühlsirrthum des Letteren in Bezug auf seine eingebildete Leidenschaft für sie selbst, die ihn gegen alle Hinweise des Hauptmanns unempfindlich macht. Es heißt von denselben: "Eduard, der seine frühere Liebe zu Charlotten hart= näckig im Sinne behielt, sah weder rechts noch links, und war nur glücklich in dem Gefühl, daß es möglich sei, eines so leb= haft gewünschten und durch eine Reihe von Ereignissen scheinbar auf immer versagten Guts endlich doch theilhaft zu werden."

Wenn also Eduard's Handlungsweise in Bezug auf die Eingehung seiner She mit Charlotte darum als unsittlich im höheren Sinne bezeichnet werden muß, weil die treibende Ursache der Eigensinn eines verwöhnten Herzens ist, so trifft Charlotten jener Borwurf in noch höherem Grade. Denn insdem sie, die ältere, erfahrenere und dabei völlig leidenschaftslose Frau seinem Andringen nachgiebt, blos "weil sie ihm nicht versagen mag, was er für sein einziges Glück zu halten schien", handelt sie offenbar gegen besseres Wissen und Ueberzeugung. Sie hat davon auch gleich zu Anfange der Dichtung ein gesheimes Bewußtsein. Wir sehen das sowohl aus dem vom Dichter ganz besonders hervorgehobenen! Umstande, daß sie in

ihrer Unterredung mit Eduard, "so aufrichtig sie zu sprechen schien, doch ihrem Gatten jene frühere geheime Absicht, ihn mit Ottilie zu verheiraten, verhehlt", als auch daraus daß sie, als Eduard mit seinem Plane, den Hauptmann in das Haus zu nehmen, heraus rückt, ihre Einwendungen gegen denselben zuletzt mit der lebhafter als gewöhnlich abgegebenen Erklärung schließt, daß "ihr Gefühl diesem Borhaben widerspreche und eine Ahnung ihr nichts Gutes weißsage".

Ihr Gefühl und ihre Ahnung haben nur zu guten Grund Es ist nicht bedeutungslos, daß sie ihrem Gatten gegenüber, als dieser ihre Befürchtungen wegen der Störung eines Berhältnisses durch das Hinzutreten eines Dritten mit der Be= merkung zu widerlegen sucht, dergleichen könne wohl bei Men= schen geschehen, die nur dunkel vor sich hin leben, aber nicht bei solchen, die schon durch Erfahrung aufgeklärt sich mehr be= wußt seien, die Erklärung abgiebt: das Bewußtsein sei keine hinlängliche Waffe, ja manchmal eine gefährliche für ben, der sie führe. Charlotte ist sich sehr bewußt über ihre Lage. Sie ist trot der kurzen Dauer ihrer Che — die Gatten sind zu Anfange der Erzählung wenig über ein halbes Jahr verheiratet — doch schon zu der Ginsicht gelangt, daß sie Eduard's Leben nicht ausfülle, der sich bereits in der selbst gewünschten ländlichen Einsamkeit an ihrer Seite ein wenig zu langweilen beginnt und eben deshalb den Hauptmann, seinen Jugendfreund und früheren Reisebegleiter, als Gesellschafter sich herbeimunscht. Gerade diesen aber möchte Charlotte am wenigsten in ihrer Nähe haben, weil sie sich ihrer Neigung für diesen Mann bewußt ist, der ihr an Charakterstimmung und Temperament gleich, und dabei voll tiefer Berehrung für ihren Werth, jeden= falls für sie, wie schon vorhin bemerkt, ein weit mehr zupaffen=

ber Gatte gewesen wäre, und den sie auch sehr wahrscheinlich nach dem Tode ihres ersten Gemals für sich gewählt haben würde, wäre nicht Sdnard's hartnäckige Bewerbung, und daneben auch die Mittellosigkeit des Hauptmanns, hindernd dazwischensgetreten. Denn Sduard ist reich, und Charlotte, die von Hause aus unbemittelt ist — das Bermögen ihres verstorbenen Gatten ist schließlich doch Sigenthum ihrer Tochter —, gehört einem Lebenskreise an, welcher den Reichthum sehr zu schäten weiß. Sie ist überhaupt nicht frei von einer sehr starken Dosis senes Sgoismus, der sich selbst, sein Behagen, seine Ruhe immer in erste Linie stellt, und Sduard hat nicht so ganz Unrecht, wenn er gleich ansangs ihr Berhalten in Bezug auf den Hauptmann und Ottilie und die Aufnahme Beider in ihr Haus geradezn als äußerst "selbstsüchtig" bezeichnet.

Auch das Berhalten Charlotten's in Bezug auf ihre Tochter ist nicht ganz frei von dieser Selbstsucht. Zwar stellt sie selbst die Sache so bar, als ob ihr Entschluß, sich von derselben zu trennen, kein freier, sondern ein durch Eduard's Berlangen bedingter gewesen sei, da dieser es ausgesprochen hatte, daß er "nur mit ihr allein" leben und des Lebens genießen wolle. Auch läßt sich die Bemerkung nicht abweisen, daß die Anwesen= heit einer mannbaren Tochter — und Luciane haben wir in einem Alter von etwa achtzehn Jahren zu benken — keine passende Zugabe sein konnte bei der Berheiratung der Mutter mit einem noch jungen leidenschaftlichen Manne. Undererseits jedoch hätte gerade dieser Umstand für sie nur um so schwerer in die Wagschaale der Gründe fallen sollen, welche in ihrem eigenen Innern gegen die Eingehung ihrer Che mit Eduard sprachen, da ihrerseits keinerlei Gefühl irgend einer zwingenden Leidenschaft jenen Gründen das Gegengewicht hielt, und da sie

es sich unmöglich verbergen konnte, wie sehr ihre Tochter der mütterlichen Aufsicht und Leitung bedurfte, um das Ueberwuchern der vielen schlimmen Sigenschaften ihres Charakters zu verhüten oder doch zu mäßigen. Denn nicht ohne Ursache scheint der Dichter bei der höchst unerfreulichen Schilderung Lucianen's so ausführlich verweilt zu haben. Das künstlerische und psychologische Motiv, welches ihn dabei leitete, war nicht allein das des Kontrastes, der Hervorhebung von Ottilien's Wesen und Erscheinung durch ihren schneidenden Gegensak, sondern ebenso sehr, wo nicht noch mehr, die Absicht: eine wesentliche Seite in Charslotten's Charakter herauszustellen, die man gemeiniglich bei ihrem ehelichen Zerwürfnisse zu übersehen pslegt, und ohne die derselbe doch nicht richtig verstanden, die Handlungsweise Charslottens nicht gehörig erklärt und gewürdigt werden kann.

Luciane.

Wenn sich ein Dichter die Aufgabe stellte, die innere Hohls heit und Gemüthlosigkeit, das Scheinwesen und das Leben und Weben in demselben, die rücksichtslose fast naiv zu nennende Selbstsucht, die leichtsinnige Verletzung aller fremden Empsindung zur Befriedigung der eigenen Sitelkeit, den gänzlichen Mangel an Selbsterkenntniß und das daraus entspringende, durch Nichts zu störende Gesühl der Selbstgerechtigkeit zu schildern, wie wir ihnen in den Kreisen der großen Welt an weidelichen Wesen von glänzender äußerer Begabung durch Schönheit und Reichthum, mannigsache Talente und Fähigkeiten begegnen, — er würde sich mit dieser Aufgabe nur eine vergebliche Mühe

machen. Denn in seiner Luciane hat Goethe dieselbe mit höchster Meisterschaft bereits gelöst, indem er in dieser Frauengestalt mit einer fast grausam zu nennenden und von einer gewissen Erbitterung nicht freien Aussührlichkeit alle jene Züge und Eigenschaften vereinigt dargestellt hat, wodurch eine Frau der "höheren" Lebenskreise, wie der Gehülfe es mit stiller Franie ausdrückt, "in der Welt jener Kreise emporsteigt".

Wie erscheint nun Charlotte in ihrem Berhalten gegen diese ihre Tochter? Wenn es auch vielleicht zu hart sein würde, das alte Bolkswort, daß der Apfel nicht weit vom Stamme falle, in seinem ganzen Umfange hier anzuwenden, so läßt sich doch nicht in Abrede stellen, daß zwischen Mutter und Tochter nach mehreren Seiten bin, und besonders in Betreff des Egoismus als einer Haupteigenschaft ber Letteren, eine starke Aehnlichkeit Wir haben bereits bemerkt, daß Charlotte allzuleicht stattfindet. sich bereit zeigt, ihre Pflichten als Mutter und Erzieherin ihres einzigen Kindes bei Seite zu setzen, wobei sie sich allerdings mit dem Gedanken tröstet: daß sich ihre Tochter "freilich" in der Pension mannigfaltiger ausbilden werde, als bei einem ländlichen Aufenthalte geschehen könnte. Richt als ob sie selbst von ihrer eignen Fähigkeit als Erzieherin und Bildnerin so gering bächte! Durchaus nicht. Es thut ihr fehr leid, daß sie ihre Nichte Ottilie aus Rücksicht auf Eduard's Verlangen gleichfalls hat von sich und in dieselbe Pension mit ihrer Tochter thun mussen, da sie sich bewußt ist, daß sie, wenn es ihr ver= stattet wäre, Erzieherin ober Aufseherin zu sein, dieselbe "zu einem herrlichen Geschöpfe heraufbilden wollte", während Ottilie in jener Pensionsanstalt burchaus nicht am rechten Orte ift. Aber freilich bei der "armen" Nichte handelt es sich um eine andere Bestimmung, um eine andere Zukunft und darum auch

um eine andere Art der Ausbildung als bei der reichen Luciane. Dort gilt es die Entwicklung und Pflege rein menschlicher Gigenschaften und Tugenden edler Beiblichkeit, während es fich bei ihrer Tochter, wie sie das mit der höchsten Naivität ausspricht, um ganz andere Dinge handelt. Ihre Tochter ift, wie sie sich ausbrückt, "für die Welt geboren", und soll sich in der Pension, die nichts Anderes ist, als eine Abrichtungsanstalt, zu diesem Zwecke "für die Welt bilben". Was unter dieser Bildung zu verstehen sei, das hören wir die Mutter mit um so behaglicherer Ausführlichkeit entwickeln, als die Briefe und Monatsberichte, welche sie von der Vorsteherin erhält, und die "immer nur Hymnen sind über die Bortrefflichkeit eines solchen Kindes", ihr die erfreuliche Kunde geben, daß ihre Tochter in dieser ihrer "Bildung für die Welt" die höchsten Fortschritte mache. Charlotte ist erfreut, daß, wie sie sich ausdritct, ihre Luciane "Sprachen und Geschichtliches und was sonst von Kennt= nissen ihr überliefert wird, so wie ihre Noten und Bariationen vom Blatte wegspielt, daß sie bei einer lebhaften Natur und bei einem glücklichen Gedächtniß, man möchte sagen, Alles ver= gißt und sich im Augenblicke an Alles erinnert, daß sie durch Freiheit des Betragens, Anmuth im Tanze, schickliche Bequemlichkeit des Gesprächs sich vor Allen auszeichnet und durch ein angebornes herrschendes Wesen sich zur Königin des Heinen Kreises macht". Es thut ihrer mütterlichen Gitelfeit wohl, daß die Borsteherin der Anstalt ihre Tochter "als eine kleine Gott= heit ansieht, die nun erst unter ihren Händen recht gebeihen, die ihr Ehre machen, Zutrauen erwerben und einen Zufluß von andern jungen Personen verschaffen werde"; und wenn Char= lotte auch, wie sie hinzusett, "jene Hymnen recht gut in ihre Prosa zu übersetzen weiß", so ist es doch andererseits um so

unangenehmer auffallend, daß in der Anfzählung aller jener Vortrefflichkeiten über Alles, was die wahre sittliche Bildung des Herzens und Gemitths, die Beredlung des Charafters, turz das innere Wesen gegenüber dem äußeren Scheine betrifft, nicht nur mit Stillschweigen hinweggegangen wird, sondern daß wir die Mutter auch ganz offen zu Tage tretende, sehr üble Eigen= schaften des Herzens an ihrer Tochter mit einer wahrhaft er= schreckenden Leichtigkeit entschuldigen und beschönigen seben. Allerdings gesteht sie, daß es ihr "eine unangenehme Empfin= dung mache", wenn ihre Tochter, "welche recht gut weiß, daß die arme Ottilie ganz von uns abhängt", sich ihrer Bortheile übermüthig gegen sie bediene und dadurch Charlotten's und Eduard's Wohlthat gewissermaßen vernichte. Allein die hier zu Tage tretende Herzensrohheit ihrer Tochter und Ottilien's Leiden unter derfelben entloden ihr nichts weiter als die Bemerkung: "Doch wer ist so gebildet, daß er nicht manchmal seine Bor= züge gegen Andere auf grausame Weise geltend machte? und wer steht so hoch, daß er unter solchem Drucke nicht manch= mal leiden müßte?!" Ja die egoistische Mutter beruhigt sich sogar über das herzlose Berhalten ihrer glänzenden Tochter gegen ihre "arme" Verwandte mit der jedes gesunde Empfinden beleidigenden Betrachtung, daß am Ende doch "durch solche Prüfung Ottilien's Werth wachse!" Zwar fügt sie hinzu: "Seit= dem ich den peinlichen Zustand recht deutlich einsehe, habe ich mir Mühe gegeben, sie (Ottilien) anderwärts unterzubringen." Daß sie ihrer Tochter über deren unverantwortliches, geradezu von einem bosen Herzen zeugendes Betragen*), wie sich's

^{*)} Man lese nur die Scene, über welche der Gehülse in seinem Briese an die Mutter im sechsten Kapitel des ersten Theils berichtet, in Folge deren er eine Entsernung Ottilien's von ihrer Qualerin Luciane als nothwendig andentet.

gebührte, den Text gelesen, sie auf ihr Unrecht hingewiesen habe, davon verlautet nichts.

Diese Tochter aber ist bis vor wenig mehr als einem halben Jahre unter den Augen und unter der Leitung der Mutter auf= gewachsen, die sich erst kurz vor ihrer Berheiratung mit Eduard von ihr getrennt und sie in die Pension gesendet hat. sie sittlich ist, das ist sie unter den Augen ihrer Mutter ge= worden, nicht erst in der Pension, in welcher sie etwa ein Jahr zugebracht bat. Denn. ein Jahr nach der Berheiratung Char= lotten's hat Luciane bereits die Pension verlassen und ist "in die große Welt getreten". In der Hauptstadt, im Hause ihrer reichen Erbtante, von zahlreicher Gesellschaft umgeben, durch ihr lebhaftes Gefallenwollen auch Gefallen erregend, erfolgt fast unmittelbar darauf ihre Berlobung mit einem jungen sehr reichen Baron, in bem sie burch ihr glänzendes Auftreten in der Gesellschaft ein lebhaftes Berlangen nach ihrem Besitze er= regt hatte. Das Wesen des Bräutigams, der übrigens seine Erkorene "unendlich liebt", schildert Goethe mit den unüber= trefflich bezeichnenden Worten: "Sein ansehnliches Bermögen gab ihm ein Recht, bas Beste jeder Art sein eigen zu nennen und es schien ihm nichts weiter abzugehen als eine vollkommene Frau, um die ihn die Welt so wie um das Uebrige zu beneiden hätte". Als eine solche ist ihm die siebzehn= bis achtzehnjährige Luciane erschienen. Sehen wir zu, wie diese Bollkommenheit sich uns in dem Gemälde darstellt, welches der Dichter von ihr und ihrem Auftreten im vierten bis sechsten Rapitel der Dich= tung entworfen hat.

Sie überfällt im eigentlichen Sinne mit ihrem Besuche ihre durch des Gatten plötzliche Entfernung vereinsamt lebende Mutter, ohne alle und jede Rücksicht auf deren peinliche Lage, ohne, wie dieselbe es gewollt, nabere briefliche Abreden und Bestimmungen abzuwarten, ja ohne auch nur ihre unerwartete Ankunft anzumelben. "Wie im Sturm" bricht ihr Besuch über das Schloß und über Ottilien, der die ganze Besorgung der Wirthschaft obliegt, herein. "Man glaubte", heißt es, "schon die dreifache Herrschaft im Hause zu haben, als ber Troß der Rammerjungfern und Bedienten mit Brancards voll Koffern und Risten angefahren tamen; aber nun erschienen erft die Gafte selbst: die Großtante mit Lucianen und mehreren Freundinnen, der Bräutigam, gleichfalls nicht unbegleitet." sehnt sich jetzt nach einiger Rube, nur Luciane nicht. Sie läßt sogar ihrem Bräutigam nicht einmal die Zeit, sich, wie er gern möchte, "seiner Schwiegermutter zu nähern, ihr seine Liebe, seinen guten Willen zu betheuern". Ihre Rastlosigkeit, ihr unersättliches Berlangen nach stets wechselnder Zerstreuung und aufregenden Bergnügungen halten Alles unaufhörlich in Athem. Ihr wilhes Umherstreifen zu Pferde und zu Fuß in ungunstigster Jahreszeit, an dem sie die ganze Gesellschaft Theil zu nehmen zwingt, sett Alles in Unbequemlichkeit, mahrend ihre meilen= weiten Nachbarschaftsbesuche nicht verfehlen, das Haus ihrer Mutter mit Gegenbesuchen zu überschwemmen und so die Last derselben noch zu vermehren. Gine Birtuosin ersten Ranges in allen Künsten der Koketterie, weiß sie nicht nur die Jugend "durch ihr wildes wunderliches Wesen" zu entzücken und zu fesseln, sondern es gewährt ihr auch ein ganz besonderes Ber= gnügen, planvoll Männer die Etwas vorstellten, Rang, Ansehn, Ruhm oder sonst etwas Bedeutendes für sich hatten, sich zu gewinnen, Beisheit und Besonnenheit zu Schanden zu machen. Daneben erlaubt sie sich wieder im trozenden Uebermuthe auf ihre Jugend und Schönheit, ihren Rang und Reichthum, welche

ihr für alle ihre Thorheiten Nachsicht und Duldung verschaffen, die gröblichsten Ungezogenheiten gegen die Gesellschaft, indem sie sich einmal in einem Anfluge von Langeweile mitten in derselben "unglücklich fühlt", daß sie ihren Affen nicht mit= genommen habe. Und Charlotte, statt ihr diese Ungezogenheit zu verweisen, läßt ihr, um sie zu trösten, aus ihrer Bibliothek einen ganzen Folioband ber wunderlichsten Affenbilder tommen, was denn der über diese mütterliche Aushülfe "vor Freuden laut aufschreienden" Tochter wieder erwünschte Gelegenheit bietet, "über den Anblick dieser menschenähnlichen und durch den Rünstler noch mehr vermenschlichten abscheulichen Geschöpfe die größte Freude zu äußern, und sich ganz glücklich zu fühlen, bei einem jeden diefer Thiere die Aehnlichkeit mit Personen ihrer Bekanntschaft hervorheben zu können". Den Schluß dieser Scene macht sie mit einer für die ganze Gesellschaft beleidi= genden Aeußerung, indem sie es unbegreislich findet, wie man die Affen, die doch die eigentlichen Incronables seien, aus der besten Gesellschaft ausschließen möge!

"Sie sagte das", bemerkt der Dichter, "in der besten Gessellschaft, doch Niemand nahm es ihr übel. Man war so geswohnt, ihrer Anmuth Vieles zu erlauben, daß man zulet ihrer Unart Alles erlaubte." Allein in der ganzen Schilderung des Dichters sucht man vergebens nach einem einzigen Zuge jener gerühmten Anmuth. Man sindet nichts als eine durch die sträfsliche Nachsicht der Mutter, durch die schmeichlerische Oberslächslichkeit der Pensionsvorsteherin großgenährte und durch die blinde Liebe eines seine Braut vergötternden jungen Mannes, wie durch die Nachziebigkeit einer gegen Jugend und Schönsheit im Bunde mit Reichthum und verschwenderischem Gebrauche desselben immer sehr zur Nachsicht geneigten gesellschaftlichen

Umgebung bestärkte Ungezogenheit, die sich zuletzt allen ihren Launen und Einfällen überlassen zu dürfen vermeint.

Vor Allem indessen tritt das Berhalten der Mutter, einer solchen Tochter gegenüber, in den Vordergrund. Denn während es selbst von dem Bräutigam heißt, daß er "trot seiner unsendlichen Liebe für Lucianen doch von ihrem Betragen zu leiden schien", verräth uns der Dichter mit keinem Zuge ein ähnliches Empfinden der Mutter bei dem Behaben einer Tochter, deren Grundsatz bei ihrem ganzen Betragen, bei ihrer rücksichtslosen Behandlung Anderer darauf hinausgeht: sich gegen Andere Alles zu erlauben, was sie selbst von Anderen gegen sich in keiner Weise zu gestatten Willens und geneigt war. "Sie wollte", heißt es, "mit Jedermann nach Belieben umspringen, Jeder war in Gesahr, von ihr einmal angestoßen, gezerrt, oder sonst geneckt zu werden; Niemand aber durfte sich gegen sie ein Gleiches erlauben, eine Freiheit, die sie sich nahm, erwiedern."

Wollte man nun auch zur Entschuldigung eines solchen Egoismus das Verhalten einer Umgebung, einer Gesellschaft ansühren, die eine solche Behandlung verdiente, weil sie sich dieselbe, ohne Widerspruch zu erheben, gefallen ließ, so bietet der Charakter von Charlotten's Tochter doch noch andere Züge, für die es schwer sein dürfte, irgend eine Entschuldigung aufzusinden.

Dahin gehört zunächst ihre Neigung und Gewohnheit, "an allen menschlichen Berhältnissen schonungslos ihre Spottlust zu üben, an Menschen und Dingen die lächerliche Seite auf das Ausgelassenste" hervorzukehren. Luciane zeigt sich in dieser Hinssicht recht eigentlich als das, was man im gemeinen Leben "eine böse Zunge" nennt, und der Dichter hat ihr denn auch diese Bezeichnung selbst nicht erspart. "Kein Besuch", heißt es, "wurde in der Nachbarschaft abgelegt, nirgends sie und ihre Gesellschaft

in Schlössern und Wohnungen freundlich aufgenommen, ohne daß sie bei der Rückkehr ihrer bosen Zunge über die so eben verlassenen Personen und Zustände in der schonungslosesten Weise freien Lauf gelassen hätte. Und wie mit den Personen, so machte sie es auch mit ben Sachen, mit den Gebäuden wie mit dem Haus= und Tischgeräthe. Besonders alle Wandverzierun= gen reizten sie zu den luftigsten (?) Bemerkungen. ältesten Hautelisteppich bis zu der neuesten Papiertapete, vom ehrwürdigsten Familienbilde bis zu dem frivolsten neuen Rupfer= stich, eins wie das andere mußte leiden, eins wie das andere wurde burch ihre spöttischen Bemerkungen gleichsam aufgezehrt, fo daß man sich hätte wundern follen, wie fünf Meilen umber irgend Etwas nur noch existirte." Zwar setzt der Dichter, dem bei dieser ganzen Charakterzeichnung ohne Frage ein Ori= ginal seiner Erfahrung als Modell gesessen hat, weil sich nur dadurch die fast übergroße Ausführlichkeit derselben erklären "Eigentliche Bosheit war läßt, — entschuldigend hinzu: vielleicht (?) nicht in diesem verneinenden Bestreben, ein selbstischer Muthwille mochte sie gewöhnlich anreizen". wir können dieses entschuldigende "vielleicht" um so weniger gelten lassen, als er selbst, unmittelbar darauf nicht umbin kann, der "wahrhaften Bitterkeit" zu erwähnen, welche Luciane in ihrem Verhalten zu Ottilien zu bezeigen sich nicht versagen tann. Hier offenbart sich, wie schon in der Benfion, der häß= lichste Grundzug von Lucianen's Charafter.

Ottilie ist in ihrem ganzen Wesen und Betragen der vollstommenste Gegensatz zu der Tochter Charlotten's; und eben weil dies der Fall, und weil das bescheidene, verständige, rücksstücke, scheinlose, nur auf Wahrheit und Einfachheit gestellte Mädchen ihr im innersten Herzen ein ewiger schweigender Vors

wurf ist, wird Ottilie Gegenstand ihres bitteren Haffes, den ste in der unzweideutigsten Weise an den Tag legt. Dieser Haß wird noch gesteigert burch bas Gefallen, welches Ottilie zugleich durch ihre Schönheit und durch ihre Wirksamkeit als Schaffnerin des Hauses erregt. Auf die ruhige ununterbrochene Thätigkeit des lieben Kindes, die von Jedermann bemerkt und gepriesen wird, sieht sie allein mit Berachtung herab, und als es zur Sprache kommt, mit welcher Liebe Ottilie sich ber Gärten und Treibhäuser annehme, spottet sie nicht allein darüber, indem sie, uneingebenk des tiefen Winters, sich verwundert zeigt, daß man weder Blumen noch Früchte gewahr werde, sondern sie ergreift auch sogleich die Gelegenheit, den Gegenstand ihrer Abneigung auf das Empfindlichste zu verletzen, indem sie von da an so viel Grünes, so viel Zweige und was nur irgend feimte, herbeiholen und zur täglichen Zierde der Zimmer und des Tisches verschwenden läßt, Alles nur, um Ottilie empfind= lich zu kränken, die ihre Hoffnungen für das nächste Jahr und vielleicht auf längere Zeit dadurch nicht ohne Schmerz zerstört sieht. Aber selbst dies genügt Lucianen nicht. Sie sucht Ottilien, auf deren Schultern fast die ganze Last des, durch den Besuch und das wilde, von Lucianen stets neu aufgestachelte gesellige Leben im Schlosse, täglich neu in Anspruch genommenen Haus= haltes liegt, die nöthige Ruhe des häuslichen Waltens auf alle Weise zu stören, indem sie dieselbe zu nöthigen weiß, alle die von ihr veranstalteten ober veranlagten Lust= und Schlitten= fahrten, die Bälle der Nachbarschaft mitzumachen. Einwendung, daß für Ottilien's zarte Gesundheit Schnee und Kälte und Nachtstürme bei solchen Fahrten gefährlich werden möchten, hat sie nur die frivole Spottbemerkung, "daß ja auch Andere nicht davon stürben!" Ihr Hauptzweck dabei ist, die

stets sehr einsach gekleidete Ottilie bei solchen Gelegenheiten durch die Pracht ihrer eigenen Toilette in Schatten zu stellen, und den Mangel geselliger Talente an der Ersteren durch den Glanz ihrer eigenen Birtuosität recht sichtbar hervortreten zu lassen. Und als ihr weder das Eine noch das Andere gelingt, sucht sie umgekehrt wieder ihre Nebenbuhlerin von gewissen glänzenden Theilen der geselligen Unterhaltung, wie z. B. von den durch sie angeregten Darstellungen lebender Bilder, eiferssüchtig auszuschließen.

Ueber zwei Monate lang führt sie im Hause der Mutter dies Treiben fort, mit welchem sie nach des Dichters unüber= trefflichem Ausbrucke "den Lebensrausch im geselligen Strudel immer vor sich her peitscht", ohne Rücksicht auf das Befinden ihrer Mutter, beren angegriffener Gesundheitszustand ihr oft nicht einmal an den gesellschaftlichen Bergnügungen ihrer Gäste Theil zu nehmen erlaubt. Luciane selbst, "schon lange gewöhnt, Abends nicht in's Bette und Morgens nicht aus dem Bette gelangen zu können", und dabei, wie die meisten innerlich herz= und gemüthlosen Menschen, von eiserner Gesundheit und benei= denswerther Stärke der Nerven, weiß sich nichts Besseres, als über die Mitternacht hinaus "die sinkende Lust immer wieder aufzujagen". Und als man endlich mit dem Freudenleben im Schlosse in jeder Hinsicht zu Ende ist, wird dasselbe nur noch wüster und wilder erneuert, indem Luciane, auf den Borschlag eines Gastes eingehend, die Gesellschaft bewegt, auf gut polnisch die Güter der Nachbarschaft in der Runde herum der Reihe nach "aufzuzehren", und jagend, reitend, schlittenfahrend und lärmend von einem Besitthum auf das andere zu ziehen, bis man sich endlich der Residenz nähert, aus welcher die Nachrichten von den glänzenden Lustbarkeiten der Carnevalssaison Lucianen

und ihre Gesellschaft unaushaltsam in den Strudel neuer Genüsse hineinziehen.

Ein Umstand verstärkt noch das Widrige dieser Lebensfüh= rung bei einem so jungen Mädchen. Luciane ift Braut. solcher Wendepunkt im Leben eines weiblichen Wesens pflegt felbst härteren Naturen eine gewisse Weichheit ober doch den Schein berselben zu verleihen. Reine Spur davon bei Lucianen. Reine Andeutung des Dichters verrath uns, daß fie ihrem Ber= lobten gegenüber irgend Etwas empfinde, das wie Neigung des Herzens, wie Hingebung und Vorgefühl wirklichen Cheglucks aussieht. Es ist bezeichnend, daß wir sie in der Darstellung des Dichters mit allen anderen Personen des sie umgebenden Kreises sich berühren, zu denselben in irgend ein Berhältniß des Betragens treten, ihr Wefen an denfelben äußern feben, nur nicht mit ihrem Berlobten. Nicht daß er ihr etwa Gegen= stand der Abneigung wäre. Reineswegs! Er ist für sie und ihre Lebensführung, was ein geschmackvoller Anzug, ein kost= barer Schmuck für ihre äußere Erscheinung sind, ein zupassendes kleidsames Stud ihrer Lebenstoilette, ein Erfordernig ihrer Stellung in der Welt. Der Betrachter findet sich von einem unheimlichen Gefühle beschlichen, wenn er sich vorstellt, daß dieses Mädchen an der Schwelle des wichtigsten aller mensch= lichen Berhältnisse steht. Ist es doch, als wenn der Dichter des Romans, der die Conflicte und Gefahren einer Che zwischen Personen "der Gesellschaft" darstellen soll, seinen Lesern zurufen wollte: Seht her, in welcher Art in dieser Gesellschaft die Eben geschlossen werden!

Fragt man nun nach den Lichtseiten in Lucianen's Wesen, nach den Eigenschaften, durch welche sie ihre Erfolge erreicht, so sinden wir auch hier wieder neben ihrer körperlichen Schön-

heit, die jedoch nicht selten, zumal in der Bewegung, durch etwas Ungraziöses beeinträchtigt wird, theils lauter solche, deren Besthätigung lediglich auf äußerlichen Umständen ruht, theils solche, die durch die bewußte Absichtlichkeit, welche ihre Ausübung besgleitet, den größten Theil ihres Werthes verlieren, und sogar nicht selten durch eigensinnige Uebertreibung Schaden und Nachstheil, ja selbst großes Unglück anrichten.

Sie ift mittheilsam und wohlthuend und stets bereit zum Berschenken, ja zum Berschwenden, weil sie im Reichthum ge= boren, durch Bräutigam und Tante mit Geschenken und köstlichen Gaben überhäuft und mit stets bereitwillig erneuten Geldmitteln versehen, den Werth der Dinge nicht kennt, weil es ihrer Gitel= keit schmeichelt, überall als hülfreiche ober als geheime Wünsche erfüllende gefällige Fee aufzutreten, und weil ihr selbst solches Thun keinerlei Opfer auferlegt, während es ihr überall umher einen Namen von Vortrefflichkeit zu Wege bringt. Das letztere Motiv ist es denn auch, welches sie veranlaßt, jenem jungen Manne, den seine verstümmelte Hand menschenscheu gemacht und zum Zurückziehn aus der Gesellschaft bewogen hat, ihre vorzugs= weise Aufmerksamkeit zuzuwenden und ihn durch eine an "Zu= dringlichkeit" grenzende Dienstfertigkeit und eine fast ausschließ= liche Beschäftigung mit seiner Person zu bewegen, sich der Gesellschaft wieder zu nähern. Wenn aber diese Bethätigung ihrer geistigen ober vielmehr gemüthlichen Roketterie und Gefall= sucht gut abläuft, so fehlt es auch nicht an anderen Fällen, wo sie mit ihrem gewaltsamen helfenwollenden Eingreifen in fremde Zustände für Andere schweres Unbeil anrichtet. Ein solcher ist der von ihr ebenso unberufen als ungeschickt unternommene Bersuch, die Schwermuth der Tochter eines angesehenen Hauses zu heilen, der in sein gerades Gegentheil umschlägt und völligen

Wahnsinn der Unglücklichen zur Folge hat. Daß Luciane trot dieses entsetlichen Ausgangs — der zwar ihrer Mutter zunächst verborgen bleibt, berselben aber später viel zu schaffen macht, - im Stande ift, ihr Bergnüglingstreiben ungestört fortzu= setzen, erklärt sich aus der vollständigen Selbstgenügsamkeit, mit der ste bei ihrer, vom Dichter als wahrhaft "grausam" bezeich= neten Art der Wohlthätigkeit, stets felsenfest von der Bortreff= lichkeit ihres Handelns überzeugt ist, wie sie denn auch nach dem Eintritte jener durch sie veranlaßten Katastrophe nach ihrer Weise eine starke Strafrebe an die Gesellschaft hält, ohne im Mindesten daran zu denken, daß sie allein alle Schuld habe, und ohne sich durch dieses und anderes Miglingen von ihrem Thun und Treiben abhalten zu laffen. Sie ist eben eine von denjenigen weiblichen Naturen, die bei völliger innerer Kälte das Bedürfniß haben, sich immer auf's Neue mit äußeren Emotionen gleichsam ein= zuheizen, um sich die nöthige Wärmetemperatur zu verschaffen.

Es würde schwer zu begreifen sein, wie sich der Bräutigam eines solchen Wesens "für den glücklichsten Menschen von der Welt" zu halten vermag, wenn der Dichter nicht Sorge getragen hätte, diese Verblendung mit jenem psychologischen Tiefblicke und jener umfassenden Kenntniß des menschlichen Herzens zu erklären, die wir an ihm zu bewundern gewohnt sind. Lucianen's Verlobter ist einer von jenen nicht selten vorkommenden Männern, die zum Veherrschtwerden von ihren Frauen gleichsam prädestinirt sind, weil sie den Schwerpunkt ihrer Existenz und ihrer Geltung nicht in sich selbst, sondern in irgend etwas Aeußerlichem, aber zu ihnen Gehörendem, zu suchen sich gewöhnt haben. "Er hatte", heißt es von ihm, "einen ganz eigenen Sinn, Alles auf sie, und erst durch sie auf sich zu beziehen; und es machte ihm sogar eine unangenehme Empfindung, wenn

sich ein Nenangekommener nicht gleich mit all' seiner Aufmerkssamteit auf sie richtete, sondern lieber mit ihm selbst, wie es wegen seiner guten Sigenschaften besonders von älteren Personen oft geschah, eine nähere Verbindung suchte, ohne sich sonderlich um sie zu bekümmern." Solche wunderliche selbstlose Egoisten, die man die Götzendiener ihres Besitzes nennen möchte, sind aber am wenigsten dazu geeignet, irgend eine Frau erziehend weiter zu bilden, geschweige denn ein so glänzendes Irrlicht, wie Luciane, die einer gründlichen Zucht der She bedurfte, um unter der Leitung eines starken männlichen Charakters zur Selbsterkenntniß und zur Besserung zu gelangen. So wie sie setzt vor uns dasteht, dürfte ihre She mit einem Manne, wie ihr Verlobter, vielmehr geeignet sein, alle ihre glänzenden Verstehrtheiten und schlimmen Sigenschaften zur ungehindertsten Entsfaltung zu bringen.

Anders jedoch denkt und empfindet darüber ihre Mutter. Das Resultat, welches für diese aus der zweimonatlichen Beobsachtung des von uns geschilderten Treibens und Behabens ihrer Tochter hervorgeht, lautet vielmehr: "Charlotte war des Glücks ihrer Tochter gewiß, wenn bei dieser der erste Brautsund Jugendtaumel sich würde gelegt haben!" Noch bedenklicher aber ist der Grund, welcher sitr diese ihre gewisse Ueberzeugung angesührt wird. Es ist kein anderer als der, welcher uns gerade die Besürchtung des Gegentheils erweckte, nämlich das oben geschilderte Verhalten und der Charakter ihres künstigen Gatten und dessen blinde Bewunderung der hohen Vortresslichkeit seiner Erwählten, in Folge deren er "auf eine wunderbare Weise von dem Vorzuge geschmeichelt schien, ein Frauenzimmer zu besitzen,

das der ganzen Welt gefallen mußte". Aber auch noch an einer anderen Stelle hat der Dichter dies Berhalten Charlotten's in Bezug auf ihre Tochter mit jener leisen und deshalb nur um so tiefer einschneibenden Ironie zur Sprache gebracht, deren er, wie kaum ein Anderer, Meister ist. "Die große Unruhe", mit dieser Bemerkung begleitet er die Entfernung Lucianen's vom Schauplate - "welche Charlotten durch diesen Besuch erwachsen war, ward ihr dadurch vergütet, daß sie ihre Tochter völlig begreifen lernte, worin ihr die Bekanntschaft mit der Welt fehr zu Hülfe kam. Es war nicht zum erstenmale, daß ihr ein so seltsamer Charakter begegnete, obgleich er ihr noch niemals auf dieser Höhe erschien. Und doch hatte sie aus der Erfahrung, daß solche Personen, durch's Leben, durch mancherlei Ereignisse, burch elterliche Berhältnisse gebildet, eine sehr an= genehme und liebenswürdige Reife erlangen können, indem die Selbstigkeit gemildert wird und die schwärmende Thätigkeit eine entschiedene Richtung erhält. "Charlotte ließ" — also schließt der Dichter seine Darstellung ihrer ebenso oberflächlichen als bei Eltern gewöhnlichen Selbstberuhigung, deren Logik gar ergötz= lich an jenen ärztlichen Trostzuspruch erinnert: daß die Schmer= zen des Kranken sicher aufhören werden, wenn nur erst die dolores cessiren — "Charlotte ließ als Mutter, sich um desto eher eine, für Andere vielleicht unangenehme, Erscheinung gefallen, als es Eltern wohl geziemt, da zu hoffen, wo Fremde nur zu genießen wünschen, oder wenigstens nicht belästigt sein wollen!"

Mit derselben leichtsinnigen Berblendung über die wahre Natur der Dinge, mit derselben sträslichen Nachgiebigkeit gegen eigne und fremde Schwäche, mit derselben Täuschung der eigenen besseren Einsicht über die Gefahr ihres Thuns und mit derselben oberflächlichen Beruhigung durch ihre sogenannte Weltersahrung, wie sie dieselben der Tochter gegenüber an den Tag legt, ist nun Charlotte auch ihre She mit Sduard eingegangen. Sie konnte sich Beispiele ansühren, daß auch solche Shen zuweilen nicht übel ausgeschlagen seien, warum sollte sie also für die ihrige nicht das Gleiche hoffen, wenn nur das und das und das geschehe? Wer aber sein und Anderer Schicksal auf ein solches "wenn" zu gründen, die zum glücklichen Erfolge seines Handelns nothwendigen bedingenden Umstände zu erhoffen sich gewöhnt hat, statt sich ihres Vorhandenseins vorher zu vergewissen, der hat sich selbst die Schuld beizumessen, wenn sein Handeln ihm schließlich zum Unheil ausschlägt.

Charlotte ist eine Frau von mancherlei vortrefflichen Eigen= schaften bes Berstandes wie des Herzens, die sie befähigen könn= ten, das Glück eines zu ihr passenden Mannes zu machen. Mannigfach gebilbet, ift sie im Stande, den verschiedensten geistigen Interessen mit belebendem Antheile zu folgen. Tatt= voll, weltgewandt und leichtlebig in großer Gesellschaft, in der sie sich bis zu ihrer Verbindung mit Eduard ausschließlich be= wegt hat, ist ihr dieselbe doch keineswegs ein unentbehrliches Bedürfniß geworden und die ländliche Zurückgezogenheit, deren Wahl bei Eduard mehr als Resultat zufälliger Stimmung und momentaner Ermüdung erscheint, ist ihr selbst dagegen alsbald lieb und erfreulich geworden. Denn Charlotte ift häuslich und hausfrauliches Thun und wirthschaftliches Schaffen und Ordnen gewähren ihr eine angenehme Befriedigung. Sie ist sich bewußt, im Dekonomischen "das Willkürliche", wie sie es nennt, "besser zu beherrschen" als Eduard, der auch in diesem Bereiche zu maßlosem Nachgeben gegen seine Wünsche und Einfälle sich geneigt erweist, während Charlotte als eine "gute Haushälterin"

das der ganzen Welt gefallen mußte". Aber auch noch an einer anderen Stelle hat ber Dichter bies Berhalten Charlotten's in Bezug auf ihre Tochter mit jener leisen und deshalb nur um so tiefer einschneidenden Ironie zur Sprache gebracht, deren er, wie kaum ein Anderer, Meister ist. "Die große Unruhe", mit dieser Bemerkung begleitet er die Entfernung Lucianen's vom Schauplate — "welche Charlotten durch diesen Besuch erwachsen war, ward ihr dadurch vergütet, daß sie ihre Tochter völlig begreifen lernte, worin ihr die Bekanntschaft mit der Welt sehr zu Hülfe kam. Es war nicht zum erstenmale, daß ihr ein so seltsamer Charakter begegnete, obgleich er ihr noch niemals auf dieser Höhe erschien. Und doch hatte sie aus der Erfahrung, daß solche Personen, durch's Leben, durch mancherlei Ereignisse, durch elterliche Berhältnisse gebildet, eine sehr an= genehme und liebenswürdige Reife erlangen können, indem die Selbstigkeit gemildert wird und die schwärmende Thätigkeit eine entschiedene Richtung erhält. "Charlotte ließ" — also schließt der Dichter seine Darstellung ihrer ebenso oberflächlichen als bei Eltern gewöhnlichen Selbstberuhigung, beren Logit gar ergötz= lich an jenen ärztlichen Trostzuspruch erinnert: daß die Schmer= zen des Kranken sicher aufhören werden, wenn nur erst die dolores cessiren — "Charlotte ließ als Mutter, sich um desto eher eine, für Andere vielleicht unangenehme, Erscheinung gefallen, als es Eltern wohl geziemt, da zu hoffen, wo Fremde nur zu genießen wünschen, oder wenigstens nicht belästigt sein wollen!"

Mit derselben leichtsinnigen Verblendung über die wahre Natur der Dinge, mit derselben sträslichen Nachgiebigkeit gegen eigne und fremde Schwäche, mit derselben Täuschung der eigenen besseren Einsicht über die Gefahr ihres Thuns und mit derselben oberflächlichen Beruhigung durch ihre sogenannte Weltersahrung, wie sie dieselben der Tochter gegenüber an den Tag legt, ist nun Charlotte auch ihre Ehe mit Eduard eingegangen. Sie konnte sich Beispiele ansühren, daß auch solche Ehen zuweilen nicht übel ausgeschlagen seien, warum sollte sie also für die ihrige nicht das Gleiche hoffen, wenn nur das und das und das geschehe? Wer aber sein und Anderer Schicksal auf ein solches "wenn" zu gründen, die zum glücklichen Erfolge seines Handelns nothwendigen bedingenden Umstände zu erhoffen sich gewöhnt hat, statt sich ihres Vorhandenseins vorher zu verzewissen, der hat sich selbst die Schuld beizumessen, wenn sein Handeln ihm schließlich zum Unheil ausschlägt.

Charlotte ist eine Frau von mancherlei vortrefflichen Eigen= schaften des Berstandes wie des Herzens, die sie befähigen könn= ten, das Glück eines zu ihr passenden Mannes zu machen. Mannigfach gebildet, ist sie im Stande, den verschiedensten geistigen Interessen mit belebendem Antheile zu folgen. Taktvoll, weltgewandt und leichtlebig in großer Gesellschaft, in der sie sich bis zu ihrer Verbindung mit Eduard ausschließlich be= wegt hat, ist ihr dieselbe doch keineswegs ein unentbehrliches Bedürfniß geworden und die ländliche Zurückgezogenheit, deren Wahl bei Eduard mehr als Resultat zufälliger Stimmung und momentaner Ermüdung erscheint, ist ihr selbst dagegen alsbald lieb und erfreulich geworden. Denn Charlotte ist häuslich und hausfrauliches Thun und wirthschaftliches Schaffen und Ordnen gewähren ihr eine angenehme Befriedigung. Sie ist sich bewußt, im Dekonomischen "das Willkürliche", wie sie es nennt, "besser zu beherrschen" als Eduard, der auch in diesem Bereiche zu maßlosem Nachgeben gegen seine Wünsche und Einfälle sich geneigt erweist, während Charlotte als eine "gute Haushälterin"

das der ganzen Welt gefallen mußte". Aber auch noch an einer anderen Stelle hat der Dichter dies Berhalten Charlotten's in Bezug auf ihre Tochter mit jener leisen und beshalb nur um so tiefer einschneidenden Ironie zur Sprache gebracht, deren er, wie kaum ein Anderer, Meister ist. "Die große Unruhe", mit dieser Bemerkung begleitet er die Entfernung Lucianen's vom Schauplate — "welche Charlotten durch diesen Besuch er= wachsen war, ward ihr dadurch vergütet, daß sie ihre Tochter völlig begreifen lernte, worin ihr die Bekanntschaft mit der Welt sehr zu Hülfe kam. Es war nicht zum erstenmale, daß ihr ein so seltsamer Charakter begegnete, obgleich er ihr noch niemals auf dieser Höhe erschien. Und doch hatte sie aus der Erfahrung, daß solche Personen, durch's Leben, durch mancherlei Ereignisse, durch elterliche Berhältnisse gebildet, eine sehr an= genehme und liebenswürdige Reife erlangen können, indem die Selbstigkeit gemildert wird und die schwärmende Thätigkeit eine entschiedene Richtung erhält. "Charlotte ließ" — also schließt der Dichter seine Darstellung ihrer ebenso oberflächlichen als bei Eltern gewöhnlichen Selbstberuhigung, deren Logik gar ergötz= lich an jenen ärztlichen Trostzuspruch erinnert: daß die Schmer= zen des Kranken sicher aufhören werden, wenn nur erst die dolores cessiren — "Charlotte ließ als Mutter, sich um desto eher eine, für Andere vielleicht unangenehme, Erscheinung gefallen, als es Eltern wohl geziemt, da zu hoffen, wo Fremde nur zu genießen wünschen, oder wenigstens nicht belästigt sein wollen!"

Mit derselben leichtsinnigen Berblendung über die wahre Natur der Dinge, mit derselben sträslichen Nachgiebigkeit gegen eigne und fremde Schwäche, mit derselben Täuschung der eigenen besseren Einsicht über die Gefahr ihres Thuns und mit derselben oberflächlichen Beruhigung durch ihre sogenannte Weltersahrung, wie sie dieselben der Tochter gegenüber an den Tag legt, ist nun Charlotte auch ihre She mit Sduard eingegangen. Sie konnte sich Beispiele ansühren, daß auch solche Shen zuweilen nicht übel ausgeschlagen seien, warum sollte sie also für die ihrige nicht das Gleiche hoffen, wenn nur das und das und das geschehe? Wer aber sein und Anderer Schicksal auf ein solches "wenn" zu gründen, die zum glücklichen Erfolge seines Handelns nothwendigen bedingenden Umstände zu erhoffen sich gewöhnt hat, statt sich ihres Vorhandenseins vorher zu verzewissen, der hat sich selbst die Schuld beizumessen, wenn sein Handeln ihm schließlich zum Unheil ausschlägt.

Charlotte ist eine Frau von mancherlei vortrefflichen Eigen= schaften des Berstandes wie des Herzens, die sie befähigen könn= ten, das Glück eines zu ihr passenden Mannes zu machen. Mannigfach gebildet, ist sie im Stande, den verschiedensten geistigen Interessen mit belebendem Antheile zu folgen. Tatt= voll, weltgewandt und leichtlebig in großer Gesellschaft, in der sie sich bis zu ihrer Verbindung mit Eduard ausschließlich be= wegt hat, ist ihr dieselbe doch keineswegs ein unentbehrliches Bedürfniß geworden und die ländliche Zurückgezogenheit, deren Wahl bei Eduard mehr als Resultat zufälliger Stimmung und momentaner Ermüdung erscheint, ist ihr selbst dagegen alsbald lieb und erfreulich geworden. Denn Charlotte ist häuslich und hausfrauliches Thun und wirthschaftliches Schaffen und Ordnen gewähren ihr eine angenehme Befriedigung. Sie ift sich bewußt, im Dekonomischen "das Willkürliche", wie sie es nennt, "besser zu beherrschen" als Eduard, der auch in diesem Bereiche zu maßlosem Nachgeben gegen seine Wünsche und Einfälle sich geneigt erweist, während Charlotte als eine "gute Haushälterin"

und sorgsame Rechnerin immer nur das Mögliche und leicht Erreichbare im Auge hat. Bon scharfem Blicke und klarer Ge= wandtheit in allem Einzelnen, ist sie zugleich bequem und ver= träglich im Berkehr, immer zum Ausgleichen bereit und geneigt, und wie alle gemäßigten, von starken Leidenschaften freien weib= lichen Naturen fast immer Herrin ihrer selbst, aber eben darum auch von Anderen dasselbe verlangend und als nothwendig vor= aussetzend, ohne auf die Berschiedenheit des Temperaments Rück= sicht zu nehmen. Diese lettere Eigenthümlichkeit ihres Empfin= dens und Handelns ist es denn auch, welche ihrem Gatten gegen= über den tragischen Ausgang vorzugsweise herbeiführt. Charlotte ist ferner von Natur wohlwollend und gütig, — sie beweist dies durch die Theilnahme an ihrer verwaisten Nichte Ottilie, der Tochter ihrer Herzensfreundin; aber dieses Wohlwollen, diese Theilnahme werden geschwächt durch ihren Egoismus, der sich in der blinden Liebe und Nachsicht für ihre Tochter Luciane offenbart.

Das Erscheinen des Hauptmanns in ihrem Hause, gegen dessen Aufnahme sie sich, nicht ohne ein bestimmtes Bewußtsein seiner Gefährlichkeit für sie selbst, gesträubt hat, ist vom Dichter geschickt dazu benutt, gleich von vornherein anzudeuten, daß dem ehelichen Verhältnisse der beiden erst so kurze Zeit vermälten Gatten bereits die Nothwendigkeit eines auf dem Bedürfnisse engeren persönlichen Beieinanderseins beruhenden Zusammen-hausens gebricht. Eduard "sindet es höchst nöthig", zu dem Hausens gebricht. Eduard "sindet es höchst nöthig", zu dem Hauptmanne auf den rechten Flügel des Schlosses hinüberzuziehen, um Abends und Morgens die rechte Zeit zum gemeinssiehen, um Abends und Morgens die rechte Zeit zum gemeinssamen Arbeiten mit dem Freunde benutzen zu können, und Charlotte "läßt sich" eine solche, jedenfalls sehr bedenkliche und sür ihre Anziehungskraft keineswegs schmeichelhaste Absonderung

ihres Gatten ohne Widerspruch "gefallen". Allerdings kommt ihr dabei zu Hülfe, daß sie, "von Natur mäßig", keinerlei leidenschaftliche oder sinnliche Hinneigung zu ihrem Gatten empfindet. Aber das Schlimme dabei ist, daß sie später an sich selbst die Erfahrung macht, daß der Mangel einer solchen Hinneigung doch nicht ausschließlich auf Rechnung ihres natürlichen Temperaments zu setzen ist, sondern vielmehr in dem unzulänglichen Maaße ihrer Liebe sür ihren Gatten seinen Grund hat.

Die als Wahlverwandtschaft bezeichnete Neigung der beiden Paare zu einander findet gleichzeitig statt, ja sie tritt eigentlich bei Charlotten und dem Hauptmanne noch früher ein, als bei Eduard und Ottilien; und während Charlotte noch im Stande ift, im täuschenden Gefühle der eigenen Sicherheit und Selbst= gewißheit die mehr und mehr sich offenbarenden Anzeichen der wachsenden Leidenschaft der beiden Letzteren zu belächeln, fühlt sie es nicht, daß ihre eigene und des Hauptmanns wechselseitige Reigung "bereits eben so gut im Wachsen ist als jene, und vielleicht nur noch gefährlicher badurch, daß Beide ernster, siche= rer vor sich selbst, sich zu halten fähiger sind". Wie die Mehr= zahl der Weltfrauen ist sie durch Natur und Gewöhnung in hohem Grade befähigt, sich jederzeit äußerlich zusammenzuneh= men, oder wie es der Dichter nennt, zu "bändigen", und auch in den außerordentlichsten Fällen immer noch eine Art von scheinbarer Fassung zu behaupten. Sie bethätigt diese Eigen= schaft vorzüglich in dem Augenblicke, als ihr Gast, der Graf, ihr die Eröffnung macht, daß er eine Stelle wisse, die für ihren Freund, den Hauptmann, ganz besonders passe, und daß er sich glücklich fühle, durch eine warme Empfehlung zu derselben den ihm werthen tüchtigen Mann in eine erwünschte Lebenslage bringen zu können. Diese Eröffnung macht ihr mit einem

Schlage ihren eigenen Zustand klar und zeigt ihr, wie es mit ihrer Sicherheit vor sich selbst beschaffen ist. "Es war wie ein Donnerschlag, der auf Charlotten herabstel." Sie fühlt sich "innersich zerrissen", und nur mit höchster Anstrengung vermag sie ihre Bewegung wenigstens für den Moment vor dem Grasen zu verbergen. Aber "mit wie anderen Augen sieht sie jest den Freund an, den sie verlieren soll!" Schon auf halbem Wege zu der Einsiedelei, in welcher sie Berborgenheit zu suchen eilt, "stürzten ihr die Thränen aus den Augen", und kaum dort ansgelangt, "überläßt sie sich ganz einem Schmerz, einer Leidensschaft, einer Verzweislung, von deren Möglichkeit sie wenig Augenblide vorher auch nicht die leiseste Ahnung gehabt hatte!"

So vollzieht sich an ihr die Strafe für die leichtfinnige Rachgiebigfeit, mit ber fie Ednard's Bewerbung angenommen hat, ftatt ber warnenben und abmahnenben Stimme ihrer befferen Ueberzeugung zu folgen. Die Leibenschaft, por ber fie ibr Leben lang fo ficher ju fein geglaubt hatte, erfaßt fie mur mit um fo ftarterer Bewalt in einer Lage und in einem Zeitpuntte, wo biefelbe in ihren Augen jur Gunbe wirb. In ber befannten Nachtscene bes elften Rapitels im ersten Buche, welche jener Aufflärung über ben Zuftand ihres Innern unmittelbar folgt, wird ihre Che nicht nur von Ebuard, fondern eben fo auch von ihr geiftig gebrochen. Und mas schlimmer ift: Die Reue, welche fie nach berfelben empfindet, gilt nicht sowohl ihrem Berhaltniffe als Gattin, fondern fie erscheint bei ihr vielmehr als eine Art von Schuldbewußtfein gegenüber bem Beliebten ihres Bergens! Erft als ber hauptmann Tags barauf bei jener einsamen abendlichen Rahnfahrt von feinen Gefühlen überwältigt ihr ben Buftand feines Innern offenbart. - erft ba fehrt ihr bie Befinnung über fich felbft wieber, und fie bringt nun entschieden auf Trennung und Entfernung des Mannes, dem ihr Herz gehört. Die Worte, mit denen sie diesen Schritt thut, sind charakteristisch für ihr ganzes Wesen. "Daß dieser Augenblick Spoche in unserem Leben mache, können wir nicht verhindern; aber daß sie unser werth sei, hängt von uns ab. Sie müssen schen, lieber Freund, und Sie werden scheiden. Nur insosern kann ich Jhnen, kann ich mir verzeihen, wenn wir den Muth haben, unsere Lage zu ändern, da es nicht von uns abhängt, unsere Gesinsnung zu ändern!" Das heißt aus dem Verstandespathos in einsaches Deutsch übertragen: "Wir können es nicht ändern, daß wir uns lieben, aber ich bin einmal die vermälte Frau meines Mannes und muß und will es bleiben!"

Charlotte ist nicht die erste Frau, die ihren Mangel an tiefer Leidenschaftsfähigkeit und an Temperament sich als eine Tugend, und ihre aus beiden hervorgehende Bereitschaft zum "Entsagen" als ein Verdienst anrechnet. Im entscheidenden Augenblicke siegt bei ihr die ruhige "ernste Betrachtung". Um ihrer "Gesinnung" (dies Wort, mit dem sie ihr Gefühl für den Hauptmann um= schreibt, ift höchst bezeichnend) zu folgen, mußte sie sich zu einem Schritte entschließen, der ihr in jedem Betrachte unbequem ift, zur Scheidung von ihrem Gatten. Dag diesem bei seiner ihr offen zu Tage liegenden Leidenschaft für Ottilien damit nur gedient sein, daß sie dadurch sein Glud machen könnte, kommt bei ihrem Entschlusse so wenig in Anschlag als der Gedanke, daß sie selbst, mit einem mehr als getheilten Herzen, jest noch viel weniger im Stande sein dürfte, Eduard's Che mit ihr zu einer glücklichen zu machen, als es schon bisher der Fall war. Geradezu fürchterlich aber ift es, daß sie nach jener leidenschaft= lichen Erklärungsscene mit bem Hauptmann, in ihr Schlaf= zimmer, in die Stätte ihres geistigen Chebruchs gurudgekehrt,

fähig ist, sich "als Eduard's Gattin zu empfinden und zu bestrachten, und über sich selbst zu lächeln, als sie des wunderslichen Nachtbesuchs gedachte!" Die Motivirung, welche der Dichter hier anwendet, um Charlotten's Umkehr und ihre Selbstsberuhigung zu begründen, ist nicht weniger unheimlich für das sittliche Sesühl, und, genau betrachtet, nur ein Beweis mehr für den tiesen Egoismus dieser Frauennatur, die stets geneigt ist, sich selber zu verzeihen, und ein Opfer, das zu bringen ihr wenig Ueberwindung kostet, als vollgenügende Sühne ihrer Verzehung zu betrachten.

Sobald sie auf diese Art mit sich selbst im Reinen ist, scheint ihr auch alles Uebrige eben so leicht wieder geordnet werden zu können. Ottilien's und Eduard's ihr wohlbekannte Leidenschaft sür einander däucht ihr jetzt kein schwer zu überwindendes Hinberniß mehr. Ihr Gedankengang wird vom Dichter in den Worten geschildert: "Ottilie konnte in die Pension zurückehren, der Hauptmann entsernte sich wohlversorgt, und Alles stand wie vor wenigen Monaten. Ihr eignes Verhältniß hoffte Charlotte zu Sduard bald wieder herzustellen, und sie legte das Alles so verständig bei sich zurecht, daß sie sich nur immer mehr in dem Wahn bestärkte: in einen früheren beschränkten Zustand könne man zurückehren, ein gewaltsam Entbundenes lasse sich wieder in's Enge bringen."

Es ist dies einer von den höchst seltenen Fingerzeigen, mit denen der Dichter uns auf den Grundirrthum Charlotten's hinweist. Sie sagt sich nicht, daß sie es ist, die, von ihrem eigenen Gefühle für den Hauptmann hingenommen, ihres Gatten Leidenschaft für Ottisien hat zu ihrer vollen Höhe gelangen lassen, während sie dieselbe möglicherweise durch rechtzeitiges Aussprechen gegen Eduard im ersten Anfange zu verhindern vermocht hätte.

Sie bekennt sich nicht, daß sie es ist, auf die die Schnlb folcher Bernachlässigung aus egoistischer Nachgiebigkeit gegen ihre eigene Herzensverirrung zurückfällt. Ihr inneres Gefühl, "das Bewußt= sein ihres ernsten Borsates, ihrerseits auf eine so schöne, edle Reigung Berzicht zu thun, hilft ihr über Alles hinweg". Doch wagt sie auch jett noch nicht, weder ihrem Gatten noch Ottilien gegenüber offen mit ber Sprache herauszugehen. Sie versucht durch "allgemeine Andentungen" ihren Rath, ihre Warnungen auszudrücken; "aber das Allgemeine paßt auch auf ihren eigenen Bustand, den sie auszusprechen scheut". Gin jeder Wint, den sie Ottilien geben will, "deutet zurück in ihr eigenes Herz; sie will warnen und fühlt, daß sie wohl selbst noch einer Warnung bedürfen könnte". Sie greift daber zu kleinen Mitteln, die nichts fruchten, zu Bersuchen Stuard und Ottilie auseinanderzuhalten, wodurch die Sache nicht besser wird, zu leisen Andeutungen, die nichts wirken, da beide Liebenden von Charlotten's Neigung zum Hauptmann überzeugt, — und zwar mit vollem Rechte überzeugt, — gewiß zu sein glauben, daß sie felbst eine Scheidung ihrer Che munsche.

So beurtheilt Jedes das Andre nach sich selbst, legt den Maakstad des eigenen Gesühls an das Gesühl und Empfinden des Andern. Charlotte insbesondere hat von der dauernden Macht und Ausschließlichkeit einer Liebesleidenschaft eigentlich gar keine Borstellung in sich. Nach dem Abschiede von dem Hauptmanne "empfindet sie sofort diese Trennung als eine ewige und erzgiebt sich darein". Aus welchem Grunde? In dem zweiten Briefe des Grafen an den Hauptmann ist auch von der Ausssicht "auf eine vortheilhafte Heirat" die Rede gewesen, und dies reicht für sie hin, "die Sache schon sür gewiß anzusehen" und dem Geliebten "rein und völlig zu entsagen". Hatte sie

selbst doch in ihrer Jugend Sduard gegenüber bei dessen Entsfernung ebenso gehandelt, warum sollte der Hauptmann nicht das Gleiche thun, zumal da ein solches Handeln seinerseits ihren Absichten und ihrem Borsatze: trot ihrer Liebe für den scheisdenden Freund ihre Stellung als Eduard's Gattin zu behaupten, so wohl passen würde?

Erst jett, nach der Entfernung des Hauptmanns, schreitet Charlotte zu einer offenen Erklärung ihrem Gatten gegenüber. Der Dichter bemerkt dabei, daß in diesem Gespräche Eduard "die offne, reine und ehrliche Sprache seiner Gattin nicht zu erwiedern vermochte", und er hat ohne Zweifel ein gewisses Recht zu dieser Bemerkung, obschon durchaus nicht völlig Recht. Denn Charlotte verschweigt auch hier Etwas: sie verschweigt das Bekenntniß ihres eigenen Zustandes, ihrer eigenen an dem Gatten begangenen geistigen Untreue. Und sie muß es verschweigen, weil sie fühlt, daß sie das Wort, das allein ihr ein Uebergewicht sichern könnte, das Wort: "Auch ich habe den Hauptmann geliebt, aber ich habe mich auf mich selbst besonnen und gefunden, daß ich Dich mehr liebe als ihn" — nicht sprechen kann, ohne das Gegentheil der Wahrheit zu sagen. Was sie statt dessen in dieser Unterredung geltend macht: "die Berufung auf ihr wohlerworbenes Glück, auf ihre schönsten Rechte", so wie die Betrachtung, daß in den Augen der Welt ein Aeußerstes (die Scheidung) unbegreiflich sein und beide Gatten als tadelnswerth oder gar lächerlich erscheinen lassen werde, kann schwerlich auf das von tiefer Leidenschaft ganz er= füllte Herz eines Mannes einen hinreichend starken Eindruck machen, der für Charlotten's "Gesinnung" gegen den Hauptmann und für den Borzug, den sie demselben in ihrem Innersten giebt, die untrüglichsten Anzeichen hat oder zu haben glaubt:

Charlotte ift überwiegend eine Berstandesnatur und in diesem ihrem Bereiche, welcher das Regelrechte und Allgemeine umfaßt, durchaus tüchtig. Aber ihr fehlt Gefühl und Ber= ständniß für das Individuelle, Besondere, wie sich das auch in ihren Ansichten und ihrem Berfahren bei Gelegenheit der Umgestaltung des Kirchhofs und seiner Denksteine geltend macht. Das Individuellste und Befonderste aber ist das menschliche Herz und seine Liebesleibenschaft, und für diese fehlt der Gattin Eduard's jedes tiefere Berständniß; ebenso für den Charakter ihres Gatten und Ottilien's. Der beste Beweis für diesen Mangel ist wohl der Umstand, daß sie ernstlich an die Möglich= keit denkt, Ottilie mit dem Hauptmann verheiraten zu können, wie sie benn schon früher durch eine Berbindung ihrer Neben= buhlerin mit dem Architekten oder dem Gehülfen ein Auskunftsmittel zur Herstellung ihrer Ehe gesucht hatte. wenig kennt und versteht sie das Wesen ihrer Nächsten, versteht und begreift sie die jede solche Möglichkeit ausschließende Leidenschaft Eduard's, die Gefühlstiefe Ottilen's und selbst die innerste Empfindung ihres eigenen Freundes, des Haupt= manns!

Inzwischen ist Charlotte in Folge jener oben erwähnten nächtlichen Zusammenkunft mit ihrem Gemal, guter Hoffnung geworden, und sofort ist es bei ihr entschieden, daß jetzt "alles sich wieder geben, daß Eduard sich ihr wieder nähern werde". Sie "muß dies glauben, muß dies hoffen, denn wie könnte es anders sein!" Ohne daran zu denken, daß sie in jener nächtlichen Stunde, an welche sie jetzt Eduard bei der briefelichen Meldung ihres Zustandes erinnert, einen geistigen Eheebruch beging, und daß es die geheime leidenschaftliche Hine gebung ihres Wesens an einen Andern war, welcher sie ihr

zu shoffendes Muttergluck verdankt, benennt sie jetzt jene Zu= fammentunft nur mit bem Ramen "einer feltfamen Zufälligkeit", und fordert ihren Gatten auf: in derselben "eine Fügung des himmels zu verehren, die für ein neues Band ihrer Berhaltnisse gesorgt habe, in dem Augenblick, da das Glück ihres Lebens auseinanderzufallen und zu verschwinden drohte!" Wir wissen, wie sehr sie sich mit diesem Glauben gegentiber von Eduard's Empfinden täuscht, das man sicherlich als das gesundere und sittlichere bezeichnen muß. Und in der That liegt etwas Frevel= haftes in jener ebenso unklaren als egvistischen Anschammasweise, mit der Charlotte in ein und demselben Athem "Zufälligkeit" und "göttliche Fügung" in einander mischend, die letztere da als unmittelbar wirkend hinstellt, wo geheime sündliche Begier und gegenseitige Tänschung beider Gatten jenes Resultat zu Wege Dies führt uns auf Charlotten's religiöse Weltan= schauung überhaupt.

Die Unklarheit und Verworrenheit derselben tritt am schlasgendsten in jener Erklärung hervor, welche sie unmittelbar nach dem Tode des Kindes gegen den Hauptmann, den Abgesandten ihres Mannes, abgiebt. Dies Unglück hat ihr die Augen gesöffnet über ihren Schuldantheil. Sie fühlt jetzt, "daß das Loos von mehreren in ihren Händen liegt" und "willigt in die Scheidung". "Ich hätte mich früher dazu entschließen sollen", fährt sie fort, "durch mein Zaudern, mein Widersstreben habe ich das Kind getödtet." Aber diese richtige Erstenntniß hindert sie nicht unmittelbar darauf die Schuld wieder auf das Walten einer dämonischen Macht zu schieben, die außer und über dem Menschen hartnäckig walte. "Es sind gewisse Dinge, die sich das Schicksal hartnäckig vornimmt. Vergebens,

į.

daß Bernunft, Tugend, Pflicht und alles Heilige sich ihm in den Weg stellen! es soll etwas geschehen, was ihm recht ist, was uns nicht recht scheint; und so greift es zulett durch, wir mögen uns geberden wie wir wollen!" — Ganz ähnlich spricht Ottilie von einem "ahnungsvollen Geschick", dem man sich durch Nichts entziehen könne, wenn es uns zu verfolgen ent= schieden sei; von "ungeheuren, zudringenden Mächten", gegen die allein der Dienst des Heiligen zu beschirmen vermöge, ja sogar zulett von "einem feindseligen Dämon, der Macht über sie gewonnen habe" und sie von außen zu hindern scheine, "selbst wenn sie sich wieder mit sich selbst zur Einigkeit ge= funden hätte!" und es ist ordentlich eine Erleichterung für uns, wenn wir endlich einmal in ihrer Erklärung, daß "Gott ihr auf eine schreckliche Weise (durch den Tod des Kindes) über das Verbrechen, in dem sie befangen sei, die Augen geöffnet habe", den alten ehrlichen Jehovahglauben an die Stelle jener unklaren mystisch=romantischen Verhüllungsausdrücke treten sehen. Dieser unselige fatalistische Wahnglaube an mehr ober weniger persönlich vorgestellte, das Handeln und Leiden, Glück und Unglück bestimmende außermenschliche Mächte, ber wie ein Alp auf der ganzen Dichtung lastet, und besonders bei Ottilien Unheil anrichtet, ist, beiläufig bemerkt, weniger ein äfthetischer Fehler der Dichtung als eine sittliche Schwäche des Dichters selbst, der in keiner seiner Dichtungen nach dieser Seite bin so gleichsam unter sich felbst herabgesunken erscheint. Schwerlich würde Schiller die Schlusworte der Dichtung haben passiren lassen, wenn der Freund ihm die Wahlverwandtschaften ebenso, wie früher die einzelnen Bücher des Wilhelm Meister, hätte zur fritischen Beurtheilung vor dem Drucke mittheilen können! —

[hoffendes Mutterglud verbantt, benennt fie jest jene Ruinmenkunft nur mit bem Namen "einer seltsamen Zufälligkeit", d fordert ihren Gatten auf: in derfelben "eine Magung bes mmels zu verehren, die für ein neues Band ihrer Berbaltfe geforgt habe, in dem Augenblick, da das Glück ihres Lebens Beinanderzufallen und zu verschwinden brobte!" Wir miffen, e febr fie fich mit biefem Glauben gegenüber von Ebuard's npfinden täufcht, bas man sicherlich als bas gefunbere und tlichere bezeichnen muß. Und in der That liegt etwas Frevelftes in jener ebenso unklaren als egoistischen Anschammgemeise, t ber Charlotte in ein und demfelben Athem "Rufalligfeit" b "göttliche Fügung" in einander mischend, die lettere ba als mittelbar wirtend hinftellt, wo geheime fündliche Begier und genseitige Tauschung beiber Gatten jenes Resultat zu Wege Dies führt uns auf Charlotten's religiofe Beltananung überhaupt.

Die Unklarheit und Berworrenheit berselben tritt am schlasnoften in jener Erklärung hervor, welche sie unmittelbar nach m Tode des Kindes gegen den Hauptmann, den Abgesandten es Mannes, abgiebt. Dies Unglüd hat ihr die Augen gesnet über ihren Schuldantheil. Sie fühlt jetzt, "daß das os von mehreren in ihren Händen liegt" und "willigt in Scheidung". "Ich hätte mich früher dazu entschließen len", fährt sie fort, "durch mein Zaudern, mein Widerseben habe ich das Kind getödtet." Aber diese richtige Ersutniß hindert sie nicht unmittelbar darauf die Schuld wieder bas Walten einer dämonischen Nacht zu schieben, die außer dieser dem Menschen hartnäckig walte. "Es sind gewisse nge, die sich das Schickal hartnäckig vornimmt. Bergebens,

daß Bernunft, Tugend, Pflicht und alles Heilige sich ihm in den Weg stellen! es soll etwas geschehen, was ihm recht ist, was uns nicht recht scheint; und so greift es zulett durch, wir mögen uns geberden wie wir wollen!" — Ganz ähnlich spricht Ottilie von einem "ahnungsvollen Geschick", dem man sich durch Richts entziehen könne, wenn es uns zu verfolgen ent= schieden sei; von "ungeheuren, zudringenden Mächten", gegen die allein der Dienst des Heiligen zu beschirmen vermöge, ja sogar zuletzt von "einem feindseligen Dämon, der Macht über sie gewonnen habe" und sie von außen zu hindern scheine, "selbst wenn sie sich wieder mit sich selbst zur Einigkeit ge= funden hätte!" und es ist ordentlich eine Erleichterung für uns, wenn wir endlich einmal in ihrer Erklärung, daß "Gott ihr auf eine schreckliche Weise (durch den Tod des Kindes) über das Verbrechen, in dem sie befangen sei, die Augen ge= . öffnet habe", den alten ehrlichen Jehovahglauben an die Stelle jener unklaren mystisch=romantischen Verhüllungsausdrücke treten sehen. Dieser unselige fatalistische Wahnglaube an mehr ober weniger persönlich vorgestellte, das Handeln und Leiden, Gluck und Unglück bestimmende außermenschliche Mächte, der wie ein Alp auf der ganzen Dichtung lastet, und besonders bei Ottilien Unheil anrichtet, ist, beiläufig bemerkt, weniger ein äfthetischer Fehler ber Dichtung als eine sittliche Schwäche des Dichters selbst, der in keiner seiner Dichtungen nach dieser Seite bin so gleichsam unter sich selbst herabgesunken erscheint. Schwerlich würde Schiller die Schlußworte der Dichtung haben passiren lassen, wenn der Freund ihm die Wahlverwandtschaften ebenso, wie früher die einzelnen Bücher bes Wilhelm Meister, hatte zur fritischen Beurtheilung vor dem Drucke mittheilen können! —

Doch zurück zu Charlotten. Um nicht ungerecht gegen sie zu sein, mussen wir anerkennen, daß sie zu ihrem Schicksals= aberglauben sogleich selbst die Ermäßigung hinzufügt, daß "eigentlich das Schicksal nur ihren eignen Wunsch, ihren eignen Borsat, gegen ben sie unbedachtsam gehandelt, wieder in den Weg bringen wolle". Sie erinnert sich jetzt baran, daß sie ja selbst schon Ottilien und Eduard als das schicklichste Paar zu= sammengebacht, daß sie beide einander zu nähern gesucht, daß ihr Freund der Hauptmann Mitwisser dieses Planes gewesen sei. Jest klagt sie sich an, daß sie den Eigensinn eines Mannes nicht von mahrer Liebe zu unterscheiben gewußt, daß sie seine Hand gegen ihre bessere Einsicht angenommen, da sie als Freun= din ihn und eine andre Gattin glücklich gemacht haben würde. Jest sieht sie ein, dag Ottilie nicht leben, nicht sich trösten können werde, wenn sie nicht hoffen dürfe, durch ihre Liebe Eduard das zu ersetzen, mas sie ihm als Werkzeug des wunder= barsten Zufalls geraubt habe; und jest begreift sie, daß Ottilie ihm alles wiedergeben könne, nach der Neigung, nach der Leiden= schaft, mit der sie ihn liebe. Als der verständige Hauptmann, der mit vollem Rechte in dem Tode des Kindes einen für das Glück aller Betheiligten gunftigen Umstand sieht, beim Scheiben von Charlotten die Frage magt: "was er für sich hoffen dürfe?" antwortet ihm diese:

"Lassen Sie mich Ihnen die Antwort schuldig bleiben. Wir haben nicht verschuldet unglücklich zu werden, aber auch nicht verdient zusammen glücklich zu sein!"

"Nicht verdient!" Fast möchte man sich versucht fühlen, der Sprecherin die Worte zuzurufen, welche Shakespeare's Hamlet an Polonius richtet: use every man akter his desert, and who should escape whipping! Indeß Charlotten's etwas erstünstelt klingende Bescheidworte sind nicht allzugenau zu nehmen; denn wir sehen aus dem Eindrucke, den sie auf den Hauptmann machen, der sich "mit schmeichelnden Hoffnungen und mit Bilsdern" einer glücklichen eignen Zukunst an der Seite der geliebten Frau, entsernt, daß er, wie auch wir, die Ueberzeugung hegt, Charlotte werde ihm die gewünschte Antwort auf seine Frage nicht sür immer "schuldig bleiben". Er darf diese Ueberzeugungum so mehr hegen, als er sich eingestehen muß, daß Eduard's Beurtheilung der Lage der Dinge, wie er sie aus dem Feldzuge zurückgekehrt dem Freunde im zwölsten Kapitel des zweiten Theils ausspricht, unwiderleglich richtig ist.

Aber auch die letzte Möglichkeit eines versöhnenden Ausgangs wird abermals durch Charlotten's Schuld verhindert. Kaum hat diese von der in allen Fugen ihres Wesens erschütterten und durch den Tod des Kindes in einen Zustand völlig überreizter Empfindung versetzen Ottilie die Erklärung vernommen, daß sie Eduard für immer entsage, als sie auch schon, von ihrem Egoismus verleitet, uneingebent ihres dem Hauptmann so eben gemachten Bekenntnisses über ihre eigene Schuld und ihren Irr= thum, sogleich wieder ihrem Wunsche, ihrer Hoffnung auf die Herstellung ihrer Berbindung mit Eduard Raum giebt. auf Ottilien's augenblicklichen Zustand Rücksicht zu nehmen, ohne eine Milderung, eine Beruhigung, eine geistige Herstellung desselben abzuwarten, schließt sie sofort mit ihr jenen "Bund", zufolge dessen sie der Unglücklichen das grausame Gelöbniß abnimmt: sich weder schriftlich noch mündlich von jetzt an mit Eduard einzulassen, sondern ihm gegenüber fortan ein absolutes Schweigen unverbrüchlich zu beobachten!



Charlotte mag sich einbilden, damit in gutem Glauben, im Interesse Ottilien's zu handeln, sie vor demselben Fehler behüten zu wollen, den sie selbst einst Eduard's Bewerbung gegenüber begangen; dem tiefer blickenden Beobachter kann es nicht ent= geben, daß sie damit in einer Selbsttäuschung befangen, daß ihr wahres Motiv, welches sie zu dieser grausamen Benutzung der Situation bewegt, vielmehr — wenn auch ihr selber nicht ganz klar bewußt, — der tiefgewurzelte Egoismus ihrer Natur Es ist wieder ihr Mangel an eigener tiefer Empfindung, der sie die Lage der Dinge, den Zustand ihres Gatten richtig zu würdigen verhindert und an die Herstellung des eigenen alten Bustandes glauben läßt, weil sie dieselbe wünscht, und weil für sie eine solche Herstellung möglich ist. Warum soll für Eduard nicht möglich, nicht schließlich erwünscht sein, was ihrer eigenen Natur, ihren eigenen Bunschen gemäß ist? Ottilie hat daher faum das Schloß verlassen, als auch schon bei Charlotten die Hoffnung auf Herstellung ihres alten Glücks wieder lebendig wird. "Charlotte", sagt ber Dichter, "war zu solchen Hoffnungen abermals berechtigt, ja genöthigt."

Genöthigt — allerdings! denn nur so, nur durch die Hoff= nung auf den erwünschten Ausgang kann sie sich über die hart= näckige Selbstsucht ihrer Handlungsweise beruhigen. Berechtigt — nimmermehr! es wäre denn, daß diese Berechtigung auf der früher erwähnten Unfähigkeit ihrer Natur beruhte, das Wesen wahrer Leidenschaft zu begreisen.

Der Ausgang aber spricht natürlich gegen sie. Er bestätigt das Urtheil, das sie selbst gesprochen, als sie eingestand, daß sie selbst es gewesen sei, die zuerst durch ihre Nachgiebigkeit gegen Eduard's Werbung und sodann durch ihr Zaudern, ihr

Widerstreben, den begangenen Irrthum gut zu machen, das Unglück über sich und die Anderen herausbeschworen habe. Und dies Berdikt des Ausgangs ist das richtige, ist das gerechte.

Ottilie und Eduard gehen zu Grunde, kläglich, jammervoll, nicht tragisch und erhebend; Charlotte, aus härterem Stoffe gebildet, überdauert die Katastrophe. Ihr ist es aufbehalten, der Todtengräber der Opfer ihres beschränkten Egoismus zu sein, und sie vollzieht diese Pflicht mit einer liebevollen Rücksicht gegen die Todten, die den Lebenden sehr zu wünschen ge= wesen wäre. Sie giebt Eduard seinen Plat neben Ottilien und sichert das ungestörte Beieinandersein der beiden Liebenden, indem sie durch "ansehnliche Stiftungen für Kirche und Schule" dafür sorgt, "daß Niemand weiter in diesem Gewölbe beigesetzt werde!" Sie folgt aber auch damit nicht sowohl ihrem eigenen Empfinden, das im Gegentheil einer folden Besonderung völlig entgegen ist, — als vielmehr einer Rücksicht gegen das ihr be= kannte Gefühl der beiden Dahingeschiedenen, zumal Ottilien's, in deren Tagebuche sie ohne Zweifel das rührende Geständniß gelesen hatte: neben denen dereinst zu ruhen, die man liebe, sei die angenehmste Vorstellung, welche der Mensch haben könne, wenn er einmal über das Leben hinausdenke.

Charlotten's weiteres Schicksal erwähnt der Dichter nicht. Es ist auch nicht von Nöthen. Beruhigt über die Todesart ihres Gatten — ihr erster Gedanke und ihre vorherrschende Beunruhigung sind, daß er durch Selbstmord geendet, daß sie sich und die Anderen einer "unverzeihlichen Unvorsichtigkeit" anzuklagen haben könne —, beruhigt in ihrem Innern durch ihre den Todten bewiesene pietätvolle Rücksicht, von der "Welt", welche von ihrer eigenen Leidenschaftsverirrung nichts weiß,

als das Muster einer pflichttreuen, aufopfernden, vielgeprüften Gattin und Dulderin anerkannt und antheilvoll bemitleidet, wird sie nach einem oder ein Paar Jahren anständiger Wittswentrauer die Schuld ihrer Antwort au den Hauptmann abgestragen und unter allgemeiner Zustimmung der für sie maßgebens den "Gesellschaft", und setzen wir hinzu auch der unsrigen, dem treuen Freunde ihre Hand gereicht haben. —

Anhang.

Minna Perzlieb,

die "Gttilie" in Goethe's Bahlverwandtschaften.



Minna Herzlieb,

Goethe's "Ottilie" in den "Wahlvermandtschaften".

I.

Ueber die Persönlichkeit, den Charakter und die Lebensschicksale Minna Herzlieb's, sowie über das Verhältniß Goethe's zu ihr, dem wir die Dichtung der "Wahlverwandtschaften" und die Gestalt "Ottilien's" in denselben verdanken, war bis auf den heutigen Tag so gut wie nichts Näheres bekannt.

Die kurzen Andeutungen, welche ich früher darüber nach Leswes' Mittheilungen gegeben hatte, erwiesen sich bei genaueren Nachsorschungen als unrichtig, ja für die späteren Lebensschicksale Minna Herzlieb's die Wahrheit geradezu verkehrend. Das war natürlich und begreislich. Denn Goethe selbst hatte nirgends in seinen bis jetzt bekannt gewordenen Briesen und Tagebüchern sich irgendwie über das Original seiner "Ottilie" ausgelassen; auch Riemer, der bei der Frage über die Entstehung von Goethe's Sonetten, deren sich bekanntlich Bettina ihrer Zeit einen Theil als an sie gerichtet anzueignen versuchte, hatte das ihm sehr gen au bekannte Verhältniß in seinem Buche mit der Andeutung abgesertigt, die nähere Auseinandersetzung, wesspalb jene Gedichte nicht an Vettina gerichtet oder auf sie gesbichtet seine könnten, könne nicht gegeben werden*). Die eins

1

^{*)} Riemer: Mittheilungen über Goethe I, S. 34-35.

•

Minna Herzlieb,

Goethe's "Ottilie" in den "Wahlvermandtschaften".

I.

Ueber die Persönlichkeit, den Charakter und die Lebenssschicksale Minna Herzlieb's, sowie über das Verhältniß Goethe's zu ihr, dem wir die Dichtung der "Wahlverwandtschaften" und die Sestalt "Ottilien's" in denselben verdanken, war bis auf den heutigen Tag so gut wie nichts Näheres bekannt.

Die kurzen Andeutungen, welche ich früher darüber nach Leswes' Mittheilungen gegeben hatte, erwiesen sich bei genaueren Nachforschungen als unrichtig, ja für die späteren Lebensschicksale Minna Herzlieb's die Wahrheit geradezu verkehrend. Das war natürlich und begreislich. Denn Goethe selbst hatte nirgends in seinen bis jetzt bekannt gewordenen Briesen und Tagebüchern sich irgendwie über das Original seiner "Ottilie" ausgelassen; auch Riemer, der bei der Frage über die Entstehung von Goethe's Sonetten, deren sich bekanntlich Bettina ihrer Zeit einen Theil als an sie gerichtet anzueignen versuchte, hatte das ihm sehr gen au bekannte Verhältniß in seinem Buche mit der Andeutung abgesertigt, die nähere Auseinandersetzung, wesshalb jene Gedichte nicht an Bettina gerichtet oder auf sie gesdichtet sein könnten, könne nicht gegeben werden*). Die eins

^{*)} Riemer: Mittheilungen über Goethe I, S. 34-35.

iber, welche vor allen andern Aufschlüsse zu geben vershätten, die Mitglieber der Familie Frommann, in deren Goethe Minna Herzlieb kennen lernen, hatten oder glaubstünde zu haben, keine solche Aufklärungen zu veröffentsund selbst offenbar falsche und unrichtige Mittheilungen, nicht nur in untergeordneten litterarischen Produktionen, i felbst in einem Buche, wie die Lewes'sche Biographie 's, zu Tage traten, unberichtigt zu lassen.

b doch giebt es unter sämmtlichen, immer aus dem eignen treise entnommenen und in demselben wurzelnden, dichtes Frauengestalten Goethe's teine, bei der es für das ästhes und psychologische Verständniß der dichterischen Gestalt anter und wichtiger wäre, das zu Grunde liegende Oriser Wirklichteit näher zu kennen, als eben die "Ottilie" Bahlverwandtschaften". Denn keine derselben erscheint

dem Leben gezeichnet, als diese; und bei keiner finden gleichem Grade jene, offen aus dem Rahmen der Poesie wetende, leidenschaftliche Reigung des Dichters zu feinem

härfer eindringenden Betrachter, auch ohne daß ihm irvelche Kenntnig der wirklichen Gestalt zur Seite steht.

ofe, die sich uns bei dieser Gestalt ber Dichtung fühlbar und auf die ich in meiner Darstellung mehrfach hingehabe*).

her gereichte es mir benn auch zu nicht geringer Befrieaus ben mir — veranlaßt durch einen Zufall, ber mich teren Nachfragen anregte, — gewordenen Mittheilungen, dieselben immer noch von wünschenswerther Bollstänweit entfernt sind, mehr und mehr die Bestätigung

^{. &}quot;Goethe's Frauengeftalten" Th. 11, G. 216.

meiner Ansicht zu gewinnen. Diese Mittheilungen kamen mir von sehr verschiedenen Seiten, zu deren näherer Bezeichnung ich kein Recht habe, wie denn eine solche auch für die Sache selbst gleichgültig ist. Nur soviel darf ich bemerken, daß dieselben insgesammt von Personen herrühren, welche der Dahingeschiedenen im Leben sehr lange nahe gestanden haben.

II.

Christiane Friederike Wilhelmine Herzlieb, geboren am 22. Mai 1789, war die älteste Tochter des Superintendenten und Oberpfarrers Christian Friedrich Karl Herzlieb in dem Städtchen Züllichau, eines Mannes von vielseitigem gründlichen Wissen und überaus liebenswürdigem Wesen. Als solchen lernte ihn mein Vater Joh. Ab. Stahr kennen, der als Primaner des Züllichan'schen Pädagogiums mit andern Primanern seines Unsterrichts in der Lektüre der lateinischen Klassiker genoß und, wie ich aus seiner handschriftlichen Selbstbiographie ersehe, das Haus dessehen, das er in den Jahren 1791—1793 häusig bessuchen durfte, als eines für die bildende Förderung von Geist und Herz sehr wohlthätigen Berkehrs dankbar erwähnt.

Minna wurde früh eine Waise. Sie verlor ihren Bater als sie noch nicht volle fünf Jahre, ihre Mutter als sie acht Jahre alt war. Beide Eltern starben jung — der Vater kaum vierunddreißig, die Mutter erst neununddreißig Jahre alt, — und beide an Schwindsucht. Die verwaisten Kinder, zwei Söhne und zwei Töchter, wurden von Berwandten und Bekannten aufgenommen, Minna in dem Hause eines wohlhabenden In-

bustriellen, des Kommerzienraths Müller in Züllichau, dessen Bruder als Bormund für die Waisen bestellt war. Als sie mehr und mehr heranwuchs, drang der letztere darauf, daß Minna, da ihr bisheriger Beschützer unverheiratet war, in eine andere Familie gebracht werde. Zu den Besreundeten von Minna's Eltern gehörte auch der Buchhändler Frommann, der im Jahre 1789 von Züllichau mit seiner Familie nach Jena übergesiedelt war, und sich bereitwillig erbot, die verwaiste Tochter des Freundes in sein Haus zu weiterer Erziehung und Ausbildung auszunehmen. Bald darauf starb ihr erster Pflegevater in Züllichau (1804), nicht ohne ihrer in seinem Testamente mit einem kleinen Bermächtniß gedacht zu haben, dessen Kente der von Hause aus mittellosen Waise sehr zu Statten kam.

Das Fromann'sche Haus in Jena gehörte zu benjenigen, in welchen Goethe bei seinen zahlreichen, längeren oder kürzeren Ausenthalten in dieser Stadt mit am liebsten und häusigsten weilte, und wohl dürfte eine Schilderung dieses Hauses und des in demselben sich um Goethe bewegenden Kreises, wie sie allein die noch lebende Tochter des Hauses zu geben vermöchte, zu den dankenswerthesten Mittheilungen aus jener erinnerungszreichen Zeit und über Goethe's nächste Lebensbezüge gehören*). In diesem Hause war es, wo Goethe Minna Herzlieb kennen lernte. Die Geschichte dieses Kennenlernens und seiner weiteren Entwicklung in Goethe's Herzen erzählt das fünste der später an sie gerichteten Sonette, überschrieben:

4

^{*)} Anmerk. zur vierten Aufl.: Ist jetzt geschehen durch J. J. Frommann: "Das Frommann'sche Haus und seine Freunde." Jena 1870.

Machsthum.

Als kleines art'ges Kind nach Feld und Auen Sprangst Du mit mir, so manchen Frühlingsmorgen. "Für solch' ein Töchterchen, mit holden Sorgen, Wöcht ich als Vater segnend Häuser bauen!"

Und als Du anfingst in die Welt zu schauen, War Deine Freude häusliches Besorgen. "Solch' eine Schwester, und ich wär' geborgen; Wie könnt ich ihr, ach! wie sie mir vertauen!"

Nun kann den schönen Wachsthum nichts beschränken, Ich sühl im Herzen heißes Liebetoben. Umfass' ich sie Schmerzen zu beschwicht'gen?

Doch ach! nun muß ich Dich als Fürstin benken: Du stehst so schroff vor mir emporgehoben; Ich beuge mich vor Deinem Blick, bem slücht'gen.

Es bedarf keiner prosaischen Uebertragung dieses poetischen Bestenntnisses, das in so ausgesprochener Weise den Entwicklungssang der Gefühle des Dichters von väterlicher Liebe zu brüderslicher Empfindung und endlich zu heftigster Liebesleidenschaft aufzeigt. Für die Zeit des Aufslammens der letzteren haben wir einen bestimmten Anhaltspunkt in dem sechzehnten Sonette, mit der Ueberschrift "Epoche":

"Mit Flammenschrift war innigst eingeschrieben Petrarka's Brust vor allen anbern Tagen Charfreitag. Ebenso, ich barf's wohl sagen, Ist mir Abvent von achtzehnhundertsieben. Ich fing nicht an, ich fuhr nur fort zu lieben Sie die ich früh im Herzen schon getragen, Dann wieder weislich aus dem Sinn geschlagen, Der ich nun wieder bin an's Herz getrieben.

Petrarka's Liebe, die unendlich hohe, War leider unbelohnt und gar zu traurig, Ein Herzensweh, ein ewiger Charfreitag;

Doch stets erscheine fort und fort die frohe, Stiß, unter Palmenjubel, wonneschaurig, Der Herrin Ankunft mir, ein ew'ger Maitag."

Nach diesem Gebicht war es der Adventsonntag des Jahres 1807, welcher für Goethe die Ueberzeugung brachte, daß er wieder geliebt sei. Er war damals achtundfünfzig Jahre alt, und es ist nicht zu verwundern, daß das Herz, das noch im vierundsiebzigsten die Glut der Liebe zu empsinden in so hohem Maaße fähig mar, wie es die bekannte Marienbader Liebes= episode mit Ulrike von Lewezow und die daraus hervorgegan= gene Trilogie der Leidenschaft beweist — es ist nicht zu ver= wundern, sagen wir, daß dasselbe Dichterherz fast zwanzig Jahre jünger in Theilnahme, in Neigung , und zuletzt in Leidenschaft zu entbrennen vermochte für ein weibliches Wesen, über deffen bezaubernde Anmuth, Liebenswürdigkeit und seltene Schön= heit alle Zeugnisse der Zeitgenossen eben so übereinstimmen, wie sie in ihr nach allen Hauptzügen ihres Wesens die Ottilie der Goethe'schen Dichtung wiedererkennen lassen. Zwar hat man mir von einer gewissen Seite her die Meinung beibringen wollen: daß "eine Leidenschaft" Goethe's für Minna Herzlieb nicht stattgefunden habe. Indeß diese Meinung, gegen welche



Goethe's eignes Bekenntniß spricht*), verdient keine ernsthafte Widerlegung. —

Anders und fraglicher scheint sich bie Sache im Betreff ber von dem Dichter Geliebten zu stellen. Doch auch hier spricht mehr als ein Umstand dafür, daß Minna Herzlieb in dieser ersten Periode ihres Aufenthaltes in Jena, wohin sie als halbentwickeltes Kind von 12 bis 13 Jahren gekommen war, von unbefangener kindlicher Neigung und Berehrung, die sich mit den Jahren immer bewußter gestaltete, zu vollerer Herzensnei= gung und zu jener Erwiederung der Liebe fortschritt, die der Dichter in seinen Sonetten mit so freudiger Begeisterung als ihn beglückend ausspricht. In jener von dem Dichter als "Epoche" erwähnten Abventszeit des Jahres 1807, die er vom 11. November bis 18. December in Jena verlebte, war Minna Herzlieb im 19ten Jahre. Sie stand im einundzwanzigsten als sie im Jahre 1809 aus Jena und dem Frommann'schen Hause entfernt wurde, wozu die Berheiratung ihrer jungeren Schwe= ster den Anlag bot. Der wahre Grund indessen scheint in der wohlgemeinten Absicht der Freunde gelegen zu haben, sie aus dem Goethe'schen Gesichtstreise zu entfernen, und ein Zusam= mensein zu trennen, welches möglicherweise zu ernsthaften Berwicklungen führen konnte. Denn Goethe war verheiratet; er hatte erst ein Jahr vor jenem Aufglühen seiner Leidenschaft für Minna Herzlieb seiner Che mit Christiane Bulpius die kirchlich-bürgerliche Weihe gegeben, und der Gedanke an eine Trennung dieser seiner Ehe, konnte ihm, wenn er sich auch mit dem Thema der Chescheidungsfrage, und wir aus dem bereits im Jahre 1807 entworfenen Plane der "Wahlverwandtschaften"

^{*)} S. oben S. 199.

sehen, damals in der Theorie lebhaft beschäftigte, bei seinen Berhältnissen wohl schwerlich in den Sinn kommen, wenn auch die Freunde etwas dergleichen befürchten mochten.

Diese erste Periode ihres Jenaischen Aufenthalts ist der Glanzpunkt in Minna Herzlieb's Leben. Die Anszeichnung, welche ihr Goethe angedeihen ließ, stellte sie in den Mittel= punkt zahlreicher Huldigungen. Zacharias Werner, Riemer, Gries und Andere feierten in Gedichten, die sie ihr offen mit= theilten, ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit, mahrend Goethe ihr die seinigen immer nur im Geheimen zustellte, wobei ihre Pflegemutter, Frau Frommann nicht unterließ, sie wiederholt darauf hinzuweisen, daß diese poetischen Huldigungen nicht ihr allein sondern wohl auch anderen gelten dürften. Die Hand= schriften dieser Gedichte, sowie die Briefe, welche Goethe in dieser und noch in späterer Zeit an sie richtete, sollen verloren Nach einer mir gewordenen Mittheilung soll sie selbst gegen eine Freundin*) ein Jahr vor ihrem Tode geäußert haben, daß sie dieselben verbrannt habe. Doch haben wir Grund anzunehmen, daß diese Mittheilung irrig und daß jene kostbaren Reliquien noch irgendwo vorhanden sind.

Aus jener Zeit sind uns auch zwei Bildnisse Minna Herzlieb's erhalten. Das eine, ein kleines Medaillonbrustbild von einer Dilettantenhand in Wasserfarben gemalt, zeigt sie uns fast noch als Kind von etwa dreizehn bis vierzehn Jahren mit braunem Lockenhaar, das hinten in einen kunstlosen Knoten geschlungen, vorn an der Stirn in Locken aufgekraust, das lieblichste Gesichtchen mit den anmuthvollsten jugendlichen Zügen einrahmt**). Der Ausdruck ist der eines gespannten Ausmerkens,

^{*)} Fraul. Alwine Frommann, atademische Künftlerin, in Berlin lebend.

^{**)} Im Besitz bes Herrn L. Müller in Züllichau.

als ob sie einen Auftrag entgegenzunehmen beflissen sei. zweite, von der tüchtigen Weimarischen Hofmalerin Louise Seid= ler*) in Del gemalt, im Besitze der noch lebenden jüngeren Schwester befindlich, zeigt sie uns als vollerblühte Jungfrau im zwanzigsten Jahre. Es ist über halbe Figur, in landschaft= licher Umgebung. Ein Tuch über die linke Schulter geschlagen läßt rechten Urm und Hand und die schöne Buste der stattlich schlanken Gestalt völlig frei. Das enganschließende helle, dicht unter dem Busen gegürtete Gewand geht bis hoch zum Halse hinauf, der von einer mehrfachen ausgezackten breiten "Freese" in der Art eines Stuartkragens umschlossen ist. ist nach oben von einer starken dunklen Haarflechte umgeben; das sanfte, wahrhaft engelgleiche Gesicht, an beiden Seiten der Schläfen von den Hängeloden des schlicht gescheitelten, leise ge= wellten Haares eingefaßt, die Augen von einem unaussprechlich tiefen, sinnenden und zugleich fragenden Ausdrucke, der Kopf feines Oval, der geschlossene Mund von außerordentlicher Lieb= lichkeit, der Ausdruck endlich des Ganzen überaus fanft, aber von einer gewissen geheimnisvollen Insichzuruckgezogenheit. ist mit einem Worte durchaus die Gestalt der "Ottilie" in den Wahlverwandtschaften, die hier in vollkommen entsprechendem Bilde vor uns steht, und die ich mir wenigstens, seit ich dies Portrait gesehen, nicht anders vorzustellen vermöchte.

^{*)} Einiges Nähere über diese Künstlerin findet man in Guhl's Buche: Die Frauen in der Kunstgeschichte (Berlin 1858) S. 287.

Ш.

Und nicht bloß das Aeußere von Minna Herzlieb's Erscheinung, sondern auch das innere Wesen erscheint nach Charakter und Eigenart dem dichterischen Abbilde der Wahlver= wandtschaften burchaus entsprechend. Ich lasse barüber einige zuverlässige Mittheilungen noch lebender Bersonen, die ihr im Leben nahe gestanden haben, folgen, ohne dieselben zu nennen. So schreibt die eine derselben, daß sie vor ihm stehe als "eine hohe, schlanke, imponirende Gestalt, schönes Auge, schöne, freund= liche anziehende Mienen, ein wohlklingendes Organ, durchaus anmuthiges Behaben; in der Kleidung einfach aber gewählt, und geschmachvoll. Nicht was man gelehrt nennt, vielleicht auch nicht durch vorzüglichen Schulunterricht gebildet, aber ausgestattet mit nachdenkendem tieferfassenden Geiste. herrlichen Bergen, dem tiefften und treuesten Pflichtge= fühl, Freude und Leid anderer innig mitempfindend, fern von aller Selbstsucht, sich vielmehr für Andere freudig aufopfernd. So habe ich sie kennen gelernt und durch mehr als funfzig Jahre gekannt. Freilich verlangt die Wahr= heit hinzufügen: häufig zerstreut, was sie selber gern zuge= stand, und von schwärmerischer Reigung."

Ein anderer meiner Berichterstatter, der sie gleichfalls "von Jugend auf gekannt und alle Gelegenheit gehabt hat sie richtig zu erkennen", läßt sich ähnlich über sie vernehmen. "Minna Herzlieb", heißt es in seinem Briefe, "lebte nur für Andere, und dachte immer zuletzt an sich. Sie wurde von Hoch und Niedrig, Jung und Alt, Gebildeten und Ungebildeten von Jugend auf bis in ihr hohes Alter verehrt und von allen ihr nahe stehenden geliebt. Ich habe niemals auch nur einen

Gebanken von Koketkerie an ihr wahrgenommen. Bei der unsgemeinen Weichheit ihres Semüths wohnte ihr doch ein übersaus strenges Pflichtgefühl bei. Ich habe sie zuweilen, bei der Erziehung eines kleinen Mädchens Thränen vergießen sehen, weil sie dem Kinde einen gehegten Wunsch nicht erfüllen durste, ohne von ihren, sehr richtigen Erziehungsgrundsätzen abzuweischen, in welchen sie sich aber nicht beirren ließ. Und dabei war sie doch ein so schwankender Charakter, daß sie stets einer Leitung bedurste, so widersprechend dies auch klingen mag."

Eine britte Mittheilung über ihre Erscheinung und ihr Wesen in der Jenaischen Zeit bis in die zwanziger Jahre lautet: "Eine regelmäßig schöne Gesichtsbildung hatte sie zwar nicht, aber ihr reiches bunkles Haar, und ihre großen braunen Augen mit dem unbefangen freundlichen Ausdrucke, der auch um ihren Mund spielte, ließen nicht an das denken, was ihr etwa fehlen möchte, zumal da Alles in Harmonie war mit ihrer schlanken mittelgroßen Gestalt, und mit der Anmuth ihrer Bewegungen, beseelt durch natürliches Wohlwollen und be= scheidnes, hingebendes, auf alle stillen Bunsche und Bedürfnisse der Andern aufmerksames und zugleich nectisches Wesen. Go war es natürlich, daß sie auf alle, die ihr nahten, einen unwiderstehlichen Zauber übte" — ("eine reale Zaubrerin" nennt sie eine andere Mittheilung), "der ihr auch noch in späteren Jahren die Herzen gewann. Ihre Ge= müthsart und ihr Wesen hat Goethe in der Schil= derung Ottilien's so weit sie sich ihm offenbarten, (?) treu wiedergegeben; die fernere Entwicklung der Begebenheiten des Romans ist jedoch seine freie Schöpfung. Das spätere Leben Minna Herzlieb's war kein glückliches."

Eine vierte Mittheilung endlich, herrührend von einer Seite,

Ш.

Und nicht bloß das Aeußere von Minna Herzlieb's Er= scheinung, sondern auch das innere Wesen erscheint nach Charakter und Eigenart dem dichterischen Abbilde der Wahlver= wandtschaften durchaus entsprechend. Ich lasse darüber einige zuverlässige Mittheilungen noch lebender Personen, die ihr im Leben nahe gestanden haben, folgen, ohne dieselben zu nennen. So schreibt die eine derselben, daß sie vor ihm stehe als "eine hohe, schlanke, imponirende Gestalt, schönes Auge, schöne, freundliche anziehende Mienen, ein wohlklingendes Organ, durchaus anmuthiges Behaben; in der Kleidung einfach aber gewählt, und geschmackvoll. Nicht was man gelehrt nennt, vielleicht auch nicht durch vorzüglichen Schulunterricht gebildet, aber ausgestattet mit nachbenkendem tieferfassenden Geiste. Von einem herrlichen Bergen, dem tiefften und treuesten Bflichtge= fühl, Freude und Leid anderer innig mitempfindend, fern von aller Selbstsucht, sich vielmehr für Andere freu= dig aufopfernd. So habe ich sie kennen gelernt und durch mehr als funfzig Jahre gekannt. Freilich verlangt die Wahr= heit hinzufügen: häufig zerstreut, was sie selber gern zuge= stand, und von schwärmerischer Reigung."

Ein anderer meiner Berichterstatter, der sie gleichfalls "von Jugend auf gekannt und alle Gelegenheit gehabt hat sie richtig zu erkennen", läßt sich ähnlich über sie vernehmen. "Minna Herzlieb", heißt es in seinem Briefe, "lebte nur für Andere, und dachte immer zuletzt an sich. Sie wurde von Hoch und Niedrig, Jung und Alt, Gebildeten und Ungebildeten von Jugend auf bis in ihr hohes Alter verehrt und von allen ihr nahe stehenden geliebt. Ich habe niemals auch nur einen

Gedanken von Koketterie an ihr wahrgenommen. Bei der unsgemeinen Weichheit ihres Gemüths wohnte ihr doch ein übersaus strenges Pflichtgefühl bei. Ich habe sie zuweilen, bei der Erziehung eines kleinen Mädchens Thränen vergießen sehen, weil sie dem Kinde einen gehegten Wunsch nicht erfüllen durste, ohne von ihren, sehr richtigen Erziehungsgrundsätzen abzuweischen, in welchen sie sich aber nicht beirren ließ. Und dabei war sie doch ein so schwankender Charakter, daß sie stets einer Leitung bedurste, so widersprechend dies auch klingen mag."

Eine dritte Mittheilung über ihre Erscheinung und ihr Wesen in der Jenaischen Zeit bis in die zwanziger Jahre lautet: "Eine regelmäßig schöne Gesichtsbildung hatte sie zwar nicht, aber ihr reiches dunkles Haar, und ihre großen braunen Augen mit dem unbefangen freundlichen Ausdrucke, der auch um ihren Mund fpielte, ließen nicht an das denken, was ihr etwa fehlen möchte, zumal da Alles in Harmonie war mit ihrer schlanken mittelgroßen Gestalt, und mit der Anmuth ihrer Bewegungen, beseelt durch natürliches Wohlwollen und be= scheidnes, hingebendes, auf alle stillen Bunsche und Bedürfnisse der Andern aufmerksames und zu= gleich neckisches Wesen. Go war es natürlich, daß sie auf alle, die ihr nahten, einen unwiderstehlichen Zauber übte" — ("eine reale Zaubrerin" nennt sie eine andere Mittheilung), "der ihr auch noch in späteren Jahren die Herzen gewann. Ihre Ge= müthsart und ihr Wesen hat Goethe in der Schil= derung Ottilien's so weit sie sich ihm offenbarten, (?) treu wiedergegeben; die fernere Entwicklung der Begebenheiten des Romans ist jedoch seine freie Schöpfung. Das spätere Leben Minna Herzlieb's war kein glückliches."

Eine vierte Mittheilung endlich, herrührend von einer Seite,

von welcher vielleicht die allerumfassendsten Aufschlüsse erwartet werden durften, bestätigt die bisher gegebenen Berichte in allen wesentlichen Theilen, beschränkt sich aber in manchen andern Punkten, welche für das Lebensschicksal Minna Herzlieb's von hoher Wichtigkeit sind, auf nicht immer verständliche Andeutun= gen. Es sei sehr schwer, beißt es in berfelben, ein Bilb von ihr zu geben. "So viel weibliche Geschicklichkeit, Talente und Tugendert sie auch besaß, so lieblich sie gern mittheilte, — in der letten Tiefe blieb ein Berschloffenes, Berschleiertes ihr Eigen." — "Eine solche Krankenpflegerin möchte nicht leicht gefunden werden. Gern theilte sie Leid und Freude mit Andern; aber bei Allem was sie hatte und war, hat das, was ihr fehlte, ihr selbst und Anderen tiefes Leid bereitet. Ihr fehlten Rlarheit und Entschluß, was ihr im Tagesleben für Biele ben größten Reiz gab. Wer sie gekannt, kann sie nicht ver= gessen, aber es bleibt schwer ein Bild von ihr zu geben, weil sie gern vor grellem Tageslichte sich in ihr Schneckenhaus zu= rudzog und leicht verletzt mar."

IV.

Die erste Periode von Minna Herzliebs's Aufenthalte in Jena und im Frommann'schen Hause währte bis zum Ansange des Jahres 1809. Dieser Aufenthalt hatte sie geistig über ihre Jahre entwickelt, mährend alle Huldigungen, deren Gegensstand sie von Seiten so vieler bedeutender Personen, und vor allen Goethe's selbst war, die tiese Bescheidenheit ihres Wesens nicht zu verringern vermochten. Ganz wie bei der Ottilie der Wahlverwandtschaften war ihre Entwicklung eine späte und langsame, und selbst die Talente, mit welchen sie vorzugsweise

begabt war, das des Gesanges und besonders des Zeichnens, entfalteten sich nur allmälig, und es war immer mit einer ge= wissen zagenden Scheu, daß sie dieselben zu produciren magte. Allein die Umgebung, in welcher sie lebte, war wohl geeignet ihr bei ihrer Entwicklung fördernd zu Hülfe zu kommen. Das Frommann'sche Haus war ein Mittelpunkt edelster Geselligkeit, ästhetisch=litterarischer sowie wissenschaftlicher Interessen, gern besucht von allen bedeutenden Männern und Frauen, die in den Jahren von 1807 bis 1809 und späterhin theils dauernd, theils vorübergehend in Jena weilten, alle überstrahlend, alle erleuchtend und erwärmend Goethe. Und dieser Mann liebte ste, gestand ihr, daß er sie liebte, war ihr aufgegangen als "ber Stern ihrer Jugend!" Wir finden ihn in den Jahren von 1807 — 1808 überaus häufig und lange in Jena verweilend, wo er oft am Theetische der Frau Frommann die Gesellschaft durch Vorlesung neuer Produktionen erfreute*). Zu diesem gehörte auch das leider unvollendet gebliebene Festspiel Pandora, ein Gedicht, in welchem man jetzt den vollen Herzschlag des Dichters und seiner damaligen glücklich = unglückseligen Liebe zu vernehmen glaubt.

"Trostlos zu sein ist Liebenden der schönste Trost!" Er sollte ihn bald selber nöthig haben, diesen Trost der Trost= lostgkeit. Denn bald darauf ward die Geliebte seinem Gesichts= kreise entrückt, und wohl konnte er selbst klagend von sich sagen, was er dem Epimetheus seiner Dichtung in den Mund legt:

> "Mühend versenkt ängstlich ber Sinn Sich in die Nacht; suchet umsonst Nach der Gestalt. Ach! wie so klar Stand sie im Tag sonst vor dem Blick, Schwankend erscheint kaum noch das Bilb."

^{*)} S. Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel I, S. 318, 323 und 325.

Mit aller Kraft wandte er sich zur Vollendung der "Wahlver= wandtschaften", in der dichterischen Beschäftigung mit dem Bilde ber von ihm geschiedenen Geliebten Befreiung von seinem Schmerze, und in ben Bezeichnungen des "lieben", des "guten", des "schönen", des "berrlichen", des "himmlischen Kindes", mit denen er die von ihm geschaffene Gestalt Ottilien's verherrlichte, zugleich seiner eignen Liebe für das Urbild Genüge zu thun suchend. Schon im September 1809 sandte er den ersten Theil der Dichtung an seinen alten Freund Knebel nach Jena. Doch muß die Aufnahme, welche sie bei diesem fand, keine allzu= günstige gewesen sein; benn als ihn Anebel um ben zweiten mit Spannung erwarteten Theil bat, schrieb er ihm zurud: "Den zweiten Theil meines Romans schicke ich Dir nicht, Du möchtest mich darüber noch mehr, als über den ersten aus= schelten"*). Der hier gemeinte Brief Knebels fehlt in der Sammlung! wie benn überhaupt bei der Redaction derselben durch den Kanzler von Müller und Riemer sehr eigenmächtig verfahren worden ist.

Inzwischen war Minna Herzlieb zu ihren Anverwandten nach ihrer Vaterstadt Züllichau zurückgegangen. Wir können die Ursachen nur vermuthen, aus welchen sich der kurze Besuch, auf den es ansangs abgesehen gewesen zu sein scheint, immer länger hinauszog. Aber gewiß ist, daß sich ihre Abwesenheit von Jena auf drei bis vier Jahre ausdehnte. Ebenso ist es unbekannt, ob ein brieslicher Zusammenhang während dieser Zeit mit Soethe stattsand; denn alle Nachrichten über ihren Brieswechsel mit ihm und der Verbleib dieses Brieswechsels selbst, sind zur Zeit noch, wie ich bereits angedeutet habe und unten berichten werde, in ein undurchdringliches Seheimniß ge=

^{*)} Brief vom 21. Ottbr. 1809. Goethe und Knebel I, S. 852.

hüllt. Gewiß ist nur soviel, daß mit dieser Periode die Trasgödie ihres Herzensschicksals begann, in deren Katastrophe dieses holde ganz zum Glück edelster Liebe geschaffene Wesen zuletzt mit völlig versehltem Leben und gebrochenem Geiste als Opfer fallen sollte.

Geschaffen, überall wo sie erschien, Liebe zu erwecken, fand sie dieselbe auch in Züllichau wieder. Ein junger schlesischer Abliger, von Schweinitz, ber damals auf der Anstalt zu Züllichau und später in Leipzig seine Studien machte, entbrannte in Liebe zu ihr, und Minna theilte bald seine Neigung. Aber die Mut= ter des jungen Mannes versagte ihre Einwilligung zu der Berbindung des Sohnes mit der bürgerlichen mittellosen, ihr persönlich unbekannten Waise. Das starke Pflichtgefühl, das, wie wir gesehen haben, einen Hauptzug in Minna's Charafter bil= det, ließ ihr darnach keine Wahl. Sie selbst löste eine Ber= bindung, welcher die Einstimmung und der Segen der Mutter fehlten, trop des leidenschaftlichen Widerstrebens des jungen Mannes, der bald barauf in den Freiheitskampf zog und in demselben oder kurz nach demselben seinen Tod fand. Zu spät bereute es seine Mutter, wie sie selbst gestand, als sie nach dem= selben die Geliebte des Sohnes persönlich kennen lernte: durch ihre versagte Einwilligung das Glück zweier jungen Herzen zerstört zu haben.

Bon da ab blieb Minna Herzlieb's weiteres Jugendleben eine fortlaufende Kette herben Mißgeschicks und bitterer Entstäuschungen. Es schien, — wie eine der mir berichtenden Perssonen, welche diese Herzenswirren mit durchlebte — sich außedrückt: als ob es ein grausames Schicksal darauf angelegt habe, über ein junges, schönes, liebewerthes, mit allem Reize edelster Weiblichkeit so reich ausgestattetes Geschöpf das Schwerste und

Härteste zu verhängen, was einem Frauenherzen widerfahren kann.

Minna Herzlieb, auch nach lösung jenes ersten Verlöbnisses vielfach umworben, hatte sich, als sie im Herbste des Jahres 1812 nach Jena in das Frommann'sche Haus zurückehrte, bereits wieder einem jungen Gelehrten verlobt, ohne der Frommann'schen Familie vorher davon Mittheilung zu machen. Bielleicht lag bei der Zusage, welche sie diesem Bewerber, einem jungen Professor, vor ihrer Rückfehr nach Jena gab, bei ihr der Gedanke zum Grunde: daß es sicherer und für alle Theile besser sei, wenn sie in die Nähe Goethe's als Berlobte eines Andern zurückehre. Allein auch diese Verbindung zerschlug sich, ohne ihre Schuld, durch den Wankelmuth ihres Berlobten, eines unbedeutenden Menschen, der ihren Werth so wenig erkannte, daß er ihr eine Andere vorzog. Sie ertrug es mit Ruhe und Fassung, denn ihre Natur war von aller Leidenschaftlichkeit fern. andere Berbindungen, die sich nach dieser Episode knüpften, und von denen die letzte ganz für sie geschaffen schien, lösten sich ebenfalls ohne alle Schuld von ihrer Seite, die letzte nicht ohne großen Schmerz, da sie diesen Mann, der ihr eine leiden= schaftliche Liebe entgegenbrachte, sich aber durch eine frühere Verpflichtung in seinem Gewissen und seiner Ehre gebunden hielt, wieder zu lieben sich nicht enthalten konnte.

In dieser Zeit, bald nach ihrer Rückkehr in das Frommann's sche Haus scheint nach der Lösung jenes ersten Verlöbnisses eine lebhafte Wiederannäherung Goethe's an Minna Herzlieb oder doch eine Wiedererweckung seines Schmerz-Gefühls über den ersten Verlust der von ihm Geliebten und Geseierten stattgefuns den zu haben. Ich habe dafür allerdings, bei der strengen Zurückhaltung und Absperrung aller andern Quellen, nur ein

einziges Zeugniß gefunden. Aber dies Zeugniß für seine Liebe ift vielsagend, obschon es nur in wenigen Worten besteht; benn es ist das Zeugniß Goethe's selbst. Im ersten Bande der Auf= zeichnungen, Tagebücher und Briefe von Sulpice Boisseré, welche beiläufig einen der wichtigsten Beiträge zur Kenntniß von Goethe's Wesen und späterem Leben bilben — erzählt der= selbe sein brittes längeres Zusammensein und seine Gespräche mit Goethe in Wiesbaden, Frankfurt, Heidelberg, Carlsruhe während der Monate August, September und Oktober des Jahres 1815. Am Schlusse dieses Zusammenseins, während dessen Goethe sich mit einer bei ihm seltenen und durch das Leben in der Fremde gesteigerten Offenheit und Vertraulichkeit dem von ihm hochgeschätzten und geliebten jungeren Freunde über vieles Persönliche ausgesprochen hatte, kamen sie auch auf die "Wahlverwandtschaften" zu sprechen, wobei Goethe "Gewicht darauf legte, wie rasch und unaufhaltsam er die Katastrophe herbeigeführt habe". Dann heißt es weiter: "die Sterne waren aufgegangen; er sprach von seinem Berhältniß zur "Ottilie", wie er sie lieb gehabt, und wie sie ihn unglücklich gemacht. Er wurde zulett fast räthselhaft ahn= bungsvoll in seinen Reben"*).

Es ist dies unter Allem, was von und über Goethe bisher veröffentlicht worden ist, die einzige Stelle, an welcher er selbst dieses seines Verhältnisses zu dem Original seiner Ottilie der Wahlverwandtschaften gedenkt. Um so mehr ist es daher zu beklagen, daß sich Boissers bei der Erwähnung dieser intimsten Herzensergießungen des Dichters, gerade hier in den Aufzeich= nungen seines Tagebuchs so überaus kurz gefaßt hat.

^{*)} S. Sulpice Boissere I, S. 289.

Bor mir liegt, während ich dies schreibe, ein Exemplar der Ausgabe von Goethe's Gedichten in zwei Theilen (1815 im Cotta'schen Berlage erschienen), ein Geschenk Goethe's an Minna Herzlieb zu ihrem Geburtstage, und ihr auf dem, dem Titel vorhergehenden Blatte vom Dichter eigenhändig mit den folgenden Bersen seiner schönen, kräftigsesten lateinischen Handsschrift zugeschrieben:

> "Wenn Kranz auf Kranz ben Tag umwindet, Sep dieser auch Ihr zugewandt; Und wenn Sie hier Bekannte findet, So hat Sie Sich vielleicht erkannt."

Jena am 22. Mai 1817.

Goethe.

Gegenüber auf der inneren Deckelseite des Bandes ift die von dem blauen Couverte abgeschnittene Aufschrift von Goethe's Hand: An Fräulein Wilhelmine Herzlieb, sorgfältig eingeklebt. Man sieht es ben Zügen ber Schrift an, wie sehr ber Schrei= bende beflissen gewesen ist, denselben den saubersten Ausdruck zu geben, und wie er mit langsam verweilender Hand die Worte niedergeschrieben hat. Das Gedicht ward später in die Ausgabe letzter Hand aufgenommen, aber ohne die Person und den Tag zu bezeichnen, denen es gewidmet war, bloß unter der Ueberschrift: "Zum Geburtstag mit meinen Kleinen Gebichten". Nur in den "Aufklärenden Bemerkungen" zu vielen diefer Gelegen= heitsgedichte findet sich zu diesem der Zusat: "mit meinen kleinen Gedichten, wo Sie sich auf manchem Blatt wie im Spiegel wiederfinden konnte". Es bezieht sich dieser letztere Zusatz vor allen auf die im zweiten Bande erhaltenen an Sie gerichteten und in ben Jahren 1807-1809 gebichteten Sonette, von denen jedoch in dieser Ausgabe nur die ersten fünf=

zehn mitgetheilt sind. Das sechzehnte und siebzehnte, in welschem letzteren sogar der Name der Geliebten in Form einer Charade ausgesprochen war, mochte der Dichter aus leicht besgreislichen Gründen damals noch nicht veröffentlichen. Und doch hätte es das liebenswürdige Wesen wohl verdient, daß er wenigsstens später bei Gelegenheit jenes Geburtstagsgedichts ihren Namen den Sternen seines- dichterisch verklärten Liebeslebens als einen der reinsten und glänzendsten eingereiht hätte.

Fast ein halbes Jahrhundert bewahrte Minna Herzlieb dies Buch mit seiner Inschrift als eine ihrer kostbarsten Reliquien aus der Zeit ihrer glücklichen Jugend, bis sie es kurz vor ihrem Tode nebst den übrigen Werken Goethe's einer jungen Berswandten, Fräulein B., vermachte. Diese Heilighaltung von Goethe's schriftlichem Andenken ist insofern wichtig, als sie mir den sichern Beweis dafür zu liesern scheint: daß Minna die Originalhandschriften der andern von Goethe an Sie gerichteten und ihr immer von ihm selbst zugestellten Gedichte, so wenig als die von ihm in ihrem Beste besindlichen Briese verbrannt haben wird, obschon die noch lebende Tochter des Frommann's schen Hauses gegen mich behauptete: dies von ihr selbst ein Jahr vor ihrem Tode gehört zu haben. Ich komme auf diesen Bunkt später noch zurück.

Nicht ohne Rührung verweilten meine Augen auf den Blätztern dieses Buches, das so lange Jahre im Besitze der Dahinzgeschiedenen gewesen, ihr in unzähligen Stunden der Trübsal das Andenken an ihren "Jugendstern" tröstend erneuert hatte. Dabei muß ich eines Umstandes gedenken, weil er mir einen charakteristischen Zug ihres Wesens auszusprechen scheint. Auf keinem einzigen aller dieser Blätter nämlich fand ich irgend ein äußerliches Zeichen, eine Randbemerkung, ein unterstrichenes

Vor mir liegt, während ich dies schreibe, ein Exemplar der Ausgabe von Goethe's Gedichten in zwei Theilen (1815 im Cotta'schen Verlage erschienen), ein Geschenk Goethe's an Minna Herzlieb zu ihrem Geburtstage, und ihr auf dem, dem Titel vorhergehenden Blatte vom Dichter eigenhändig mit den folgenden Versen seiner schönen, kräftigsesten lateinischen Handsschrift zugeschrieben:

"Wenn Kranz auf Kranz ben Tag umwindet, Sep dieser auch Ihr zugewandt; Und wenn Sie hier Bekannte findet, So hat Sie Sich vielleicht erkannt."

Jena am 22. Mai 1817.

Goethe.

Gegenüber auf der inneren Deckelseite bes Bandes ift die von dem blauen Couverte abgeschnittene Aufschrift von Goethe's Hand: An Fräulein Wilhelmine Berglieb, sorgfältig eingeklebt. Man sieht es den Zügen der Schrift an, wie sehr der Schreibende beflissen gewesen ist, denselben den saubersten Ausdruck zu geben, und wie er mit langsam verweilender Hand die Worte niedergeschrieben hat. Das Gedicht ward später in die Ausgabe letter Hand aufgenommen, aber ohne die Person und den Tag zu bezeichnen, benen es gewidmet war, bloß unter der Ueber= schrift: "Zum Geburtstag mit meinen kleinen Gedichten". Nur in den "Aufklärenden Bemerkungen" zu vielen diefer Gelegen= heitsgedichte findet sich zu diesem der Zusat: "mit meinen kleinen Gedichten, wo Sie sich auf manchem Blatt wie im Spiegel wiederfinden konnte". Es bezieht sich dieser lettere Busatz vor allen auf die im zweiten Bande erhaltenen an Sie gerichteten und in den Jahren 1807—1809 gedichteten Sonette, von denen jedoch in dieser Ausgabe nur die ersten fünf=

hem letteren sogar der Name der Geliebten in Form einer Charade ausgesprochen war, mochte der Dichter aus leicht besgreislichen Gründen damals noch nicht veröffentlichen. Und doch hätte es das liebenswürdige Wesen wohl verdient, daß er wenigstens später bei Gelegenheit jenes Geburtstagsgedichts ihren Namen den Sternen seines- dichterisch verklärten Liebeslebens als einen der reinsten und glänzendsten eingereiht hätte.

Fast ein halbes Jahrhundert bewahrte Minna Herzlieb dies Buch mit seiner Inschrift als eine ihrer kostbarsten Reliquien aus der Zeit ihrer glücklichen Jugend, bis sie es kurz vor ihrem Tode nehst den übrigen Werken Goethe's einer jungen Verwandten, Fräulein B., vermachte. Diese Heilighaltung von Goethe's schriftlichem Andenken ist insofern wichtig, als sie mir den sichern Beweis dafür zu liesern scheint: daß Minna die Originalhandschriften der andern von Goethe an Sie gerichteten und ihr immer von ihm selbst zugestellten Gedichte, so wenig als die von ihm in ihrem Besitze besindlichen Briese verbrannt haben wird, obschon die noch lebende Tochter des Frommann's schen Hauses gegen mich behauptete: dies von ihr selbst ein Jahr vor ihrem Tode gehört zu haben. Ich komme auf diesen Bunkt später noch zurück.

Nicht ohne Rührung verweilten meine Augen auf den Blätztern dieses Buches, das so lange Jahre im Besitze der Dahinzgeschiedenen gewesen, ihr in unzähligen Stunden der Trübsal das Andenken an ihren "Jugendstern" tröstend erneuert hatte. Dabei muß ich eines Umstandes gedenken, weil er mir einen charakteristischen Zug ihres Wesens auszusprechen scheint. Auf keinem einzigen aller dieser Blätter nämlich fand ich irgend ein äußerliches Zeichen, eine Randbemerkung, ein unterstrichenes

Bor mir liegt, während ich dies schreibe, ein Exemplar der zbe von Goethe's Gedichten in zwei Theilen (1815 im schen Berlage erschienen), ein Geschenk Goethe's an Minna wird zu ihrem Geburtstage, und ihr auf dem, dem Titel tgehenden Blatte vom Dichter eigenhändig mit den folgeersen seiner schönen, kräftigsesten lateinischen Handzugeschrieben:

"Wenn Kranz auf Kranz ben Tag umwindet, Sep dieser auch Ihr zugewandt; Und wenn Sie hier Bekannte findet, So hat Sie Sich vielleicht erkannt."

Jena am 22. Mai 1817.

Goethe.

itber auf der inneren Dedelfeite bes Banbes ift bie von blauen Couverte abgeschnittene Aufschrift von Goethe's : Un Fraulein Wilhelmine Berglieb, forgfältig eingeflebt. fleht es ben Bugen ber Schrift an, wie febr ber Schreis befliffen gemefen ift, benfelben ben fauberften Musbrud ien, und wie er mit langfam verweilender Sand bie Worte geschrieben hat. Das Gebicht ward später in die Ausgabe Sand aufgenommen, aber ohne die Berfon und ben Tag zeichnen, benen es gewidmet war, blog unter ber Ueber-: "Bum Geburtstag mit meinen Meinen Bebichten". Rur n "Aufflärenben Bemertungen" zu vielen biefer Belegenebichte findet fich zu biefem ber Bufat : "mit meinen ı Gebichten, wo Gie fich auf manchem Blatt wie im el wiederfinden tonnte". Es bezieht fich biefer lettere por allen auf bie im zweiten Banbe erhaltenen an Sie zten und in ben Jahren 1807-1809 gebichteten Sonette, menen jedoch in biefer Ausgabe nur bie erften fünfchen letteren sogar der Name der Geliebten in Form einer Charade ausgesprochen war, mochte der Dichter aus leicht besgreislichen Gründen damals noch nicht veröffentlichen. Und doch hätte es das liebenswürdige Wesen wohl verdient, daß er wenigsstens später bei Gelegenheit jenes Geburtstagsgedichts ihren Namen den Sternen seines- dichterisch verklärten Liebeslebens als einen der reinsten und glänzendsten eingereiht hätte.

Fast ein halbes Jahrhundert bewahrte Minna Herzlieb dies Buch mit seiner Inschrift als eine ihrer kostbarsten Reliquien aus der Zeit ihrer glücklichen Jugend, bis sie es kurz vor ihrem Tode nebst den übrigen Werken Goethe's einer jungen Verswandten, Fräulein B., vermachte. Diese Heilighaltung von Goethe's schriftlichem Andenken ist insofern wichtig, als sie mir den sichern Beweis dafür zu liesern scheint: daß Minna die Originalhandschriften der andern von Goethe an Sie gerichteten und ihr immer von ihm selbst zugestellten Gedichte, so wenig als die von ihm in ihrem Beste besindlichen Briese verbrannt haben wird, obschon die noch lebende Tochter des Frommann's schen Hauses gegen mich behauptete: dies von ihr selbst ein Jahr vor ihrem Tode gehört zu haben. Ich komme auf diesen Punkt später noch zurück.

Nicht ohne Rührung verweilten meine Augen auf den Blättern dieses Buches, das so lange Jahre im Besitze der Dahingeschiedenen gewesen, ihr in unzähligen Stunden der Trübsal das Andenken an ihren "Jugendstern" tröstend erneuert hatte. Dabei muß ich eines Umstandes gedenken, weil er mir einen charakteristischen Zug ihres Wesens auszusprechen scheint. Auf keinem einzigen aller dieser Blätter nämlich fand ich irgend ein äußerliches Zeichen, eine Randbemerkung, ein unterstrichenes Wort, oder auch nur einen Bleististstrich an der Seite, die es verrathen hätten, daß dies oder jenes Gedicht oder Wort die Leserin näher berührt hatte, — selbst nicht bei den Gedichten, die, an Sie gerichtet, die Berehrung und Liebe des Dichters sür Sie aussprechen! Ich weiß nicht ob es Andere nachempfinsen, — aber mich erfüllte diese keusche Enthaltsamkeit mit einem Gesühle inniger Berehrung, und ich glaubte auch in diesem Zuge die Ottilie der Wahlverwandtschaften wieder zu erstennen. —

Die Beziehungen, welche seit Minna Herzlieb's Rückehr in das Frommann'sche Haus zwischen ihr und Goethe stattfan= den, sind bis jetzt noch in ein undurchdringliches Dunkel ge= hüllt. Rur eine Spur davon glaube ich, außer ben beiben so eben erwähnten in einem Gedicht aufgefunden zu haben, welches Goethe seinem vertrauten Freunde Sulpice Boissers ein Jahr nach dem oben angeführten Gedichte zu Minna Herzlieb's Geburtstage mittheilte. Es sind dies die unter der Ueberschrift: "Urworte, orphisch" später der Sammlung seiner Gedichte ein= verleibten*) fünf Strophen. Beranlagt wurden sie durch seine Beschäftigung mit den Arbeiten Hermann's, Welker's und an= derer über die griechische Mythologie und die sogenannten Or= phischen Gedichte. Er versuchte es, die in den letteren behandelten Begriffe der Mächte, welche das Leben des Menschen bedingen und gestalten, wie er selbst an Boissers schreibt, "aus eigner Ersahrungs-Lebendigkeit wieder aufzufrischen". So wurde auch dies Gedicht, wie fast alle ähnlichen, ein Gelegenheits= gedicht und zugleich eine Confession, in welcher sich sein eignes Schicksal wiederspiegelte. Das Gedicht ist unterzeichnet: Jena den 21. Mai 1818, also am Borabende von Minna Herzlieb's

^{*)} Werke Ausg. letter Hand III. 101. XLIX. 107 A.

Geburtstage, und war höchst wahrscheinlich zunächst ihr selbst bestimmt, wie es denn auch mit der Anspielung auf den Geburtstag derselben in der ersten Strophe:

"Wie an bem Tag, ber Dich ber Welt verliehen 2c."

beginnt, und im Verlaufe gleichsam eine Geschichte ihres und seines. Schicksals giebt. Die Zeilen der dritte Strophe, in welcher nach der Liebe und ihrem Glücke, das Walten herber "Nothwendigkeit" geschildert wird, lauten:

"Da ist's benn wieber, wie die Sterne wollten: Bedingung und Gesetz und aller Wille Ist nur ein Wollen, weil wir eben sollten, Und vor dem Willen schweigt die Wilklür stille. Das Liebste wird vom Herzen weggescholten, Dem harten Muß bequemt sich Will und Grille. So sind wir scheinfrei denn, nach manchen Jahren, Nur enger bran als wir im Ansang waren."

Und damit kein Zweifel übrig bleibe, wie sehr der Dichter, der es bekanntlich liebte, das Individuelle in ein Allgemeines zu verwandeln, und in dasselbe sein Besonderstes "hinein zu gesheimnissen", hier mit seinem eigenen Schicksale betheiligt war, hat er diese Betheiligung, die ihn "in der Gegenwart" ganz auf dieselbe Weise "gefangen hielt", selbst in dem Commentare ausgesprochen, mit welchem er später diese Stanzen zu begleiten für nöthig sand. In demselben heißt es von dieser Strophe: sie bedürfe wohl keiner Anmerkungen weiter. "Niemand ist, dem nicht Ersahrung genugsame Noten zu solchem Texte darreicht, Niemand, der sich nicht peinlich gezwängt fühlte, wenn er nur Erinnerungsweise sich solche Zustände hervorruse, gar

Mancher, der verzweifeln möchte, wenn ihn die Gegenwart also gefangen hält"*).

V.

Bisher ist von Minna Herzlieb's weiteren Schickseln nur berichtet und auch in den früheren Ausgaben meines Buches nacherzählt worden: "daß sie sich etwa zehn Jahre nach ihrer Rückehr in das Frommann'sche Haus verheiratet und in der Ehe mit einem mäßig geliebten, gleichalterigen Manne eine Art ruhigen Glücks gefunden habe". Aber dieser Bericht, obsichon demselben diejenigen Personen, welche dazu berechtigt und befähigt waren, aus Gründen, die nur ihnen bekannt sein mögen, niemals widersprochen haben, ist leider falsch, ja es ist das absolute Gegentheil der Wahrheit. Denn umgekehrt besann mit dieser Verheiratung grade die tragische Katastrophe in dem Leben des eben so schönen und liebenswürdigen als unglücklichen Wesens.

Es war im Jahre 1821, daß Minna Herzlieb sich mit dem Oberappellationsrathe Walch, Professor an der Universität Jena verheiratete. Er war der Nachkomme eines alten gelehrten Professorengeschlechts, zwanzig Jahre älter als Minna, welche damals im zweiunddreißigsten Jahre stand, ein kenntnißreicher Gelehrter, aber beschränkten, kleinen und engen Geistes, gutmitthig aber pedantisch, schwach von Charakter und ohne Haltung und Würde auch im Neußeren. Dazu war dieses sein Neußeres von abschreckender Häßlichkeit und so bildete auch in dieser, wie in jeder andern Hinsicht seine ganze Erscheinung den

^{*)} Werte: Ausg. lest. Hand XLIX, S. 14.

grellsten Gegensatz zu Minna Herzlieb's vollendeter Anmuth, Schönheit und Geistesfrische. Wie war es möglich, so fragt man sich Angesichts einer solchen Disharmonie, daß sie sich entschließen konnte, diesem Manne ihre Hand zu reichen, der ihrem ganzen Wesen zuwider war? in eine Berbindung zu willigen, die, wie sich nur zu bald zeigen sollte, bei solcher Ungleichartigkeit das Unglück ihres ganzes Lebens ward und werden mußte?

Ich will versuchen dies psychologische Räthsel, soweit es nach den mir zu Gebote stehenden Mittheilungen möglich ist, durch Kombination der thatsächlich feststehenden Umstände zu lösen.

Die Liebe des armen Walch — denn- auch sein Schicksal ist geeignet uns Theilnahme einzuflößen — zu der schönen Minna Herzlieb war eine tiefere und andauerndere, als man von ihm hätte erwarten sollen. Er setzte seine Bewerbungen Jahre lang fort, und keine Abweisungen seiner Bewerbung, deren er mehrere von Minna empfing, hielten ihn ab, ihr seinen Antrag wieder und immer wieder zu erneuern. Er war daneben ein Mann von Rang und ehrenvoller bürgerlicher Stellung und besaß zugleich ein, für Jenaische Berhältnisse nicht unbedeutendes Bermögen. Minna war arm und mittellos. Mehr= fache Aussichten auf eine Verbindung nach ihrer Neigung, die ihr zugleich eine eigne gefestete Existenz hätten sichern mögen, hatten sich, wie wir sahen, zerschlagen. Sie lebte als Pflege= tochter in einem nicht eben reichen Hause, in einer Familie, wo eine unverheiratete Tochter durch das Dasein einer allgemein geliebten und bewunderten Schönheit sicherlich nicht in ihren eignen Aussichten gefördert wurde; und mehr als einmal mochte Minna selbst sich fagen, daß sie berselben, bei aller gegenseitigen Buneigung, boch im Wege stehe, daß sie zugleich dem Hause,

das so lange für ihren Unterhalt gesorgt, eine Last sei und noch mehr eine solche mit ben Jahren werben könne. Auch wäre es nur menschlich und begreiflich, wenn ihr folche Erwägungen bei ihrem beständig wiederholten Ablehnen der Bewerbungen eines Mannes, der den äußern Umständen nach, für ein armes Mädchen im Anfange der dreißig immerhin eine sogenannte "gute Parthie" heißen konnte, — auch von andern Seiten her zu bedenken gegeben worden wären. Tropdem widerstand sie lange. Aber die Erwägungen obiger Art wurden ftärker und dringender, sie selbst war schwach und willenlos, und ihrem innersten Wesen nach ungeeignet den Wünschen anderer beharrlich und auf die Dauer zu widerstreben. Dazu kamen die wieder= holten Täuschungen, die sie in ihren Herzenshoffnungen im Laufe der Jahre erlitten hatte. Gine Tradition, die ich nicht verbürgen mag, spricht sogar von solchen Täuschungen, welche absichtlich von dritter Hand zur Aufhebung eines früheren Berlöbnisses herbeigeführt worden seien. Was die Umgebung, die Familie in der sie lebte, anlangt, so ist es anzunehmen, daß dieselbe der Bewerbung Walch's sicherlich nicht entgegentrat; ja unter den obwaltenden Verhältnissen dieselbe eher zu begünstigen ge= neigt sein mußte — ein Verhalten, welches kein Billiger, ber Welt und Menschen kennt, tadeln wird. Gewiß aber scheint, daß ein ernsthaftes Widerstreben und Abrathen von dieser Seite nicht stattgefunden haben wird, da nach Allem was wir von Minna Herzlieb's Wesen und Charafter wissen, ein solches Ber= halten, das mit ihrem eignen tieferen Widerstreben harmonirte, feine Wirfung unmöglich hatte verfehlen können.

Das endgültige Verlöbniß mit Walch erfolgte im Frühlinge bes Jahres 1821. Der Brautstand war ein überaus trauriger, und die schreiende Disharmonie dieses Paares drängte sich je= dem auf, der in den Arris deselben trat. Ein noch lebender Zenge, ein Lebensgenesse Minna's, der als junger Student sich in diesem Juste befand, ichreibt darüber: "Der Professer Walch war gewiß ein ehrendafter Mann, aber ebenso gewistlich ein hächst trockner Gelehrner und zu Minna's Weien und Charafter eben so gewistlich ein rellig entgegengesetzter und abstossender Bol. Ich war mit den ichon Berlobten einen Abend im Frommann ichen Hause zusammen, und obzleich damals ein junger und wenig urtheilsfähiger Mensch, sonnte ich doch das ges drückte Wesen, welches das Brantpaar in den Areis brachte, gar wohl bemerken und nur mit innigem Bedanern und übler Ahnung an Minna's Zusunst densen. Die Heirat geschah auf Betrieb und Zureden der Fran Frommann, gewiß von ihrer Seite in guter Absicht; aber die kluge und sehr energische Fran hat sich bitter getäuscht."

Allerdings ward die Erwartung eines Glückes von dieser Berbindung zweier so disparater Elemente für diesenigen, welche auf ein solches gehofft hatten, zu einer fürchterlichen Täuschung. Der Zwang, den sie sich angethan, rächte sich in entsetzlicher Weise an der Unglücklichen. Unmittelbar nach der im September 1821 im Frommann'schen Hause stattgesundenen Hochzeit, wie einige sagen, jedenfalls kurz nach derselben, verließ Minna ihren Gatten, und entsich nach ihrer Baterstadt und zu ihren Berwandten. Sie war in einen Zustand von Gemüthskrankheit verstallen, der sich indessen bald nach ihrer Ankunft zu bessern des gann. Da ihr Gatte in eine Scheidung zu willigen verweigerte, wurden im Laufe der Jahre, auf seinen Betrieb und mit Untersstützung von Freunden, mehrmals Versuche zur Wiedervereinigung gemacht, zu denen sich Minna um so eher bewegen ließ, als der Zwiespalt in ihrem Innern zwischen ihrer unsüberwindlichen Abs

bas so lange für ihren Unterhalt gesorgt, eine Last sei und noch mehr eine solche mit den Jahren werden könne. Auch wäre es nur menschlich und begreiflich, wenn ihr folche Erwägungen bei ihrem beständig wiederholten Ablehnen der Bewerbungen eines Mannes, der ben äußern Umständen nach, für ein armes Mädchen im Anfange ber breißig immerhin eine sogenannte "gute Parthie" heißen konnte, — auch von andern Seiten her zu bedenken gegeben worden wären. Tropdem widerstand sie Aber die Erwägungen obiger Art wurden stärker und bringender, sie selbst war schwach und willenlos, und ihrem innersten Wesen nach ungeeignet den Wünschen anderer beharrlich und auf die Dauer zu widerstreben. Dazu kamen die wieder= holten Täuschungen, die sie in ihren Herzenshoffnungen im Laufe ber Jahre erlitten hatte. Eine Tradition, die ich nicht verbürgen mag, spricht sogar von solchen Täuschungen, welche absichtlich von dritter Hand zur Aufhebung eines früheren Berlöbniffes herbeigeführt worden seien. Was die Umgebung, die Familie in der sie lebte, anlangt, so ist es anzunehmen, daß dieselbe der Bewerbung Walch's sicherlich nicht entgegentrat, ja unter den obwaltenden Verhältnissen dieselbe eher zu begünstigen ge= neigt sein mußte — ein Verhalten, welches kein Billiger, ber Welt und Menschen kennt, tabeln wird. Gewiß aber scheint, daß ein ernsthaftes Widerstreben und Abrathen von dieser Seite nicht stattgefunden haben wird, da nach Allem was wir von Minna Herzlieb's Wefen und Charafter wiffen, ein solches Ber= halten, das mit ihrem eignen tieferen Widerstreben harmonirte, seine Wirkung unmöglich hätte verfehlen können.

Das endgültige Verlöbniß mit Walch erfolgte im Frühlinge des Jahres 1821. Der Brantstand war ein überaus trauriger, und die schreiende Disharmonie dieses Paares drängte sich je= dem auf, der in den Kreis desselben trat. Ein noch lebender Zeuge, ein Lebensgenosse Minna's, der als junger Student sich in diesem Falle befand, schreibt darüber: "Der Prosessor Walch war gewiß ein ehrenhafter Mann, aber ebenso gewißlich ein höchst trockner Gelehrter und zu Minna's Wesen und Charakter eben so gewißlich ein völlig entgegengesetzter und abstoßender Pol. Ich war mit den schon Berlobten einen Abend im Frommann'schen Hause zusammen, und obgleich damals ein junger und wenig urtheilsfähiger Mensch, konnte ich doch das ge z drückte Wesen, welches das Brautpaar in den Kreis brachte, gar wohl bemerken und nur mit innigem Bedauern und übler Ahnung an Minna's Zukunft denken. Die Heirat geschah auf Betrieb und Zureden der Frau Frommann, gewiß von ihrer Seite in guter Absicht; aber die kluge und sehr energische Frau hat sich bitter getäuscht."

Allerdings ward die Erwartung eines Glückes von dieser Berbindung zweier so disparater Elemente für diejenigen, welche auf ein solches gehofft hatten, zu einer fürchterlichen Täuschung. Der Zwang, den sie sich angethan, rächte sich in entsetzlicher Weise an der Unglücklichen. Unmittelbar nach der im September 1821 im Frommann'schen Hause stattgefundenen Hochzeit, wie einige sagen, jedenfalls kurz nach derselben, verließ Minna ihren Gatten, und entsich nach ihrer Baterstadt und zu ihren Berwandten. Sie war in einen Zustand von Gemüthskrankheit versfallen, der sich indessen bald nach ihrer Ankunft zu bessern besgann. Da ihr Gatte in eine Scheidung zu willigen verweigerte, wurden im Lause der Jahre, auf seinen Betrieb und mit Untersstützung von Freunden, mehrmals Versuche zur Wiedervereinigung gemacht, zu denen sich Winna um so eher bewegen ließ, als der Zwiespalt in ihrem Innern zwischen ihrer unüberwindlichen Ab-

neigung und dem was sie als ihre einmal übernommene Pflicht betrachtete, ihrem weichen Gemüthe keine Ruhe ließ. Aber alle diese Bersuche eines erneuerten Zusammenlebens, welche im Laufe von zehn Jahren und barüber angestellt wurden, erwiesen sich nach kurzer Zeit als vergebliche und hatten stets einen Rud= fall in Gemüthstrankheit zur Folge. Bei dem dritten Versuche schrieb sie einem treuen Berather und Freunde: "Es ist schreck= lich, aber wenn ich in meiner Stube" — sie hatte bei ihrem Gatten eine ganz eigne Wohnung für sich selbst — "arbeite und Walch's Stimme nur im Hausflure höre, auch wenn ich gewiß weiß, daß er nicht zu mir eintreten wird, so zittere ich schon am ganzen Körper!" "Diese unüberwindliche Abnei= gung — welche wieder an das Wesen der Ottilie der Wahlver= wandtschaften erinnert — war und ist", wie mein Berichterstatter hinzufügt, "grade denen am räthselhaftesten, welche Minna am genauesten kannten, da wir täglich in den langen Jahren unfres Zusammenlebens mit ihr niemals andre Wahrnehmungen ge= macht haben, als daß sie mit jedem, ohne Unterschied des Standes und der Bildung auf die liebevollste und geeignetste Weise um= zugehen mußte."

So mußten benn endlich alle diese Bersuche aufgegeben werden. Minna blieb von ihrem Gatten bis zu dessem Tode (1853) getrennt. Derselbe vermachte ihr einen Theil seines Bermögens, wie er sie auch während der 32 Jahre der Trensung durch eine Pension unterstützt hatte, welche sie nach langem Widerstreben annahm. Noch zwöls weitere Jahre lebte die Bedauernswerthe in stiller Zurückgezogenheit von der Welt ihr versehltes Leben, das sie als eine schwere Last empfand. Es liegt ein Brief vor mir, den sie an eine entsernte jüngere Berswandte bei dem Tode von deren Mutter im Jahre 1846 ges

schrieben hat. In demselben äußert sie sich über dieses Ereig= niß unter andern mit den Worten: "für sie war ihr Tod sicher eine Wohlthat, da sie soviel gelitten hat. Ich gönne ihr von Herzen die Ruhe, die mir schon Jahre lang als meine schönste Hoffnung erscheint; und doch bin ich körperlich so ganz gesund. Aber desto mehr leidet oft mein Gemüth." Die Züge ihrer großen freien Handschrift in diesem Briefe er= innern an die Handschrift Goethe's, der auch diesen Zug bei seiner "Ottilie" benutzt hat.

Die anhaltend sich wiederholten Störungen in ihrem Gesmüthe, welche von einer unbezwinglichen fortwährenden Unruhe begleitet waren, veranlaßten ihre Angehörigen zu mehrmaligen Versuchen, ihr durch den Ausenthalt in verschiedenen Heilansstalten für Gemüthstranke Herstellung zu schaffen. Ihr Uebel, bei welchem natürlich auch ihr Verstand, wenngleich nur in gesringem Grade in Mitleidenschaft gerathen mußte, wurde gesnährt und gesteigert durch ihr Empfinden, in welchem sie es "sich hauptsächlich als Sünde anrechnete, ihren Mann geheisratet zu haben, obschon sie sich", — fügt mein Gewährsmann hinzu, — "lange genug dagegen gesträubt und ihn viele Jahre hindurch mit seinen Bewerbungen immer abgewiesen hatte, bis sie sich endlich, wohl durch unaushörliches Ueberreden bewogen, zu der unglückseligen Heirat entschloß".

Da ein erster, in Sorau gemachter Heilungsversuch mißlungen war, brachte man sie in eine Heilanstalt in der Nähe von Leipzig, von wo sie nach zwei Jahren als hergestellt zu ihren Berwandten zurücktehrte. Aber nach längerer Zeit kehrten jene Gemüthsstörungen wieder, und sie selbst verlangte zuletzt, auf's Neue in eine Anstalt für Gemüthskranke gebracht zu werden. Vor ihrer Abreise in die Heilanstalt zu Görlitz über-

11:

II

gab sie einem Freunde zwei versiegelte Packete, die im Falle ihres Todes, das eine, ihr Testament enthaltend, an ihre Schwester, das andere an Fräulein Alwine Frommann in Berlin gesendet werden sollten. Der Auftrag ward nach ihrem in der Heilanstalt erfolgten Tode gewissenhaft vollzogen.

Minna Herzlieb starb am 10. Juli 1865, im sechsundsieb= zigsten Jahre in ber Heilanstalt zu Görlit. Go endete in einem "Frrenhause" ein Leben, dem in seiner Jugend die hellsten Sterne gestrahlt, ein Wesen, dem der größte Dichter Deutsch= lands seine Liebe geweiht, sie in seinen ergreifendsten Dichtungen burch den Ausdruck höchster Liebe und Berehrung gefeiert hatte, und das, geschmückt mit allen Borzügen des Geistes und Herzens wie der Schönheit, ganz dazu bestimmt erschienen war, volles Lebensglück zu genießen und zu verbreiten! Fünfundvierzig lange Jahre still getragenen aber nur um so schwerer empfun= benen Unglücks waren das Resultat eines einzigen Schrittes, zu dem sie sich, obschon er ihr im Innersten widerstrebte, aus einer Schwäche hatte bewegen laffen, die eben weil sie einer der liebenswürdigsten Seiten ihres Wesens, ihrer Selbstlosigkeit entstammte, für sie selbst nur um so verderblicher werden mußte.

Ihr ganzes Wesen nämlich, wie wir es durch treue Berichterstatter kennen gelernt haben, machte sie wehrlos und unfähig
zu anhaltendem Widerstande gegen lebhaftes Wünschen und Andringen Anderer, aber es schützte sie um so weniger vor den Folgen ihrer Nachgiebigkeit, als ihre zarte sinnpflanzenhafte Natur den Rückschlag doppelt hart zu empfinden hatte. — Minna Herzlieb hat den Schlüssel zu dem Geheimnisse der Umstände, welche ihr tragisches Schicksal herbeiführten, mit sich in's Grab genommen. Gewohnt, Niemanden als sich selbst an= zuklagen, verharrte sie ihr Leben lang im Schweigen über die Betheiligung Anderer an ihrem Geschicke, und wie sie dasselbe in der Tiefe ihres Innern begrub, so widerstrebte sie auch, so lange sie lebte, jeder Aufforderung zu Mittheilungen über dasselbe. Selbst Berichtigungen über falsche Angaben, wie sie bei Lewes u. a. hervortreten, mochte sie weder selbst geben, noch durch Andere veröffentlichen lassen, und es wird mir gemeldet, daß sogar das Verlangen Kaulbach's um Mittheilung ihres Bildes für seine Goethe'schen Frauengestalten, von derjenigen Person, an die es gerichtet worden war, auf ihren ausdrückli= den Wunsch abschläglich beschieden wurde. Es ist dies dieselbe Tochter des Frommann'schen Hauses, in deren Händen sich aller Wahrscheinlichkeit nach die Autographen der an Minna Herzlieb gerichteten Gebichte und Briefe Goethe's aus jener Periode von 1807—1821 befinden dürften, von deren angeblicher Bernichtung oben die Rede gewesen ist.

Ein mir mitgetheiltes photographisches Bildniß, welches sie auf langes Bitten ihrer Angehörigen in ihrem letzten Lebensjahre anzusertigen gestattete, zeigt in Gestalt und Haltung der siebenzigjährigen Matrone nicht minder wie in den überaus milden und sansten Zügen des Angesichts noch unverkennbare Spuren jener Schönheit und Anmuth, die einst alle, welche ihr in den Jahren der Jugend nahten, so unwiderstehlich angezogen und bezaubert hatte.

Schließen wir für jetzt diese kurze, später vielleicht noch zu 19

vervollständigende Skizze mit einem dafür sprechenden Erleb= nisse aus ihrer Jugendzeit.

}

Es war in einem der nächsten Jahre nach dem großen Be= freiungstriege, daß Minna Herzlieb, damals etwa siebenund= zwanzig Jahre alt, von einem Besuche bei den Ihrigen in Züllichau über Potsdam nach Jena zurückkehrend, die Gelegen= heit benutte, Park und Schloß von Sanssouci zu besuchen. In dem Parke mit ihrer Begleitung umherwandelnd erfuhr fie, daß wegen der Anwesenheit des Königs das Innere des welt= berühmten Ruhesitzes Friedrich's des Großen Fremden nicht ge= zeigt werden könne. Gin auf der Terrasse auf= und abgehender Offizier begrüßte sie im Vorbeigehn und erregte in ihr ein unangenehmes Gefühl, als er bei erneuter Begegnung nicht nur den Gruß wiederholte, sondern auch die Frage an sie richtete: wie ihr die Gegend gefalle und ob sie nicht das Schloß zu besehen wünsche? Sie erwiderte ihm kurz ablehnend aber schicklich: daß das Lettere allerdings ihre Absicht gewesen, daß sie dieselbe aber aufgeben musse, da der König anwesend sei. Erst auf die Antwort des Offiziers: "daß dies wohl kein hinderniß sein werde und fie sich nur getroft melden möge," ein Bescheid, ben er mit einer auf das nahe Schloß beutenden gleichsam einladenden Handbewegung begleitete, ward die Angeredete aufmerksam auf den Redenden, und erkannte jett erst in demfelben den von ihr so hochverehrten König Friedrich Wilhelm III, dessen Wort jett natürlich für die Ueberraschte und Erschrockene einem Befehle gleichkam. Zugleich bemerkte sie, als der König sie verließ, an den Fenstern und Glasthüren des nahen Schlosses, eine Menge neugierig auf sie schauender Gesichter, denn eine solche Aufmerksamkeit wie die, welche hier der sonst so scheue und zurückhaltende Fürst einer Dame schenkte,

mußte für seine Umgebung allerdings eine Merkwürdigkeit sein. In Potsdam erklärte man sich später dieselbe allgemein durch die Annahme, daß der König nicht nur durch Minna Herzlieb's überaus liebliche Erscheinung, sondern auch durch ihre sehr lebshaft an die verstorbene Königin Louise erinnernde Gestalt und Haltung zu diesem bei ihm so seltenen Beweise von Ausmertssamkeit und Beachtung veranlaßt worden sei. Sie wurde darauf durch einen Kammerherrn mit ihrem Begleiter im Schlosse umhergesührt, äußerte aber später gegen die Ihrigen: "daß sie wegen ihres vorhergegangenen Benehmens gegen den König und in Folge des Gesühls von Besangenheit und Beschämung, das sich ihrer darüber bemächtigt, nichts gesehen zu haben sich erinnere, als viele sie neugierig anstarrende Gesichter." —

Und so seien denn diese Blätter als ein Zeichen der Ersinnerung weihend niedergelegt auf dem Grabe einer Frauengesstalt, deren Anmuth und Herzensschönheit einst den größten Dichter unseres Volks bezaubert und zu einer seiner ergreifendssten dichterischen Schöpfungen begeistert hat.

ځ..

- - -

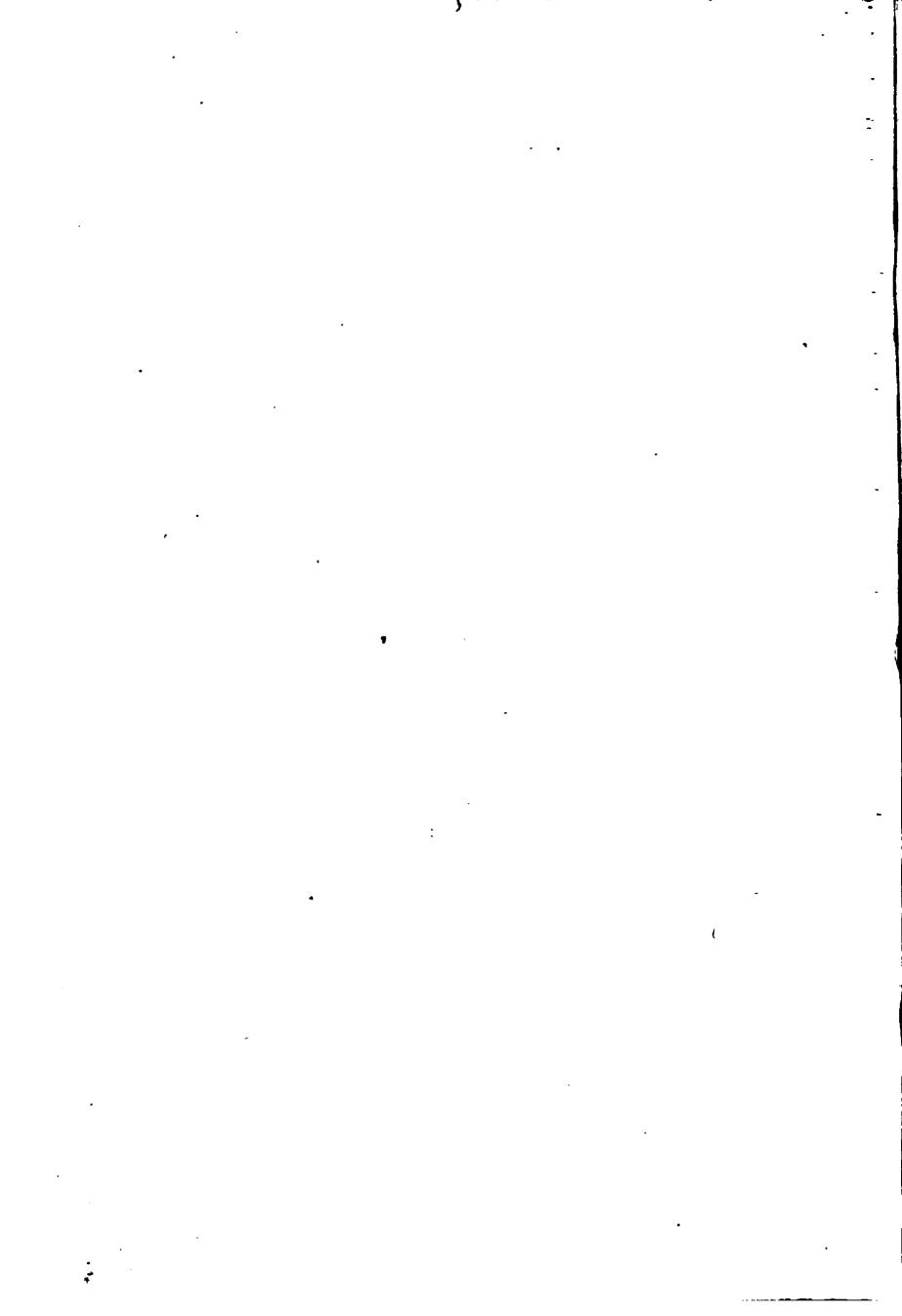


•



• • ÷ : • -•

. . • · • •



vervollständigende Stizze mit einem dafür sprechenden Erleb= nisse aus ihrer Jugendzeit.

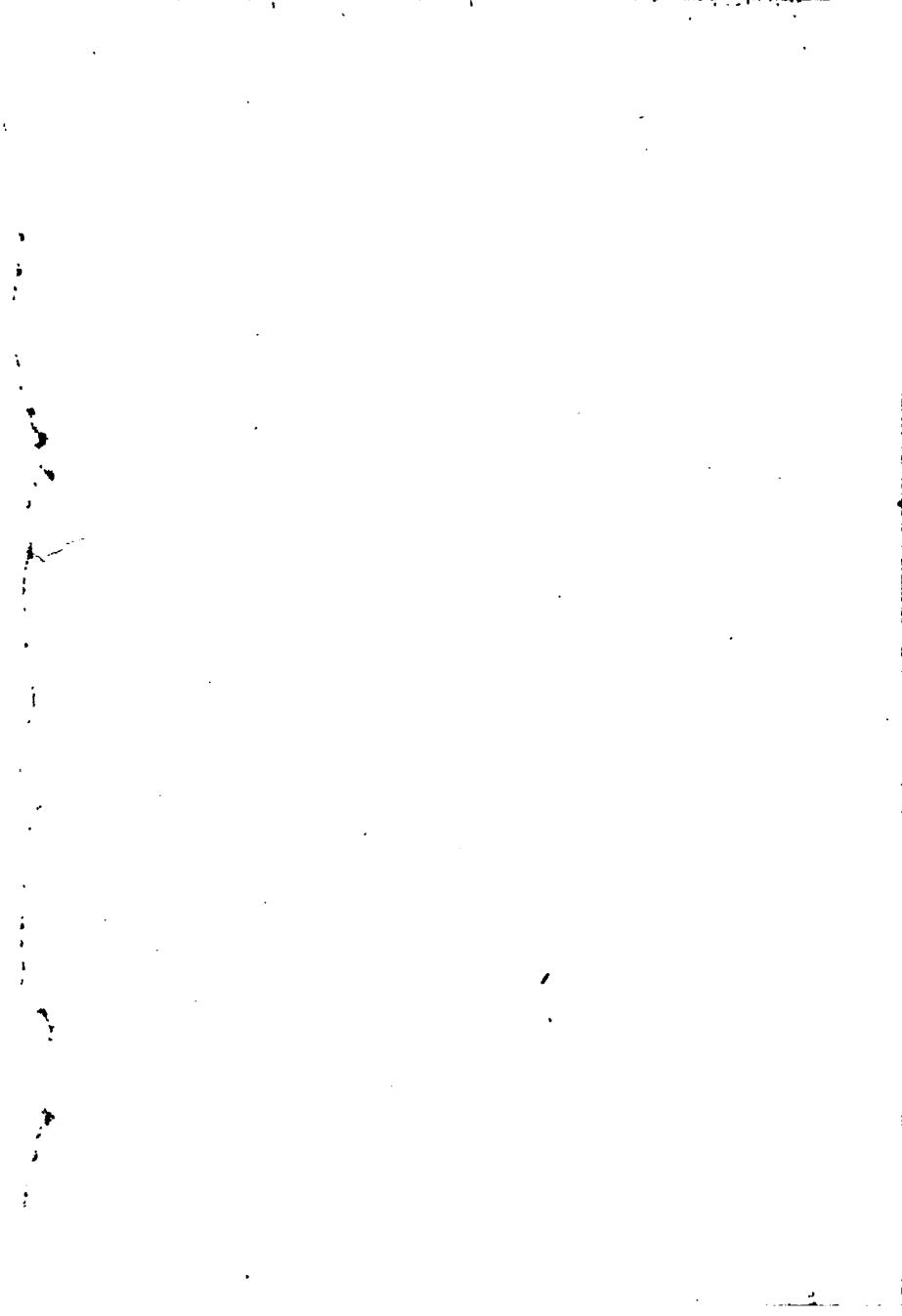
7

1

Es war in einem der nächsten Jahre nach dem großen Be= freiungstriege, daß Minna Herzlieb, damals etwa siebenund= zwanzig Jahre alt, von einem Besuche bei den Ihrigen in Büllichau über Potsbam nach Jena zurücklehrend, die Gelegen= heit benutte, Park und Schloß von Sanssouci zu besuchen. In dem Parke mit ihrer Begleitung umherwandelnd erfuhr fie, daß wegen der Anwesenheit des Königs das Innere des welt= berühmten Ruhesites Friedrich's des Großen Fremden nicht ge= zeigt werden könne. Ein auf der Terrasse auf= und abgehender Offizier begrüßte sie im Vorbeigehn und erregte in ihr ein unangenehmes Gefühl, als er bei erneuter Begegnung nicht nur den Gruß wiederholte, sondern auch die Frage an sie richtete: wie ihr die Gegend gefalle und ob sie nicht das Schloß zu besehen wünsche? Sie erwiderte ihm kurz ablehnend aber schicklich: daß das Lettere allerdings ihre Absicht gewesen, daß sie dieselbe aber aufgeben musse, da der König anwesend sei. Erst auf die Antwort des Offiziers: "daß dies wohl kein Hinderniß sein werde und sie sich nur getrost melden möge," ein Bescheid, ben er mit einer auf das nahe Schloß beutenben gleichsam einladenden Handbewegung begleitete, ward die An= geredete aufmerksam auf den Redenden, und erkannte jett erft in demselben den von ihr so hochverehrten König Friedrich Wilhelm III, dessen Wort jetzt natürlich für die Ueberraschte und Erschrockene einem Befehle gleichkam. Zugleich bemerkte sie, als der König sie verließ, an den Fenstern und Glasthüren des nahen Schlosses, eine Menge neugierig auf sie schauender Gesichter, denn eine solche Aufmerksamkeit wie die, welche hier der sonst so scheue und zurückaltende Fürst einer Dame schenkte,

mußte für seine Umgebung allerdings eine Merkwürdigkeit sein. In Potsdam erklärte man sich später dieselbe allgemein durch die Annahme, daß der König nicht nur durch Minna Herzlieb's überaus liebliche Erscheinung, sondern auch durch ihre sehr lebshaft an die verstorbene Königin Louise erinnernde Gestalt und Haltung zu diesem bei ihm so seltenen Beweise von Aufmerksfamkeit und Beachtung veranlaßt worden sei. Sie wurde darauf durch einen Kammerherrn mit ihrem Begleiter im Schlosse umhergesührt, äußerte aber später gegen die Ihrigen: "daß sie wegen ihres vorhergegangenen Benehmens gegen den König und in Folge des Gesühls von Besangenheit und Beschämung, das sich ihrer darüber bemächtigt, nichts gesehen zu haben sich erinnere, als viele sie neugierig anstarrende Gesichter." —

Und so seien denn diese Blätter als ein Zeichen der Ersinnerung weihend niedergelegt auf dem Grabe einer Frauengesstalt, deren Anmuth und Herzensschönheit einst den größten Dichter unseres Volks bezaubert und zu einer seiner ergreisendssten dichterischen Schöpfungen begeistert hat.



. . · • • •



) : ŧ

. . : ı

